MANN UND WEIB

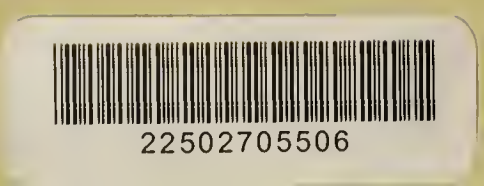
IHRE BEZIEHUNGEN ZU EINANDER UND ZUM KULTURLEBEN DER GEGENWART.

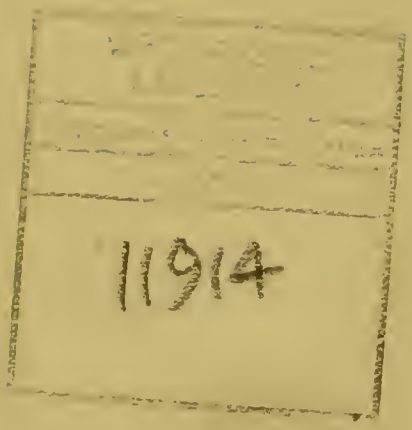
E.

D.

O. II.

29/R




11914

Mann und Weib.

Mann und Weib

Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart.

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. phil. Th. Achelis, Dr. med. J. Bloch, Wilh. Bölsche, Prof. Dr. phil. Karl Borinski, Lily Braun, Lothar Brieger-Waſſervogel, Dr. med. et phil. G. Buſchan, Johanna Elberskirchen, Prof. Dr. med. Otto Großer, Priv.-Doz. Dr. phil. M. Haberland, Dr. phil. Th. Heller, Priv.-Doz. Dr. phil. et med. W. Hellpach, Staatsarchivar Dr. phil. Otto Henne am Rhyn, Oberarzt Dr. med. Ed. Heß, Prof. Dr. med. V. Janovsky, Redakteur Toni Kellen, Geheimer Juſtizrat, Prof. Dr. jur. Joſ. Kohler, Eliſabeth Koßmann, Sanitätsrat Dr. med. Alb. Moll, Dr. phil. Joſ. Müller, Priv.-Doz. Dr. med. Freiherr Albr. von Notthafft, Priv.-Doz. Dr. phil. Pauline Schiff, Prof. Dr. phil. O. Schrader, Toni Schwabe, Priv.-Doz. Dr. jur. Th. Sternberg, Marie Stritt, Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. jur. et phil. Friedr. Zahn, Prof. Dr. theol. et phil. Fr. Zimmer, Fedor von Zobeltitz, Hofrat Prof. Dr. Emil Zuckerkandl

volkstümlich dargeſtellt und herausgegeben von

Prof. Dr. R. Koßmann und Priv.-Doz. Dr. Jul. Weiß
Berlin Wien.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

I. Band:

Der Mann. Das Weib.

Mit 421 Abbildungen im Text
und 22 Kunstbeilagen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Lebenslauf. Nach einem Gemälde von Sebastian Lucius.

Vorwort.

Der Gedanke, der unserem Werke zu Grunde liegt, ist klar und einfach. Die gesamte Menschheit ist ein zweifaches Wesen: Mann und Weib. Jeder Teil hat seine bestimmten Daseinsbedingungen, läuft eine gewisse Entwicklung durch und vollendet seine Lebensbahn nach Gesetzen, die teils in ihm selbst, teils im Weltall und Kulturzustande begründet sind. Kindheit, Jugendzeit, Zeit der höchsten Lebensfülle und Lebenskraft und endlich Periode des Niederganges, des Verdorrens und Altwerdens ist bei Mann und Weib nicht vollkommen identisch, sondern vielfach voneinander abweichend, wie dies ja teilweise durch die körperliche Verschiedenheit, teilweise durch soziale und kulturelle Zustände bedingt erscheint. So wird es verständlich, warum wir im ersten Bande unseres Werkes zunächst den Mann und in zweiter Reihe das Weib einer selbständigen Betrachtung unterzogen haben.

Der zweite Band bringt sodann die Wechselbeziehungen der beiden Geschlechter zueinander: Liebe, Ehe, Heirat, ehelicher und außerehelicher Geschlechtsverkehr in allen seinen Abarten und Auswüchsen, in allen natürlichen und unnatürlichen Entwicklungen. Er schildert ferner, in welcher Art dichtende und bildende Kunst die Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander in denkwürdigen Meisterschöpfungen festgehalten haben.

Der dritte Band umfaßt die Beziehungen der beiden Geschlechter zur Kultur der Gegenwart: Mann und Weib im Hausstande und im Erwerbsleben, Mann und Weib in den verschiedenen

Ständen, Aristokratie, Bürgerstand, Bauernstand u. s. w., Mann und Weib bei den verschiedenen Rassen und Nationen.

Wer das ganze Werk studiert, könnte vielleicht hie und da auf scheinbare Widersprüche stoßen. Aber sie sind nur *scheinbar*; denn wenn auch das in einem Kapitel Gesagte mit dem in einem späteren Kapitel Mitgeteilten nicht immer übereinstimmt, so ist dies nur ein Vorzug unseres Werkes, da eben dieselben Fragen von verschiedenem Standpunkte aus behandelt werden. Auffallend wird namentlich die Verschiedenheit sein, mit der in dem einen Kapitel der männliche, in einem zweiten Kapitel der weibliche Autor denselben Gegenstand berührt. Das liegt aber eben im Gegensatz, der bis zur Gegenwart über die Lösung einer ganzen Reihe von Fragen zwischen dem rein männlichen und rein weiblichen Standpunkte besteht. Der Leser unseres Werkes soll beide Ansichten hören und er soll sich selbst sein Urteil bilden können.

Großen Wert haben wir auf die künstlerische Ausstattung des Werkes gelegt. Der Text ist durch eine reiche Anzahl hervorragender Reproduktionen der größten Meisterwerke aller Zeiten belebt, wobei jedoch stets darauf Bedacht genommen wurde, daß der Bilderschmuck den Text nicht verdrängt. Er soll ihn begleiten und erklären, er soll ein Beweismittel für das da und dort Gesagte sein, aber er soll an keiner Stelle den Text ersetzen. Trotz des reichen Bilderschmucks ist das Format des Werkes ein solches, daß es eine leichte, angenehme Lektüre gestattet.

Wir haben es streng vermieden, rein sinnliche Darstellungen zu bringen, weder was den Text, noch was die Bilder betrifft, wenn das Thema auch hie und da es erfordert, auf Einzelheiten einzugehen, die wohl nicht für die unreife Jugend bestimmt sind, aber sowohl vom reifen Mann als auch vom Weibe mit nüchternem Ernst gelesen werden dürfen.

Schließlich waren wir darauf bedacht, schwerverständliche philosophische Darlegungen unserem Werke fernzuhalten. Jedes einzelne Kapitel ist klar, unter Vermeidung aller unnützen Fremdwörter *volkstümlich* geschrieben.

Die Herausgeber.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung. Die Sonderung der Geschlechter. Von Professor Dr. med. et phil. R. Koßmann in Berlin . . . . . 1—40

Erster Teil: Der Mann.

1. Kapitel. Der menschliche Körperbau. Von Professor Dr. med. Otto Großer in Wien . . . . . 41—51
2. Kapitel. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Mannes. Von Sanitätsrat Dr. med. Albert Moll in Berlin . . . . . 52—61
3. Kapitel. Das Geschlechtsleben des Mannes. Von Dr. med. Iwan Bloch in Charlottenburg . . . . . 62—83
4. Kapitel. Das geistige Leben und das Gefühlsleben des Mannes. Von Privatdozent Dr. jur. Theod. Sternberg in Lausanne . . . 84—142
5. Kapitel. Der Mann als Kind. Von Dr. phil. Theod. Heller, Anstaltsdirektor in Wien-Grinzing . . . . . 143—160
6. Kapitel. Der Mann als Jüngling. Von Oberarzt Dr. med. Eduard Heß in Görlitz . . . . . 161—180
7. Kapitel. Der Mann als Gatte. Von Dr. phil. Josef Müller in Bamberg . . . . . 181—198
8. Kapitel. Der Mann als Vater. Von Dr. phil. Josef Müller in Bamberg . . . . . 199—210
9. Kapitel. Der Mann als Witwer. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 211—222
10. Kapitel. Der Mann als Hagestolz. Von Professor Dr. phil. O. Schrader in Jena . . . . . 223—242
11. Kapitel. Der Mann als Greis. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 243—272

Zweiter Teil: Das Weib.

1. Kapitel. Der Körperbau des Weibes (verglichen mit dem des Mannes). Von Professor Dr. med. Otto Großer in Wien. Mit Anhang von Hofrat Professor Dr. med. E. Zuckerkandl in Wien . . . . . 1—45
2. Kapitel. Die Schönheit des Weibes. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 46—76
3. Kapitel. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Weibes. Von Professor Dr. med. et phil. R. Koßmann in Berlin . . . . . 77—186
4. Kapitel. Das Geschlechtsleben des Weibes. Von Johanna Elberskirchen auf Burg Münchhausen bei Meckenheim . . . . . 187—230
5. Kapitel. Das geistige Leben des Weibes. Von Lily Braun in Berlin . . . . . 231—287
6. Kapitel. Das Gefühlsleben des Weibes. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien. . . . . 288—302
7. Kapitel. Das Weib als Kind. Von Dr. phil. Theod. Heller, Anstaltsdirektor in Wien-Grinzing . . . . . 303—320
8. Kapitel. Das Weib als halbwüchsiges Mädchen. Von Toni Schwabe in Jena . . . . . 321—338

Seite
9. Kapitel. Das Weib als Jungfrau. Von Toni Schwabe in Jena 339—360
10. Kapitel. Das Weib als Gattin. Von Marie Stritt in Dresden 361—384
11. Kapitel. Das Weib als Mutter. Von Marie Stritt in Dresden 385—406
12. Kapitel. Das Weib als Witwe. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 407—415
13. Kapitel. Das Weib als alte Jungfer. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 416—423
14. Kapitel. Das Weib im Matronenalter. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß in Wien . . . . . 424—434

Verzeichnis der Abbildungen.

Zum „Vorwort“: Lebenslauf. Nach einem Gemälde von Sebastian Lucins V

Einleitung.

1. Zellgewebe aus der Mundschleimhaut eines Amphibiums 5
2 bis 7. Entwicklung der männlichen Keimzelle, schematisch 6
8 bis 10. Entwicklung der weiblichen Keimzelle, schematisch 7
11 bis 13. Entwicklung der weiblichen Keimzelle, schematisch 7
14. Reifes Ei, schematisch 8
15 bis 19. Befruchtung und Teilung des Eies, schematisch 9
20. Schmarotzender Asselkrebs aus der Kiemenhöhle unserer eßbaren Nordseegarneele 14
21. Der große Frostspanner 15
22. Unser Glühwürmchen 15
23. Eine Strandkrabbe (Gonoplax) 17
24. Känguruhe; vorn ein Muttertier, aus dessen Beutel ein Junges den Kopf vorstreckt 19
25. Der Prachttrogon oder Quezal (Pharomacrus resplendens) 25
26. Männliche Idealfigur 30
27. Weibliche Idealfigur 31
28. Der Hermaphrodit im Nationalmuseum zu Rom; ein antikes Phantasiegebilde, das die Charaktere beider Geschlechter in einer Person zu vereinigen sucht 40

Erster Teil: Der Mann.

29. Schädel des Menschen im Durchschnitt. Nach Ranke 43
30. Kind im Alter von sechs Tagen. Nach Stratz 49
31. Größenverhältnisse des Erwachsenen und des Neugeborenen. Nach Stratz 50
32. Neugeborener und Erwachsener in gleicher Größe. Nach Stratz . . 51
33. Männliche Beckenorgane nach Entfernung der linken Beckenwand, von links 52
34. Rechter Hoden und Nebenhoden von der äußeren Seite nach Entfernung eines Abschnitts aus dem Hoden und Präparation des Nebenhodens 53
35. Schnitt durch die Mitte der männlichen Beckenorgane, rechte Hälfte von links 53
36. Querschnitt durch das männliche Glied 54
37. Rechter Hoden und Nebenhoden nach Eröffnung der Scheidenhäute an der äußeren Seite 54
38. Reife Samenfäden des Menschen 55
39. Ein Satyr. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens 62
40. Der erste Kuß. Nach einem Gemälde von Ch. Lenoir 71
41. Kleopatra. Nach einem Gemälde von Hans Makart . . . . . 72—73

		Seite
42.	Kokett. Nach einem Gemälde von Franz Ruß	77
43.	Die Geburt der Venus. Nach einem Gemälde von Sandro Botticelli	79
44.	Diana mit Nymphen von Satyren überfallen. Nach einem Gemälde von P. P. Rubens	80
45.	Casanova	81
46.	Gigantenkampf. Fries vom Unterbau des großen Pergamonaltars in Berlin	84
47.	Herkules, den Antäus tötend. Nach einem Gemälde von Hans Baldung, genannt Grien	85
48.	Simson bedroht seinen Schwiegervater, der ihm seine Frau vorenthält. Nach einem Gemälde von Rembrandt	91
49.	Die Versuchung des heiligen Antonius. Nach einem Gemälde von David Teniers d. J.	93
50.	Kriegermaske am Zeughaus in Berlin. Von A. Schlüter	104
51.	Kriegermaske am Zeughaus in Berlin. Von A. Schlüter	105
52.	Der Tod auf der Barrikade. Von Alfred Rethel	106
53.	Der Tod als Sieger. Von Alfred Rethel	107
54.	Georges Bizet, Komponist der „Carmen"	110
55.	François Joseph Talma. Nach einem Gemälde von Fr. P. Gérard	111
56.	Friedrich Hegel, Schöpfer der Philosophie des Widerspruchs	113
57.	Lustige Brüder in der Kneipe. Nach einem Gem. von Adrian Brouwer	115
58.	Die Trinker. Nach einem Gemälde von Velasquez	117
59.	Festmahl der Offiziere der Bogenschützen St. Georgs. Nach einem Gemälde von Frans Hals d. Ä.	119
60.	Julius Cäsar. Büste im Nationalmuseum zu Neapel	121
61.	Napoleon I. Nach einem Gemälde von Horace Vernet	122
62.	Graf Moltke. Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach	123
63.	Chamberlain	123
64.	Christoph Kolumbus. Nach einer Büste in der Pinakothek des Kapitols zu Rom	124
65.	David Livingstone	124
66.	Fridtjof Nansen	125
67.	Dr. Emin Pascha	126
68.	Admiral Nelson. Nach einem Gemälde von Hoppner gestochen von A. H. Payne	127
69.	John D. Rockefeller	128
70.	Cornelius Vanderbilt d. Ä.	128
71.	Theodor Mommsen	129
72.	Michelangelo. Nach einem alten Stich	129
73.	Johann Sebastian Bach. Nach einem Gemälde von L. Haußmann im Besitze der Thomasschule zu Leipzig	130
74.	Ludwig van Beethoven. Nach einer Originalradierung von C. D. Dake im Verlage von Dietrich & Cie. in Brüssel	130
75.	Richard Wagner. Aus Franz Hanfstaengls Porträtkollektion	131
76.	E. Jacques Dalcroze	131
77.	William Shakespeare. Nach einem alten Stich	132
78.	Edmund Kean. Nach einer Lithographie	133
79.	Werner von Siemens	135
80.	Louis Pasteur	136
81.	Isaak Newton. Nach einem Gemälde von C. Seemann gestochen von Monsaldi	137
82.	Fr. Fröbel	137
83.	Plato. Nach einer antiken Büste im Alten Museum zu Berlin	138

		Seite
84.	Spinoza. Nach einem Stiche von H. Lips	139
85.	Immanuel Kant	140
86.	Sokrates. Antike Büste	141
87.	Reiterstatue des Colleoni. Von Andrea del Verrocchio	142
88.	Der Früchtekranz. Nach einem Gemälde von P. P. Rubens	143
89.	Romulus und Remus. Nach einem Gemälde von Jos. Binder	145
90.	Bambino. Von Luca della Robbia	147
91.	Die Söhne des Meisters. Nach einem Gemälde von Chr. L. Vogel	151
92.	Der König von Rom. Nach einem Gemälde von François P. Gérard	155
93.	Der kleine Beschützer. Von Max Fromental	160
94.	Narziß. Antike Bronzestatue im Museo Nazionale zu Neapel	161
95.	Der Diskuswerfer des Myron. (Bronzierter Abguß)	162
96.	David. Von Michelangelo	163
97.	Th. Godsalve und Sohn. Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J.	164
98.	Selbstbildnis Raffaels	165
99.	Selbstbildnis Rembrandts	165
100.	Selbstbildnis Andrea del Sartos	166
101.	Ein junger Geistlicher. Nach einem Gemälde von Tizian	167
102.	Der Mann mit dem Handschuh. Nach einem Gemälde von Tizian	168
103.	Das Debut („Erstes Auftreten"). Nach einem Gemälde von Ad. Faugeron	169
104.	Die Klage des Hirten. Nach einem Gemälde von Arnold Böcklin	171
105.	Die Wasserfrau. Nach einem Gemälde von Hermann Prell	173
106.	Skisport	175
107.	Reihenübung am Barren	176
108.	Achter-Rudermannschaft	177
109.	Schön gebauter Körper eines muskulösen jungen Mannes: Rückenansicht	178
110.	Schön gebauter Körper eines muskulösen jungen Mannes: Vorderansicht	179
111.	Der junge Goethe vom Straßburger Goethedenkmal. Von E. Waegener	180
112.	Nach Mitternacht. Nach einem Gemälde von V. Irminger	181
113.	Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis. Nach einem Gemälde von P. P. Rubens	187
114.	Hektors Abschied von Andromache. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Preller d. J.	189
115.	Sehnsucht. Nach einem Gemälde von A. H. Schramm	190
116.	'ne Idee höher. Nach einem Gemälde von Th. Funck	191
117.	Klara Schumann	192
118.	Robert Schumann. Nach einer Originalzeichnung von E. Bendemann	193
119.	Petrarca und Laura. Nach einem Gemälde von J. Flour	195
120.	Johann Wolfgang von Goethe. Nach einem Gemälde von Jos. Stieler	196
121.	Christiane Vulpius. Nach einem Aquarell von J. A. F. Tischbein im Besitz des Herrn Professor Th. Steffner in München	197
122.	Tischgebet. Nach einem Gemälde von Elisabeth Jerichau-Baumann	199
123.	In väterlicher Hut. Von Bertrand Boutée	201
124.	Am Abend. Nach einem Gemälde von Kurt Ekwall	203
125.	Sonntagsschule. Nach einem Gemälde von W. Firle	207
126.	Unser täglich Brot gib uns heute. Nach einem Gemälde von A. Ahnert	209
127.	Der Witwer. Nach einem Gemälde von P. Meyer	211
128.	Da draußen stets betrogen — saust die geschäft'ge Welt! Nach einem Gemälde von P. Höcker	213
129.	Karl der Große. Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer im Germanischen Museum zu Nürnberg	215
130.	König Heinrich VIII. von England. Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J.	216

Seite

131. König Ferdinand VII. von Spanien. Nach dem Leben gezeichnet . . 217
132. König Jakob II. von England. Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg 218
133. König Karl II. von England. Nach einem alten Stich 218
134. Kaiserin Marie Luise. Nach einem Gemälde von François P. Gérard 219
135. Josephine Beauharnais. Nach einem Gemälde von François P. Gérard 219
136. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Nach einem Gemälde von Schröder gestochen von Sintzenich 220
137. Kaiser Leopold I. von Österreich. Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz 221
138. Kaiser Franz II. von Österreich. Nach einem Stich von Pfeiffer . 221
139. John Milton. Nach einem alten Stich 222
140. Vergnügliche Vorbereitungen. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner 223
141. Verbrennung der Leiche eines russischen Häuptlings. Nach einem Wandgemälde von H. v. Siemiradzki 227
142. Entrophor 229
143. Hieronymus im Gehäuse. Nach dem Originalkupferstich von Albrecht Dürer im Besitz des Kgl. Kupferstichkabinetts in Stuttgart 231
144. Der glückliche Familienvater. Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki 236
145. Der Hagestolz. Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki . . . 237
146. Dachstube. Nach einem Gemälde von C. Spitzweg 239
147. Quartett im Kloster. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner . . . 241
148. Heimführung der Braut. Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki 242
149. Greisenkopf. Nach einem Gemälde von P. P. Rubens 245
150. Stück eines Querschnittes durch die Wand der großen Schlagader . . 247
151. Der Gelehrte. Nach einer Ölstudie von Otto Seitz 250
152. Brustbild des Michael Wohlgemuth. Nach e. Gem. v. Albrecht Dürer 251
153. Papst Paul III. Nach einem Gemälde von Tizian 255
154. Papst Leo XIII. 256
155. Jakob Pichler, genannt der Högger Jaggele 258
156. Lebensabend. Nach einem Gemälde von van Hove 259
157. Chr. W. Hufeland. Nach einem Stich. 264
158. Ad. v. Menzel. Nach der Natur gezeichnet von Jan Veth 265
159. Ludwig Windthorst 266
160. Lukas Cranach. Nach einem Selbstporträt gestochen von M. Steinla 267
161. Alexander v. Humboldt 268
162. Rudolf v. Alt 268
163. Bildnis eines alten Mannes. Nach einem Gemälde von Jan Lievens 269
164. Der Geizhals. Aus dem „Totentanz" von Hans Holbein d. J. . . 270
165. Der Mann mit der Kupfernase. Nach einem Gemälde von Rembrandt 270
166. Bildnis eines alten Mannes. Nach einem Gemälde von Tintoretto 271
167. Theophrastus Bombastus Paracelsus. Nach einem alten Stich . . . 272

Zweiter Teil: Das Weib.

Das Leben. Nach einem Gemälde von Raphael Schuster-Woldan . . 1
1. Männliches Modell von etwa 30 Jahren 8
2. Weibliches Modell von 26 Jahren 8
3. Apoxyomenos, Statue eines griechischen Ringkämpfers, nach Lysipp . 9
4. David. Von Michelangelo 10
5. Venus. Nach einem Gemälde von Franciabigio 11
6. Männlicher Schenkelknochen von hinten 14
7. Weiblicher Schenkelknochen von hinten 14

		Seite
8.	Querschnitt durch den männlichen Oberarm an der Grenze von mittlerem und unterem Drittel	15
9.	Querschnitt durch den weiblichen Oberarm an der Grenze von mittlerem und unterem Drittel	15
10.	Männlicher Schädel	18
11.	Weiblicher Schädel, im gleichen Maßstab wie der männliche	19
12.	Stirnhöhle eines männlichen Schädels	21
13.	Selbstporträt Rembrandts	22
14.	La Fornarina, genannt La Velata (Detail). Nach einem Gem. v. Raffael	23
15.	Schädel eines 2 Monate 10 Tage alten Kindes	24
16.	Männliches Modell in Seitenansicht zur Demonstration der Wirbelsäulenkrümmung	25
17.	Weibliches Modell in Seitenansicht zur Demonstration der Wirbelsäulenkrümmung	25
18.	Männliches Skelett	26
19.	Weibliches Skelett	27
20.	Jugend. Von W. Wandschneider	29
21.	Männliches Becken von vorne	30
22.	Weibliches Becken von vorne	31
23 u. 24.	Horizontalschnitt durch den männlichen und weiblichen Kehlkopf in der Höhe der Stimmbänder	34
25.	Geburt der Venus. Nach einem Gemälde von A. Cabanel	46
26.	Junge Frau mit schlaffer Brust, Hängebauch und Schwangerschaftsnarben nach der Geburt eines Kindes	50
27.	Dieselbe in Rückenansicht mit schön modelliertem Rücken, ebensolchen oberen und unteren Gliedmaßen	51
28.	Einundzwanzigjährige Wienerin mit zartem Oberkörper und plump geformten unteren Gliedmaßen, welche deutliche Zeichen von englischer Krankheit aufweisen	52
29.	Berlinerin mit einer Andeutung von O-Beinen als Zeichen überstandener englischer Krankheit	53
30.	Zweiundzwanzigjährige Schlesierin (der Vater Schlesier, die Mutter Polin) mit tuberkulös veranlagtem Brustkorb	54
31.	Dieselbe in Rückenansicht mit nach rückwärts gewendetem Gesicht, wodurch die unschönen Partien des Halses und der oberen Brust nicht sichtbar sind und die plastisch modellierten übrigen Körperpartien zur Geltung kommen	55
32.	Anna Hillmayr. Nach einem Gemälde von Jos. Stieler	56
33.	Französin mit schönen Augen	57
34.	Porträt der Marguerite Joséphine Wemmer, genannt Mademoiselle George. Nach einem Gemälde von François P. Gérard	58
35.	Französin mit regelmäßig gebauter Nase und schön geformtem Hals	59
36.	Französin mit Stumpfnase und sehr schön geformtem Mund	60
37.	Wienerin mit plastisch modellierten Schulterpartien	61
38.	Zweiundzwanzigjährige Wienerin mit ideal schön geformtem Rumpf	62
39.	Dreizehnjähriges Mädchen in Seitenansicht: das Bild der zur Jungfrau entwickelten Unschuld mit ideal geformter Brust	63
40.	Dreizehnjährige Wienerin mit Knospenbrust	64
41.	Typus einer Beauté de diable	65
42.	Dieselbe als Brustbild	65
43.	Siebzehnjähriges Wiener Modell	66
44.	Sechzehnjähriges Mädchen französischer Abstammung mit unschön geformten Brüsten	67

Seite

45. Dreiundzwanzigjährige Böhmin mit etwas zu üppig entwickelten und daher herabhängenden Brüsten 68
46. Zweiundzwanzigjährige Wienerin mit schön modellierten Hüftpartien 69
47. Siebzehnjährige Wienerin (Modell) 70
48. Das sechzehnjährige Mädchen der Abbildung 44 in Vollgestalt . . . 71
49. Tänzerin aus einem Pariser Tingeltangel 72
50. Norddeutsches Mädchen mit zarten Körperformen und sanftem Gesichtsausdruck 73
51. Variétékünstlerin aus einem Pariser Café chantant 75
52. Alte Frau. Nach einem Gemälde von A. Penz 76
53. Anna Strobel, frühreifes Mädchen im Alter von vier Jahren und neun Monaten 80
54. Holzpuppe eines Mädchens der Nutka-Indianer (Westvancouver) in der Tracht, die es beim Eintreten der ersten Menstruation anlegt (Zederbastdecke und Zederbastpolster ins Haar geflochten) 81
55 u. 56. Haarschmuck aus Zederbast, Muscheln und Perlen, von jungen Mädchen der Nutka-Indianer (Westvancouver) bei der ersten Menstruation angelegt und vier Monate lang getragen 82
57 bis 64. Haarschmuck aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56) . . . . . 83 bis 86
65. Menstruierende Chew'surenfrauen vor der Menstruationshütte . . . 87
66. Räuchergefäß für den Unterleib nach Ambroise Paré 89
67 bis 70. Schematische Darstellung des Verhaltens der Eihäute, des Keimes und der Anhaftung des Eies 93
71. Schematische Darstellung des Verhaltens der Eihäute, des Keimes und der Anhaftung des Eies 93
72. Schematische Darstellung der Vergrößerung der Gebärmutter entsprechend den mit Zahlen angegebenen Wochen der Schwangerschaftsdauer . . 96
73. Geburt von Jakob und Esau. Aus einem Fresko von Benozzo Gozzoli im Campo Santo zu Pisa 103
74. Geburt von Vierlingen. Bild eines oberdeutschen Malers (um 1450) in der Fürstlichen Galerie des Schlosses Lichtenstein 104
75. Denkstein der Siebenlinge der Familie Römer in Hameln 105
76. Haltung der sechsmonatigen Leibesfrucht im Längsschnitt der Schwangeren 109
77. Blasen einer Traubenmole 110
78. Diana entdeckt die Schwangerschaft der Nymphe Kallisto. Nach einem Gemälde von Tizian 111
79. Venus von Urbino. Nach einem Gemälde von Tizian 112
80. Donna gravida. Nach einem Gemälde von Raffael 112
81. Maria und Elisabeth mit den in ihren Leibern sichtbaren heiligen Embryonen. Originalaufnahme eines im erzbischöflichen Museum zu Utrecht befindlichen Gemäldes der Kölner Schule (um 1450) 113
82. Mariä Heimsuchung. Nach einer Radierung von Carlo Maratta . 114
83. Mariä Heimsuchung (Detail). Von Raffael 115
84. Vorrücken der gewölbten Fruchtblase in den Muttermund 117
85. Deutscher Gebärstuhl des sechzehnten Jahrhunderts. Nach Jakob Rueff 122
86. Die unvorsichtige Kindermutter. Titelbild aus „Des Getreuen Eckharts Unvorsichtige Hebamme 1715“ 123
87. Verdrückung des Beckens durch englische Krankheit 125
88. Gebärmutterspeculum, gefunden in Pompeji 1819 129
89. Kaiserschnitt in Uganda (Zentralafrika) 130
90. Die Ausführung des Kaiserschnitts an der lebenden Kreißenden in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts 130

		Seite
91.	Unschädliche Kopfzange	131
92.	Tod der Rahel. Nach einem Gemälde von Gambettino Cignaroli	133
93.	Geburt Mariä. Nach einem Gemälde von Andrea del Sarto	145
94.	Wochenstube. Nach einem Gemälde eines Nordtiroler Meisters in Innsbruck	146
95.	Geburt Mariä. Nach einem Gemälde von Bartholomäus Zeitblom	147
96.	Wochenstube (bemaltes Holzrelief im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin)	148
97.	Vornehme Wochenstube in Frankreich um 1650. Nach einer Radierung von Abraham Bosse	149
98.	Wochenstube. Nach einem Gemälde von G. van Brekelenkam	150
99.	Wochenstube. Nach einem Gemälde von Masaccio	151
100.	Artemis (Diana) von Ephesus	155
101.	Altägyptischer Knabe, gemeinsam mit einem Kalb an einer Kuh saugend	156
102.	Venus von Arles	157
103.	Die Entstehung der Milchstraße. Nach einem Gemälde von Jacopo Robusti, genannt Tintoretto	159
104.	Bildnis einer jungen Dame der vornehmen Gesellschaft. Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze	163
105.	Holländisches Interieur mit Wiege. Nach einem Gemälde von Gerard Dou	164
106.	Madonna. Von Matteo Civitali	165
107.	Das Wägen des Säuglings	167
108.	Brutschrank (Wärmhäuschen) mit Kind (Couveuse Lion)	175
109.	Ansicht des längsgespaltenen Unterleibes eines erwachsenen Weibes	180
110.	Unrichtige Lage der Gebärmutter (vgl. Abb. 109)	181
111.	Die Gebärmutter, durch entzündliche Membranen mit den verschlossenen und durch Flüssigkeit strotzend gefüllten Eileitern verwachsen	183
112.	Hermes, von Weibern verehrt. Antikes Relief in der Königlichen Glyptothek zu München	186
113.	Die Geschlechtsorgane des Weibes	189
114.	Die Wollustorgane des Weibes	189
115.	Messalina. Antike Skulptur in den Uffizien zu Florenz	201
116.	Statue der jüngeren Agrippina. Im Museum des Lateran zu Rom	202
117.	Lukrezia Borgia tanzt vor ihrem Vater. Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach	203
118.	Kaiserin Katharina II. von Rußland. Nach einem Gemälde von H. Benner gestochen von Mecou	205
119.	Katharina Sforza. Nach einem Gemälde von Marco Palmezzano	217
120.	Im Luftbad	225
121.	Sappho. Nach einer Büste im Berliner Alten Museum	233
122.	Olympia Fulvia Morata	235
123.	Katharina Cornaro. Nach einem Gemälde von Tizian	236
124.	Eleonora von Gonzaga (La Bella). Nach einem Gemälde von Tizian	237
125.	Porträtbüste einer Prinzessin von Neapel. Von Francesco Laurana	237
126.	Prinzessin von Urbino. Von Desiderio da Settignano	237
127.	Mona Lisa. Nach einem Gemälde von Leonardo da Vinci	238
128.	Diana von Poitiers. Nach einem Gemälde von François Clouet	239
129.	Vittoria Colonna. Nach einem Gemälde von Muziano	241
130.	Margarete von Valois, Königin von Navarra. Nach einer Zeichnung von Jacob gestochen von Bontrois	242
131.	Anna Dacier. Nach einem Gemälde von Ferdinand gestochen von Gaillard	243
132.	Anna Maria von Schurmann. Nach einem Stich von Larmessin	245

Seite

133. Kaiserin Maria Theresia von Österreich. Nach einem Gemälde von Martin de Meytens gestochen von Andr. Kilian 247
134. Anna Luise Karschin 249
135. Friederike Karoline Neuber 250
136. Madame Roland 251
137. Olympe de Gouges 253
138. Mary Wollstonecraft. Nach einem Gemälde von John Opie . . . 257
139. Sonja Kowalewska 262
140. Beatrice Sydney Webb 263
141. Madame Curie. Erster weiblicher Professor an der Sorbonne zu Paris 265
142. Frau von Staël. Nach einem Gemälde von François P. Gérard 267
143. George Sand 268
144. Ricarda Huch-Ceconi 269
145. Hedwig Dohm 270
146. Elisabeth Barrett-Browning 271
147. Ada Negri 274
148. Käthe Kollwitz 277
149. Corona Schröter. Nach einem Gemälde von Anton Graff 278
150. Eleonore Duse 279
151. Goethes Mutter 280
152. Charlotte von Stein. Nach einem im Jahre 1790 angefertigten Selbstporträt 281
153. Bettina von Arnim. Nach einer Radierung von L. E. Grimm . . . 282
154. Rahel Varnhagen. Nach einem Stiche von C. E. Weber 282
155. Harriet Beecher-Stowe 283
156. Luise Otto-Peters 283
157. Annie Besant 284
158. Florence Nightingale 284
159. Josephine Butler 285
160. Francis Willard 285
161. Ellen Key 286
162. Luise Michel 287
163. Die Eitelkeit. Nach einem Gemälde von Paolo Veronese 288
164. Judith mit dem Haupte des Holofernes. Nach einem Gemälde von Cristofano Allori 289
165. Junge Frau mit dem Ohrring. Nach einem Gemälde von Godfried Schalcken 291
166. Das Bad der Venus. Nach einem Gemälde von Burne Jones . . 292
167. Klatsch. Nach einem Gemälde von Hans Borchardt 293
168. Träumerin. Nach einem Gemälde von Nic. Maes 295
169. Andacht. Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze . . . 299
170. Der Besuch des Quacksalbers. (Rokokokostüme. Schönpflästerchen.) Nach einem Gemälde von W. Hogarth 300
171. Blindekuhspiel auf dem Lande. (Hochgegürtete Robe à la grecque, französische Tracht während des ersten Kaiserreichs.) Stich nach einer Zeichnung von Boseo 301
172. Von ihm. Nach einem Gemälde von K. Knöchl 302
173. Die Kleinkinderschule. Nach einem Gemälde von Max Liebermann 303
174. Kinderfütterung. Nach einem Gemälde von H. E. Linde-Walther . 305
175. Die Lieblingspuppe. Nach einem Gemälde von O. Pilz 307
176. Das Alter der Unschuld. Nach einem Gemälde von Joshua Reynolds 309
177. Nach dem Erwachen. Nach einem Gemälde von Madeleine Carpentier 310
178. Jutta Sabine. Nach einer Originalzeichnung von Georg Ludwig Meyn 313

		Seite
179.	Mädchenbildnis. Nach einem Gemälde von Jul. Hübner.	315
180.	Mädchenbildnis. Nach einem Gemälde von Ludw. Knauß	317
181.	Ed. Jak. von Steinle, Bildnis seiner Tochter Karoline	319
182.	Kinderbild. Nach einem Gemälde von F. A. von Kaulbach	320
183.	Sehnsucht. Nach einem Gemälde von A. Romés	321
184.	Winterluft. Nach einer Originalzeichnung von Fidus	325
185.	Trauer. Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze	327
186.	Bildnis der Komtesse Regnault de Saint-Jean d'Angely. Nach einem Gemälde von François P. Gérard	329
187.	Durchschnittsfuß	330
188.	Normaler Fuß	331
189.	Schlechtsitzender Zuschnitt des Schuhes	331
190.	Sohlenform des normalen Fußes	331
191.	Gutgebildeter Mädchenkörper	332
192.	Gutgebildeter Mädchenkörper	333
193.	Wasserschöpfendes Mädchen. Von Joh. Götz	334
194.	Nacht. Von Stephan Sinding	338
195.	Schlummernde Venus. Nach einem Gemälde von Giorgio Barbarelli (Giorgione)	339
196.	Vestalin. Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann	341
197.	Der Spiegel der Venus. Nach einem Gemälde von Burne Jones.	344
198.	Knochenstellung zwischen Oberschenkel und Hüftbein bei breiten und schmalen Hüften	345
199.	Sogenannte „schöne Figur"	346
200.	Dieselbe im Umriß	346
201.	Unverbildeter Körper einer Jungfrau, die kein Korsett getragen hat	347
202.	Ideale Frauengestalt	348
203.	Aphrodite von Knidos. (Gipsabguß.) (Körper in Rom, Kopf in Berlin)	349
204.	Flötenspielendes Mädchen	351
205.	Jungfräulicher Körper ohne Verkümmerungszeichen	352
206.	Statue einer antiken Wettläuferin. (Bronzierter Abguß)	353
207.	Reigen. Nach einem Gemälde von F. A. v. Kaulbach	357
208.	Himmlische und irdische Liebe. Nach einem Gemälde von Tizian.	359
209.	Griechischer Mädchenkopf Praxitelischer Zeit. (Original in der Kgl. Glyptothek zu München.) Nach der Ergänzung Heinr. Brunns im Kgl. Gipsmuseum zu München	360
210.	Eva. Nach einer Radierung von Max Klinger	361
211.	Juno	364
212.	Das Sakrament der Ehe. Nach einem Fresko von Sandro Botticelli	365
213.	Junge Frau. Nach einem Gemälde von Palma Vecchio	367
214.	Stille Stunden. Nach einem Gemälde von W. Hammershoi	369
215.	Penelope. Antike Skulptur	371
216.	Lukretia hält den Dolch, um sich zu töten. Nach einem Gemälde von Palma Vecchio	375
217.	Die „liebe Frau" des Armen Heinrich	377
218.	Bildnis des Giovanni Arnolfini und seiner Gattin Jeanne de Chenany. Nach einem Gemälde von Jan van Eyck	379
219.	Herr und Frau Curie, die Erfinder des Radiums, bei gemeinsamer Arbeit	381
220.	Detail vom Grabdenkmal „Aux Morts" im Pariser Friedhof Père-Lachaise. Von A. Bartholomé	384
221.	Hausaufgaben. Nach einem Gemälde von H. Jamet	385
222.	Mutterschaft. Von Constantin Meunier	387

		Seite
223.	Madonna della Seggiola. Nach einem Gemälde von Raffael	389
224.	Barbarenmutter. Von Stephan Sinding	391
225.	Familienbild. Nach einem Gemälde von Cornelis de Vos (früher Jan van Ravesteyn)	395
226.	Verstoßung der Hagar. Nach einem Gemälde von Adriaen van der Werff	397
227.	Mutterpflichten. Nach einem Gemälde von Pieter de Hooch	399
228.	Niobe	401
229.	Porträt der Künstlerin und ihrer Tochter. Nach einem Gemälde von E. Vigée-Lebrun	402
230.	Die Regentinnen des Waisenhauses in Haarlem. Nach einem Gemälde von C. E. Verspronck	403
231.	Caritas. Nach einem Gemälde von G. Fr. Watts	405
232.	Geneviève. Nach einem Wandgemälde von Puvis de Chavannes im Pantheon zu Paris	406
233.	Trauer. Von W. Wandschneider	408
234.	Die Witwe. Nach einem Gemälde von Rob. Büchtger	409
235.	Onkel Tom und die Witwe Wadman im Schilderhaus. Nach einem Gemälde von Charles Robert Leslie	411
236.	Maria von Medici, Regentin von Frankreich. Nach einem Gemälde von A. van Dyck	412
237.	Anna von Österreich, Königin von Frankreich. Nach einem Gemälde von P. Miguard	412
238.	Anna II., Königin von England. Schwarzkunstblatt von J. Smith nach einem Gemälde von Kneller	413
239.	Königin Viktoria von England	414
240.	Die frühere Kaiserin Eugenie	415
241.	„Adele". Aus „Tobias Knopp" von Wilh. Busch	416
242.	Vestalin. Statue im Thermenmuseum zu Rom	417
243.	La Pudicizia. Statue im Vatikanischen Museum zu Rom	418
244.	Leda mit dem Schwan. Nach einem Gemälde von J. Schrotzberg	419
245.	Filippo Lippi und die Nonne Buti. Nach einem Gemälde von Gabriele Castagnola	423
246.	Elise Averdieck	426
247.	Sophie Betthmann	427
248.	Bildnis einer alten Frau. Nach einem Gemälde von Jusepe de Ribera	429
249.	Alte betende Frau. Nach einem Gemälde von Nic. Maes	430
250.	Alte Frau. Nach einem Gemälde von L. v. Löfftz	431
251.	Vorwärts, Großmutter! Nach einem Gemälde von J. Bouquet	432
252.	Erinnerung an vergangene Zeiten. Von Bertrand Boutée	433

Verzeichnis der Kunstbeilagen.

Erster Teil: Der Mann.

	Text Seite	Bild zwischen Seite
Selbstbildnis P. P. Rubens' mit seiner ersten Gattin Isabella Brant	193	Titelbild
Der Farnesische Herkules. Antike Skulptur im Museo Nazionale zu Neapel	45	48–49
Francesco d'Andrade als Don Juan. Nach einem Gemälde von Max Slevogt	81	80–81

	Text Seite	Bild zwischen Seite
Fürst Bismarck. Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach . .	124	120—121
Jugendlicher Herkules. Antike Skulptur im Museo Capitolino zu Rom	152	152—153
Adonis. Antike Skulptur im Museo Nazionale zu Neapel . .	162	176—177
Der verlorene Sohn. Nach einem Gemälde von Fritz Genutat	210	208—209
Versuchung. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner . . .	238	240—241
Der Eremit. Nach einem Gemälde von Salomon Koninck .	254	256—257

Zweiter Teil: Das Weib.

Die Kapitolinische Venus. Antike Skulptur im Museo Capitolino zu Rom	10	16—17
Das Erwachen. Nach einem Gemälde von P. L. Glaize . .	67	64—65
Dänische Wochenstube. Nach einem Gemälde von W. Marstrand	150	136—137
Venus und Amor. Nach einem Gemälde von Guido Reni .	187	192—193
Madame Récamier. Nach einem Gemälde von François P. Gérard	281	272—273
Psyche empfängt den ersten Kuß von Amor. Nach einem Gemälde von François P. Gérard	294	296—297
Adelheid und Gabriele von Humboldt. Nach einem Gemälde von Gottlieb Schick	304	304—305
Gräfin Potocka	329	336—337
Iphigenie. Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach .	360	360—361
Selbstbildnis Rembrandts mit seiner Gattin	382	368—369
Caritas	406	400—401
Trauernde Frau. Nach einem Gemälde von R. V. Dorph . .	410	408—409
Bildnis einer alten Frau. Nach einem Gemälde von Heinr. Aug. Mansfeld	429	424—425

Selbſtbildnis P. P. Rubens' mit ſeiner erſten Gattin Iſabella Brant.

Einleitung.

Die Sonderung der Geschlechter.

Heftiger als zu irgend einer Zeit, aus der wir geschichtliche Überlieferungen besitzen, ist das Ringen zwischen Mann und Weib um den Platz in der menschlichen Gesellschaft, den dieses beansprucht, jener ihm zu vergönnen nicht geneigt ist. In Rede und Schrift wird dabei vielfältig mit Schlagworten gekämpft, deren Richtigkeit von der Partei, die sie gebraucht, ohne weiteres als selbstverständlich hingestellt wird, während die Gegner sie für ebenso selbstverständlich falsch halten. Den Parteien wirklich wissenschaftlich befestigte Stützpunkte zu liefern, und damit auch den Fanatismus zu ersticken, der ja überall da aufflammt, wo die Erfahrung mangelt und die Einbildung sie ersetzen muß, kurz, die Behandlung der Streitfrage in jedem Sinne zu veredeln, ist der eigentliche Zweck dieses Werkes.

Demjenigen, der in solchem Sinne bemüht ist, mit unparteiischem Blick in der Welt um sich zu schauen, um nach den Ursachen zu suchen, aus denen der jetzige Gegensatz der Geschlechter entstanden ist, muß es zunächst wohl auffallen, daß dieser Gegensatz keineswegs im Menschengeschlechte allein, sondern fast überall in der ganzen lebenden Natur zu finden ist. Es gibt kaum ein Tier und kaum eine Pflanze, an denen wir nicht eine bald mehr bald minder vollständige Sonderung zweier Geschlechter beobachten können; und dieses Gesetz erleidet so wenig Ausnahmen, daß mancher geneigt ist, auch diese wenigen nur als scheinbare zu betrachten, und anzunehmen, daß weitere Forschung uns auch bei ihnen schließlich eine Bestätigung der Regel finden lassen wird.

Ist dem nun so, so erscheint es begreiflich genug, daß der menschliche Forschungseifer sich schon längst an die Aufgabe gemacht hat, durch eingehende Vergleichung der Geschlechtsunterschiede bei den verschiedensten Lebewesen und durch sorgfältiges Studium der Entstehung dieser Unterschiede dahinter zu kommen, welche Bedeutung sie für das Leben des Tieres und der Pflanze haben.

Das eine drängt sich dabei jedem ohne weiteres auf, daß der Hauptunterschied zwischen den Geschlechtern überall in der Tier- und Pflanzenwelt jene Körperteile betrifft, die der Fortpflanzung dienen; bei manchen Lebewesen scheint sich sogar, soweit unsere Wahrnehmung reicht, der Unterschied auf diese Körperteile allein zu beschränken. Daraus läßt sich mit einiger Sicherheit schließen, daß der Fortpflanzungsvorgang selbst jene Lebenserscheinung ist, die zur Sonderung der Geschlechter Veranlassung gegeben

hat. Um also ein Verständnis für diese Erscheinung zu gewinnen, müssen wir vor allen Dingen suchen, das, was überall in der lebendigen Welt das eigentliche Wesen des Fortpflanzungsvorganges darstellt, kennen zu lernen und von dem vielerlei nebensächlichen Beiwerk, von den mehr zufälligen Begleiterscheinungen, die diesem Vorgange in einzelnen größeren oder kleineren Gruppen der Lebewelt anhaften, gewissermaßen zu reinigen.

Die einfachsten Lebewesen, die wir kennen, stellen eine für unsere Sinneswerkzeuge gleichartig erscheinende sehr kleine Menge zähflüssigen Stoffes dar, die gewisse Bewegungserscheinungen ausführt, ohne daß wir eine mechanische Ursache dafür wahrzunehmen vermögen, und die vor allen Dingen fremde Stoffe in sich aufnehmen und daraus sich selbst ernähren, das heißt den eigenen Stoff mit allen seinen Eigenschaften vermehren kann. Solche Kleinlebewesen können durch Auseinanderfließen oder durch eine von außen einwirkende mechanische Gewalt in zwei gleich oder ungleich große Stücke geteilt werden, ohne daß dadurch in ihrer wesentlichen Beschaffenheit irgend etwas geändert wird. Dieselbe Möglichkeit ist auch noch vorhanden, wenn sich etwa in dem Kleinlebewesen die ungleichartigen Bestandteile in Schichten um einen Mittelpunkt angeordnet haben, so daß es etwa eine Rinde oder Haut und in der von ihr umschlossenen Masse auch noch einen Kern aufweist. Es ist sogar möglich, daß der Bau noch etwas verwickelter wird, daß sich zum Beispiel in dem Kern ein Netzwerk oder eine Anzahl gleichartiger Stäbchen unterscheiden lassen (vgl. Abb. 14 auf S. 8); auch dann wird es immer noch möglich sein, daß ein solches Lebewesen sich in zwei einander und bis auf die Größe auch dem ursprünglich vorhandenen Ganzen durchaus gleichartige Hälften teilt. Nehmen auch diese wieder allmählich fremde Stoffe auf, aus denen sie ihre eigene Substanz zu vermehren im stande sind, so wachsen sie dadurch zu der Größe heran, die vorher das ganze Kleinlebewesen besaß, und sind dann jenem vollständig ähnlich geworden.

Diese Möglichkeit einer Teilung eines Lebewesens ohne Störung seiner wesentlichen Eigenschaften, insbesondere ohne daß es dadurch geschädigt oder vernichtet wird, hat eine sehr große Bedeutung für die Fortdauer des Lebens.

Jene Bewegungsvorgänge, die wir als Leben bezeichnen und die auf den ersten Blick ohne jede Einwirkung von außen zu stande zu kommen scheinen, sind in Wirklichkeit notwendig mit einem langsamen Verbrennungsvorgange verbunden, das heißt es muß ein Teil der Substanz des lebenden Körpers sich mit Sauerstoff verbinden, und insbesondere der in der lebenden Substanz vorhandene Kohlenstoff muß durch diese Verbindung mit Sauerstoff in Kohlensäure verwandelt werden. Den Sauerstoff muß das Lebewesen von außen her aufnehmen, und die Kohlensäure, deren Anhäufung im Körper giftig wirkt, muß nach außen ausgeschieden werden. Dieser langsame Verbrennungsprozeß, den man im tierischen Leben als „Atmung" bezeichnet, zerstört also einen Teil der lebendigen Substanz, und diese muß durch Zufuhr von Stoffen von außen her ersetzt werden. Dieser Vorgang, den wir

als Nahrungsaufnahme bezeichnen, ist also ebenso wie der eben geschilderte Vorgang der Atmung ein Prozeß, der an der Oberfläche des Lebewesens erfolgt.

Überwiegt die Nahrungsaufnahme den Substanzverlust, der durch die Atmung entsteht, so wächst das Lebewesen. Hätte es die Gestalt einer Kugel, so würde, wie eine sehr einfache Rechnung lehrt, die Vergrößerung des Körpergewichts außerordentlich viel stärker vorschreiten, als die Vergrößerung der Oberfläche.

Wenn sich beispielsweise eine Kugel von zwei Milligramm Gewicht auf acht Milligramm, also auf das Vierfache vergrößert, vergrößert sich ihre Oberfläche nur auf das Doppelte.

Es ist leicht einzusehen, daß ein solches Wachstum, wenn es unaufhaltsam fortschreitet, zu den schwersten Störungen des Lebens, ja zu dessen Vernichtung führen muß, weil die Oberfläche schließlich unmöglich genügen kann, um die für die Lebensvorgänge in dem Körper erforderliche Atmungs- und Nahrungsaufnahme zu ermöglichen. Aus diesem Grunde ist offenbar die Teilung eines solchen Lebewesens, welche eintritt, sobald es ein gewisses Höchstgewicht erreicht hat, ein — man kann wohl sagen: — unentbehrliches Mittel zu seiner Erhaltung. Dazu kommt noch, daß die vielfältigen Gefahren, die jedes Lebewesen bedrohen und viele unter ihnen vernichten, weniger leicht zur vollständigen Ausrottung irgend einer Tier- oder Pflanzenform führen können, wenn diese nicht einfach unaufhaltsam heranwächst, sondern sich in neue und immer wieder neue Individuen teilt, die sich räumlich voneinander entfernen können.

Schon diesen Vorgang der Teilung kleinster Lebewesen nach Erreichung einer gewissen Größe müssen wir wohl als einen Fortpflanzungsvorgang bezeichnen, wiewohl dabei eine Sonderung in Geschlechter keineswegs erforderlich erscheint und man ganz außer stande ist, zu unterscheiden, welches der Teilstücke etwa als Mutter oder Vater, welches als Kind angesehen werden könnte. Es handelt sich hier um einen Vorgang, der eigentlich eine Art körperlicher Unsterblichkeit bedingt; denn gehen auch einzelne der Teilstücke durch diese oder jene Zufälligkeit zu Grunde, so bleibt doch immer ein Teil des von Urbeginn bestehenden Stoffes erhalten. In ihm ist eine Zerstörung nur durch den Atmungsprozeß und eine Ergänzung nur durch den Ernährungsprozeß erfolgt, also durch Vorgänge, die auch, wenn gar keine Fortpflanzung stattfände, eine allmähliche Erneuerung der Substanz herbeiführen würden.

Mit einem so einfachen Fortpflanzungsvorgange können Lebewesen von überaus einfachem Bau sich, wie wir sehen, fast unbeschränkt erhalten. Nun finden wir aber, daß bei sehr vielen Wesen dieser Teilungsvorgang nicht zu einer vollständigen Trennung der beiden Teilstücke führt, sondern daß sie — nehmen wir beispielsweise an, durch ein Klebemittel — miteinander in Berührung bleiben. Wiederholt sich ein derartiger Vorgang mehrmals hintereinander, so entsteht ein Lebewesen, das eine oberflächliche Ähnlichkeit mit einer Himbeere hat. An und für sich werden die einzelnen Teilstücke

das Bestreben haben, die einfachste denkbare Gestalt, die der Kugel, beizubehalten oder anzunehmen, aber bei ihrer weichen Beschaffenheit drücken sie sich an den Berührungsstellen flach und so kommt es, daß ein Schnitt durch einen derartigen Körper ähnlich aussieht, wie die Oberfläche einer Bienenwabe (Abb. 1). Das ist der Grund, aus dem man die einzelnen durch die unvollständige Teilung entstehenden Teilchen, die einen solchen Körper zusammensetzen wie die Fächer einer Honigwabe, Zellen genannt hat. Ein solcher aus Zellen zusammengesetzter Körper kann unbeschadet seiner Lebensfähigkeit viel größer werden, als ein einzelliges Kleinlebewesen, und zwar augenscheinlich deshalb, weil die aus einer Kittsubstanz oder dergleichen bestehenden Scheidewände oder die überaus feinen Spalträume, die die einzelnen Zellen voneinander trennen, sowohl für den aufzunehmenden Sauerstoff, als auch für die abzusondernde Kohlensäure, als auch endlich für die Nahrungsflüssigkeit leicht befahrbare Bahnen abgeben.

Natürlich könnte auch ein solcher aus ganz gleichartigen Zellen zusammengesetzter Organismus sich noch in gleich oder ungleich große Stücke teilen, deren jedes seine Lebensfähigkeit behalten würde. Es ist aber leicht begreiflich, daß gewöhnlich in einem solchen mehrzelligen Tier- oder Pflanzenkörper die Zellen nicht mehr ganz gleichartig bleiben. Sind sie doch, je nachdem sie im Inneren oder an der äußeren Oberfläche, dem Lichte und dem Schwerpunkte der Erde zu- oder abgewendet liegen, recht verschiedenen äußeren Einflüssen ausgesetzt. Ist aber erst einmal eine Vermannigfaltigung der Zellen in einem solchen Körper eingetreten, so wird keineswegs mehr jedes beliebige davon abgelöste Stück dem ganzen Körper gleichartig sein. Man wird also einsehen, daß je weiter diese Vermannigfaltigung der Zellen vorschreitet, je mehr Gruppen verschiedenartiger Zellen sich in dem Körper ausbilden, umso geringer die Möglichkeit wird, daß überhaupt noch ganze Zellengruppen, wenn sie sich ablösen, ihre Lebensfähigkeit beibehalten. Je mannigfacher gebaut der Organismus wird, umsomehr schwindet die Möglichkeit, daß er sich aus einzelnen Teilstücken wieder ergänze. Nur bei solchen Wesen, bei denen sich die Gruppen verschiedenartiger Zellen in ganz gleichartigen Zusammenstellungen mehrfach wiederholen, sei es geradlinig hintereinander, sei es strahlenartig um einen gemeinsamen Mittelpunkt, kommt es noch vor, daß aus einer solchen Gruppe, die sämtliche Zellarten enthält, nach ihrer Ablösung von dem Gesamtorganismus wieder ein ähnlicher Gesamtorganismus heranwächst.

Die Vermannigfaltigung der Zellen, die wir vorhin betrachtet haben, kann natürlich nur darauf beruhen, daß von den vielerlei Bestandteilen, die die ursprüngliche Zelle besaß, nunmehr die einzelnen Teilstücke bald diesen, bald jenen Bestandteil in größerer oder geringerer Menge enthalten. Bleibt keine einzige unter ihnen vollkommen der Zelle, aus der sie durch Teilung hervorgegangen ist — wir wollen sie die Keimzelle nennen — in ihrer Zusammensetzung vollständig ähnlich, so ist auch nicht zu erwarten, daß eine unter ihnen, wenn sie sich ganz aus dem mehrzelligen Organis-

mus ablöst, zu selbständigem Weiterleben befähigt sein sollte. Hat also der Gesamtorganismus auch keine Zellgruppen, wie sie vorhin geschildert sind, die wenigstens in ihrer Gesamtheit alle Bestandteile der Keimzelle enthalten, so wird er früher oder später zu Grunde gehen, ohne sich fortpflanzen zu können. Es darf uns also nicht wundern, daß die tatsächlich bestehenden Lebewesen, deren Bau so mannigfach ist, daß sich lebensfähige größere Gruppen von Zellen von ihnen nicht lösen können, wenigstens einzelne Fortpflanzungszellen ausbilden. Wahrscheinlich geschieht das so, daß bei der fortgesetzten Teilung der Keimzelle nicht alle Teilstücke der geschilderten Vermannigfaltigung unterliegen, sondern einige in der Substanz der ursprünglichen Keimzelle völlig gleichartig bleiben. Auch sie teilen sich weiter, so daß eine ganze Gruppe von Zellen entsteht und an irgend einer Stelle im Körper liegen bleibt (ein „Keimstock" oder eine „Keimdrüse"), die sich in der Beschaffenheit durchaus nicht von der ursprünglichen Keimzelle unterscheiden, daher auch selbst Keimzellen genannt werden müssen und natürlich, wenn sie sich von dem Gesamtorganismus ablösen, ganz dieselben Fähigkeiten besitzen, wie die ursprüngliche Keimzelle sie besaß. Jede von ihnen kann also, wenn sie sich abgelöst hat, selbständig fortleben, sich teilen und so allmählich zu einem Organismus heranwachsen, der jenem durchaus ähnlich ist, der aus der mütterlichen Keimzelle hervorgegangen ist. Das ist, in gemeinverständlicher Weise dargestellt, der Vorgang der Fortpflanzung durch Keimzellen, der einfachste, bei dem wir bereits elterliche und kindliche Individuen unterscheiden können. Auch bei diesem Vorgange der Fortpflanzung durch Keimzellen ist eine Sonderung in mehrere Geschlechter noch nicht durchaus erforderlich.

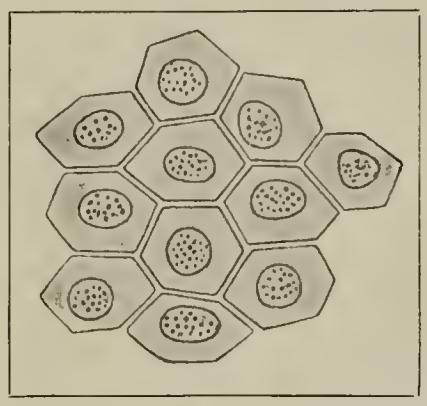


Abb. 1. Zellgewebe aus der Mundschleimhaut eines Amphibiums.

Nun gibt es jedoch mehrzellige Organismen, bei denen die Vermannigfaltigung der Zellen beim Heranwachsen doch so weit vorschreitet, daß selbst die der Fortpflanzung dienenden Zellen davon mit betroffen werden; daß auch sie gewisse Veränderungen erleiden, die es unmöglich machen, daß sie, aus dem elterlichen Organismus losgelöst, längere Zeit fortleben und durch unvollständige Teilung ein dem elterlichen Organismus ähnliches Wesen aufbauen. Es würde die Erhaltung einer solchen Tier- oder Pflanzenform also unmöglich sein, wenn diesen Fortpflanzungszellen nicht nachträglich wieder jene Substanz zugeführt würde, die ihnen mangelt. Das geschieht nun in der Weise, daß einige dieser Fortpflanzungszellen gerade diejenige Substanz im Überfluß besitzen, die den anderen mangelt, und gerade derjenigen ermangeln, die die anderen im Überfluß besitzen. Kommt nun eine Verschmelzung zweier solcher ungleichen Fortpflanzungszellen zu stande, so wird dadurch

eine Keimzelle hergestellt, die wieder diejenige Zusammensetzung hat, die es ihr ermöglicht, fortzuleben und durch fortgesetzte unvollständige Teilung einen vielzelligen Organismus aufzubauen, der dem elterlichen ähnelt. Diese Verschmelzung wird dadurch ermöglicht, daß die ihrer substanziellen Natur nach verschiedenen Keimzellen auch eine außerordentlich verschiedene Gestalt erhalten, so daß es der einen möglich ist, die andere aufzusuchen, in sie hineinzudringen und sich in ihr zu verteilen.

Unsere Abb. 2 bis 5 schildern diese Vorgänge in einer des leichten Verständnisses halber schematisierten Darstellung. Die Abb. 2 stellt uns eine solche Keimzelle dar, in welcher sich ein sehr großer Kern k befindet, und in diesem Kern beobachtet man vier gekörnelte Doppelfäden ch, die hier rot dargestellt sind und den Namen der „Chromatosomen" (von dem griechischen Wort Chroma, die Farbe) führen, weil die Substanz, aus der sie bestehen, das sogenannte „Chromatin", wenn man die Zellen in eine dünne Farbstofflösung bringt, den Farbstoff begierig auffaugt und ihn auch festhält, wenn man gewisse Mittel anwendet, die die übrige Zelle wieder völlig entfärben. Abb. 3 zeigt, wie an zwei ver-

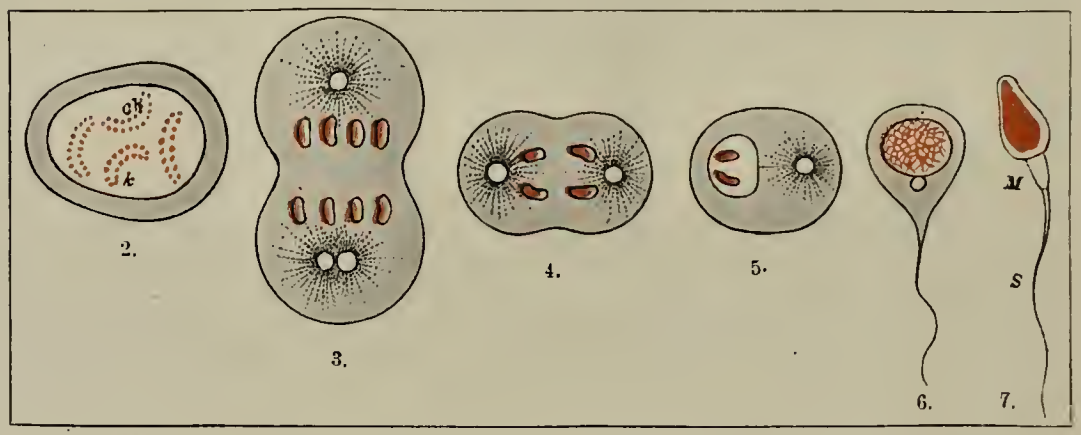


Abb. 2 bis 7. Entwicklung der männlichen Keimzelle, schematisch.

schiedenen Stellen in der Zelle Körperchen sichtbar geworden sind, um die sich kleine Körnchen der Zellsubstanz strahlenartig anordnen. Man nennt diese Körperchen „Zentrosomen". Wenn sie entstanden sind, wird der Umriß des Kernes undeutlich oder völlig unsichtbar, die Chromatosomen teilen sich und ihre Stücke rücken teils nach dem einen, teils nach dem andern Zentrosoma hin. Auch die Haut der Zellen zieht sich so ein, als ob diese Zentrosomen eine Anziehung auf sie ausüben. Inzwischen hat sich, in der Abb. 3, das eine Zentrosoma bereits geteilt. Es wird nun die Einschnürung in der Zelle weiter fortschreiten, bis die Zelle in zwei gesonderte Zellen geteilt ist, und dann wird jede der Zellen sich in der gleichen Weise nochmals teilen, wie es die Abb. 4 andeutet, so daß dann jedes der Teilstücke nur noch zwei Chromatosomen besitzt. Die Abb. 5, 6 und 7 zeigen nun, wie sich diese Teilstücke allmählich umformen, so daß der Kern ein vorn zugespitztes Köpfchen bildet, an das sich nach hinten ein etwas dickeres Mittelstück M und ein langer Faden S anschließen. Dies ist die Form, welche die sogenannten männlichen Keimzellen oder Samenzellen schließlich annehmen, und zwar entspricht die Abbildung ungefähr der Samenzelle des Menschen, während bei andern tierischen Wesen unerhebliche Verschiedenheiten der Gestalt vorkommen. Der lange Faden oder Schwanz der Samenzelle ist, solange diese lebt, in starker, schlängelnder Bewegung, so daß die Zellen sich mit einer für ihre Größe außerordentlichen Geschwindigkeit in dünneren Flüssigkeiten fortbewegen.

Die weibliche Keimzelle, die sich durch einen verhältnismäßig kleineren Kern und sehr viel mehr Zellsubstanz auszeichnet, behält im wesentlichen, wie das die Abb. 8 bis 13 zeigen, eine annähernd kugelige Gestalt. Auch bei ihr findet ein doppelter Teilungsvorgang wie bei der Samenmutterzelle statt, aber immer in der Weise, daß die eine sich abschnürende Tochterzelle zwar die Hälfte des Chromatins, aber nur äußerst wenig von dem Zellinhalt mitbekommt. Es bleibt daher schließlich, wie Abb. 13 zeigt, von den vier Zellen eine übrig, die sich durch den Besitz von sehr viel

Zellsubstanz und überaus wenig Chromatin auszeichnet. Dies ist das reife Ei, das nun zu seiner weiteren Teilung die Zufuhr neuen Chromatins nötig zu haben scheint; denn einstweilen tritt ein Ruhezustand ein, der sich, wie Abb. 14 zeigt, darin merklich macht, daß die beiden Chromatosomen sich in ein den ganzen Kern durchsetzendes feines Netzwerk umwandeln. In diesem Zustande befindet sich das Ei, wenn die Befruchtung erfolgt, das heißt wenn eines der Samenkörperchen, die es umschwärmen, durch die bohrenden Bewegungen, die es mit Hilfe seines Schwanzfadens ausführt, in das Innere der Eizelle eindringt, wie dies Abb. 15 darstellt. Es verliert

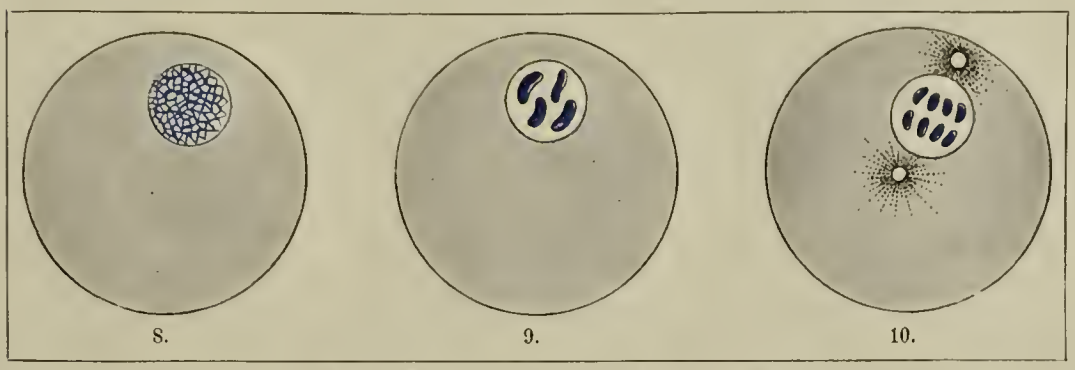


Abb. 8 bis 10. Entwicklung der weiblichen Keimzelle, schematisch.

dabei gewöhnlich schließlich seinen Schwanzfaden: der Kopf rundet sich wieder zu einem kugelförmigen Kern ab und das Mittelstück wird, wie es scheint, zum Zentrosoma oder es entsteht an seiner Stelle ein neues Zentrosoma. Dieses teilt sich nun, wie Abb. 17 zeigt, in zwei Zentrosomen, die allmählich auseinander rücken, während der alte Eikern und der neue Samenkörperchenkern sich einander nähern und schließlich verschmelzen. Nachdem diese Verschmelzung zu stande gekommen ist, spalten sich die aus dem Netzwerk wieder entstandenen Chromatosomen der Länge nach, jedes Zentrosoma zieht, wie die Abb. 18 und 19 zeigen, je eine Hälfte von einem Chromatosoma an sich, und damit ist die erste Teilung der befruchteten Eizelle vorbereitet, die ganz in derselben Weise weiter fortschreitet, wie das in Abb. 3 von der Samenmutterzelle dargestellt ist. Indem die beiden Teilstücke sich ernähren, wachsen, sich teilen und allmählich auch eine Verschiedenartigkeit der Teilstücke bemerkbar wird, entsteht Schritt für Schritt ein vielzelliger, oft überaus kompliziert gestalteter Organismus.

Natürlich können beiderlei Fortpflanzungszellen in demselben Individuum entstehen. Solche Individuen nennt man Zwitter. Bei Zwittern

Abb. 11 bis 13. Entwicklung der weiblichen Keimzelle, schematisch.

würde es also möglich sein, daß sich je zwei ungleichartige Zellen desselben Individuums wieder vereinen. So würde schließlich jedes Individuum ausschließlich von einem anderen Individuum abstammen, genau wie es der Fall sein würde, wenn überhaupt gar keine Verschiedenartigkeit der Fortpflanzungszellen vorhanden wäre. Wo beiderlei Stoffe einfach ins

Wasser entleert werden, bleibt es dem Zufall überlassen, ob sich die desselben Individuums oder zwei verschiedener vereinigen.

In sehr vielen Fällen aber haben sich, im Tier- und im Pflanzenreiche, Vorrichtungen ausgebildet, die jede Selbstbefruchtung bei Zwittern unmöglich machen. Die Organe, in denen diese Keimzellen, die man als männliche und weibliche unterscheidet, entstehen, sind dann im Körper selbst örtlich voneinander getrennt und können nur in irgend einer Weise aus dem Körper gelangen, die es unwahrscheinlich oder unmöglich macht, daß gerade die desselben Individuums in Berührung miteinander kommen. Bei den zwitterigen Pflanzen übernehmen oft Insekten den Transport der Fortpflanzungsstoffe in der Weise, daß sie mit dem Rüssel, den sie in den Blütenkelch einführen, um dort Honig zu saugen, die männlichen Fortpflanzungszellen abstreifen. Die Form des Blütenkelches macht es nun meist unmöglich, daß diese abgestreiften männlichen Fortpflanzungszellen mit den weiblichen derselben Blüte in Berührung kommen. Erst wenn das Insekt einen anderen Blütenkelch besucht und den Rüssel einführt, bleibt ein Teil der männlichen Fortpflanzungsstoffe, des sogenannten Blütenstaubs oder Pollens, an der Öffnung des sogenannten Stempels, die zu den weiblichen Fortpflanzungszellen führt, hängen. Bei Tieren pflegt gewöhnlich eine Begattung, das heißt eine Aneinanderlagerung der Öffnungen, die zu den ungleichnamigen Keimdrüsen führen, oder auch die Einführung eines Körperfortsatzes, an dessen Ende sich die eine Öffnung befindet, in die andere Öffnung notwendig zu sein, um die ungleichartigen Geschlechtsstoffe in Berührung miteinander zu bringen. Bei dieser Einrichtung ist die Selbstbefruchtung natürlich immer ausgeschlossen, sofern die Lage der betreffenden Körperöffnungen ihre gegenseitige Berührung unmöglich macht. Das trifft für fast alle tierischen Zwitter zu. Es muß also entweder eine wechselseitige Befruchtung stattfinden, wie das zum Beispiel bei unserer eßbaren Weinbergschnecke der Fall ist, oder die Individuen legen sich, wie es bei der nahe verwandten, eines ausgebildeten Gehäuses entbehrenden Ackerschnecke der Fall ist, kettenartig so aneinander, daß das Individuum I das Individuum II, dieses wieder das Individuum III u. s. w. befruchtet. Eine sehr einfache Einrichtung, die die Selbstbefruchtung verhindert, besteht darin, daß die ungleichartigen Fortpflanzungszellen nicht zu derselben Zeit so weit ausgebildet sind, um sich lösen zu können, wie zum Beispiel bei den Austern, die zuerst die weiblichen, dann die männlichen Keimzellen zur Reife bringen.

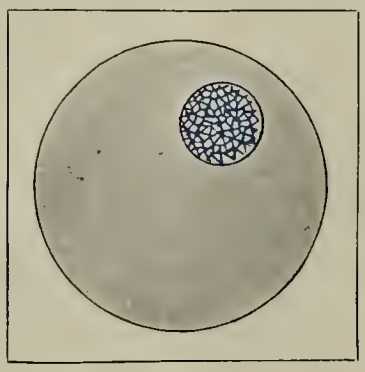


Abb. 14.
Reifes Ei, schematisch.

Eine solche Einrichtung führt nun zu denjenigen Fällen über, in welchen zwar die beiden verschiedenartigen Keimdrüsen in der Anlage vorhanden sind, aber nur die eine oder die andere Anlage sich so weit ausbildet,

daß sie tatsächlich lösungsfähige Zellen enthält. Fast bei allen nichtzwitterigen Tieren trifft dies zu; fast überall kann man sie in den allerersten Jugendstadien als Individuen ansehen, die eigentlich auf dem Wege sind, Zwitter zu werden, bis dann die eine oder die andere der Keimdrüsen im Wachstum stillsteht oder allmählich sogar wieder zu Grunde geht, während die andere sich zur vollen Reife ausbildet. Da, wo es für unsere Hilfsmittel nicht mehr möglich ist, die Spuren beider Keimdrüsen zu entdecken, finden wir wenigstens, daß die Nebenapparate, zum Beispiel die Kanäle für die Ausleerung der Geschlechtszellen oder die Apparate zu ihrer Übertragung

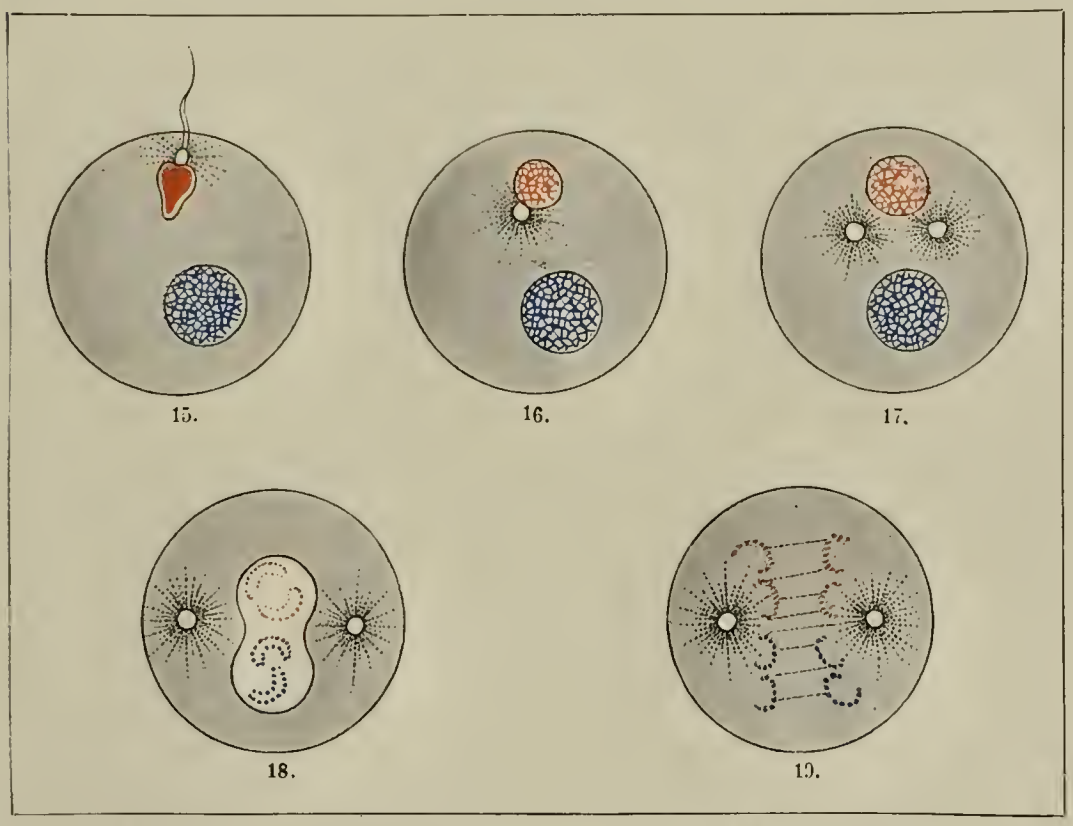


Abb. 15 bis 19. Befruchtung und Teilung des Eies, schematisch.

auf andere Individuen zwitterig angelegt sind. So kann es denn nicht wundernehmen, daß selbst bei Tieren, die normalerweise nicht zwitterig sind, gelegentlich infolge abweichender Entwicklung doch beiderlei Fortpflanzungswerkzeuge ganz oder teilweise zur Ausbildung gelangen.

Selbst beim Menschen sind in beiden Geschlechtern, auch noch wenn er erwachsen ist, neben den ausgebildeten Organen des einen Geschlechtes Reste derjenigen des anderen nachzuweisen, und zuweilen entwickeln sich die letzteren abnormerweise so stark, daß man im Zweifel sein kann, welchem Geschlechte das betreffende Individuum angehört. Dies hat öfters zu Verwechslungen geführt, und es sind sogar Beispiele davon bekannt, daß Männer infolgedessen als Frauen verheiratet worden sind. Anderseits kann auch eine solche Mißbildung zu mancherlei Krankheiten Veranlassung geben.

Wo immer nun eine Vereinigung von ungleichartigen Keimzellen verschiedener Individuen erforderlich ist, um Nachkommenschaft hervorzubringen, ist die Folge die, daß der Nachkomme nicht mehr gewissermaßen ein fortlebender Teil einer einzigen geradlinigen Ahnenreihe ist, sondern daß in ihm zunächst zwei verschiedene Individuen fortbestehen, von denen jedes selbst wieder eine Fortsetzung zweier verschiedener Individuen darstellt, so daß die Vorfahrenschaft etwa durch das Bild eines Baumes dargestellt werden kann, der im Gegensatz zu den üblichen Stammbäumen an seinem Fuße nicht einen Ahnherrn, sondern gerade das jüngste Individuum trägt, während die äußersten Zweigspitzen die zahllosen Ahnen tragen, von denen dieses Individuum abstammt.

Wahrscheinlich stellt diese bei den höher stehenden, das heißt komplizierter gebauten Organismen überall vorhandene *Trennung der Geschlechter* eine sehr wichtige, vielleicht sogar unentbehrliche Bedingung für den Fortbestand dieser Organismen dar. Ist eine Tierform einmal den äußeren Umständen, unter denen sie lebt, so weit angepaßt, daß eine zur Erhaltung der Art genügende Zahl von Individuen ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen und den mancherlei Gefahren, die sie bedrohen, Widerstand zu leisten im stande ist, so würden sich wohl diese Eigenschaften auch dann auf die Nachkommen vererben, wenn keine Trennung der Geschlechter vorhanden wäre. Nun aber ändern sich die äußeren Umstände, unter denen irgend eine Tierform lebt, vielfältig, so daß bald für alle, bald für einen Teil der Individuen die ererbte Organisation minder vorteilhaft, der Kampf ums Dasein schwerer wird. Anderseits wird die Beschaffenheit der Organisation auch nicht *ausschließlich* durch die Erblichkeit bestimmt, so daß sie durch alle Generationen in einer Tier- oder Pflanzenform, die sich ohne Zusammenwirken zweier Individuen fortpflanzt, die gleiche bleiben müßte, sondern es wirken auch die äußeren Einflüsse physischer und chemischer Natur fortwährend verändernd auf die Substanz ein. Ist nun die betreffende Tier- oder Pflanzenform nicht sehr einfach gebaut, so bedarf es eines genauen Zusammenpassens der einzelnen Teile, einer gewissen Harmonie der Organisation, wie etwa in einem komplizierten Mechanismus, damit die verschiedenen Lebenstätigkeiten in ungestörter Weise vor sich gehen. Da nun die zufällig wirkenden physischen und chemischen Einflüsse kaum jemals alle Teile des komplizierten Organismus gleichzeitig verändern können, so wird ihre Wirkung im großen und ganzen eine störende sein. Bei dem einen Individuum wird dieses Organ, bei dem anderen jenes durch solche zufälligen Einflüsse in der Entwicklung begünstigt oder aufgehalten, und so kommt es, daß die Individuen einer gewissen Rasse tatsächlich alle etwas voneinander verschieden sind, daß keines eine im vollsten Sinne des Wortes harmonische Organisation besitzt und daß die vollkommen den Bedürfnissen angepaßte Körperbeschaffenheit ein Ideal ist, welches sich tatsächlich in keinem einzelnen Individuum verkörpert. Da nun ferner ein Teil dieser Störungen der Organisation ebenfalls vererb-

lich ist, so kann sich die Abweichung von dem Idealtypus von Geschlecht zu Geschlecht steigern; aber selbst wenn sie das nicht tut, kann durch die Änderung der äußeren Lebensverhältnisse eine Abweichung, die in der einen Generation die Erhaltungsfähigkeit des Individuums noch nicht allzusehr beeinträchtigte, in einer anderen Generation so nachteilig werden, daß das Individuum zu Grunde gehen muß.

Nun leuchtet es aber ein, daß diese Gefahr erheblich verringert wird, wenn immer wieder verschiedene Individuen zusammenwirken müssen, um ein neues entstehen zu lassen. Es ist zwar denkbar, daß auch dann zwei Individuen mit einer ganz gleichartigen Abweichung von der harmonischen Organisation ihre Keimstoffe vereinen, und daß demzufolge der Sprößling mindestens die gleiche, wahrscheinlich aber eine verstärkte Abweichung von dem Idealtypus aufweisen wird. Das ist doch aber schon, wenn ausschließlich der Zufall waltet, recht unwahrscheinlich. In den meisten Fällen werden sich Individuen verbinden, die ungleichartige Störungen der Harmonie besitzen, so daß von einer Häufung durch Erblichkeit nicht die Rede sein kann. Zum Teil wird aber dadurch sogar eine Ausgleichung erfolgen. Dies wird vor allen Dingen da geschehen, wo es sich um Unregelmäßigkeiten in den Größenverhältnissen handelt. Wenn bei dem einen elterlichen Individuum das eine Organ unverhältnismäßig stark entwickelt ist, und bei dem anderen ein anderes, so ist es nicht möglich, daß bei dem gemeinsamen Sprößling beide Organe in gleich überwiegender Weise entwickelt werden, denn dazu fehlt es einfach an Material. Höchstens kann bei dem Nachkommen jedes der beiden Organe im Vergleich zu den elterlichen eine geringe Vergrößerung auf Kosten anderer Körperteile sich zeigen. Schon darin liegt die Möglichkeit einer gewissen automatisch wirkenden Regulierung. Dazu kommt nun, daß durch die Möglichkeit zahlloser Kombinationen unter sich ungleicher elterlicher Individuen eine Mannigfaltigkeit der Nachkommenschaft hervorgebracht wird, die so weit geht, daß innerhalb gewisser Grenzen fast alle denkbaren Abweichungen von der ursprünglich typischen Form vorkommen. Infolgedessen wird es unter diesen Individuen auch immer solche geben, deren Organisation den zur Zeit gerade obwaltenden Lebensbedingungen verhältnismäßig gut entspricht. Diese werden dann in dem Kampf ums Dasein gute Aussichten haben, siegreich zu bleiben, während die minder vorteilhaft organisierten Individuen selbst oder ihre Nachkommenschaft aussterben. In solcher Weise fördert die Trennung der Geschlechter in hohem Maße die natürliche Auslese und sichert die Tier- oder Pflanzenformen, die sie besitzen, vor einer schnellen Entartung infolge gehäufter Störungen der Organisationsharmonie, indem sie ihnen zugleich die Möglichkeit gewährt, sich auch veränderten äußeren Lebensbedingungen anzupassen.

Viel wichtiger noch ist es, daß die Trennung der Geschlechter, wenn sie einmal vorhanden ist, sich über eine bloße Verschiedenheit der Keimzellen auf die anderen Körperteile erstrecken kann. Wir nennen solche weiter-

gehende Formverschiedenheit der geschlechtlich ungleichen Individuen Geschlechtsdimorphismus. Zunächst steht seine Entstehung in engstem Zusammenhang mit den Anforderungen der Brutpflege. Es gibt eine große Anzahl im Wasser lebender Tierformen, die ihre männlichen und weiblichen Keimzellen oder auch die bereits befruchteten Eier einfach in das Wasser entleeren, wo dann die Vereinigung der ersteren und die weitere Entwicklung der letzteren erfolgt, ohne daß sich die elterlichen Individuen weiter darum kümmern. Solche in ihren allerersten Entwicklungsphasen sich selbst überlassenen Keime oder Eier sind natürlich außerordentlich großen Gefahren ausgesetzt und fallen massenhaft der Vernichtung anheim, ehe sie selbst zu fortpflanzungsfähigen Wesen herangewachsen sind. Es kann daher diese Art der Fortpflanzung nur existieren, wo eine sehr große Fruchtbarkeit vorhanden ist, das heißt, wo jedes Individuum außerordentlich große Mengen von Keimzellen hervorbringt. Da nun die männliche Keimzelle, um in die weibliche eindringen zu können, beträchtlich kleiner sein muß als diese, so ergibt sich, daß die gleiche Anzahl von Eiern einen außerordentlich viel größeren Raum im Körper des weiblichen Tieres einnehmen muß als die gleiche Anzahl von Samenzellen. Wenn nun auch nicht immer beide Geschlechter gleich viel Keimzellen hervorbringen, so kann es nach dem Gesagten doch nicht wundernehmen, daß bei Tierarten, die eine besonders große Fruchtbarkeit besitzen, oft auch die Körpergröße des Weibchens erheblich und zuweilen sogar ganz außerordentlich die des Männchens übertrifft.

Eine beträchtlich sparsamere Produktion dagegen genügt im allgemeinen zur Erhaltung der Rasse, wenn für den Schutz und für die Ernährung der Brut besondere Vorrichtungen getroffen werden. Eine dieser Vorrichtungen finden wir darin wieder, daß für die Brut besondere Verstecke aufgesucht oder in der Form von Nestern seitens der Eltern selbst hergerichtet werden. Das ist nun ohne den größten Nachteil für die Erhaltung der Rasse nicht mehr möglich, wenn die Befruchtung nicht schon vorher stattgefunden hat. Denn die Aussicht, daß die Samenzellen, wenn sie selbst in Verstecken abgelegt werden, die Eier rechtzeitig auffinden und befruchten könnten, ist viel zu gering. Daher müssen männliche und weibliche Tiere in nähere Beziehungen zueinander treten, um die Befruchtung der Eier auszuführen, ehe diese an dem Schutzorte untergebracht werden. Bei vielen Tieren, wofür viele Fische ein Beispiel abgeben, erfolgt dieser Vorgang einfach in der Weise, daß sich das männliche Tier, während das weibliche seine Eier in das Wasser ablegt, in allernächster Nähe aufhält und gleichzeitig seinen Samen abgibt; so wird eine Befruchtung der allermeisten Eier unmittelbar nach dem Austritt aus dem mütterlichen Leibe gesichert. Bei anderen Tieren ist die Befruchtung noch sicherer gewährleistet dadurch, daß das männliche Tier die Keimzellen, die dann gewöhnlich in einer geeigneten Flüssigkeit verteilt sind, in diejenigen Organe überträgt, durch welche die Eier, wenn sie den Körper des weiblichen Tieres verlassen, hindurchtreten müssen. Es kann dazu genügen, daß die beiden Individuen die Öffnungen

ihrer Geschlechtsorgane aufeinanderlegen, wobei dann meist irgend ein muskulöser Apparat durch seine Zusammenziehungen bewirkt, daß die die Samenzellen enthaltende Flüssigkeit entweder von dem männlichen Tier aktiv hineingespritzt oder von dem weiblichen Tier aufgesogen wird. Bei sehr vielen Tieren jedoch existieren mehr oder minder röhrenartig gestaltete Apparate, vermittels deren das Männchen die die Samenzellen enthaltende Flüssigkeit noch tiefer in die weiblichen Geschlechtsorgane einführen kann. Durch die Körpergestalt oder die glatte Oberfläche der Tiere kann ein längeres Aufeinander- oder Ineinanderpassen dieser Organe erschwert werden; dann besitzt sehr häufig das männliche Tier noch besondere Nebenapparate, mittels deren es sich an dem weiblichen Tier festhalten kann. Alle diese Methoden der Übertragung von Samenzellen in den Körper des weiblichen Tieres pflegen unter dem Ausdruck „Begattung" zusammengefaßt zu werden.

Bei Wesen, die an einen bestimmten Aufenthaltsort gefesselt sind, kann die Begattung eines Individuums durch ein anderes nicht erfolgen; wenn hier überhaupt eine Begattung stattfindet, so sind die betreffenden Tiere Zwitter und begatten sich selbst. Dies ist der Fall bei einer Anzahl jener merkwürdigen Krebstiere, die im Meere auf Klippen, Treibholz, Schiffskielen oder dgl. festen Körpern mit ihrer Stirngegend festwachsen und aus einer mehr oder weniger verkalkten Hautfalte sich einen „Mantel" oder eine panzerartige Umhüllung schaffen, aus der sie nur ihre Gliedmaßen vorzustrecken im stande sind — den Seepocken und den Entenmuscheln. Freilich hat der Nachteil, der mit allzu enger Inzucht verbunden ist, dazu geführt, daß bei vielen dieser Tiere auch noch sogenannte „komplementäre" Männchen existieren, die dann, viel hundertmal kleiner als das Weibchen, im Schutze von dessen „Mantel" wie ein Schmarotzer leben. Bei ganz wenigen Arten kommen dann auch die männlichen Organe des großen Individuums nicht mehr zur Ausbildung, so daß wir also statt des Zwitters ein Weibchen mit einem außerordentlich kleinen, daran gleichsam schmarotzenden Männchen haben. Dies führt zu den im Tierreiche so zahlreichen Gattungen, bei denen das weibliche Tier zwar nicht direkt an seinem Wohnorte festwächst, aber doch durch seine Lebensweise tatsächlich unbeweglich wird. Auch das hängt meist mit den Anforderungen der Brutpflege zusammen. So gibt es zum Beispiel Asselkrebse, die in der Kiemenhöhle zehnfüßiger Krebse festgeklammert sich von dem Blute der Kiemen ernähren und so große Mengen von Eiern produzieren, die auch nach dem Verlassen der Eierstöcke noch in einer besonderen Bruttasche aufbewahrt werden, daß der Schmarotzer seinen Wohnsitz vollständig ausfüllt, sogar gewissermaßen einen unsymmetrischen Ausguß der Kiemenhöhle darstellt und diese folglich nicht mehr verlassen kann. Bei diesen „Epikaridien" lebt das außerordentlich viel kleinere, durchaus frei bewegliche Männchen seinerseits schmarotzerartig zwischen den Hinterleibsgliedmaßen des Weibchens (Abb. 20).

Überhaupt vermindert eine sehr starke Eierproduktion beim Weibchen

die Beweglichkeit selbst dann, wenn die Bewegungswerkzeuge und die ihnen dienenden Muskeln in beiden Geschlechtern gleich wohl ausgebildet sind. Sehr häufig aber hat infolge dieser größeren Schwerfälligkeit das Weibchen überhaupt, wenn es auch sonst noch Ortsbeweglichkeit besitzt, jeden Versuch aufgegeben, seinerseits für eine Zusammenkunft mit dem Männchen zu sorgen, und diesem fällt die Aufgabe zu, zum Zwecke der Begattung das Weibchen zu suchen. So kommt es, daß wir bei schwimmenden Tieren häufig im männlichen Geschlechte stärker ausgebildete Ruderwerkzeuge, bei laufenden und kriechenden Tieren stärker ausgebildete Füße finden. Bei den in der Luft lebenden Tieren sind nicht selten nur die männlichen zum Fliegen befähigt. Bekannte Beispiele stellen unter den Schmetterlingen der große Frostspanner (Geometra defoliaria [Abb. 21]), der Bürstenbinder (Bombyx antiqua) und die Gattung Psyche dar, in der das Weibchen madenähnlich, in einer aus allerlei kleinen Bröckeln zusammengeklebten Schutzhülle lebt, aus der es nur den Hinterleib zur Begattung herausstreckt, während das männliche Tier, mit kräftigen Flügeln ausgestattet, die bekannte Gestalt und Beweglichkeit der übrigen Schmetterlinge zeigt. Unter den Käfern bietet ein solches Beispiel das bekannte Glühwürmchen oder Johanniswürmchen (Abb. 22). Das weibliche Tier hat keine Flügel und vermag sich aus dem Grase nicht zu erheben, während das Männchen seine bekannten schönen Hochzeitstänze in den Lüften ausführt. Als ein Beweis, daß die Natur sich keineswegs einer völligen Gleichförmigkeit in der Wahl ihrer Mittel schuldig macht, mag die Tatsache dienen, daß unter den Ameisen mehrfach das umgekehrte Verhältnis vorkommt, daß nämlich das Männchen ungeflügelt ist, während das Weibchen Flügel besitzt. Diese Tiere bieten uns nun auch ein Beispiel dafür, daß diese Bewegungswerkzeuge, da sie nur dem Zwecke der Begattung, das heißt dem Aufsuchen des anderen Geschlechtes dienen, auch erst in dem Lebensalter entstehen, in welchem sie gebraucht werden. Die Ameisen erlangen ihre Flügel erst unmittelbar vor dem Hochzeitsfluge, und das Weibchen verliert sie nach dessen Beendigung wieder. Auch bei den Schmetterlingen steht es nicht viel

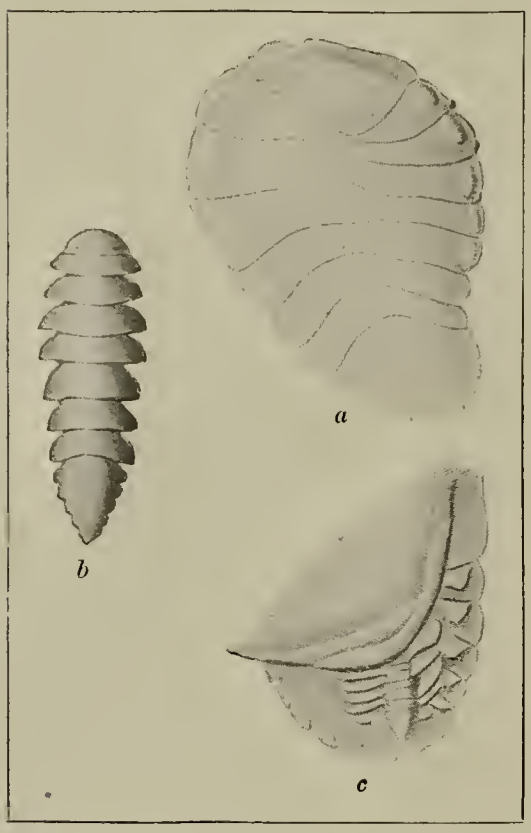


Abb. 20. Schmarotzender Asselkrebs aus der Kiemenhöhle unserer eßbaren Nordseegarneele.

a = Weibchen; b = Männchen, stärker vergrößert; c = dasselbe am Hinterteil des Weibchens angeklammert.

Abb. 21. Der große Frostspanner.
Zwei Männchen, ein Weibchen (links unten).

anders. Bekanntlich bringen diese den größten Teil ihres Lebens in der Form der Raupe und der Puppe zu, und das Geschäft der Nahrungsaufnahme wird bei vielen schon im Raupenzustande vollständig erledigt, so daß zum Beispiel die großen sogenannten Spinner gar keinen funktionsfähigen Darm mehr besitzen, wenn sie mit ihren Flügeln aus der Puppenhülle ausschlüpfen. Sie haben nur noch eine Lebensaufgabe: schleunigst ein Weibchen aufzusuchen und zu begatten; ist sie erfüllt, so gehen sie zu Grunde.

Da diese Spinner Nachttiere sind, so können sie das Weibchen nur mittels des Geruchsinnes auffinden. Demgemäß ist bei ihnen im männlichen Geschlecht das Geruchsorgan, das Fühlerpaar, sehr viel stärker ausgebildet als beim Weibchen. Ähnlich sieht man auch beim Maikäfer, daß das männliche Tier sehr viel stärkere Blätter an den Fühlerenden trägt, so daß die geruchwahrnehmende Oberfläche viel größer ist als beim Weibchen. Beim weiblichen Tier ist dann in der Regel dafür gesorgt, daß eine dem entsprechenden Sinne des Männchens entgegenkommende Eigentümlichkeit ausgebildet ist. Wo also beim Männchen der Geruchsinn stärker entwickelt ist, ist beim Weibchen ein Organ vorhanden, das eine stark riechende Substanz erzeugt; wo das Männchen sich der Augen bedient, um das Weibchen zu suchen, ist zuweilen, wie bei dem schon erwähnten Glühwürmchen, die Lichterzeugung auf seiten des weiblichen Tieres sehr viel stärker. Alle diese Sinnes- und Bewegungswerkzeuge, die ja an sich den verschiedensten anderen Lebensbedürfnissen dienstbar sein können, treten für die Begattung nur

Abb. 22. Unser Glühwürmchen.
Männchen links, Weibchen rechts.

in Tätigkeit infolge eines besonderen Triebes, der eben bewirkt, daß das eine Geschlecht, sobald es die ausschlaggebende Sinneswahrnehmung empfängt, das andere mit Hilfe seiner Bewegungswerkzeuge aufsucht und seine Begattungswerkzeuge in Gebrauch setzt. Diesen Trieb können wir uns gar nicht mechanisch genug vorstellen, denn die Beobachtung lehrt, daß er selbst bei den allereinfachsten, eine einzige Zelle darstellenden Organismen vorhanden ist; ja sogar beim Befruchtungsakt selbst zeigt es sich, daß die mit Hilfe ihres schlängelnden Schwanzes beweglichen Samenkörperchen aus verhältnismäßig großer Entfernung auf das Ei direkt zuschwimmen, sich direkt gegen dessen Oberfläche stellen und durch bohrende Bewegungen hineindringen, sofern die Eihaut ihnen dies gestattet. Man wird sich also wohl, auch ohne eine Einsicht in die Einzelheiten des Mechanismus zu haben, vorstellen müssen, daß, wie in einer komplizierten Maschine durch irgend einen Federdruck, vielleicht auch durch das Magnetischwerden eines Stückes Eisen oder durch ähnliche Momente gewisse Bewegungserscheinungen ausgelöst werden und die Maschine in einer ganz bestimmten Richtung zu arbeiten beginnt, so auch in dem Organismus zu gewissen Zeiten Spannkräfte vorhanden sind, die durch gewisse äußere Reize wie Licht, Duft oder dgl. ausgelöst werden und nicht nur die Bewegung gewisser Organe, sondern auch die Richtung dieser Bewegung bewirken und bestimmen. Solche Bewegungstriebe, die eine physikalisch notwendige Folge der Anordnung und der chemischen Tätigkeit der Teile im Organismus und daher angeboren sind, nennen wir Instinkte, und ein solcher Instinkt ist offenbar der Geschlechtstrieb. Die Berechtigung dieser mechanischen Auffassung wird auch keineswegs dadurch aufgehoben, daß bei höheren und komplizierteren Organismen eine Menge hemmender Momente der Auslösung des Geschlechtstriebes entgegenwirken, und daß wieder andere Einflüsse diese hemmenden Momente zum Teil abschwächen oder beseitigen können. Noch viel weniger wird unsere Auffassung von der mechanischen Natur des Geschlechtstriebes dadurch widerlegt, daß uns selbst ein Teil dieser komplizierten, hemmenden und begünstigenden Einflüsse zum Bewußtsein gelangt, so daß es scheinbar unserem eigenen Willen anheimgestellt ist, ob wir unserem Geschlechtstrieb folgen oder nicht. Mit der Frage des Bewußtseins hat die exakte Naturforschung nichts zu tun. Aller sogenannter „Monismus" kann nur die mechanische und die chemische Grundlage unserer Lebenstätigkeit erforschen und feststellen; sobald wir aber den Versuch machen wollen, zu erklären, warum uns einige dieser mechanischen Vorgänge zum Bewußtsein gelangen und andere nicht, oder gar den Begriff des Bewußtseins selbst definieren oder auf seine Ursache zurückführen wollen, hört aller Monismus und alle Naturforschung auf.

Wo nun für das Auffinden des Weibchens in genügender Weise gesorgt ist, bleibt schließlich noch eine Forderung übrig. Bei nicht wenigen Tieren entzieht sich das Weibchen leicht der Begattung, auch nachdem es aufgefunden ist, sei es, daß es mit seiner glatten Oberfläche dem Männ-

chen entschlüpft, sei es, daß es sich ihm willkürlich zu entziehen sucht. Demgemäß sind in vielen Fällen beim Männchen besonders kräftige Haft- und Klammerorgane zum Festhalten des Weibchens ausgebildet. Endlich aber müssen alle die Vorrichtungen, die das Aufsuchen des weiblichen Geschlechtes dem Männchen erleichtern, auch oftmals dazu führen, daß mehrere Männchen gleichzeitig bei demselben Weibchen eintreffen. Das führt nun infolge des vorhandenen Geschlechtstriebes zu einem Kampf zwischen den Männchen, bei welchem dasjenige Sieger bleibt, dessen Kraft die größere, oder dessen Waffen die gefährlicheren sind. Da nun die Eigenschaften dieser besser bewaffneten oder stärkeren Männchen, welche so viel leichter

Abb. 23. Eine Strandkrabbe (Gonoplax),
deren Männchen (links) viel stärkere Scheren hat als das Weibchen (rechts).

zur Ausführung der Begattung kommen, sich demzufolge auch viel leichter und häufiger vererben, so ist es verständlich, daß sich gerade dieser Geschlechtsunterschied bei manchen Tieren sehr stark entwickelt hat, und daß da, wo überhaupt Waffen vorhanden sind, die Männchen meist sehr viel stärker bewaffnet sind als die Weibchen (Abb. 23).

Die durch die Begattung befruchteten Eier werden nun in der allerverschiedensten Weise vor ihren Verfolgern gesichert. Sehr viele Tierarten benutzen als Versteck für ihre Eier Spalten und Risse in Steinen und Pflanzen, Falten in der Haut anderer Tiere u. dgl. Andere gehen schon raffinierter vor, so zum Beispiel die Gallwespe, die ihre Eier vermittels eines röhrenartig der Länge nach durchbohrten Stachels in das Gewebe eines Blattes ablegt und dabei zugleich eine Art Gift in die Wunde des Blattes bringt, das eine blasenartige Auftreibung rings um das Ei hervorbringt. In ähnlicher Weise legen manche Schmarotzerinsekten ihre Eier unter die Haut von Tieren und selbst, wie zum Beispiel der Sandfloh, unter die

des Menschen. Noch andere bauen Nester, zum Teil, wie die Salangane, deren Fabrikat als ein bekannter Leckerbissen zur Herstellung von Suppen verwendet wird, aus einer gallertartigen Absonderung ihrer Mund- und Rachenhöhle, andere aus Zweigen, Strohhalmen, Federn und ähnlichen Fremdkörpern, die sie miteinander verflechten, verfilzen oder auch wieder mittels einer klebrigen Absonderung ihres eigenen Körpers zusammenkitten. Aus dem eben Gesagten ergibt sich ohne weiteres, daß solche Tierarten besonderer Organe wie Legestachel u. dgl. bedürfen, um die Eier an einen schwer zugänglichen Ort zu bringen, oder auch besonderer ausscheidender Organe, die den für den Nestbau erforderlichen Kitt herstellen. In vielen dieser Fälle ist der Versteck für die Brut so ausgewählt, daß er ihr auch die genügende Nahrung bietet. In anderen Fällen ist die Brut zwar geschützt, aber sie findet, beispielsweise in dem Neste, keine Nahrungsmittel, und ist also, wenn sie den Schutzort nicht zeitweilig verlassen kann — womit sich sofort wieder die Gefahr erhöhen würde —, darauf angewiesen, daß die Eltern selbst ihr Nahrung zuführen. Das stellt wieder an die Eltern, die sich die Nahrung für sich selbst ebenfalls verschaffen müssen, große Anforderungen. Nicht selten aber sind die Nahrungswerkzeuge der Brut anfänglich noch gar nicht im stande, die Nahrung, die die Eltern erbeuten, selbst zu verdauen; in solchen Fällen haben sich dann wieder bei den Eltern besondere Organe entwickelt, in denen diese aus dem, was sie selbst genossen haben, eine leichter verarbeitbare Nahrung für die Brut herstellen, wie das die Tauben in ihrem Kropfe tun.

Bei den Vögeln finden wir zwei Wege, auf denen sich eine ausreichende Ernährung der Brut ermöglicht. Ein großer Teil der Vögel gibt dem Ei selbst eine sehr große Menge Nahrungssubstanz, die das Muttertier in seinem eigenen Körper hergerichtet hat, mit, so daß das junge Tier, umschlossen von der schützenden Kalkschale des Eies, für den größten Teil seiner Entwicklung ausreichende Nahrung hat. Wenn es diese Schale sprengt, ist es so weit entwickelt, daß es zur Not selbst Nahrung suchen und jedenfalls die gefundene genügend zerkleinern und verdauen kann. Die Eltern haben höchstens noch die Aufgabe, die jungen Tiere beim Suchen der Nahrung anzuleiten und sie vielleicht gelegentlich mit ihrem eigenen Körper gegen Kälte und feindliche Angriffe zu bewahren. Von manchen Vögeln dagegen erhält das Ei sehr viel weniger Nahrungssubstanz mit und das Junge kommt daher ziemlich hilflos zur Welt und bedarf noch einer ausgiebigen Pflege seitens der Eltern. Es leuchtet ein, daß bei den erstgeschilderten sogenannten Nestflüchtern die Versorgung der Brut gerade an das Muttertier viel höhere Ansprüche stellt als an das Vatertier; denn jenes muß die ganze Nahrung, die dem Ei mitgegeben werden soll, aufnehmen und in der geeigneten Weise für das Ei verarbeiten, muß dabei das Ei sehr viel länger in seinem Leibe mit sich tragen und wird dadurch auch insofern viel mehr in Anspruch genommen, als das Ei wegen dieses Mehrbesitzes an Nahrungssubstanz viel größer und schwerer ist als

Abb. 24. Känguruhe; vorn ein Muttertier, aus dessen Beutel ein Junges den Kopf vorstreckt.

bei jenen Vögeln, deren Junge in hilfloserem Zustande ausschlüpfen; es, erreicht bei einigen ein Fünftel des ganzen Körpergewichts der Mutter. Indem so das weibliche Tier einen großen Teil der Brutpflege allein übernimmt, wird es für eine Anzahl anderer Lebenstätigkeiten minder tauglich, und es fällt dem von der Brutpflege entlasteten männlichen Tier die Aufgabe zu, in hervorragender Weise für den Schutz und die Ernährung des weiblichen Tieres zu sorgen. So ist es begreiflich, daß bei diesen Nestflüchtern, zu denen ja gerade die uns so bekannten Hühnervögel gehören ein viel größerer Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Tieren vorhanden zu sein pflegt, als bei den Nesthockern, bei denen das Weibchen durch das kleine Ei im Mutterleibe verhältnismäßig nur wenig in seiner Beweglichkeit behindert ist und das Männchen sich an der Pflege und Ernährung der ausgeschlüpften Jungen ausgiebig beteiligen kann.

Bei sehr vielen Tieren schlüpfen die Jungen noch unentwickelter und hilfloser aus dem Ei aus, bleiben aber dennoch in der Brutpflege der Mutter allein, indem diese sie nicht in einem Neste, sondern in besonders dazu geeigneten mehr oder minder sackartigen Behältnissen an ihrem Körper aufnimmt. Unter den Säugetieren geschieht dies bei den sogenannten Beuteltieren, von denen das Känguruh wohl am bekanntesten ist. Die Jungen selbst der riesigsten Kängurubarten sind, wenn sie geboren werden, nur wenige Zentimeter lang und befinden sich in einem ganz hilf-

losen Zustande. Sie gelangen sofort in eine große sackartige Hautfalte am Bauche des weiblichen Tieres (Abb. 24), finden daselbst die Zitzen der Milchdrüsen, an denen sie sich vollständig festsaugen, und wachsen nun hier, geschützt gegen Kälte, zum Teil auch gegen mechanische Schädigungen, und reichlich ernährt durch die Milch des Muttertieres, so weit heran, daß sie bald für kürzere Zeit und schließlich für die Dauer den Beutel verlassen können. Hier haben wir es also wieder mit einer durch die Brutpflege bedingten ganz besonderen Einrichtung zu tun, die lediglich dem einen der beiden Geschlechter eigentümlich ist.

Aus den bisherigen Schilderungen ergibt sich schon die Bedeutung, die der Zeitdauer zukommt, während deren das Ei im mütterlichen Leibe verbleibt. Als eine besondere Art der Brutpflege ist nur jene Einrichtung zu betrachten, bei welcher das Ei nicht mit einem größeren Nahrungsvorrat nach außen abgelegt oder dort von den Eltern ernährt wird, sondern im Mutterleibe selbst nach Bedarf allmählich die für die Entwicklung erforderliche Nahrung zugeführt erhält. Dies kommt schon bei einigen Fischen zu stande, bei denen die Eihaut sehr zart und von massenhaften blutführenden Adern durchzogen ist, während auch in dem Schlauch, der das Ei aus dem mütterlichen Körper nach außen gelangen läßt, eine ähnliche Zartheit und Blutversorgung der Schleimhaut besteht. Legen sich diese blutreichen Oberflächen von Ei und Eileiter aneinander, so kann ein Austausch von Flüssigkeiten und Gasen durch die zarten und feuchten Gewebe von dem mütterlichen zu dem aus dem Ei sich entwickelnden jungen Tier stattfinden. Durch Faltenbildungen oder wurzelartige Ausstülpungen der beiderseitigen Oberflächen können diese so vergrößert werden, daß der Übertritt von Nahrung aus der Mutter auf das Junge lange Zeit genügt, um dessen Entwicklung im Gange zu halten, so daß es schließlich mit dem Körper der Mutter zugleich die Eihüllen verläßt und in einem Zustande „lebend" geboren wird, in dem es der weiteren Pflege seiner Eltern entraten kann. Bei den eben genannten Beuteltieren wird ja diese Art der Ernährung im Mutterleibe größtenteils dadurch ersetzt, daß die Jungen in dem Beutel mit Milch ernährt werden. Auch die Milchdrüsen, die für alle Säugetiere charakteristisch sind, sind solche Organe der Brutpflege, die zwar bei beiden Geschlechtern in der Anlage vorhanden sind, sich aber normalerweise nur beim weiblichen Geschlecht soweit entwickeln, daß sie wirklich Milch erzeugen. Bei allen Säugetieren aber, die nicht den geschilderten Beutel besitzen, tritt auch wieder eine ausgiebige Ernährung des heranwachsenden Jungen im Mutterleibe selbst an die Stelle. Hier sind Teile des Apparates, der die Eier aus dem Körper nach außen führt, zu mächtigen Organen ausgebildet, in deren Hohlraum sich das Ei auch wieder mit einem Teil seiner Oberfläche anlagert und bald eine kolossale Entwicklung falten- oder zottenartiger Vorsprünge, sowohl von der Eihaut als auch von der mütterlichen Schleimhaut aus, stattfindet, die sich aufs Innigste miteinander verzinken. Den Teil der Geschlechtsorgane, in

dem das Ei diesen langen Aufenthalt nimmt, nennt man Gebärmutter, und das Gebilde, in dem sich die Oberflächen des mütterlichen Tieres und des jungen so miteinander berühren, daß ein Übertritt von Nahrungsflüssigkeiten und Gasen stattfinden kann, wird der Mutterkuchen genannt. Diese Einrichtung macht es möglich, daß das Junge der Säugetiere in einem Zustande geboren wird, der doch schon ganz erheblich weiter entwickelt ist als bei den Beuteltieren. Daher braucht das Junge auch nicht in einem Hautbeutel untergebracht zu werden, und es braucht nicht mehr ununterbrochen an der Zitze zu hängen, sondern empfängt nur in großen Pausen daselbst die erforderliche Nahrung. — Fehlt sonach bei diesen Säugetieren die das weibliche Beuteltier charakterisierende Hauttasche, so bringt anderseits die Entwicklung der Gebärmutter und die Größe, die das Junge im Mutterleibe erlangt, gewisse Besonderheiten an den Organen des Unterleibs mit sich. Wo zum Beispiel, wie bei den Säugetieren und beim Menschen, das Junge während der Geburt einen knöchernen Ring, den sogenannten Beckenring, passieren muß, ist dessen Weite beim weiblichen Geschlecht durch die Größe des reifen Kindes bedingt, während sie beim Manne ohne Schaden geringer sein kann. So erklärt sich jener bekannte Unterschied im Körperbau der beiden Geschlechter des Menschen: die sehr viel beträchtlichere Hüftbreite des Weibes. Am deutlichsten lehrt dies ein Vergleich zwischen dem männlichen und weiblichen Becken, wie solche nach der Natur aufgenommen als Abbildungen in das Kapitel „Der Körperbau des Weibes" (S. 30 und 31 im zweiten Teil dieses Bandes) eingefügt sind.

Nach diesem kurzen Überblick über die mannigfaltigen Vorrichtungen, die der Brutpflege dienen, leuchtet es ein, daß die Ausübung dieser Aufgabe mit manchen Behinderungen der übrigen Lebenstätigkeiten verknüpft ist, daß die Brutpflege immer in gewissem Grade die Selbsterhaltung des elterlichen Individuums erschwert. Bringen die Eltern ihre Brut außerhalb ihres Körpers an geschützter Stelle unter und entwickeln sie nur Organe zur Zubereitung einer besonderen Nahrung für ihre Nachkommenschaft, so sind sie immerhin genötigt, in sehr kurzen Zeiträumen immer wieder an den Ort zurückzukehren, wo sie ihre Brut verborgen haben; bringen sie sie aber an oder in ihrem eigenen Leibe unter, so werden sie dadurch beim Heranwachsen der Brut immer schwerfälliger und zur Erjagung der Beute unfähiger, damit zugleich auch widerstandsloser gegen ihre Feinde. Dieser Übelstand ist nun bei vielen Tieren dadurch beseitigt, daß die Brutpflege nur von einem Individuum übernommen wird. In diesem Falle kann das eine Individuum diejenigen Eigenschaften oder diejenigen Organe stärker ausbilden, auf die das andere Individuum, meist das weibliche, im Interesse der Brutpflege hat verzichten müssen. Im allgemeinen übernimmt also das männliche Individuum nicht nur im eigenen Interesse, sondern zugleich zur Fürsorge für das weibliche Individuum und für die von diesem in Brutpflege genommene Nachkommenschaft alle diejenigen Tätigkeiten, die eine größere Beweglichkeit erfordern, und dazu

gehört insbesondere die Herbeischaffung ausreichender Nahrung. Wo nun diese Nahrung in lebender Beute besteht, werden neben den Bewegungsorganen auch solche, die man als „Jagdwaffen" bezeichnen könnte, stärker ausgebildet; und da ferner sowohl die der Bewegung dienende Muskulatur als die ursprünglich für die Jagd verwendeten Waffen auch für die Verteidigung gegen Angreifer wertvoll sein können, so entwickeln sich aus den Jagdwaffen Verteidigungswaffen. Indem nun weiter die Anwendung dieses Hilfsmittels im Kampf ums Dasein mehr oder minder ausschließlich dem männlichen Individuum oblag, wurden bei ihm auch diejenigen Organe durch Auslese allmählich vervollkommnet, die eine tunlichst vorteilhafte Benutzung der Bewegungsorgane und der Waffen ermöglichten, also die Sinnesorgane, und bei den höchsten Säugetieren jene nervösen Organe, die der Sitz der Instinkte sind, so daß wir denn bei vielen Tieren auch Tapferkeit, List und ähnliche Charakter- und Geisteseigenschaften bei dem im Kampfe ums Dasein stehenden männlichen Individuum stärker entwickelt finden.

Übrigens fällt im Tierreiche durchaus nicht immer dem Weibchen die Hauptrolle bei der Brutpflege zu. Es gibt sogar ein paar Vogelarten, — die bekannteste ist der Wassertreter (Phalaropus) — bei denen das Männchen allein brütet. Das Männchen der Geburtshelferkröte wickelt sich die Eierschnüre um die Hinterbeine und gräbt sich damit in die Erde ein. Bei einer südamerikanischen Kröte (Rhinoderma) trägt das Männchen die Jungen in seinem Kehlsack herum. Auch bei einigen zu den Welsen gehörigen Fischen trägt das Männchen die Eier bis zum Ausschlüpfen im Rachen. Unter den Fischen hat das Seepferdchen im männlichen Geschlecht eine Bruttasche, in der die Eier getragen werden.

Wir pflegen solche Eigenschaften, die das eine Geschlecht von dem anderen unterscheiden, ohne unmittelbar zur Geschlechtstätigkeit zu gehören, im Gegensatz zu denjenigen, die direkt der Geschlechtstätigkeit dienen, als „sekundäre Geschlechtscharaktere" zu bezeichnen. Man hat über deren Entstehung mancherlei Hypothesen aufgestellt. Es ist namentlich gewiß sehr merkwürdig, daß, da doch das junge Tier ein Vererbungsprodukt von dem Vatertier und von dem Muttertier gleichzeitig darstellt, gerade die Geschlechtscharaktere nur von dem einen elterlichen Individuum, entweder von dem Vater oder von der Mutter, auf das Junge übergehen; man könnte zunächst meinen, daß nach dem überall durchgehenden Gesetz der Erblichkeit ein Geschlechtsdimorphismus überhaupt gar nicht zu stande kommen könnte. In dieser Hinsicht muß nun daran erinnert werden, daß in der Tat bei sehr vielen Tieren eine gleichzeitige Anlage beider Geschlechter in demselben Individuum nachgewiesen werden kann, so daß der Geschlechtsdimorphismus nicht darauf zu beruhen scheint, daß das eine Junge gewisse Körpereigenschaften des Vaters, das andere solche der Mutter erbt, sondern nur darauf, daß in dem einen Individuum die einen Organe sich stärker weiter entwickeln als die anderen und diese allmählich mehr und mehr zurückdrängen. Worauf dies beruht, darüber gibt es die verschiedensten Vermutungen. Jedenfalls lehrt das Beispiel der Biene, bei der gerade die Männchen aus unbefruchteten Eiern

entstehen, daß sich keineswegs etwa die männlichen Organe da stärker entwickeln, wo mehr männliche Keimsubstanz in das Ei aufgenommen worden ist. Wahrscheinlich hängt die Entscheidung, welche Art von Geschlechtsorganen sich in dem jungen Tier auf Kosten der anderen entwickelt, von sehr geringfügigen Verschiedenheiten der äußeren Umstände ab. Ist aber einmal der Ausschlag für die Entwicklung nach der einen oder anderen Richtung gegeben, das heißt beginnen sich die Keimzellen des einen Geschlechtes auf Kosten des anderen zu vermehren, so nimmt diese Entwicklung offenbar rapide zu, und damit entfällt die Möglichkeit, daß später äußere Einflüsse noch eine Wirkung in entgegengesetztem Sinn ausüben können, wie ja etwa ein Stein, der auf dem Kamme eines Berges gewissermaßen balanciert, durch eine sehr geringfügige, zufällige Ursache in Bewegung gesetzt, nach der einen oder anderen Seite immer schneller und unaufhaltsamer abrollt. Damit wäre nun freilich die Entstehung des Dimorphismus immer erst, soweit es sich um das Geschlecht der Keimzellen handelt, erklärt. Daß nun aber auch die übrigen Teile des Geschlechtsapparates, soweit durch die Erblichkeit eine Anlage dieser Organe für beide Geschlechter gegeben ist, eine Ausbildung der männlichen Anlage auf Kosten der weiblichen oder umgekehrt erfahren, hängt doch wahrscheinlich von der Lebenstätigkeit der Keimzellen selbst ab. Indem diese sich ernähren, einen Teil ihrer lebendigen Substanz zersetzen, neue aus der Nahrung aufbauen und dabei die mannigfaltigsten Zersetzungs- oder Abfallsprodukte erzeugen, ist genügende Gelegenheit gegeben, daß einzelne der dabei entstehenden Stoffe als Reizmittel entweder unmittelbar oder durch Vermittlung des Nervensystems das Wachstum gewisser Organe befördern und dasjenige anderer hemmen. Wie das im einzelnen zu stande kommt, läßt sich natürlich, da die Mengen der etwa wirksamen Stoffe unendlich klein sind, nicht nachweisen, aber die Tatsache selbst wird fast zur Sicherheit erhoben dadurch, daß die operative Entfernung der Keimstöcke aus dem sich entwickelnden Körper regelmäßig Veränderungen in entferntesten Körperteilen nach sich zieht, die ebenfalls zum Teil auf Beförderung, zum Teil auf Hemmung des Wachstums beruhen. Es sei nur beispielsweise daran erinnert, daß durch frühzeitige Entfernung der Keimstöcke (Hoden) aus dem Körper des Knaben die Entwicklung des Kehlkopfes gehemmt wird, so daß ihm auch nach Vollendung des Wachstums eine Diskantstimme verbleibt. Hier handelt es sich schon um einen sogenannten sekundären Geschlechtscharakter, und so erläutert uns dieses Beispiel zur Genüge, wie auch auf diesem Gebiete der Dimorphismus zu stande kommt. Der Kehlkopf ist bei beiden Geschlechtern gleichmäßig angelegt, aber die männlichen Keimdrüsen produzieren in ihrem Stoffwechsel offenbar irgend eine Substanz, die sein Wachstum begünstigt. Rotten wir bei einem Mädchen die Keimstöcke (Eierstöcke) frühzeitig aus, so stellt sich Bartwuchs ein. Die Anlage dafür ist jedenfalls beiden Geschlechtern eigen, denn es gibt auch Frauen mit funktionierenden Eierstöcken, bei denen Bartwuchs vorkommt. Offenbar bringen jedoch die Eierstöcke des Weibes Substanzen

hervor, die bis zu einem gewissen Grade hemmend auf den Bartwuchs einwirken.

Nach diesen Erwägungen kann es denn auch nicht wundernehmen, daß bei vielen Tieren sekundäre Geschlechtscharaktere vorkommen, die selbst indirekt gar nichts mit der Brutpflege oder überhaupt mit dem Fortpflanzungsgeschäft zu tun haben. Sehr allgemein kommen namentlich bei Tieren, die im ganzen lebhaft gefärbt sind, wie die Schmetterlinge und die Vögel, recht beträchtliche Farbenunterschiede zwischen den männlichen und den weiblichen Tieren vor. Wir urteilen gewiß richtig, wenn wir die Entstehung dieser Unterschiede zunächst als eine rein zufällige betrachten. Nach dem, was wir soeben erst gesehen haben, wird es sicher nicht unverständlich sein, daß die von den Keimstöcken erzeugten verschiedenartigen Stoffe auch die Färbung beeinflussen können; sehen wir doch sogar beim menschlichen Weibe der weißen Rasse ganz regelmäßig in der Schwangerschaft Färbungen der Haut entstehen — insbesondere eine bräunliche Färbung der Mittellinie vom Nabel abwärts und eine ähnliche Umfärbung des Hofes, der die Brustwarze umgibt — und nach der Entbindung wieder verschwinden.

Bei den Vögeln und den Schmetterlingen ist es nun allerdings auffällig, daß gerade die männlichen Tiere sich meistens durch eine sehr viel lebhaftere und nach unseren Begriffen schönere Färbung vor den Weibchen auszeichnen. Dies gilt aber keineswegs durchgängig, sondern es gibt auch solche Arten, bei denen ein ganz beträchtlicher Farbenunterschied vorhanden ist, ohne daß man gerade sagen könnte, welches der beiden Geschlechter lebhafter oder schöner gefärbt ist. Daß die Zahl jener Arten überwiegt, bei denen das Weibchen einfacher und unscheinbarer gefärbt ist, hat vielleicht seinen Grund darin, daß diejenigen Arten, bei denen das Umgekehrte der Fall war, ihren Feinden gegenüber wehrloser gewesen und daher ausgestorben sind. Es ist nämlich unzweifelhaft ein Vorteil für die Art, wenn das auf dem Neste sitzende Weibchen nicht durch lebhafte Färbung die Aufmerksamkeit seiner Feinde auf sich zieht; wird es dort entdeckt, so geht nicht nur das Weibchen selbst, sondern mit ihm die ganze derzeitige Brut zu Grunde.

Ähnlich verhält es sich mit anderen sekundären Geschlechtscharakteren. Wir finden, gerade wieder unter den Vögeln, vielfach einen Geschlechtsunterschied, der darin besteht, daß gewisse Federn ein ganz besonders starkes Wachstum erlangen (Abb. 25). Hier ist es ebenfalls wieder das Männchen, das sich durch diesen Federschmuck auszeichnet. Auffällig kann uns die Hemmung dieses Wachstums beim Weibchen nach dem, was wir vorhin von dem Wachstum des Bartes bei der Frau gesehen haben, nicht sein. Auch hier aber ist es begreiflich, daß Tierformen, bei denen im weiblichen Geschlecht gleichfalls solche auffälligen Auszeichnungen zu entstehen im Begriff waren, wegen der größeren Gefährdung des brütenden Weibchens ausgestorben sind.

Ganz die gleiche Überlegung werden wir anwenden können, um den Geschlechtsdimorphismus anderer Art, zum Beispiel auch den hinsichtlich der Bewaffnung, zu erklären. Jedem ist ja beispielsweise bekannt, daß die verschiedenen hirschartigen Tiere fast sämtlich einen großen Unterschied der beiden Geschlechter in der Bewaffnung aufweisen. Das Männchen trägt ein, namentlich in den vorgerückten Lebensjahren mächtiges knöchernes Geweih, das ihm als vorzügliche Waffe dient, während das Weibchen dieser Bildung gänzlich entbehrt. Auch hier könnte man sich darüber wundern, daß das Weibchen auf seine eigenen männlichen Jungen nichts von diesem Charakter vererbt. Nun sehen wir aber, daß in der Tat eine Hirschart existiert, bei der beide Geschlechter fast ganz gleich mit Geweihen ausgestattet sind, nämlich das Renntier. Wir dürfen also auch hier annehmen, daß die Anlage für die Geweihbildung beiden Geschlechtern erblich mitgegeben ist, und daß nur infolge einer Hemmung bei dem weiblichen Tier der meisten Arten die Entwicklung dieser Anlage unterbleibt. Welche von den weiblichen Keimstöcken erzeugte Substanz es ist, die diese hemmende Wirkung ausübt, wissen wir nicht, aber das vorhin erwähnte Beispiel von dem menschlichen Barte liefert uns eine befriedigende Analogie. Mit den äußeren Lebensverhältnissen scheint das Vorhandensein oder Fehlen dieses Geschlechtsdimorphismus in innigem Zusammenhang zu stehen. Dem auf weiten Schneeflächen lebenden Renntier würde es von großem Nachteil sein, wenn seine Feinde, insbesondere der Wolf, auf die größten Entfernungen die weiblichen wehrlosen Tiere unterscheiden könnten. Bei den vorzüglich im Walde lebenden übrigen Hirscharten kommt dieser Vorteil nicht so sehr in Betracht, während anderseits die Ausbildung des Geweihs an den Körper des weiblichen Tieres, der schon von der Brutpflege so erheblich in Anspruch genommen ist, recht beträchtliche Anforderungen stellen würde, die die Erhaltungsfähigkeit der Rasse vermindern müßten. Es ist also wohl zu verstehen, daß von den im Norden lebenden Hirscharten diejenigen, deren Weibchen geweihlos waren, ausgestorben oder verdrängt worden sind, während von den in den Wäldern der gemäßigten und warmen Zone lebenden Arten umgekehrt diejenigen haben weichen müssen, bei denen auch das Weibchen mit Geweih versehen war. Für jene Wiederkäuer, deren Stirnwaffe nicht aus einem nackten Knochen besteht, der alljährlich wieder erneuert werden muß, sondern aus einem Knochenzapfen, der durch einen Hornüberzug geschützt, zeitlebens erhaben bleibt, fällt der eben erörterte Grund fort, und so sehen wir denn, daß unter ihnen die allermeisten auch im weiblichen Geschlecht bewaffnet sind, wenn auch bei vielen die Waffe des Weibchens weniger stark ausgebildet ist.

Abb. 25.
Der Prachttrogon oder Quezal (Pharomacrus resplendens).
Ein Kuckucksvogel mit 80 cm langen Schwanzfedern, oben smaragdgrün, unten scharlachrot.

In den vorliegenden Beispielen haben wir nun schon andeutungsweise darauf aufmerksam gemacht, daß der Geschlechtsdimorphismus zum Teil auch auf einer Art von Ausgleich im Verbrauch und Ansatz von lebenden Körperstoffen (materielle Kompensation) beruht. Da die Eier selbst, aus denen Männchen oder Weibchen entstehen, durchaus gleich groß und ununter-

scheidbar sind, und da mit Ausnahme der seltenen Fälle von Entwicklung unbefruchteter Eier regelmäßig, soweit wir das haben beobachten können, nur ein Samenkörperchen die Befruchtung ausführt; da auch während der ersten Entwicklungsphasen die Zellvermehrung, durch die aus der befruchteten Eizelle ein komplizierterer Organismus entsteht, ganz gleichmäßig fortschreitet, ob nun ein Männchen oder ein Weibchen daraus werden wird; da endlich auch die verschiedenen Einrichtungen zur Ernährung und Pflege der Brut für die Jungen beider Geschlechter ganz gleichmäßig wirksam sind, so leuchtet ein, daß die stärkere Entwicklung irgend eines bei dem anderen Geschlecht nicht vorhandenen oder sehr viel kleineren Organes nicht wohl vor sich gehen kann, ohne daß dadurch gewissen anderen Organen Material zu ihrem Aufbau entzogen wird. Das gilt auch für die Keimstöcke selbst. Wenn das Weibchen für die Produktion von Eiern, für den ihnen mitzugebenden Nahrungsdotter, für ihre Ernährung in der Gebärmutter oder endlich für das Säugen der ausgeschlüpften Brut außerordentlich viel mehr Material verbraucht, als das Männchen für die Produktion der Samenkörperchen nötig hat, so kann das Weibchen unmöglich auch noch für die Entwicklung der Muskulatur, der Knochen, des Gehirnes u. s. w. ebensoviel Material aufwenden — es sei denn, daß wieder ganz besondere Vorrichtungen oder Eigentümlichkeiten der Lebensweise diesem eine sehr viel ausgiebigere Aufnahme und Verwertung von Nahrungssubstanz ermöglichen. So führt diese Tatsache ihrerseits auch wieder zu einer Arbeitsteilung, die sich keineswegs auf die Brutpflege allein beschränkt. Wird dem Männchen durch die besonderen Leistungen des Weibchens ein Teil Körperstoff erspart, den es zu starker Entwicklung der Muskulatur, der Waffen, des Gehirnes auszunützen vermag, so wird es nun seinerseits diesen Mehrbesitz in einer Weise verwenden können, die auch wieder dem Weibchen und der Brut zugute kommt. Nun bringt es in der Natur, wo keine künstlichen Eingriffe es verhindern, die Fruchtbarkeit stets mit sich, daß weit mehr Individuen entstehen, als sich bis zur Ausführung der Begattung erhalten können. Infolgedessen nützt ein gewisser Mehrbesitz an Muskelkraft, Bewaffnung, Gehirn u. s. w. dem Männchen nicht nur etwa insoweit, daß es sich, seinem Weibchen und der Brut in entsprechenden Verhältnissen mehr Nahrung verschaffen kann, sondern ein selbst geringer Vorzug ermöglicht es ihm, sein und der Seinigen Leben unter Umständen zu erhalten, unter denen die minder bevorzugten Individuen zu Grunde gehen. Wenn zum Beispiel fünf Männchen derselben Beute nachjagen, so erlangt das Männchen, das um ein Zehntel schneller läuft, nicht etwa auch nur ein Zehntel mehr von der Beute, sondern es erlangt allein die ganze Beute, die andern vier Männchen aber erlangen gar nichts und haben alle Aussicht zu verhungern. So kommt es, daß im Wettbewerbe um die Lebensbedürfnisse gerade diejenigen Familien erhalten bleiben, in denen das Männchen vorzugsweise kräftig oder wohl bewaffnet ist u. s. w., und da diese größere Muskelkraft oder diese besondere Bewaffnung mit dem größeren Dimorphismus der Geschlechter ursächlich verbunden ist, so werden unter den Familien derselben

Tierart auch diejenigen besondere Aussicht haben, sich zu erhalten und ihre Beschaffenheit auf die Nachkommenschaft zu vererben, in denen ein größerer Dimorphismus und dementsprechend eine ausgedehntere Arbeitsteilung vorhanden ist.

Wir haben schon oben daran erinnern müssen, wie sich mit dem komplizierteren Bau der Organe auch die Ausbildung bestimmter Triebe verbindet. Als einen solchen Trieb lernten wir den Geschlechtstrieb kennen; und wir haben gesehen, daß dieser auch durch gewisse sinnliche Reize, also zum Beispiel durch Gerüche, die das eine Geschlecht hervorbringt und das andere Geschlecht wahrnimmt, erregt oder verstärkt wird. Bei Tieren nun, wo ein beträchtlicherer Dimorphismus der Geschlechter vorhanden ist, konnte sich auch ein Instinkt ausbilden, der den Geschlechtstrieb in direkte Beziehung zu der Größe des Dimorphismus brachte, das heißt es konnte dahin kommen, daß der Geschlechtstrieb stärker erregt wurde durch ein Individuum, das sich erheblicher von dem des anderen Geschlechts unterscheidet, als durch ein solches, das dem andern Geschlechte ähnlicher ist. Diese Eigentümlichkeit des Geschlechtstriebes können wir den Kompensationsinstinkt nennen. Wo er vorhanden ist, trägt er in ganz wesentlichem Maße dazu bei, die schon durch den Dimorphismus verminderte Gefahr noch weiter zu vermindern, daß einseitige allzugroße Abweichungen von der typischen Form entstehen, die das richtige Zusammenarbeiten der einzelnen Bestandteile des Körpers stören.

Versuchen wir nun, nachdem wir ein Bild von den so überaus mannigfaltigen Erscheinungen des Geschlechtsdimorphismus in der übrigen Natur gewonnen haben, unsere Erkenntnisse auch auf den Menschen anzuwenden!

Auch bei dem Menschen ist die Körperanlage ursprünglich eine zwittrige, wie wir vor allem bei genauer Zergliederung sehr junger, der Gebärmutter entnommener Früchte feststellen können. Die Folge davon ist, daß gelegentlich infolge einer regelwidrigen Entwicklung die Sonderung des Geschlechts durch Ausbildung des einen und Zurückbleiben des anderen Organs nicht völlig zu stande kommt. Kurze Zeit nachdem das neue Bürgerliche Gesetzbuch die früher bestehenden gesetzlichen Bestimmungen bezüglich menschlicher Zwitter beseitigt hatte, ist (von Professor Garré in Königsberg) ein Fall veröffentlicht worden, in dem in der unzweifelhaftesten Weise normales und männliches Keimgewebe in demselben menschlichen Individuum nachgewiesen wurde. Viel häufiger aber kommt es vor, daß die an dem lebenden Menschen äußerlich wahrnehmbaren Geschlechtsmerkmale infolge solcher regelwidrigen Entwicklung zwitterartig bleiben, und, da eine mikroskopische Untersuchung des Keimgewebes an lebenden Personen nicht durchführbar ist, Verwechslungen entstehen. Schon die klassische Kunst hat sich dieses Gegenstandes bemächtigt, indem sie eine Art von menschlicher Idealgestalt mit einer Vereinigung von beiderlei Geschlechtsmerkmalen zu bilden versuchte; das berühmteste derartige Werk ist der ruhende Hermaphrodit im Louvre zu Paris (von dem antike Nachbildungen auch zu Florenz in den Uffizien und zu Rom im Museum der Thermen

[s. Abb. 28, S. 40] und in der Villa Borghese vorhanden sind). Die älteste bekannte derartige Darstellung, etwa zweihundert Jahre v. Chr. geschaffen, wurde in Pergamon gefunden und ist in Berlin aufgestellt. Aber auch heutzutage kann der Arzt solche zwitterartige Personen recht häufig sehen, wie denn zum Beispiel Dr. M. Hirschfeld vor einiger Zeit in einer Berliner gelehrten Gesellschaft drei solche Personen gleichzeitig vorstellen konnte, unter ihnen den Maschinenmeister einer großen Buchdruckerei, jetzt verheiratet und Vater, der bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre unangezweifelt als Mädchen gelebt hat.

Hinsichtlich der Keimstöcke selbst ist der Unterschied der beiden Geschlechter keineswegs so groß, wie wir ihn vielfach im Tierreiche finden. Die Eierstöcke sind weder an Gewicht noch an Größe den männlichen Keimdrüsen überlegen. Sie liegen auch in derselben Gegend des Körpers, wo die letzteren ursprünglich zu finden sind; und der Umstand, daß diese schon sehr früh die Stätte ihrer Entstehung verlassen und in äußerlich vorspringende Hautfalten hinuntergleiten, hat für die Lebensweise der beiden Geschlechter nichts zu bedeuten. Hinsichtlich der eigentlichen Begattungsorgane wiederholt sich das, was im Tierreiche sehr allgemein verbreitet ist: die Übertragung der männlichen Keimzellen erfolgt durch einen verhältnismäßig einfach gestalteten Apparat, dessen Funktionen wenig Rückwirkung auf die sonstige Körpergestalt des männlichen oder weiblichen Individuums haben. Viel wichtiger ist es, daß beim Menschen jene Art der Ernährung des Jungen stattfindet, die wir schon vorhin als für die meisten Säugetiere charakteristisch erwähnt haben. Das im mütterlichen Leibe befruchtete Ei durchwandert einen Teil der ungefähr schlauchförmigen Geschlechtsorgane, die Eileiter, und gelangt in einen vergrößerten Abschnitt derselben, der durch Verschmelzung des mittleren Abschnittes jener Schläuche entstanden ist, die Gebärmutter, wo es in einer sehr frühen Entwicklungsphase, da es kaum stecknadelkopfgroß ist, an der Schleimhaut festklebt. Diese beginnt zu wuchern und eine wallförmige Falte erhebt sich um das Ei, wölbt sich rings über demselben empor und umschließt es endlich. Die Oberfläche des Eies erhebt sich in kleinen Zäpfchen, die sich strauchartig zu verästeln beginnen, entsprechende Erhebungen und Vertiefungen entstehen an der mütterlichen Schleimhaut, so daß eine ganz außerordentlich große Oberflächenberührung zwischen dem Ei und der Gebärmutterschleimhaut eintritt; sowohl die mütterliche als die kindliche Oberfläche wird mit zahllosen Verästelungen von Blutgefäßen versorgt, und so entsteht ein reicher Austausch von flüssiger Nahrung und Gasen zwischen dem Blute der Mutter und dem des Kindes. Beim Menschen geht ein Teil der strauchartigen Verästelungen — man nennt sie „Chorionzotten" — wieder zu Grunde; nur auf einem scheibenförmigen Teil der Eihaut bleibt dieses Gebilde aus strauchartigen Vorsprüngen bestehen und verzinkt sich derartig mit den entsprechenden Vorsprüngen der mütterlichen Schleimhaut, daß bei der Geburt ein Teil der letzteren sich abschälen muß, damit überhaupt dieser Teil der Eihaut als

sogenannte Nachgeburt mit nach außen entfernt werden kann. Im Genuß dieser außerordentlich reichlichen Nahrungszufuhr entwickelt sich das menschliche Kind im Mutterleibe in der bekannten Weise so weit, daß es normal bei der Geburt ein Gewicht von drei Kilogramm, oft aber ein größeres und selbst das doppelte, und eine Länge von einem halben Meter erreicht; der Kopf insbesondere nimmt durch das Wachstum des Gehirns eine solche Größe an, daß er durch den knöchernen Beckenring des Mannes überhaupt nicht würde durchtreten können, und daß er beim Weibe, wo dieser Ring normalerweise weiter ist und im kleinsten Durchmesser etwa elf Zentimeter mißt, auch nur infolge der Verschiebbarkeit der Kopfknochen sich durchzudrängen vermag. Dieses einerseits so hoch entwickelte, anderseits noch so zarte und leicht verletzliche Kind würde im Mutterleibe den größten Gefahren durch Druck und Stoß ausgesetzt sein, wenn nicht weiter die Einrichtung vorhanden wäre, daß sich zwischen den Eihäuten und dem Körper des Kindes ein sehr ansehnlicher Hohlraum ausbildet und mit einer wässerigen Flüssigkeit füllt, in der das Kind gleichsam schwimmt. Das zu solcher Größe heranwachsende Kind und die beträchtliche Menge dieser Flüssigkeit, des sogenannten Fruchtwassers, nehmen in dem Unterleibe der Frau einen so großen Platz ein, daß schon im fünften Monate der Schwangerschaft eine merkliche Veränderung der Körpergestalt, und vom sechsten Monate bis zum Ende des neunten, wo die Geburt erfolgt, eine ganz erhebliche Schwerfälligkeit, die sich auch im langsamen Gange deutlich zeigt, die Folge ist. Nach der Geburt ist das Kind normalerweise noch für lange Zeit auf die Ernährung durch die Muttermilch angewiesen. Dem entspricht, daß sich die auch beim Manne in der Anlage vorhandenen Milchdrüsen, die bei den einzelnen Säugetieren in sehr verschiedener Zahl und an sehr verschiedenen Körperstellen, beim Menschen im normalen Zustande nur in einem Paare auf der Brust vorhanden sind, beim Weibe schon um die Zeit der Geschlechtsreife erheblich stärker entwickeln und während der Schwangerschaft beträchtlich heranwachsen, auch schon etwas milchähnliche Flüssigkeit absondern. Die Bedeutung, die diese Organe für die Brutpflege haben, und ihr zarter Bau bringen es mit sich, daß auch für sie im weiblichen Körper ein besonderer Schutz in Gestalt eines beträchtlichen Fettpolsters entsteht, wodurch denn die Formverschiedenheit der Drüsen beim Weibe und beim Manne noch beträchtlicher wird. Eine stärkere Ausbildung des Fettpolsters unter der Haut ist aber im allgemeinen auch sonst am ganzen weiblichen Körper die Regel. Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß dieses Fettpolster ebenfalls in bestimmten Beziehungen zur Brutpflege steht, denn in der arbeitenden Klasse pflegt es zu der Zeit, wo die Fruchtbarkeit des Weibes aufhört, gleichfalls abzunehmen und schließlich fast ganz zu schwinden. Wir werden wohl vermuten dürfen, daß es sich um die Ablagerung von Reservestoffen handelt, die zu der Zeit, wo die Entwicklung des Kindes im Mutterleibe sehr beträchtliche Ansprüche an den mütterlichen Organismus macht, diesem die Ernährung der Leibesfrucht erleichtern.

Abb. 26. Männliche Idealfigur.

Von Tizians Schüler, Stephan von Calcar, aus Vesal, Fabrica corporis humani.

Ein anderer ziemlich auffälliger Geschlechtsunterschied besteht beim Menschen, wie ja auch bei manchen Tieren, hinsichtlich der Behaarung. Die Behaarung des Scheitels ist im weiblichen Geschlecht nicht unerheblich länger. Beträchtlicher ist der Unterschied in der Behaarung des unteren Teiles des Gesichts — Oberlippe, Kinn und Wangen —, die bei Frauen bis auf einen bei Brünetten häufigeren Anflug von Schnurrbart sehr selten ist, während sie umgekehrt bei Männern überaus selten fehlt. In höherem Alter nimmt beim Manne oft auch die Behaarung der Brust, der Mittelgegend des Bauches und der Vorderseite der Oberschenkel erheblich zu, während das im weiblichen Geschlecht eine Ausnahme ist. Es ist keineswegs leicht, sich vorzustellen, welche Bedeutung gerade dieser Geschlechtsunterschied hat. Man wird immer geneigt sein, anzunehmen, daß nur solche Eigentümlichkeiten sich als durchgehende Geschlechtscharaktere bei fast allen Individuen dauernd vererben, die im Kampf ums Dasein irgend welche Vorteile gegenüber den entgegengesetzten Eigenschaften gewähren. Man hat nun gemeint, daß sich der

Mangel an Haaren im Gesicht und die Länge des Haupthaares beim menschlichen Weibe dadurch ausgebildet haben, daß die Männer beides für schön gehalten und bartlose, langhaarige Weiber vor anderen bevorzugt haben. Zunächst aber ist diese Erklärung insofern sehr bedenklich, als doch bei sehr vielen minder zivilisierten Völkerschaften kaum ein einziges Weib, falls es überhaupt das geschlechtsreife Alter erreicht und nicht geradezu mit höchst abstoßenden Gebrechen belastet ist, von dem geschlechtlichen Verkehr ausgeschlossen bleibt, und als wir demnach wohl annehmen müssen, daß auch bei den Menschen im Urzustande durch ungezählte Jahrtausende ein ähnliches Verhältnis vorgelegen hat. Daher schwebt die Annahme, daß sich zu irgend einer Zeit die Männer besonders langhaarige und vor allem bartlose Weiber ausgesucht und so die übrigen zur Vererbung ihrer Eigenschaften nicht zugelassen haben, völlig in der Luft. Außerdem aber ist auch die Einführung einer besonderen Geschlechtsästhetik als Ursache äußerer Eigenschaften, wo immer es sich um Zustände der Menschheit handelt, sehr bedenklich. Es ist gar nicht einzusehen, warum ein halbwilder Mensch eine reiche Behaarung des Schädels für besonders schön, dagegen eine selbst geringfügige Behaarung des Gesichts für unschön gehalten haben soll, während, wenn man diese Hypothese gelten lassen wollte, umgekehrt das Weib doch wieder eine

Abb. 27. Weibliche Idealfigur.
Von Tizians Schüler, Stephan von Calcar, aus Vesal, Fabrica corporis humani.

starke Behaarung des Gesichts beim Manne schön und die des Hauptes unschön gefunden haben müßte. Viel wahrscheinlicher dürfte es sein, daß dieser ästhetische Geschmack erst entstanden ist, nachdem die in Rede stehenden Eigenschaften Geschlechtscharaktere geworden waren. Denn das leuchtet natürlich ein, daß die Anziehung, die das eine Geschlecht überhaupt auf das andere ausübt, durch alle jene Eigenschaften hervorgerufen oder verstärkt wird, die eben tatsächlich spezifische Geschlechtscharaktere sind. Wir werden uns also wohl mit der Annahme begnügen müssen, daß die Eigentümlichkeiten der Behaarung in irgend einer Weise an andere, wichtigere Funktionen des Körpers gebunden sind, so daß also der Bart beim Manne nicht sowohl dadurch entstanden ist, daß er ihm irgend welchen Vorteil im Kampf ums Dasein, sei es auch nur in der geschlechtlichen Auslese, gewährte, als vielmehr dadurch, daß ein, man möchte sagen zufälliger Zusammenhang, zwischen der reichlicheren Versorgung der Haarwurzeln einerseits und der notwendigen geschlechtlichen Funktionen anderseits besteht.

Ganz allgemein zeichnet sich nun bei dem Menschen der Knochenbau des Weibes, abgesehen von der schon erwähnten größeren Breite des Beckenringes, noch durch geringere Stärke aus, wie dies die Abbildungen des Skeletts der beiden Geschlechter auf den Seiten 26 und 27 im zweiten Teile dieses Bandes zeigen. Dem entspricht es auch, daß die Körpergröße des Weibes durchschnittlich nicht die des Mannes erreicht. Die Muskeln sind beim Manne, auch wo die Übung durch körperliche Arbeit in beiden Geschlechtern die gleiche ist, stärker entwickelt und zu größeren Kraftleistungen befähigt (Abb. 26 und 27). Hier ist die Erklärung für die Entstehung des Unterschiedes leichter zu finden. Zunächst ergibt sie sich aus dem schon früher (S. 25 ff.) besprochenen Grundsatz der materiellen Kompensation. Die stärkere Entwicklung des Fettpolsters und der Brustdrüsen, der monatliche, nicht unbeträchtliche Blutverlust sowie, während der Schwangerschaft und des Säugegeschäftes, die erhebliche Abgabe von Nahrungsstoffen an das Kind bringen es mit sich, daß für die Entwicklung der Muskeln und der Knochen nicht so viel Material erübrigt wird, wie bei dem Manne unter gleichen Verhältnissen. Dies allein genügt freilich nicht, zu erklären, warum dieser Unterschied auch schon vor Eintritt der Geschlechtsreife bemerkbar wird. Es kommt aber ferner noch in Betracht, daß in der letzten Zeit vor dem Eintritt der Geschlechtsreife bei den weiblichen Individuen ein sehr viel rascheres Vorschreiten der Entwicklung zu bemerken ist als bei den Knaben; auch dadurch wird, obwohl Blutverluste noch nicht in Rechnung kommen, der Ausbildung der Muskulatur ein gewisser Teil ihres Materials vorenthalten. In den früheren kindlichen Stadien ist der Unterschied kein so bedeutender und vielleicht gänzlich auf die kleinen Unterschiede in der Übung der Muskulatur, die unserer Erziehungsmethode entspricht, zurückzuführen. Doch wollen wir nicht vergessen, daß auch die Zuchtwahl selbst den Unterschied auf diesem Gebiete gefördert und verstärkt haben wird. Das Weib, das seine für die Erhaltung der menschlichen Rasse unentbehrlichen Leistungen, die eben in der

Brutpflege bestehen, ausübt, ist schon dadurch allein in dem Aufsuchen von Nahrung, also in seiner Beweglichkeit, behindert und zur Verteidigung gegen Angriffe, ja selbst zu schleuniger Flucht vor dem Angreifer nicht befähigt. Es ist also darauf angewiesen, von dem Manne, der von diesen Behinderungen frei bleibt, in Schutz genommen und verteidigt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß im Urzustande der Menschheit Familien und ganze Volksstämme, bei denen eine besondere Überlegenheit des Mannes über das Weib durch mächtigere Muskulatur und stärkeren Knochenbau vorhanden war, den Sieg über andere Familien und Stämme davontragen mußten, bei denen der Unterschied geringer, das Weib vielleicht etwas muskulöser, der Mann etwas weniger muskulös war. Dazu kommt noch, daß auch Männer mit Männern um den Besitz der Weiber kämpften, wie sich das ja noch in den Resten der Sitte der Raubehe bei manchen Völkerschaften zeigt, und daß natürlich in diesem Kampf immer wieder die stärkeren Männer den Sieg davontrugen. Wo Vielweiberei herrschte, konnte infolgedessen ein besonders kräftiger Mann sich einen Hausstand von zahlreichen Weibern erkämpfen, während die schwächeren Nebenbuhler leer ausgingen. Diese Auslese der besonders kräftigen Männer vererbt sich nun aber nicht in der Weise, daß alle Nachkommen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ebenfalls besonders muskelkräftig sind, sondern es wird sich, da der auffallend muskelkräftige Mann in der Regel aus einer Familie stammen wird, in der der *Unterschied* der beiden Geschlechter an Muskelkraft sehr groß ist, auch dieser Unterschied auf die Nachkommen vererben, das heißt, es werden die männlichen Kinder eines solchen Mannes auch wieder erheblich muskelstärker sein als die weiblichen.

Viel schwieriger als die Feststellung dieser rein körperlichen Unterschiede ist die Feststellung derjenigen Fähigkeiten, die wir gewöhnlich als *geistige* bezeichnen. Nicht zu bestreiten ist freilich, daß das Gehirn und das Rückenmark beim Manne durchschnittlich ein größeres Gewicht haben als beim Weibe. Doch darf man nicht vergessen, daß schon die Körpergröße selbst ein größeres Gewicht des Zentralnervensystems bedingt. Insbesondere beansprucht jede Muskelfaser ihre eigene Nervenversorgung; demnach bedingt schon die stärkere Muskelentwicklung eine stärkere Entwicklung des Nervensystems, wobei es sich doch nur um den Mechanismus der Bewegung, aber um nichts von allen jenen Tätigkeiten handelt, die wir als geistige zu bezeichnen pflegen. Immerhin fand *Waldeyer* auch bei gleichzeitig gestorbenen Zwillingen ungleichen Geschlechts, aber gleicher Größe und gleichen Gewichts das Gehirn des Knaben schwerer als das des Mädchens (175 : 165).

Um nun dennoch in die Frage nach dem Vorhandensein und nach der Art des geistigen Dimorphismus der Geschlechter beim Menschen einzutreten, müssen wir uns über den Begriff der geistigen Tätigkeit einigen. Zunächst und vor allen Dingen kommen wir wieder auf die Frage nach der Natur der *Instinkte* zurück. Wir müssen daran festhalten, was wir bereits bezüglich eines dieser Instinkte, des Geschlechtstriebes, gesagt haben, nämlich daß

man ihn kaum mechanisch genug erklären kann. Es handelt sich dabei um das Auftreten von Bewegungen, die durch gewisse Reize, mögen sie nun direkt von außen kommen oder durch Veränderungen im Organismus selbst hervorgebracht werden, zur Auslösung gelangen. Daß man sie im alltäglichen Leben fast allgemein auf geistige Impulse zurückführt, liegt zunächst daran, daß sie uns zum Teil zum Bewußtsein gelangen und daß wir dann irrtümlich dieses Bewußtsein als Ursache des Triebes ansehen, während es in Wirklichkeit nur dessen Begleiterscheinung ist. Zweitens aber täuscht uns die „Zweckmäßigkeit" dieser Triebe, da wir gewohnt sind, alles „Zweckmäßige", was wir selber tun, für etwas von uns Beabsichtigtes und daher also für eine Äußerung unseres Geisteslebens zu halten. In Wirklichkeit können sich, wie in jeder Rasse lebender Wesen, so auch beim Menschen Instinkte nur erhalten, wenn sie in diesem Sinne zweckmäßig sind. Denn der hier eigentlich nicht am richtigen Platze angewandte Ausdruck „zweckmäßig" bedeutet in diesem Falle überhaupt nichts anderes als erhaltungsmäßig. So ist der Geschlechtstrieb zweckmäßig oder richtiger gesagt erhaltungsmäßig, weil die auf die Begattung angewiesenen Wesen ohne ihn in kürzester Zeit aussterben müßten; so ist der Instinkt des Hungers zweckmäßig, weil eine Rasse, die ihn verlöre, aufhören würde zu existieren u. s. f. Es ist also selbstverständlich, daß unter den unzähligen Trieben, die entstehen können, nur solche sich erhalten, die eben erhaltungsmäßig, oder, wie man zu sagen pflegt, zweckmäßig sind.

Was den Geschlechtstrieb anbetrifft, so tritt er zweifellos beim Manne in etwas anderer Form auf als beim Weibe, wie sich dies ja bei der Verschiedenartigkeit der Rolle, die die beiden Geschlechter in der Begattung spielen, von selbst versteht. Am klarsten wird uns dieser Unterschied, wenn wir die Fälle zum Vergleich heranziehen, wo infolge abnormer Veranlagung Umkehrung des Geschlechtstriebs, insbesondere also eine Richtung des Geschlechtstriebes auf das gleichnamige Geschlecht stattfindet. Als ein Hauptunterschied des männlichen und weiblichen Geschlechtstriebes erscheint es wenigstens der äußerlichen Beobachtung, daß das Weib mehr Wert darauf legt, dem Manne zu gefallen, ihn durch ihr Verhalten anzulocken oder zu reizen, während es dem männlichen Geschlechtstrieb mehr entspricht, durch seine persönliche Überlegenheit, unter Umständen selbst gewaltsam, in den Besitz des Weibes zu gelangen. Man wird diese Eigentümlichkeit nicht etwa auf Angewöhnung, Sitte, Überlegung u. s. w. zurückführen, sondern darin einen wirklichen Instinkt erkennen, wenn man sich erinnert, daß auch bei verhältnismäßig wenig intelligenten Tieren, wie zum Beispiel bei dem unserer Beobachtung so leicht zugänglichen Hausgeflügel, Koketterie des weiblichen und brutale Gewalt des männlichen Tieres vor und während der Begattung deutlich zu Tage treten. In Zusammenhang steht dieser Unterschied ohne Zweifel mit der durch Anpassung an ganz andere Lebensbedürfnisse entstandenen größeren Kraft und Wehrhaftigkeit des männlichen Geschlechts.

Ganz sicherlich auf denselben Organisationsunterschied ist es auch zu-

rückzuführen, daß wir bei dem Weibe viel mehr die instinktive Neigung vorfinden, sich Bedrohungen durch Flucht und Verbergen zu entziehen, während bei dem Manne viel mehr die instinktive Neigung vorhanden ist, einer Bedrohung entgegenzutreten, ihr eine Gegendrohung entgegenzusetzen oder gar den Bedroher direkt zu bekämpfen. Wir finden, kurz gesagt, bei dem Weibe den Instinkt der Furchtsamkeit, bei dem Manne den Instinkt der Kampflust im großen und ganzen stärker ausgebildet. Auch hier handelt es sich wirklich ursprünglich um Instinkte, wie sich ja sehr deutlich zeigt, da viele der Bewegungen, in denen sich diese Triebe äußerlich zeigen, reine Reflexbewegungen sind, das heißt so momentan und mit solcher Sicherheit erfolgen, daß von einer Mitwirkung der Überlegung gar nicht die Rede sein kann. Wenn der Mensch, dessen Antlitz man die Hand sehr plötzlich nähert, die Augen schließt, oder wenn er sich in dem Augenblick, wo ein Körper über ihn fortfliegt, bückt, so geschieht das offenbar in ganz mechanischer Weise und kommt ihm erst zum Bewußtsein, nachdem es bereits geschehen ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht, wie bei allen menschlichen Instinkten, so auch hier hemmende und unterstützende Reize geistiger Natur beträchtlich mitwirken können.

Den eben erwähnten beiden Instinktsunterschieden entspricht nun endlich noch ein dritter, indem wir bei dem Weibe ein instinktives Bedürfnis der Anlehnung an ein kräftigeres Individuum, in der Regel also an den Mann, bei diesem eine ganz ausgesprochene Neigung, schwächeren Individuen gegenüber einerseits den Beschützer, anderseits aber auch den Gehorsam heischenden Herrn zu spielen, vorfinden. Diesen Instinktsunterschied beobachten wir bei verhältnismäßig so unintelligenten Tieren in vollster Stärke, daß die vernunftmäßige Überlegung, ob und inwieweit ein solches Verhalten dem Individuum zum Vorteil gereicht, erst in zweiter Linie dabei mitsprechen dürfte. Es ist anzunehmen, daß es sich auch hier um altererbte Instinkte handelt, die mit dem körperlichen Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Kraft, der Bewaffnung u. s. w. gleichzeitig entstanden sind. Es leuchtet ja ein, daß für die Erhaltung einer Familie oder eines Stammes die körperliche Fähigkeit des männlichen Individuums, das mit der Brutpflege beschäftigte Weibchen oder die Jungen zu schützen, erst dann einen vollen Erfolg haben konnte, wenn das weibliche Individuum und allerdings auch die Brut sich instinktmäßig dem Schutze des männlichen Tieres unterstellten. In der Tat finden wir ja auch bei der Brut der meisten Tiere denselben Instinkt, bei dem stärkeren Individuum, sei es nun die Mutter oder der Vater, Schutz zu suchen, und zwar in diesem Falle ohne Unterschied des Geschlechts. Kinder sind ebenso anlehnungsbedürftig, wie erwachsene Individuen weiblichen Geschlechts, und gerade dieser Charakterzug ist es, der zum großen Teil die so vielfach betonte Ähnlichkeit der weiblichen mit der kindlichen Seele bedingt.

Wir verlassen jedoch die Betrachtung der Instinkte und wollen uns der der geistigen Eigenschaften im engeren Sinne des Wortes zuwenden.

Wir können das nicht tun, ohne mit einigen Sätzen darzulegen, welche Begriffe wir mit den einschlägigen Ausdrücken verbinden.

Wir wissen, daß die Reize, die irgend eines unserer reizempfindlichen Organe, also unserer Sinnesorgane, treffen, in unserem Körper in rein mechanischer Weise, etwa wie der Druck einer Feder in einer Maschinerie, oder wie der Funke, der in ein Pulverfaß fällt, Veränderungen hervorrufen. Nur ein kleiner Teil dieser Reize aber gelangt uns zum Bewußtsein und wird damit zu einer sogenannten Wahrnehmung. Diese Wahrnehmung erzeugt nun eine mehr oder minder lange in unserem Geiste — oder, wenn wir das noch möglichst mechanisch auffassen wollen, in dem Organ unseres Geistes — haftende Vorstellung. Wie lange diese Vorstellung haften bleibt, hängt teils von der Energie der Wahrnehmung, teils von einer besonderen Beschaffenheit des wahrnehmenden Organes, nämlich von dem Gedächtnis ab. Die in unserem Geiste haftende Vorstellung nun bleibt nicht ebensolange in unserem Bewußtsein, als sie an sich vorhanden ist. Sie kann aber durch gewisse Reize wieder in das Bewußtsein zurückgerufen werden, und diesen Vorgang nennen wir die Erinnerung. Es ist nun eine Eigentümlichkeit unseres Geistes, daß er mehrere Vorstellungen, und zwar gleichgültig, ob sie soeben erst durch eine Wahrnehmung erzeugt oder durch Erinnerung wieder hervorgerufen sind, miteinander vereinigen, assozieren oder kombinieren kann, und daß durch diese Assoziation eine dritte Vorstellung gebildet werden kann, die — mindestens für das Bewußtsein — neu ist.

Diese Fähigkeit, neue Vorstellungen durch Assoziation von alten zu schaffen, äußert sich in zwei nicht ganz gleichartigen Formen, die wir als das Urteilsvermögen (Logik) und als das Einbildungsvermögen (Phantasie) bezeichnen können. Das Urteilsvermögen ist jene schöpferische Geistestätigkeit, bei der die Assoziation der Vorstellungen nach gewissen Regeln (Denkgesetzen) erfolgt. Es läßt sich daher, falls die Regeln richtig sind und richtig befolgt werden, das Ergebnis der Assoziation vorhersehen, und es muß dieses Ergebnis, falls dieselben Vorstellungen von zwei Individuen nach denselben Denkgesetzen assoziiert werden, auch bei beiden das gleiche sein; ja es muß sogar mit neuen sinnlichen Wahrnehmungen (also mit der Wirklichkeit) in Übereinstimmung sein, wenn die Denkgesetze selbst aus sinnlichen Wahrnehmungen richtig abgeleitet worden sind. Bei dem Einbildungsvermögen dagegen verfährt die Assoziation der Vorstellungen willkürlich, und es werden daher neue Vorstellungen erzeugt, die entweder überhaupt nicht oder nur ausnahmsweise und zufällig der Wirklichkeit entsprechen. Allerdings können diese neuen Vorstellungen ihrerseits wieder in eine sinnlich wahrnehmbare Form gebracht werden, also eine gewisse Wirklichkeit erlangen, wie das bei den Schöpfungen der künstlerischen Phantasie der Fall ist. Wo das Einbildungsvermögen sehr stark ausgebildet ist, so daß es mit Leichtigkeit immer wieder wirklich neue, in der Erinnerung nicht vorhandene Vorstellungen erzeugt, wird es im allgemeinen an einer

strengen Befolgung der Denkgesetze fehlen, so daß selbst, wenn diese Einbildungskraft ihre Erzeugnisse in sinnlich wahrnehmbare Formen bringt, sie doch den Charakter der vollständigen Willkür an sich tragen, der sie gewissermaßen als etwas dem Spiel, der bloßen Belustigung Dienendes charakterisiert. Zuweilen aber verbindet sich diese ungewöhnliche Leichtigkeit, neue Vorstellungen durch Assoziation zu schaffen, mit einer außerordentlichen Beherrschung der Denkgesetze. Diese Geisteseigenschaft nennen wir die Erfindungsgabe oder den Erfindersinn. Es können auch hier die neu erzeugten Vorstellungen in sinnlich wahrnehmbare Form gebracht werden, und es stellt sich dann in der Regel heraus, daß das, was so geschaffen worden ist, da es nach strengsten Denkgesetzen erschaffen wurde, auch einem vorhergesehenen menschlichen Bedürfnisse in zweckmäßigster Weise entspricht.

Prüfen wir nunmehr, ob und worin hinsichtlich dieser geistigen Eigenschaften eine Verschiedenheit der Geschlechter besteht! Was zunächst die Sinnesorgane betrifft, so liegt nicht das mindeste tatsächliche Material vor, das uns berechtigen könnte, anzunehmen, daß hier ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Geschlechtern vorhanden sei. Aber auch das Wahrnehmungsvermögen, also die Fähigkeit, die sinnlich empfangenen Reize ins Bewußtsein aufzunehmen — die ja freilich durch Übung außerordentlich vergrößert werden kann — ist wohl offenbar bei beiden Geschlechtern das gleiche. Das Weib vermag sich der feinsten Einzelheiten der Eindrücke, die das Auge oder das Ohr empfangen haben, bewußt zu werden; und auch in Hinsicht der niederen Sinne, des Geruchs, des Geschmacks und des Gefühls, gilt wohl sicherlich das gleiche. Nicht anders urteilen wir über das Gedächtnis; schon unsere Schauspielerinnen und Sängerinnen zeigen uns, daß das Gedächtnis des Weibes durchaus auf der gleichen Höhe mit dem des Mannes steht. Unter solchen Umständen leuchtet es ein, daß die geistige Reproduktionsfähigkeit des Weibes nicht hinter der des Mannes zurücksteht. Dies gilt auch da, wo es sich um eine Reproduktion in höherem künstlerischem Sinne handelt, das heißt wo gewisse Seelenregungen des reproduzierenden Individuums der Reproduktion eine originelle Färbung geben müssen. Auf diesem Gebiete leisten unsere Sängerinnen und unsere Schauspielerinnen vollkommen das gleiche, wie ihre männlichen Berufsgenossen.

Dagegen ist nun das Assoziationsvermögen beim Weibe durchschnittlich sehr viel geringer als beim Manne, und zwar gilt dies sowohl hinsichtlich des Urteilsvermögens als auch hinsichtlich der Einbildungskraft. Deutlicher tritt der Mangel jedoch bezüglich des ersteren in Erscheinung, also hinsichtlich der geringeren Befähigung, bei der Bildung neuer Vorstellungen durch Kombination mehrerer anderer streng nach Denkgesetzen zu verfahren. Diejenige geistige Tätigkeit, in der die Urteilskraft am reinsten zu Tage tritt, ist die Mathematik. Die Betätigung auf dem Gebiete der Mathematik ist so wenig an die Gunst äußerer Umstände, besonderer Gelegen-

heiten, Apparate oder dergleichen gebunden, daß Schwierigkeiten äußerer Art nicht wohl die Entfaltung der weiblichen Befähigung für mathematische Arbeit unmöglich gemacht haben können. Und dennoch wissen wir nur von einem einzigen Weibe, von Sophie Kowalewska, daß sie eine wirklich hervorragende mathematische Befähigung gehabt hat, und in diesem Falle lag, wie das Ende der unglücklichen Frau gezeigt hat, eine Geisteserkrankung vor. Der Mathematik zunächst steht vielleicht die musikalische Komposition. Wenn man nun erwägt, wie außerordentlich viel Personen weiblichen Geschlechts sich berufsmäßig mit Musik beschäftigen, so muß es auch wieder auffallen, wie geringfügig die weiblichen Leistungen auf dem Gebiete der Komposition sind. Und doch wirkt auf diesem schon die Einbildungskraft als einflußreicher Faktor mit. Es gibt ja nun einzelne Gebiete des künstlerischen Schaffens, auf denen die Einbildungskraft eine noch ausschließlichere Bedeutung hat als in der musikalischen Komposition. Aber wiewohl auf diesen Gebieten eine etwas größere Zahl von achtbaren Leistungen des Weibes anzuerkennen ist, so wird man doch nicht bestreiten können, daß der Durchschnitt der weiblichen Leistungen auch auf dem Gebiete der Lyrik und des Romans, noch viel mehr aber auf dem des Dramas, wo wieder eine mehr gesetzmäßige Assoziation mitwirken muß, hinter denen des männlichen Geschlechts zurückbleibt. Die im Zusammenwirken starker Phantasie mit starkem Urteilsvermögen bestehende Erfindungsgabe ist, wie die Patentstatistik, auch die der vom Weibe gepflegten Gewerbstätigkeiten, lehrt, diesem nur in geringem Maße gegeben.

Gerade das Assoziationsvermögen ist diejenige Fähigkeit unserer Seele, die bis zu einem gewissen Grade in stetem Kampf mit unseren Instinkten steht. In zahllosen Fällen wirkt die Überlegung, daß aus dieser oder jener Erfahrung der Schluß zu ziehen ist, es würde diese oder jene unserer Handlungen diese oder jene Folge haben, in der Weise hemmend auf unseren Instinkt, daß wir die Handlung, zu der er uns antreibt, dennoch unterlassen.

Wenn nun beim Weibe das Assoziationsvermögen in geringerer Stärke entwickelt ist, so fallen damit viele Hemmungen der Instinkte fort, die des Mannes Handeln beeinflussen, und es ergibt sich die auch durch die Erfahrung vielfältig bestätigte Folgerung, daß das Weib im allgemeinen weit mehr seinen angeborenen Instinkten folgt als der Mann. Dies ist nun nicht etwa ein Mangel. Die Instinkte führen im allgemeinen den Menschen viel richtiger, als sein Urteilsvermögen. Die Instinkte sind durch eine unendlich lange wirkende Auslese gehäuft und gefestigt worden, und es mußten notwendigerweise im Kampf ums Dasein diejenigen Familien und Rassen zu Grunde gehen, deren Instinkte nicht erhaltungsmäßig waren. So geht denn auch das Weib kaum jemals fehl, wenn es den Versuchen, ihm logisch darzulegen, daß und weshalb es so oder so handeln solle, sein instinktives Gefühl entgegenstellt und dieses für einen zuverlässigeren Berater erachtet als jene Logik. Das Weib ist daher die natürliche Ver-

treterin aller jener seelischen Regungen, die wir als Takt, als gute Sitte bezeichnen, und sie ist vor allen Dingen Trägerin des Altruismus, jenes für die Erhaltung der Gemeinwesen so überaus wichtigen Instinktes, der beim Manne so viel leichter den Ratschlägen des Egoismus unterliegt.

So sind also Mann und Weib nicht nur auf körperlichem, sondern auch auf geistigem Gebiet durch ihre derzeitige Beanlagung vielfach auf verschiedene Aufgaben gewiesen. Das hindert natürlich nicht, daß bei der Veränderlichkeit der tierischen Organisation immer auch einzelne Individuen gefunden werden, die dem Durchschnitt nicht entsprechen: Männer, die sich in ihren Eigenschaften mehr dem weiblichen Charakter nähern, und Weiber, die viel mehr männliche Eigenschaften erkennen lassen. Es wird also immer möglich sein, auch einzelne weibliche Individuen mit Aufgaben zu betrauen, die bisher im allgemeinen dem Manne überwiesen worden sind, und es wird sehr wohl eine Konkurrenz auf gleichem Gebiete zwischen Mann und Weib eröffnet werden können, wie dies eine gewisse Richtung der weiblichen Bestrebungen fordert. Es fragt sich, welche Folge das haben kann.

Zur Zeit bringen die männlichen Berufsarten materielle Vorteile mit sich, die den weiblichen großenteils versagt sind. Das hat seinen Grund darin, daß das Weib, durch die Brutpflege (siehe nächste Seite) in Anspruch genommen, ohnehin des Schutzes und der Fürsorge des Mannes bedurfte und demnach auch Anspruch erheben konnte, von ihm ernährt zu werden. Würde sich dies ändern und das Weib, das sich jetzt nur ausnahmsweise — fast nur auf gewissen Gebieten der Kunst — große Einnahmen, meist aber nur ein sehr dürftiges Einkommen durch eigene Arbeit verschaffen kann, auch in dieser Hinsicht in einen ernsthaften Wettbewerb mit dem Manne treten, so würde es voraussichtlich dahin kommen, daß der rein materielle Egoismus des Mannes die Ehe mit derartig hervorragend erwerbsfähigen Frauen bevorzugen würde. Es würde also eine Auslese der in ihren Befähigungen dem Manne möglichst ähnlichen weiblichen Individuen für die Ehe und damit für die Fortpflanzung stattfinden, woraus sich dann wieder infolge der Erblichkeit der Organisation eine allmähliche Vermehrung der dem Manne ähnlicheren weiblichen Individuen und eine Verminderung der spezifisch weiblichen ergeben würde. Mit einem Wort, wenn man das Prinzip der Arbeitsteilung verläßt und den Wettbewerb beider Geschlechter auf gleichen Arbeitsgebieten begünstigt, so vermindert man damit den Geschlechtsdimorphismus.

Nun haben wir schon gesehen, daß dieser Dimorphismus eines der wichtigsten Mittel ist, durch welche die Natur die Häufung einzelner abweichender Charaktere, also die Entartung der Rasse, verhindert. Sobald der Dimorphismus geringer wird, wird die Zahl der in ungünstiger Weise vom Typus abweichenden Individuen größer. Es gäbe noch eine Möglichkeit, durch die dieser Übelstand in seinen verderblichen Folgen für die Rasse

verhindert werden könnte: das ist eine erhöhte Fruchtbarkeit, in deren Folge unter der Nachkommenschaft selbst wieder eine größere natürliche Auslese stattfinden würde, bei der die zahlreicheren entarteten Individuen ausgemerzt würden.

Aber, abgesehen davon, daß es gewiß für die Menschheit nicht wünschenswert ist, wenn diese sehr grausame Form der natürlichen Zuchtwahl Platz greifen würde, so ist auch gar nicht zu erwarten, daß es wirklich zu einer stärkeren Fruchtbarkeit kommen würde, da ja gerade der Wettbewerb auf gleichen Arbeitsgebieten mit dem Manne dem Weibe schon jetzt durch das, was wir vorhin im allgemein biologischen Sinne Brutpflege genannt haben, sehr erschwert wird und ganz unmöglich werden würde, wenn die Fruchtbarkeit noch in beträchtlicherem Maße gesteigert würde.

Diese Überlegungen führen uns zu dem Ergebnis, daß die Sonderung der Geschlechter eines der Mittel gewesen ist, die die Vervollkommnung der tierischen Organismen ermöglicht haben; daß die Verbindung des primären Geschlechtsdimorphismus mit einer großen Zahl sekundärer Geschlechtsunterschiede zu einer Arbeitsteilung geführt hat, die allein eine intensive Brutpflege ermöglicht; daß wiederum diese intensive Brutpflege eine außerordentliche Vervollkommnung der Organisation ermöglicht hat; daß sie ferner durch die geschlechtliche Vereinigung sehr verschiedenartiger Individuen, insbesondere unter dem Einfluß eines Kompensationsinstinkts, der Häufung von Entartungserscheinungen entgegenwirkt; daß daraus wieder die Möglichkeit der Erhaltung und weiteren Vervollkommnung der Rasse bei einer im Vergleich zu vielen niedrigeren Organismen mäßigen Fruchtbarkeit erwächst; und daß wiederum diese mäßigere Fruchtbarkeit die Grausamkeit des Kampfes ums Dasein bei der menschlichen Rasse ganz wesentlich vermindert; daß wir aber diesen ganzen Weg zu wachsender Degeneration, zu Steigerung der Fruchtbarkeit, zu Vermehrung der Zahl ausgemerzter Individuen u. s. w. rückwärts machen würden, sobald wir den Wettbewerb der beiden Geschlechter auf gleichen Arbeitsgebieten zum Ziel unseres Strebens machen würden. R. Koßmann.

Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Abb. 28. Der Hermaphrodit im Nationalmuseum zu Rom; ein antikes Phantasiegebilde, das die Charaktere beider Geschlechter in einer Person zu vereinigen sucht.

Der Mann.

Erstes Kapitel.

Der menschliche Körperbau.

Von Privatdozent Dr. Otto Großer in Wien.

Unsere Darlegungen über die Unterschiede zwischen Mann und Weib führen uns oftmals ziemlich weit in die Einzelheiten der menschlichen Anatomie. Um nicht vom Gegenstand, der Vergleichung selbst, im Laufe der Darstellung abschweifen zu müssen, behufs Erörterung der anatomischen Grundlagen dieser Vergleichung, soll ein kurzer Überblick über den menschlichen Körperbau vorangestellt werden. Rein äußerliche Gründe, vor allem die Einteilung des ganzen Werkes, veranlassen seine Einreihung in den Abschnitt „Der Mann"; nicht die männliche, sondern die menschliche Anatomie überhaupt soll in großen Strichen vorgeführt werden, soweit sie für unsere Aufgabe in Betracht kommt. Die vergleichende Anatomie bildet heute die Grundlage unserer Auffassung menschlicher Verhältnisse, und auch die Geschlechtsunterschiede werden uns wiederholt auf den Vergleich mit dem Tier hinweisen. Auch die Beziehung des Menschen zum Tierreiche soll daher wenigstens durch einige Streiflichter erhellt werden.

Die Gliederung des Körpers in Stamm und Gliedmaßen führt uns die aus der Abstammungslehre erkannte Tatsache vor Augen, daß die Gliedmaßen, der eigentliche Fortbewegungsapparat, ein im Laufe der Entwicklung Erworbenes darstellen. Innerhalb der Klasse der Fische wird uns dieser Erwerb an der Reihe der lebenden Formen noch heute illustriert. Die Gliederung des Stammes selbst in Kopf, Hals und Rumpf ist gleichfalls eine Stufe der Entwicklung, die von einfacheren Formen ihren Ausgang nahm; gerade der Hals ist seiner Abstammung nach der jüngste dieser Abschnitte, der auf der Entwicklungsstufe des Reptils deutlich wird. Den Rumpf teilen wir in Brust und Bauch, eine Errungenschaft der beiden weitest entwickelten Wirbeltierklassen, der Vögel und Säugetiere; und wenn wir das Becken vom Bauchabschnitt sondern und als weitere, gleichwertige Abteilung anführen, so bringen wir damit einen Zustand zum Ausdruck, der nur den höchststehenden Formen, in voller Ausbildung eigentlich nur dem Menschen, zukommt und mit dem Erwerb des aufrechten Ganges verknüpft ist. Dieser ist auch die Ursache für die weitgehende Differenzierung der beiden Gliedmaßenpaare, die bei den tieferstehenden Arten untereinander viel größere Ähnlichkeiten des Baues zeigen.

Am Kopfe, dem bei niederen Tieren in der Bewegung vorangehenden Teile, haben sich die wichtigsten Sinnesorgane und der Kieferapparat zum Fassen und Festhalten, wohl auch zum Zerkleinern der Beute entwickelt.

Der Ausbildung der Sinnesorgane folgte die Entwicklung des nervösen Zentrums, des Gehirnes, im Kopfbereich. Dieses gewinnt in aufsteigender Entwicklungsreihe immer mächtigere Dimensionen; die knöcherne Kapsel, die es birgt, folgt dieser Vergrößerung. So wird der Hirnschädel, der noch bei den Reptilien in den Gesamtschädel eingebettet erscheint, als selbständiger Abschnitt herausgehoben, während Augenhöhle und Nasenkapsel, das stützende Skelett von Sinnesorganen, von welchen das zweite zu dem Beginn des Atmungsapparates in Beziehung getreten ist, mit dem Kieferapparat zum Gesichtsskelett vereinigt werden (vgl. Abb. 29). In der Reihe der Säugetiere tritt mit zunehmender Entwicklungshöhe das Gesichtsskelett gegen den Hirnschädel immer weiter zurück, um schließlich beim Menschen ein Minimum zu erreichen.

In der Form des menschlichen Hirnschädels werden nach dem Verhältnis zwischen Längs- und Querdurchmesser zwei Haupttypen unterschieden, die als Lang- und Kurzköpfe (dolichocephale und brachycephale Formen) bezeichnet werden; doch bilden dieselben nicht scharf begrenzte Gruppen, sondern sind durch Übergänge verbunden. Ihr Wert als Rassenmerkmal, den die Anthropologie noch vor kurzem sehr hoch eingeschätzt hat, ist wenigstens für europäische Völker nur ein beschränkter. Tatsächlich kommen innerhalb der heute lebenden Volksstämme Europas die verschiedenen Schädelformen in recht bunter Mischung vor.

Für die Größe und wohl auch für die Form des Hirnschädels ist das Gehirn der hauptsächlichste bestimmende Faktor. Regelmäßig lassen sich gewisse Beziehungen zwischen den Einzelheiten der Schädelform und jenen an der Hirnoberfläche, den Hirnwindungen, nachweisen. Für die Beurteilung der Frage aber, welche der beiden Schädelformen als höherstehend zu betrachten wäre, welcher bei Europäern durchschnittlich größere geistige Begabung entspricht, hat man wenig sichere Anhaltspunkte; ganz im allgemeinen ergibt der Vergleich mit dem Tier und mit den niedrigen Menschenrassen, daß die Kurzschädel die höhere Form darstellen, daß also der Querdurchmesser des Hirnschädels rascher zunimmt als der Längsdurchmesser; auch das Gehirn nimmt somit in aufsteigender Entwicklungsreihe an Breite zu.

Von den einzelnen Abschnitten des Gehirnes, Großhirn, Kleinhirn und Hirnstamm, ist der erste, der Sitz der Denkprozesse, für unsere Zwecke der bedeutungsvollste. Das Großhirn besteht aus zwei im wesentlichen symmetrischen Hälften, den Hemisphären. (Der wichtigste Unterschied der beiden Hälften besteht in der Ausbildung des Zentrums für die Sprache innerhalb der linken Hemisphäre; sie hat eine Vergrößerung derselben und meist auch eine Vergrößerung der linken Schädelhälfte zur Folge.) Die Hemisphären sind an der Oberfläche von der hauptsächlich aus Nervenzellen bestehenden Hirnrinde bedeckt. Diese Hirnrinde ist vielfach gefaltet, und die einzelnen Falten werden als Hirnwindungen bezeichnet. Durch ein System von Querfasern sind die Hemisphären untereinander, durch andere Faser-

züge auch die einzelnen Windungen miteinander verbunden. Das Großhirn ist seiner Größe und Ausbildung nach wohl der individuell verschiedenste Teil des ganzen Gehirnes. — Fast die gesamte Schädelwölbung ist mit dem Großhirn in Berührung; nur an die untere Hälfte des Hinterhauptteiles der ersteren legt sich das Kleinhirn an, dessen Bedeutung in der feineren Regulierung der Bewegungsvorgänge liegen dürfte. Der Hirnstamm, der Großhirn und Kleinhirn mit dem Rückenmark und untereinander verbindet, liegt auf der unteren Wand des Hirnschädels, der Schädelbasis, und nimmt auf die Gestaltung des Schädels wenig Einfluß. Als Sitz der Reguliervorrichtungen für Atmung und Blutkreislauf ist er von sämtlichen Gehirnteilen der wichtigste, ja der einzige, der zum Leben unbedingt notwendig ist. Damit hängt wohl auch seine stets gleichartige Form zusammen.

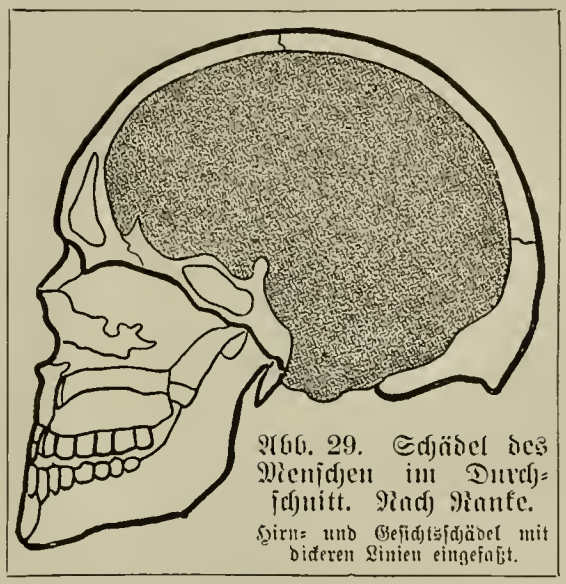


Abb. 29. Schädel des Menschen im Durchschnitt. Nach Ranke.
Hirn- und Gesichtsschädel mit dickeren Linien eingefaßt.

Die Schwankungen im Umfang und damit im Gewichte des Gehirnes sind hauptsächlich durch die des Großhirnes bedingt. Ein Schluß aber auf die Intelligenz ist aus dem Hirngewicht nur mit großer Vorsicht zu machen; kleine Unterschiede sind sicher ohne grundsätzliche Bedeutung. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die bedeutenden Menschen relativ schwere Gehirne besitzen, aber gerade die schwersten bisher bekannten gehörten Menschen ohne irgendwie auffallende Begabung; ja wiederholt sind ganz abnorm schwere Gehirne bei geistig geradezu niedrig stehenden oder kranken Individuen gefunden worden. Anderseits kommen niedrige Hirngewichte auch bei bedeutenden Männern vor (Gambetta, Hausmann, der der Stadt Paris unter Napoleon III. ihre heutige Gestalt gab, der Anatom Tiedemann).

Allerdings sind bei Hirnwägungen, wie Marchand ausführt, krankhafte Ursachen für ein stark gesteigertes Gewicht nur sehr schwer auszuschließen; wahrscheinlich sind sogar alle derartigen Fälle auf den Einfluß namentlich einer in der Kindheit überstandenen Rhachitis zurückzuführen. Während Marchand das mittlere Hirngewicht des Mannes mit 1400 g berechnet, sagt er von Cuvier (Hirngewicht 1830 g) und Turgenjeff (Hirngewicht 2012 g), daß „sie durch besonders hohe Geistesgabe (man kann sagen: trotz des Zustandes ihres Gehirnes) ausgezeichnet waren".

Auch die Mannigfaltigkeit in der Form der Hirnoberfläche, der Reichtum an Hirnwindungen, ist kein sicheres Merkmal geistiger Begabung. Vielleicht wird ein solches, wie Zuckerkandl hervorhebt, einmal in dem Reichtum an Verbindungsfasern zwischen den einzelnen Hirnabschnitten, an „Asso-

ziationsbahnen", gefunden werden; freilich liegen darüber bisher keine Angaben vor.

Die Frage der Hirngröße ist ohne einen Blick auf die vergleichende Anatomie und einige einfache mathematische Erwägungen nicht kritisch zu behandeln. Daß der wichtigste Unterschied zwischen dem menschlichen und dem tierischen Organismus in der Ausbildung des Gehirnes liegt, ist wohl allgemein bekannt; die Meinung aber, daß der Mensch unter allen Tieren das größte Gehirn besitze, ist allerdings nicht richtig. Die großen Säugetiere, Elefant, Walfisch, Delphin u. s. w., besitzen größere und schwerere Gehirne; so wurden Gewichte bis zum Fünffachen des durchschnittlichen menschlichen Hirngewichtes beim Walfisch gefunden. Nicht einmal in Bezug auf das relative Hirngewicht (das Verhältnis desselben zum gesamten Körpergewichte, zum Beispiel in Prozenten ausgedrückt) steht der Mensch an der Spitze der Tierreihe; die meisten Vögel und kleinen Säugetiere übertreffen ihn hierin. Es rührt dies davon her, daß die Oberfläche eines kleineren Körpers verhältnismäßig (auf den Rauminhalt bezogen) größer ist als die eines größeren. Vergleichen wir zum Beispiel eine Kugel, deren Oberfläche einen Quadratmeter beträgt, mit einer solchen, die nur ein Tausendstel des Rauminhaltes besitzt, also, als Körper von gleichem Stoff gedacht, nur den tausendsten Teil wiegt, so ist die Oberfläche dieser letzteren Kugel nicht gleichfalls auf das Tausendfache, sondern nur auf das Hundertfache vermindert. Die verhältnismäßig größere Oberfläche eines kleinen Tieres, mit ihren Einrichtungen zur Aufnahme von äußeren Eindrücken vermittels ihrer Sinnesorgane, verlangt nun auch ein verhältnismäßig größeres Zentralorgan.

Auch bezüglich des Reichtums der Oberfläche des Großhirns an Windungen steht der Mensch nicht an der Spitze der Tierreihe, da er hierin von den Wassersäugetieren übertroffen wird. Trotzdem ist das menschliche Gehirn das höchststehende. Erstens ist es unter den Gehirnen größerer Tiere, bei denen die Wirkung der Körperoberfläche nicht in dem vorhin angedeuteten Sinne die Rechnung stört, weitaus relativ das schwerste. Ferner überwiegt das Großhirn, das als Sitz der intellektuellen Fähigkeiten aufgefaßt werden muß, beim Menschen weitaus, wie bei keinem Tier, an Masse die übrigen Gehirnabschnitte. Und schließlich ist es von allen Gehirnen weitaus am reichsten mit Einrichtungen ausgestattet, welche die einzelnen Hirnabschnitte untereinander in Verbindung setzen und ein Zusammenwirken derselben ermöglichen; eine Tatsache, deren Einfluß wir vorstehend auch den verschiedenen Wert der einzelnen menschlichen Gehirne zugeschrieben haben.

Als Bestandteile des Gesichtsschädels wurden die Begrenzung der Augenhöhle, die Nasenkapsel und der Kieferapparat bereits aufgezählt. An den zum Teil recht kräftig gebauten Teilen desselben finden wir mehrfach eine Einrichtung, welche den Zweck hat, Festigkeit des Knochens mit möglichst geringem Gewicht zu verbinden; die Knochen besitzen eine harte, kompakte Außenwand, sind aber innen hohl und mit Luft gefüllt. Solche Hohlräume, die mit der Nasenhöhle in offener Verbindung stehen, finden

sich zum Beispiel im Oberkiefer und im Stirnbein, wo sie, im Bereich der Stirne, auch auf die Wand des Hirnschädels übergreifen. Hauptsächlich der Schutz des Auges bedingt eine mächtigere Entwicklung des Stirnbeins, das sich als Augenbrauenwulst über das Auge vorwölbt, und in diese Vorwölbung erstreckt sich die Stirnhöhle hinein (siehe Abb. 12 im 2. Teil dieses Bandes). Bei Tieren, namentlich beim Gorilla, ist dieser Wulst noch viel mächtiger entwickelt und weist uns darauf hin, daß er in der Tat beim physischen Kampfe mit äußeren Gewalten als Schutzorgan eine Rolle zu spielen berufen ist.

Das hervorstechendste Merkmal des tierischen Gesichtsschädels ist aber die hohe Entwicklungsstufe des Kieferapparates, der nicht nur den Zweck hat, die Nahrung zu zerkleinern, sondern auch als Schutz- und Angriffswaffe dient. Auch hier ist der Einfluß des physischen Kampfes uns Dasein erkennbar. Der vielfältige Gebrauch der Vordergliedmaßen aber und die Erfindung von Waffen, deren Leitung die Hand übernommen hat, sind beim Menschen der Rückbildung des Kieferapparates parallel gegangen.

Skelettgrundlage des Halses ist die Wirbelsäule, deren sehr beweglicher Halsabschnitt zusammen mit den Gelenken, welche ihn mit dem Hirnschädel verbinden, die freie Beweglichkeit des Kopfes bedingt. Hinten und seitlich ist die Halswirbelsäule durchweg durch Muskulatur gedeckt, von welcher ein Teil die Bewegungen des Kopfes und auch des Rumpfes vermittelt, ein anderer aber bereits zu dem oberen Gliedmaßenpaar verläuft. Unter diesen ist der wichtigste der Kapuzenmuskel, der vom Hinterhaupt und der Wirbelsäule bis über die Mitte des Rumpfes herunter entspringt und mit dem oberen Teile seines freien Randes den seitlichen Umriß des Halses bildet. Bei sehr kräftiger Entwicklung der Muskulatur bestimmt hauptsächlich er die Form und Breite des „Stiernackens", wie er beispielsweise am „Farnesischen Herkules" (vgl. die Kunstbeilage) zu sehen ist.

An der vorderen Wand der Halswirbelsäule liegen zwischen einem Muskelpaar, das vom Kopf herunter zum Brust- und Schlüsselbein verläuft und unter der Haut zumeist deutlich vortritt, den Kopfnickern, die Halseingeweide: Schlundkopf und Speiseröhre, Kehlkopf und Luftröhre und die Schilddrüse, und diesen seitlich angeschlossen die großen Blutgefäße des Kopfes und wichtige Nervenstränge. Von diesen Organen interessiert uns hier nur der Kehlkopf etwas näher. Er besteht aus einer Reihe von Knorpeln, die untereinander gelenkig verbunden sind, durch Muskeln gegeneinander bewegt werden und einen von Schleimhaut ausgekleideten Hohlraum, die Kehlkopflichtung, umgeben. Die Grundlage des Kehlkopfgerüstes bildet der Ringknorpel, dessen Form schon in seiner Bezeichnung Ausdruck gefunden hat. Auf ihm sitzt einerseits der Schildknorpel, anderseits hinten jederseits von der Mittellinie ein Stellknorpel. Der Schildknorpel ist der mächtigste von ihnen und besteht aus zwei vorne durch eine quere Brücke verbundenen Platten, die an ihrem hinteren Ende mit dem Ringknorpel

jederseits gelenkig verbunden sind. Da die Brücke schmäler ist als die Platten, trägt der Schildknorpel an seinem oberen Rande einen ziemlich tiefen, auch am Lebenden leicht tastbaren Einschnitt. Auf dem erhöhten hinteren Rande des Ringknorpels sind die kleinen Stellknorpel gelenkig aufgesetzt. Zwischen ihrem vorderen Ende und der Mitte des Schildknorpels sind die Stimmbänder, im Wesen muskulöse Stränge, ausgespannt (vgl. Abb. 23 und 24 im 2. Teil dieses Bandes); ihre Länge und damit die Höhe der Stimmlage ist bestimmt einmal durch die Größe des Kehlkopfes überhaupt, dann durch den Grad, bis zu welchem der Schildknorpel nach vorne ausladet, also durch die Länge der beiden Schildknorpelplatten und die Art ihrer Krümmung und Verbindung in der Mittellinie.

Wie im Bereiche des Halses bildet auch im Bereiche des Rumpfes die Wirbelsäule die Grundlage für den Aufbau des ganzen Körperabschnittes. Sie stellt nicht einen gerade verlaufenden Stab vor, sondern ist S-förmig gekrümmt, wobei im Brustabschnitt die gewölbte Seite nach hinten gekehrt ist (Brustkrümmung), während der dem Bauche zugehörige Lendenabschnitt nach vorne ausladet (Lendenkrümmung). An diese schließt sich der Beckenabschnitt der Wirbelsäule, das Kreuzbein, an, das aus verschmolzenen Wirbeln besteht und wieder die Wölbung seiner (starken) Krümmung nach hinten wendet (vgl. Abb. 16 und 17 im 2. Teil dieses Bandes).

Im Brustabschnitt sind auch die Seitenwände des Rumpfes aus Knochen gebildet, den Rippen, die rückwärts gelenkig an der Wirbelsäule, vorne mit Ausnahme der zwei letzten durch einen knorpeligen Abschnitt, die Rippenknorpel, teils direkt, teils indirekt am Brustbein befestigt sind und untereinander durch Muskelplatten verbunden werden, so daß der Brustkorb seitlich vollkommen abgeschlossen erscheint. Nach unten wird ein Abschluß durch das Zwerchfell gegeben, das rings an den untersten Rippen und dem von ihren knorpeligen Enden gebildeten Rippenbogen sowie an Wirbelsäule und Brustbein entspringt und kuppelförmig nach oben in den Hohlraum des knöchernen Brustkorbes vorgewölbt ist. In der so gebildeten Brusthöhle sind Herz und Lunge eingeschlossen.

Das Zwerchfell ist der wichtigste Atmungsmuskel. Bei seiner Zusammenziehung flacht sich die von ihm gebildete Kuppel ab und erweitert so den Brustraum; infolge des Luftdruckes, der die Lunge immer an die Brustwand angedrückt erhält, muß die Lunge folgen und sich ausdehnen. Dabei wird der Bauchraum verkleinert; durch eine stärkere Vorwölbung der vorderen Bauchwand wird diese Verkleinerung wieder ausgeglichen. Diese Art der Atmung wird als Zwerchfell- oder Bauchatmung bezeichnet. Es besteht aber noch eine andere Möglichkeit, den Brustraum zu erweitern, die bei der Rippen- oder Brustatmung zur Anwendung kommt. Da nämlich die Rippen, die mit der Wirbelsäule, wie erwähnt, durch Gelenke verbunden sind, schräg von hinten oben nach vorne abwärts verlaufen, wird durch ihre Hebung das Brustbein nicht nur gleichfalls gehoben, sondern auch von der Wirbelsäule entfernt. Für diese Art der Brustkorberweiterung kommen teils eigene Rippenheber, teils die Zwischenrippenmuskeln in Betracht.

Am Brustbein sind vermittels Gelenken die Schlüsselbeine angesetzt, die zusammen mit den Schulterblättern den Schultergürtel bilden; dieser trägt die oberen Gliedmaßen und bestimmt die obere Rumpfbreite oder Schulterbreite.

Der Bauch besitzt nur rückwärts in der Lendenwirbelsäule eine knöcherne Begrenzung, die vordere und Seitenwand werden nur durch Muskulatur gebildet. Hierdurch ist die Bauchwand befähigt, sich der sehr wechselnden Größe der Bauchorgane jederzeit anzupassen. Besonders die Verdauungsorgane sind je nach Art und Menge der aufgenommenen Nahrungsstoffe von sehr verschiedener Ausdehnung; hierzu kommt noch beim Weibe während der Schwangerschaft der Fruchtbehälter mit dem Kinde, der mit zunehmender Größe aus dem Becken in den Bauchraum sich emporschiebt. Von allen Geweben des Körpers ist nur die Muskulatur im stande, sich hinreichend rasch so großen Unterschieden anzupassen, wie sie beispielsweise die Ausdehnung der Bauchwand im Verlaufe einer Geburt durchmachen muß.

Im Bereiche des Beckens sind wieder in ausgedehntem Maße die Seitenwände der Beckenhöhle von Knochen gebildet; nach oben setzt sich dieser Raum in die Bauchhöhle fort, nach unten zu, im Bereiche des Beckenausgangs, ist sie durch eine Muskelplatte abgeschlossen, welche nur die Endabschnitte des Darmrohrs sowie der Harn- und Geschlechtskanäle hindurchtreten läßt.

Das knöcherne Becken stellt ein Gewölbe dar mit der Aufgabe, die Rumpflast von der Wirbelsäule auf die unteren Gliedmaßen zu übertragen. Es besteht aus drei Knochen: den beiden Hüftbeinen (jedes Hüftbein ist wieder aus der Verschmelzung von drei Knochen, Darmbein, Sitzbein und Schambein, entstanden) und dem Kreuzbein. Die beiden ersteren sind vorne untereinander durch die Schoßfuge, hinten jederseits mit dem Kreuzbein, dem Schlußsteine des Gewölbes, durch ein echtes, aber nur sehr wenig Beweglichkeit gestattendes Gelenk verbunden. Die unteren Gliedmaßen sind an der Außenfläche der Hüftbeine vermittels der Hüftgelenke angefügt (vgl. Abb. 18, 19 und 21, 22 im 2. Teil dieses Bandes).

Das Becken zerfällt in zwei Hauptabteilungen, die als großes und kleines Becken bezeichnet werden. Die Grenze zwischen den beiden ist seitlich durch eine Knickung der Hüftbeine, hinten durch die Grenze zwischen Lendenwirbelsäule und Kreuzbein gebildet. Der Hohlraum des großen Beckens wird seitlich durch breite Knochenplatten, die Darmbeinschaufeln, welche den oberen Teil der Hüftbeine bilden, hergestellt. (Der größte Abstand der freien Ränder der Darmbeinschaufeln bildet die größte Beckenbreite und ist am Lebenden meßbar, da diese Ränder, die Darmbeinkämme, unter der Haut liegen.) Vorne fehlt eine solche Begrenzung, es erstreckt sich die muskulöse Bauchwand bis an das kleine Becken. Hinten ist noch der Endabschnitt der Lendenwirbelsäule in die Begrenzung des großen Beckens eingezogen. Dieser ganze Hohlraum steht aber in breiter Verbindung mit der Bauchhöhle und ist von ihr nicht streng zu scheiden.

Anders der Hohlraum des kleinen Beckens. Er beginnt am Beckeneingang, welcher der Grenzlinie gegen das große Becken beziehungsweise den Bauch entspricht und eine in sich geschlossene, annähernd kreisförmige Linie darstellt, und endet am Beckenausgang, der teils knöchern, teils durch straffe sehnenartige Bänder begrenzt ist. Die knöcherne Begrenzung des letzteren besteht in dem unteren Ende des Kreuzbeines mit dem Steißbein, dann in zwei mächtigen Höckern, die dem Sitzbein angehören und ihm auch den Namen gegeben haben, da sie tatsächlich beim Sitzen die Rumpflast tragen, und in Knochenspangen, die vom Sitzbeinhöcker gegen die Schoßfuge aufsteigen und miteinander den unter dieser Fuge gelegenen Schambeinwinkel einschließen. Die Bänder verlaufen vom Kreuzbein und Steißbein teils zum Sitzbeinhöcker, teils zu einem hinter diesem gelegenen Vorsprung desselben Knochens, dem Sitzbeinstachel.

Im ganzen entspricht der Hohlraum des kleinen Beckens ungefähr einem Zylinder, aber mit gekrümmter Achse, entsprechend der Krümmung seiner hinteren Wand, des Kreuzbeins. Er birgt den Abschnitt des Darmes, den Mastdarm, dann die inneren Geschlechtsorgane und die Blase, solange diese nicht infolge besonders starker Füllung sich in den Bauchraum ausdehnt.

Der Beckeneingang steht nicht horizontal, wie die Anatomie bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts meinte, sondern ist sehr stark nach vorne geneigt; er schließt mit der Horizontalen einen Winkel von etwa sechzig Graden ein. Bedingt ist die Neigung hauptsächlich durch die starke Krümmung der Lendenwirbelsäule (vgl. Abb. 16 und 17 im 2. Teil dieses Bandes).

An das knöcherne Becken schließt der Oberschenkelknochen an. Auch er möge mit Rücksicht darauf, daß an ihm Geschlechtsunterschiede auftreten, hier kurz besprochen werden. Er besteht (vgl. Abb. 6 und 7 im 2. Teil dieses Bandes) aus einem langen Stab, dem Schaft, der an seiner hinteren Fläche eine Längsleiste zum Ansatz von Muskeln besitzt, und an den unten die Gelenkknorren zur Verbindung mit dem Schienbein im Kniegelenk angefügt sind, während oben mittels eines kurzen schräg gestellten Zwischenstückes, des Schenkelhalses, der Oberschenkelkopf aufsitzt. Letzterer hat die Verbindung mit dem Becken im Hüftgelenk herzustellen. Der Schaft selbst endet oben in einer Auftreibung, die Muskeln zum Ansatz dient, dem großen Rollhügel. (Als kleiner Rollhügel wird ein nach innen vorragender Fortsatz, gleichfalls für einen Muskelansatz bestimmt, bezeichnet.) Der Abstand der beiden unmittelbar unter der Haut liegenden Rollhügel bestimmt die größte Hüftbreite und bildet auch am Lebenden einen wichtigen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Beckengröße, besonders in der Geburtshilfe.

Obere und untere Gliedmaßen bestehen im wesentlichen aus denselben Knochen und besitzen vielfach auch ganz ähnliche Muskeln; ebenso zeigt die Verzweigung der Blutgefäße und Nerven große Übereinstimmung. Aber die einzelnen Teile sind verschiedenen Leistungen angepaßt und dadurch in ihren Formen weitgehend spezialisiert; die oberen Gliedmaßen sind allseitig freibewegliche, vielfach benutzbare Greif- und Arbeitsorgane, die unteren sind ausschließlich in den Dienst der Aufrechthaltung des Körpers und seiner Fortbewegung getreten.

Als die Baumittel der menschlichen und tierischen Gestalt, als Elemente, welche die äußere Form bedingen, sind hauptsächlich Skelett, Muskulatur und Fett hervorzuheben; sie bilden gleichzeitig die Hüllen für die inneren Organe.

Das Skelett setzt sich, wie schon mehrfach erwähnt, aus Knochen und Knorpeln zusammen; beide bestehen aus regelmäßig angeordneten Verbindungen gleichartiger Elemente, sogenannten Geweben, von großer Festigkeit, deren Grundlage feinste Fasersysteme bilden. Sie unterscheiden sich außer durch Einzelheiten in der Anordnung dieser Fasersysteme hauptsächlich dadurch, daß beim Knochen die Festigkeit durch Einlagerung von Kalksalzen in das Gewebe erzielt wird, während beim Knorpel, dessen Festigkeit allerdings geringer ist, diese durch Einlagerung organischer Substanzen erreicht wird.

Die Muskulatur ist ein Gewebe, dessen mikroskopisch feine, mehrere Zentimeter lange Elemente als Muskelfasern bezeichnet werden; sie stellen das Fleisch dar, dessen Bedeutung als Nahrungsmittel in seinem Reichtum an Eiweißkörpern liegt. Was am frischen Muskel als Fleischfaser erscheint, stellt schon ein Bündel einer größeren Zahl einzelner Muskelfasern dar.

Das Fett besteht aus kugelförmigen Zellen, den Fettzellen, welche je einen

Nach einer Photographie der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz-Berlin.

Der Farnesische Herkules.

Antike Skulptur im Museo Nazionale zu Neapel.

großen Fetttropfen in sich bergen; neben dem letzteren treten die lebendigen Zellbestandteile, Kern und Protoplasma, ganz in den Hintergrund. Das Fettgewebe bildet eine ununterbrochene Schichte unter der Haut und stellt als schlechter Wärmeleiter ein Schutzmittel des Körpers gegen Wärmeverlust dar. Außerdem schiebt es sich vielfach zwischen die einzelnen Organe ein, Zwickel und tote Räume, die zwischen ihnen bleiben, erfüllend.

Größe und Gliederung des menschlichen Körpers ist vor allem durch das Skelett bedingt; die Proportionslehre ist im Wesen eine Lehre von den Maßverhältnissen des Skelettes. Die Muskulatur gibt der Körperoberfläche mit Ausnahme der wenigen Punkte, an welchen das Skelett unmittelbar unter der Haut liegt, die Grundlage für ihr Relief; nur am Hirnschädel tritt sie fast gänzlich in den Hintergrund. Im Bereiche des Gesichtes teilt sie sich mit dem Skelett und mit einem anderen wichtigen formbestimmenden Faktor, dem Fett, in die Aufgabe der Oberflächenmodellierung; und auch im Bereiche des übrigen Körpers sehen wir bei jedem nicht krankhaft abgemagerten Menschen, wie das Fettgewebe die Form der Körperoberfläche beeinflußt, das Muskelrelief glättet oder selbst ganz zum Verschwinden bringt und sich in verschiedenen Lebensaltern an charakteristischen Stellen anhäuft und selbständig reliefbildend wird; so namentlich an der Brust, am Bauch und am Gesäß.

In einzelnen Abschnitten des Körpers ist auch der Einfluß der Eingeweide auf die äußere Form ein großer, namentlich am Halse, wo Kehlkopf und Schilddrüse teilweise sichtbar werden, und in der Bauchgegend, deren Ausdehnung und Gestalt dem Einfluß der Größe und jeweiligen Ausdehnung der Bauchorgane unterliegt. Gering ist dagegen die Bedeutung des Gefäß- und Nervensystems, das nur stellenweise in stärkeren Strängen bis unter die Haut vortritt.

Abb. 30. Kind im Alter von sechs Tagen. Nach Stratz.

Daß aber doch ein Abschnitt des Nervensystems, das Gehirn, von großer Bedeutung für die Körperform wird, durch den Einfluß, den es auf das Skelett, die Schädelkapsel, ausübt, haben wir eingangs hervorgehoben. Es führt uns dieses Verhalten zur Betonung des Umstandes, daß alle Organe in einem Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit stehen, daß der Körper jedes Lebewesens ein Kompromiß darstellt zwischen den Ansprüchen der einzelnen Organe an Raum und Nahrung, während jedes Organ im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung möglichster Vollkommenheit der Funktion zugeleitet wird. Die Funktion bedingt die Form, und die letztere kann nur verstanden werden, wenn auch die erstere sich dem Verständnis erschlossen hat. Aus diesem Gesichtspunkte müssen auch die körperlichen Unterschiede der Geschlechter betrachtet werden; freilich sind wir heute noch vielfach nicht über die Anfänge einer solchen Betrachtungsweise hinausgelangt,

Meinung steht oft gegen Meinung, wo der menschliche Scharfsinn nicht überhaupt versagt.

Jedenfalls ist das einzelne Individuum nicht nur als isolierte Erscheinung, sondern auch im Zusammenhang mit dem Leben der ganzen Art zu betrachten; es ist auch auf seine Entwicklung Rücksicht zu nehmen. Deshalb möge hier auch das Charakteristische im Körperbau des Kindes hervorgehoben werden; dies wird auch noch dadurch erforderlich, daß viele Eigentümlichkeiten des Weibes als Annäherung an den kindlichen Typus aufgefaßt werden.

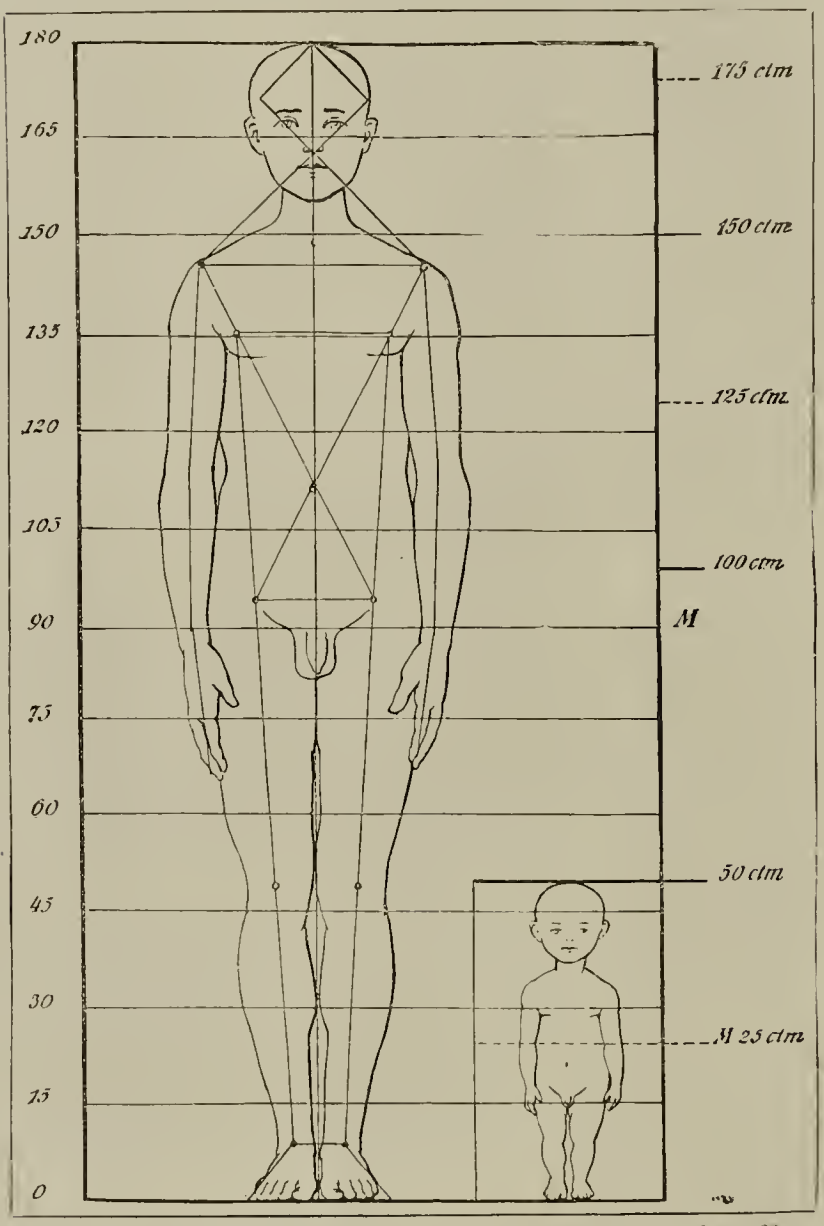


Abb. 31. Größenverhältnisse des Erwachsenen und des Neugeborenen. Nach Stratz.

Zwei Organsysteme sind es, die dem kindlichen Körper in erster Linie durch ihre mächtige Entfaltung ihren Stempel aufdrücken, das zentrale Nervensystem, vor allem das Gehirn, und der Verdauungsapparat. Ihnen gegenüber tritt der Fortbewegungsapparat, Skelett und Muskulatur, in den Hintergrund; der Ausfall seiner Funktion wird durch die mütterliche Pflege ausgeglichen. Das Gehirn läßt seine Wichtigkeit schon aus seiner frühen Anlage beim Embryo und aus der Mächtigkeit, die es sofort erlangt, erkennen; in den ersten Zeiten der Fruchtentwicklung nimmt der Kopf fast die Hälfte des gesamten Körpers ein. Dementsprechend überwiegt auch in den kindlichen Proportionen vor allem die Gehirnkapsel, der Schädel, über

das spätere Ausmaß; während beim Erwachsenen die Körperlänge durchschnittlich das Siebeneinhalbfache der Kopflänge beträgt, macht sie beim Neugeborenen nur das Vierfache desselben aus (vgl. Abb. 30). Dabei ist der Gesichtsteil des Schädels auffallend klein, da die flüssige Nahrung an den Kauapparat keine Ansprüche stellt und dementsprechend die Zähne noch nicht entwickelt sind. Weiterhin ist am Rumpf besonders der Bauchabschnitt groß und vorgewölbt, und ebenso sind die in ihm enthaltenen Organe fast durchwegs relativ schwerer als beim Erwachsenen. Der Brustkorb dagegen ist eher kleiner, namentlich kürzer und mehr faßförmig, nicht abgeplattet wie der des erwachsenen Mannes.

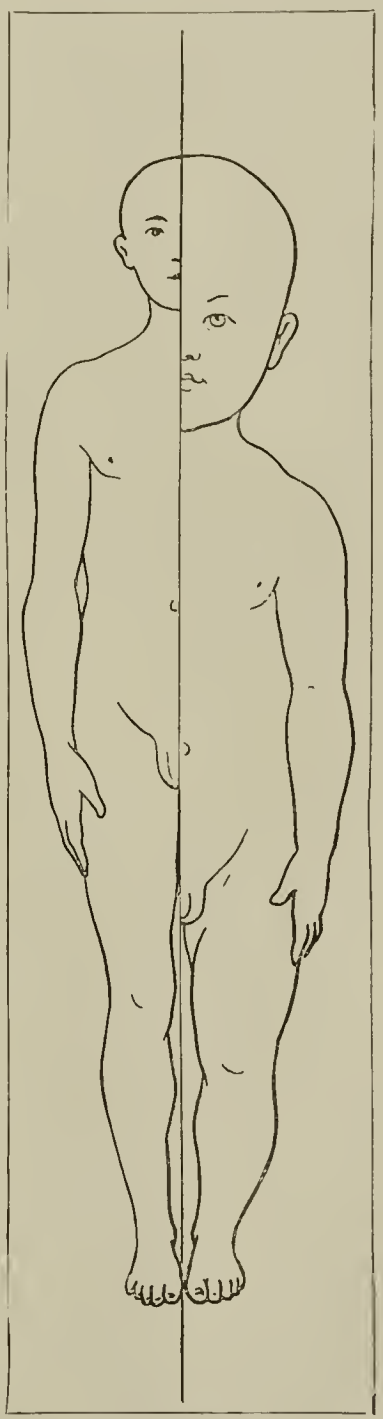


Abb. 32. Neugeborener und Erwachsener in gleicher Größe. Nach Stratz.

Sehr beträchtlich ist wieder der Unterschied der Gliedmaßen, des eigentlichen Fortbewegungsapparates, namentlich der unteren Gliedmaßen. Während diese beim neugeborenen Kind kaum drei Achtel der gesamten Körperlänge ausmachen, erreichen sie beim Erwachsenen die Hälfte derselben oder noch etwas mehr. Im Wachstum bleibt nun besonders das Gehirn relativ zurück; an der Längenzunahme sind die unteren Gliedmaßen verhältnismäßig am stärksten beteiligt (vgl. Abb. 31 und 32).

Die Dauer der menschlichen Entwicklung ist eine unverhältnismäßig lange. Sie ist durch die hohe Ausbildungsstufe des Gehirnes bedingt. Denn dieser äußerst komplizierte Apparat braucht lange Zeit zu seiner Ausbildung. Dementsprechend ist schon die Schwangerschaftsdauer beim Menschen eine sehr lange, die nur von der Schwangerschaftsdauer der ganz großen Tiere übertroffen wird; hierzu kommt aber noch die verhältnismäßig enorme Dauer der Kindheit, welche den Menschen länger und ausgiebiger als irgend ein Tier von der elterlichen Pflege abhängig macht.

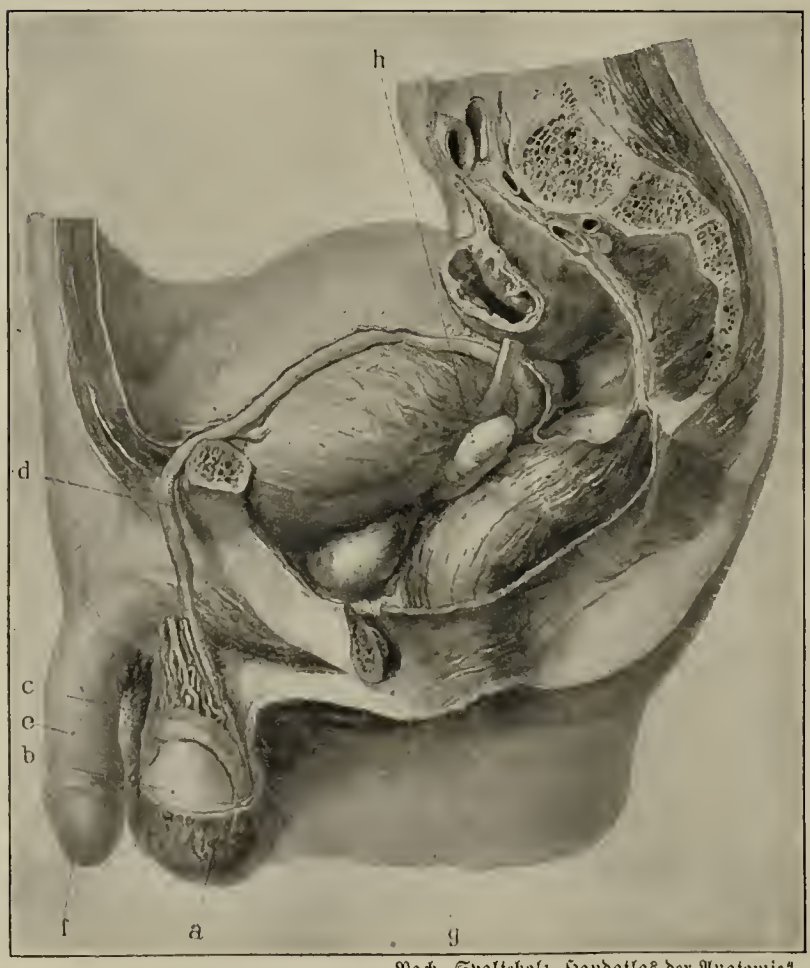
Inwieweit diese Tatsache mit den körperlichen Eigentümlichkeiten der Geschlechter im erwachsenen Zustand zusammenhängen mag, bedarf gesonderter Erwägung; im zweiten Teil dieses Bandes (S. 1 ff.) wollen wir versuchen, einen Überblick über diese Frage zu gewinnen.

Zweites Kapitel.

Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Mannes.

Von Dr. med. Albert Moll in Berlin.

Um die Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Mannes zu verstehen, ist die Kenntnis der hierzu dienenden Hauptorgane nötig. Die Fortpflanzung des Menschen geschieht dadurch, daß die männliche und die weibliche Keimzelle im Mutterorganismus zusammentreten (vgl. S. 4 ff.). Die männlichen Keimzellen sind in dem Samen enthalten, der in den Hoden, den männlichen Keimdrüsen, bereitet wird. Paarig, von eiförmiger Gestalt, liegen sie eingeschlossen in einer derben, bindegewebigen Haut im Hodensack (Abb. 33 a). Jeder Hode (Abb. 33 b) besteht aus dem die Keimzellen bereitenden spezifischen Gewebe, dem sogenannten Hodenparenchym, und einem bindegewebigen Stützgewebe, das das Parenchym in zahlreiche Läppchen teilt. Jedes Hodenläppchen besteht aus mehreren Samenkanälchen, die, vielfach verschlungen, untereinander in Verbindung stehen und deren Wandungen den Samen bereiten. Die Samenkanälchen treten schließlich in etwa einem Dutzend Gänge



Nach „Spalteholz, Handatlas der Anatomie".

Abb. 33. Männliche Beckenorgane nach Entfernung der linken Beckenwand, von links.

a = Hodensack, b = Hode, c = Nebenhoden, d = Samenleiter, e = männliches Glied, f = Eichel, g = Vorsteherdrüse, h = Samenbläschen.

zusammen, die den Hoden verlassen. Sie gehen in den Nebenhoden (Abb. 33c und 37a) über, der als ein länglicher, oben verdickter Körper dem Hoden (Abb. 37b) hinten aufsitzt, und zwar in den oberen Teil, den sogenannten Kopf des Nebenhodens. Nach vielfachen Schlängelungen (Abb. 34a) verlassen sie den Nebenhoden am unteren Ende, wobei sie in einen einzigen Kanal, den Samenleiter (Abb. 33d und 34b), zusammentreten. Dieser ist also der Ausführungsgang des Hodens und leitet die in diesem ausgeschiedene Samenflüssigkeit weiter. Er tritt durch den Leistenkanal in die Bauchhöhle und verläuft hier abwärts. Bevor wir ihn weiter verfolgen, ist es zweckmäßig, den Bau des männlichen Gliedes kennen zu lernen.

Nach „Spalteholz, Handatlas der Anatomie".

Abb. 34. Rechter Hoden und Nebenhoden von der äußeren Seite nach Entfernung eines Abschnitts aus dem Hoden und Präparation des Nebenhodens.

a = Samenkanälchen, b = Samenleiter.

Sichtbar ist nur sein vorderer Teil (Abb. 33e), der vor dem Hodensack herabhängt. Der hintere Teil des Gliedes ist vom Hodensack und weiter unten von der Haut des Dammes verdeckt. Der vordere Teil bildet mit dem verdeckten einen Winkel, der unter bestimmten Umständen, nämlich beim Steifwerden des Gliedes, schwindet. Den vordersten Teil des Gliedes bildet die Eichel (Abbildung 33f); sie ist von einer Hautfalte, der Vorhaut, verdeckt, die mitunter aus rituellen Gründen,

Nach „Spalteholz, Handatlas der Anatomie".

Abb. 35. Schnitt durch die Mitte der männlichen Beckenorgane, rechte Hälfte von links.

a = Harnröhre, b = Eichel, c = Harnblase, d = Vorsteherdrüse, e = Ausspritzungsgang der Samenbläschen, f = Cowpersche Drüsen.

Nach „Spalteholz, Handatlas der Anatomie".

Abb. 36. Querschnitt durch das männliche Glied.

a = zwei Schwellkörper der Harnröhre, b = dritter Schwellkörper der Harnröhre.

zum Beispiel bei orientalischen Völkern, mitunter auch aus medizinischen, zum Beispiel bei starker Einschnürung, entfernt wird. Das Glied wird von der Harnröhre (Abb. 35 a) durchbohrt. Die Hauptmasse des männlichen Gliedes bilden die drei Schwellkörper. Zwei davon (Abb. 36 a), die besonders stark entwickelt sind, sind hinten fest mit dem Knochen verbunden und treten vorn miteinander zusammen, um sich schließlich zu einem Körper zu vereinigen, der in die hintere Aushöhlung der Eichel hineinreicht (Abb. 35 b). In der Rinne, die diese beiden Körper unten miteinander bilden, liegt die Harnröhre, die von dem dritten Schwellkörper (Abb. 36 b) eingeschlossen ist. Die Schwellkörper bestehen aus einem schwammartigen Gewebe, dessen Maschen mit den Blutgefäßen in Verbindung stehen. Sobald sich die Maschen mit Blut anfüllen, wird der Umfang des Gliedes außerordentlich vergrößert, und zwar sowohl durch Verlängerung als auch durch Verdickung. Gleichzeitig nimmt die Festigkeit zu. Das sonst weiche Glied wird knorpelhart, und es ändert sich die Richtung, indem sich der vordere, sonst herabhängende Teil aufrichtet. Man bezeichnet diesen Vorgang als Erektion oder Steifwerden. Erst durch diese Veränderung ist der Mann im stande, in die weiblichen Geschlechtsorgane einzudringen, den Samen hineinzubefördern und durch Reibung auch das Wollustgefühl des Weibes anzuregen oder zu verstärken.

Nach „Spalteholz, Handatlas der Anatomie".

Abb. 37. Rechter Hoden und Nebenhoden nach Eröffnung der Scheidenhäute an der äußeren Seite.

a = Nebenhoden, b = Hoden.

Die Harnröhre führt, wenn man sie nach hinten verfolgt, nach einem ungefähr S-förmig geschlängelten Verlauf zur Harnblase (Abb. 35 c), deren Ausführungsgang sie darstellt. Der hinterste Teil der Harnröhre ist von der Vorsteherdrüse (Abb. 33 g und 35 d) umgeben, die die Form einer Eßkastanie hat. Sie besteht aus einer Anzahl Läppchen, die mit zwanzig bis dreißig kleinen Ausführungsgängen in die Harnröhre einmünden. Hinter der Vorsteherdrüse liegen die beiden Samenbläschen (Abb. 33 h), auf jeder Seite eins. Sie stellen längliche Gebilde mit einer höckerigen Oberfläche dar. Jedes Samenbläschen besitzt einen Ausführungsgang, der sich mit dem oben beschriebenen Samenleiter zu einem

Gang, dem Ausspritzungsgang (Abb. 35e), vereinigt. Dieser durchbohrt die Vorsteherdrüse und mündet schließlich in den hinteren Teil der Harnröhre ein, die dadurch im stande ist, den in den Hoden bereiteten Samen nach außen zu führen. Es ist mitunter die Frage erörtert worden, woher es kommt, daß der Samen unter diesen Umständen nicht dauernd abfließt. Wahrscheinlich wirken verschiedene Umstände zusammen, die dies verhindern. Zunächst haben die Ausspritzungsgänge sehr weiche Wandungen, die leicht von der Vorsteherdrüse zusammengedrückt werden, so daß der Samen nur bei einem stärkeren Druck, wie er beispielsweise beim Beischlaf durch bestimmte Muskeln ausgeübt wird, herausbefördert wird. Vielleicht wird der dauernde Samenausfluß auch durch eine Falte verhindert, die sich da, wo die Ausspritzungsgänge in die Harnröhre einmünden, befindet, und die nach Art einer erst bei der Erektion schwindenden Klappe wirkt.

Abb. 38. Reife Samenfäden des Menschen.

Was den Samen betrifft, so ist schon erwähnt, daß er in den Hoden bereitet wird. Den wichtigsten Teil des Samens bilden die Samenfäden oder Samentierchen (Abb. 38), die man unter dem Mikroskop schon bei verhältnismäßig geringer Vergrößerung in großer Zahl wahrnimmt. Sie sind als Zellen anzusehen, besitzen einen Kopf und ein langes Schwanzende und sind außerordentlich beweglich. Der Samen verläßt den Hoden durch die oben beschriebenen Gänge und tritt in die Samenbläschen ein, wo er liegen bleibt, bis er aus dem Organismus herausbefördert wird. In den Samenbläschen werden dem Samen bestimmte Stoffe beigemischt, über deren Bedeutung man aber noch nicht ganz einig ist. Ebenso wird der Samen auch sonst noch durch die Absonderungen verschiedener Drüsen, insbesondere der Vorsteher- und der sogenannten Cowperschen Drüsen (Abb. 35f), die erbsengroß hinter der Harnröhre liegen und in diese einmünden, beim Eintritt in die Harnröhre etwas verändert. Die Herausbeförderung des Samens aus den Samenbläschen geschieht durch bestimmte Muskeln, die sich auf entsprechenden Reiz hin rhythmisch zusammenziehen und dadurch dem Samen eine gewisse Schlenderkraft verleihen. Diese ist allerdings individuell sehr wechselnd. Ebenso ist die bei jedem Geschlechtsakt herausbeförderte Menge des Samens individuellen Schwankungen stark unterworfen. Sie ist größer, wenn längere Zeit Enthaltsamkeit geübt ist, und ist in der Zeit der stärksten Geschlechtstätigkeit am größten. Man nimmt an, daß etwa im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren durchschnittlich acht Gramm Samen bei einem Geschlechtsakt entleert werden.

Die Herausbeförderung geschieht unter normalen Verhältnissen durch einen sehr verwickelten Vorgang. Sie untersteht nicht direkt dem Willen, etwa ähnlich wie die Harnentleerung. Beim normalen Beischlaf geht der Entleerung eine Steifung des Gliedes voraus, die, wie wir gesehen haben,

durch Blutfüllung geschieht. Die Blutfüllung steht unter dem Einfluß von Blutgefäßnerven; auf diese wirkt wieder das sogenannte „Steifungszentrum", das im untersten Teil des Rückenmarks, im Lendenmark, gelegen ist und vermittels Beeinflussung bestimmter Gefäßnerven zur Blutfüllung führt. Das Steifungszentrum selbst aber wird durch verschiedenartige Vorgänge erregt, sowohl durch körperliche wie durch seelische. Berührungen und andere Reizungen bestimmter Hautstellen, besonders in der Gegend der Geschlechtsteile, können als körperlicher Reiz zur Steifung des Gliedes führen, ebenso eine Reizung der Harnröhre, wie sie zum Beispiel beim Tripper stattfindet; desgleichen kann die Füllung der Blase eine Steifung bewirken. Hierauf beruht wahrscheinlich die sich bei vielen Männern einstellende Morgensteifheit des Gliedes. Als körperlicher Reiz kann aber auch die Anfüllung der Samenblase mit Samen wirken. Ebenso, wie rein körperliche Reize das Steifungszentrum erregen, so auch seelische, und zwar wirken als solche diejenigen Vorstellungen, die bei der betreffenden Person als sexuelle zu gelten haben. So wird der normale Mann durch normale, das Weib betreffende Vorstellungen zur Gliedsteife kommen, der Perverse durch perverse; der Homosexuelle zum Beispiel durch Vorstellungen vom Mann, der Sadist durch Vorstellungen, die eine Mißhandlung des Weibes zum Inhalt haben. Als seelische Reize können ebensowohl sinnliche Wahrnehmungen wirken, zum Beispiel der Anblick eines Weibes, wie auch Erinnerungsbilder. Beide Arten von Vorstellungen können zur Steifung führen und zwar vermittels einer Reizung des Steifungszentrums. Eine scharfe Trennung der körperlichen und seelischen Reize ist hierbei kaum immer möglich, da sie innig miteinander zusammenhängen. Hautreize wecken zum Beispiel meistens geschlechtliche Vorstellungen und wirken nur in seltenen Fällen als isolierte normale Reize. Dasselbe gilt von den inneren organischen Reizen, besonders von der Samenanhäufung. Auch sie ruft sexuelle Vorstellungen hervor. Anderseits werden sexuelle Vorstellungen kaum zur Steifung ausreichen. Wenn zum Beispiel der Samen entleert ist, tritt durch Vorstellungen allein kaum je eine Gliedsteife ein, das heißt es ist ein gewisser körperlicher Reiz zur Steifung notwendig. Unter normalen Verhältnissen genügt als solcher der innere organische, durch Samenansammlung bewirkte Reiz, meistens in Zusammenhang mit den geschlechtlichen Vorstellungen. Künstliche Manipulationen, insbesondere äußere Hautreizungen, sind dabei nicht notwendig.

Die Steifung des Gliedes geht unter normalen Verhältnissen der Samenausspritzung voraus. Diese tritt beim Gesunden nicht ohne äußerlichen körperlichen Reiz ein, ihn bilden bei der Begattung die gegenseitigen Reibungen der Geschlechtsteile. Freilich wird die Samenausspritzung durch die Wirksamkeit sexuell erregender Vorstellungen erheblich gefördert; aber nur unter krankhaften Verhältnissen ist ein äußerer Reiz überflüssig. Ist dies der Fall, so tritt die Samenentleerung ohne jede Berührung des männlichen Gliedes auf. Auch jene Fälle gehören schon in das Gebiet des Krankhaften, wo eine ganz minimale äußere Reizung, zum Beispiel die leichte

Reibung der Kleidung, oder eine andere schwache Berührung, bereits zur Samenentleerung führt. Hierauf beruhen viele Fälle von Mannesschwäche, wo oft sogar ohne vorhergehende Steifung die Samenentleerung bei der ersten Berührung des männlichen Gliedes mit dem Körper des Weibes, das heißt noch vor der vollständigen Einführung, eintritt.

Ebenso wie ein Zentrum für die Steifung des Gliedes im Rückenmark angenommen wird, so auch ein Zentrum für die Ausspritzung des Samens. Reizung dieses Zentrums, die unter ähnlichen Bedingungen stattfindet, wie die des Steifungszentrums, führt dann zur Samenentleerung.

Steifung und Entleerung müssen vorhanden sein, um bei der Begattung den Samen in die weiblichen Geschlechtsteile, speziell in die Scheide, zu befördern. Die Frage, ob hierbei Samenfäden in den Körper der Gebärmutter hineingeschleudert werden, ist früher oft erörtert worden. Vielleicht ist dies mitunter der Fall; notwendig ist es zur Befruchtung aber keineswegs. Durch ihre Eigenbewegung sind die Samenfäden im stande, in die Gebärmutter hineinzugelangen, und, wenn einer der Samenfäden dann auf das reife Ei trifft, mit diesem so zu verschmelzen, daß das befruchtete Ei entsteht, aus dem sich die Frucht entwickelt. Während von diesem Augenblick an die Mutter eine wichtige Rolle für die Entwicklung des Kindes spielt, ist des Mannes Tätigkeit mit dem Beischlaf beendet.

Dem Zusammentritt der Samenzelle mit der Eizelle des Weibes geht, wie wir sehen, der Beischlaf voraus; doch ist dieser dazu nicht unbedingt notwendig, da man befruchtungsfähigen Samen künstlich in die mütterlichen Geschlechtsteile bringen kann, wie es bei Tierversuchen geschehen ist; auch dabei kann Befruchtung stattfinden. Der natürliche Weg ist aber der Beischlaf. Zur Befruchtung der weiblichen Keimzelle, das heißt des reifen Eies, genügt eine einzige männliche Keimzelle. Doch findet in Wirklichkeit eine überaus große Verschwendung in dieser Beziehung statt, indem zahllose männliche Keimzellen bei der Begattung entleert werden. Sie alle gehen aber bei der Befruchtung bis auf die eine zu Grunde.

Ich habe bisher die beiden für die Begattung notwendigen Vorgänge, die Steifung und die Entleerung, besprochen. Sie stellen körperliche Prozesse dar, die aber, wie wir schon gesehen haben, durch seelische Vorgänge ausgelöst oder doch begünstigt werden. Zum normalen Beischlaf gehören aber nicht nur diese beiden körperlichen, sondern auch zwei wichtige seelische Vorgänge, nämlich der *Geschlechtstrieb* und das mit Wollustempfindung einhergehende *Befriedigungsgefühl*. Der Geschlechtstrieb besteht aus zwei verschiedenen Bestandteilen, die von einigen auch als Stadien angesehen werden. Ich habe sie bei einer Analyse des Triebes als *Abschwellungstrieb* und *Berührungstrieb* geschieden. Zweierlei ist notwendig, damit die geschlechtliche Tätigkeit des Mannes zur Fortpflanzung führt: erstens die Trennung der Samenzelle vom Vaterorganismus, zweitens ihre Hineinbeförderung in den Mutterorganismus. Während

bei den niederen Tieren die Abtrennung eines Teiles des Organismus zur Fortpflanzung genügt, müssen bei den höheren Tieren, das heißt auch bei dem Menschen, zwei Individuen verschiedenen Geschlechts zusammentreten, so daß der entwicklungsgeschichtlich ursprüngliche Vorgang — die Loslösung der Samenzelle vom Vaterorganismus — nicht genügt. Da sie vielmehr mit der mütterlichen Eizelle in dem Mutterorganismus zusammentreten muß, muß zur Entleerung des Samens auch der Drang kommen, ihn auf dem Wege des Beischlafes zu entleeren, das heißt, es ist der Trieb zu einem Wesen des anderen Geschlechts vorherrschend. Während ich den rein körperlichen Drang, der mit der Samenentleerung endet, als Abschwellungstrieb bezeichnete, habe ich diesen zweiten Bestandteil des Geschlechtstriebes Berührungstrieb genannt. Natürlich sind diese beiden Bestandteile unter normalen Verhältnissen miteinander so eng verbunden, daß man sie nicht scharf trennen kann. Doch lassen sie sich nicht nur entwicklungsgeschichtlich, sondern unter bestimmten Umständen auch noch beim Menschen selbst deutlich scheiden. Zum Beispiel zeigt sich unter bestimmten Umständen ausschließlich der Abschwellungstrieb; Idioten onanieren, ohne daß überhaupt ein zweites Wesen für sie eine Rolle spielt; es ist lediglich ein körperlicher Drang, der von den Geschlechtsteilen ausgeht, und der sie dazu führt, bis zur Samenentleerung zu onanieren. Ähnliches findet sich aber auch mitunter bei normalen jungen Männern im Beginn der Geschlechtsreife. Es liegt gleichfalls nur ein körperlicher Drang vor, bei dem die Sehnsucht nach einem zweiten Wesen keinerlei Rolle spielt. In anderen Fällen aber ist gerade die letztere ausschließlich vorhanden. So finden wir, daß mitunter im Beginn der Geschlechtsreife bei jungen Männern, ohne daß sie an einen Akt mit den Geschlechtsorganen selbst denken, der Drang, mit einem weiblichen Wesen zusammen zu sein, sich mit ihm zu beschäftigen, es zu berühren, zu küssen, vorherrscht. Es ist dies auch bei der bekannten Primanerliebe der Fall. Es kommt selbst noch in späteren Jahren zu Liebesgefühlen, die nicht zu irgend einem Akt mit den Geschlechtsorganen drängen. Ich erinnere an die platonische Liebe, die sich zuweilen lediglich in dem Wunsch, mit dem weiblichen Wesen zusammen zu sein, äußert, in anderen Fällen aber auch bis zum Wunsch nach Berührungen weiter geht, ohne daß aber der Geschlechtsakt begehrt wird. Doch ist die Beobachtung der einzelnen Bestandteile des Geschlechtstriebes nur unter besonderen Verhältnissen möglich. Im allgemeinen sind beide miteinander verbunden, und ihre Verbindung bildet den normalen Geschlechtstrieb, der sich beim Manne als Trieb zum Beischlaf mit dem Weibe äußert.

Ebenso, wie wir oben schon sahen, daß Gliedsteife und Entleerung des Samens durch körperliche und seelische Vorgänge angeregt werden können, liegt es auch mit dem Geschlechtstrieb im allgemeinen; er wird geweckt durch wichtige organische Prozesse in den Geschlechtsorganen, insbesondere das Wachsen der Hoden zur Zeit der Geschlechtsreife und die Ansammlung von

Samen. Es ist fraglich, ob nicht beim Menschen, ähnlich wie beim Tier, bestimmte innere Vorgänge, die wir im einzelnen nicht kennen, periodisch den Geschlechtstrieb wecken können. Neuere Untersucher weisen darauf hin, daß Reste solcher Periodizität vorhanden sind. Von weiteren körperlichen Reizen, die den Geschlechtstrieb erregen können, erwähne ich die *erogenen Zonen*, das heißt Stellen der Körperoberfläche, deren Reizung den Geschlechtstrieb weckt; es werden meistens die Eichel oder andere Teile des männlichen Gliedes als solche angeführt, zuweilen auch der After. Indessen gibt es hier erhebliche individuelle Schwankungen. So kann bei manchem Reizung anderer Körperteile, zum Beispiel der Rückenhaut, der Stirn, des Kopfes u. s. w. geschlechtliche Erregung bewirken. Aber nicht nur körperliche Reize können den Geschlechtstrieb erwecken, sondern auch seelische, und zwar Vorstellungen derselben Art, die wir bei der Entstehung der Gliedsteife kennen gelernt haben. Ebenso wie dort weise ich auch hier darauf hin, daß ein inniger Zusammenhang zwischen körperlichen und seelischen Reizen besteht, und daß sie oft nicht voneinander getrennt werden können. Wie schwierig die Trennung sein kann, mögen die Reizungen des Geruchssinnes zeigen. Daß Gerüche bei der Erregung des Geschlechtstriebes in der Tierwelt zuweilen eine erhebliche Rolle spielen, ist bekannt (vgl. Bd. II, S. 40 ff.). Wahrscheinlich dienen hierzu die stark riechenden Drüsenabsonderungen mancher Tiere, zum Beispiel des Moschustieres und des Bibers. Das Schnüffeln der Hunde an den Geschlechtsorganen des Weibchens gehört wahrscheinlich in dasselbe Gebiet. Daß auch den Menschen Gerüche geschlechtlich erregen können, kann keinem Zweifel unterliegen. Ich glaube aber, daß, wenn man hier die Gerüche lediglich als körperliche Reize auffaßt, wie es einzelne Forscher tun, man die Frage nicht richtig beurteilt. Reizungen des Geruchssinnes können, ähnlich wie Reizungen anderer Sinne, schon dadurch erregend wirken, daß sie allerlei Vorstellungen wecken. Ebenso wie das Hören einer schönen Stimme die verschiedensten Gesichtsvorstellungen, das Weib betreffend, herbeizuführen vermag, ebenso können auch Geruchsempfindungen durch Gedankenverbindung zu zahlreichen anderen Vorstellungen führen, die das Weib zum Inhalt haben und dadurch geschlechtlich erregen. Die Tatsache, daß bestimmte Geruchsempfindungen, ohne jeden seelischen Hintergrund, das heißt rein körperlich, beim Manne den Geschlechtstrieb wecken können, ist jedenfalls nicht als *allgemein* gültiges Gesetz zu betrachten.

Ebenso wie ein seelischer Vorgang, nämlich der Geschlechtstrieb, den Geschlechtsakt einleitet, so wird auch dessen Beendigung von einem wichtigen seelischen Vorgange begleitet. Schon bei Beginn des Aktes tritt ein erhöhtes Lustgefühl ein, das nicht nur als ein rein zentraler, seelischer Vorgang zu betrachten ist, sondern von gleichzeitigen peripheren Empfindungen, den Wollustempfindungen, begleitet wird. Die Wollustempfindungen nehmen während des Aktes zu, erreichen ihre höchste Stufe während der Samenausspritzung und klingen dann allmählich ab. Dieses Abklingen wird von einem Gefühl der Befriedigung begleitet. Selbst wenn sich da-

mit eine gewisse Ermattung verbindet, ist trotzdem ein Gefühl allgemeiner Erleichterung vorhanden, während das Ausbleiben des Befriedigungsgefühls meistens mit Unbehagen verbunden ist. Nicht immer, aber meistens, schließt sich die volle Befriedigung an den normalen Ablauf des Wollustgefühls an, der seinerseits wieder zum großen Teil von seelischen Prozessen abhängt, insbesondere davon, daß der Geschlechtsakt dem Geschlechtstrieb angepaßt, das heißt ungefähr so ausgeführt wird, wie er von dem Geschlechtstrieb gewünscht wird.

Gleichzeitig mit der Samenentleerung läßt der Geschlechtstrieb nach. Kürzere oder längere Zeit nach dem Beischlaf pflegt er dann allmählich wieder einzutreten und zu einer gewissen Stärke anzuschwellen. Doch hängt die Frage, wie lange er nach dem Geschlechtsakt ruht, von zahlreichen individuellen Bedingungen ab, so daß eine feste Regel hierfür kaum gegeben werden kann. Es gibt Männer, die geschlechtlich so reizbar sind, daß schon wenige Minuten nach dem Beischlaf von neuem der Drang dazu auftritt, während bei anderen Tage, ja Wochen hindurch Ruhe herrscht.

Ich habe oben davon gesprochen, daß bestimmte Teile des Rückenmarks bei der Steifung und Entleerung des Gliedes eine besondere Rolle spielen. Es ist auch die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht im Gehirn ein höheres Zentrum gebe, wo die dem Geschlechtstrieb dienenden Ganglienzellen vereinigt sind. Gall hatte angenommen, daß im Kleinhirn der Sitz des Geschlechtstriebes sei, und er hatte nach dessen Ausdehnung und der der entsprechenden Schädelpartien geglaubt, die Sinnlichkeit des Menschen abschätzen zu können. Indessen fehlt ein Beweis dafür, daß im Kleinhirn der Geschlechtstrieb seinen Sitz hat, und ebensowenig liegt ein Beweis dafür vor, daß im Gehirn überhaupt ein umschriebener Teil dem Geschlechtstrieb vorstehe. Wir haben vielmehr vorläufig das Recht anzunehmen, daß dieselben Teile des Gehirns sowohl dem Geschlechtstrieb, wie anderen Funktionen dienen und weit in diesem Organe zerstreut sind.

Wir haben bisher die Samenentleerung beim Beischlaf kennen gelernt. Es soll noch kurz erwähnt sein, daß auch ohne Beischlaf der Samen mitunter entleert wird. Von den Fällen, wo ein dauernder Samenfluß stattfindet, will ich hier nicht sprechen; sie gehören in das Gebiet der Krankheiten. Hingegen sind nicht immer krankhaft zwei andere Wege der Samenentleerung, die Onanie und die nächtliche Pollution. Was die Onanie betrifft, so wird darunter gewöhnlich eine Erregung der Geschlechtsteile verstanden, die künstlich durch mechanische Reize geschieht. Sie ist in den ersten Jahren der beginnenden Geschlechtsreife weit verbreitet, findet sich aber vielfach noch bei Erwachsenen, selbst bis zum Greisenalter, zum Beispiel bei Männern, die impotent sind, oder die sich sonst nicht in der ihnen zusagenden Art befriedigen können. In den ersten Jahren der Reife ist die Onanie oder Masturbation, die meistens mit der Hand geschieht, so häufig, daß man sie fast zu den normalen Vorgängen rechnen kann. Meistens verknüpfen sich mit der künstlichen Reizung sofort geschlechtliche Vorstellungen. Seltener, aber

immerhin noch ziemlich häufig, wird allerdings auch rein mechanisch, ohne solche Vorstellungen, onaniert. Wenn der Drang zur Onanie ein gewisses Maß überschreitet, wird man ihn zu den krankhaften Vorgängen rechnen. Ebenso kann die durch normale Reize veranlaßte Onanie krankhafte Bedeutung durch ihre Folgezustände gewinnen, als welche Zeichen von Nervenschwäche, Impotenz und andere auftreten. Erwähnt sei noch kurz die sogenannte seelische Selbstbefleckung. Sie besteht in der Anfüllung der Phantasie mit wollüstigen Bildern ohne absichtliche Reizung der Genitalien. Sie führt nur selten zur Entleerung, sehr oft aber zur Steifung des männlichen Geschlechtsteiles. Auch die seelische Selbstbefleckung kann durch ihre Stärke Bedeutung gewinnen; ein gewisses Maß davon ist jedoch, besonders in dem Alter lebhafter sexueller Tätigkeit, normal.

Dasselbe gilt von dem nächtlichen Samenerguß, der sogenannten Pollution, die meistens mit wollüstigen Träumen einhergeht. Sie tritt im Beginn der Geschlechtsreife seltener, nach deren Vollendung häufiger ein, zumal wenn der Samen nicht auf andere Weise, insbesondere durch den normalen Beischlaf entleert wird. Eine Pollution, die im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren alle acht bis vierzehn Tage eintritt, werden wir jedenfalls an sich nicht als pathologisch ansehen dürfen. Es kann aber der nächtliche Samenerguß sowohl durch seine Häufigkeit zu einer krankhaften Erscheinung werden, als auch durch seine starke Rückwirkung auf das Befinden des Mannes, zum Beispiel durch andauernde Schwächezustände, die sich an den Erguß anschließen.

Zum Schluß will ich noch darauf hinweisen, daß die Geschlechtsorgane nicht während der ganzen Lebenszeit funktionieren; erst mit Beginn der Geschlechtsreife, die in unserem Klima bei Knaben etwa im Alter von vierzehn Jahren eintritt, fangen die Hoden an, Samen zu bereiten, und in dieser Zeit treten auch die anderen Zeichen der Mannbarkeit auf: das Wachstum der Geschlechtsorgane, der Haarwuchs in deren Gegend, das Tieferwerden der Stimme u. s. w. Und ebenso sind die seelischen geschlechtlichen Erscheinungen, insbesondere der Geschlechtstrieb selbst, noch nicht beim kleinen Kinde vorhanden, sondern meistens erst später. Nur sei festgehalten, daß oft die ersten seelischen Erscheinungen des Triebes schon zu einer Zeit vorliegen, wo von einer Reife der Hoden und einer Samenabsonderung noch nicht die Rede ist. Die einzelnen Zeichen der Geschlechtsreife, sowohl der seelischen wie der körperlichen, brauchen eben nicht gleichzeitig aufzutreten. Ähnliches beobachten wir beim Erlöschen der geschlechtlichen Tätigkeit.

Krafft-Ebing nimmt an, daß durchschnittlich mit zweiundsechzig Jahren der Mann zeugungsunfähig wird; aber auch, wenn dies der Fall ist, sehen wir, daß er sehr häufig noch bis ins höchste Greisenalter hinein beischlafsfähig bleibt, und daß lebhafte geschlechtliche Triebe ihn auch dann noch beherrschen können, wenn die Hoden längst ihre Samenbereitung eingestellt haben.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 39. Ein Satyr. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens.

Drittes Kapitel.

Das Geschlechtsleben des Mannes.

Von Dr. med. Iwan Bloch in Charlottenburg.

Der innige Zusammenhang der Sexualität des Menschen mit seinem ganzen körperlichen und geistigen Sein begründet auch die Besonderheiten und Unterschiede zwischen dem Geschlechtsleben des Mannes und Weibes. Daß ihr körperliches Geschlechtsleben ein verschiedenes ist, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sich die durchgängige Verschiedenheit in dem körperlichen Bau und der normalen Tätigkeit der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane vergegenwärtigt. Aber es muß auch gegenüber den Bemühungen neuerer Schriftsteller, wie Otto Weininger und Rosa Mayreder, die besonderen Wesensunterschiede der Geschlechter zu verwischen, nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß gerade die das Seelenleben so tief beeinflussende Sexualität die Hauptursache des geistigen Andersseins von Mann und Weib ist.

Es gibt beim normalen Manne und bei der normalen Frau kein geistiges Leben, das ganz unabhängig wäre von der Geschlechtlichkeit. Wäre das der Fall, dann würde sich vielleicht theoretisch eine seelische Gleichheit der Geschlechter annehmen lassen; so ist das schon aus rein naturwissenschaftlichen Gründen unmöglich.

Man hat im allgemeinen die Frage, ob das Geistes-, Gemüts- und

Willensleben des Mannes oder der Frau mehr vom Geschlechtlichen beeinflußt werde, dahin beantwortet, daß das Weib in dieser Beziehung eine größere Abhängigkeit bekundet als der Mann. Das ist ohne Zweifel richtig. Jedoch hat man von jeher dieses Verhältnis übertrieben. Schon 1791 gab Heinrich Rudow eine „Apologie des schönen Geschlechts oder Beweis, daß das Frauenzimmer herrschen wird", heraus, in der er die Behauptung widerlegte, daß „der Sitz der Seele bei den Frauenzimmern, nicht wie bei Männern, im Gehirne, sondern in der Gebärmutter seyn soll; daß da sich alles Leben und Seyn, alles Dichten und Trachten beim anderen Geschlecht von einem gewissen innern Triebe ableiten, und wieder darauf zurückführen läßt, dem die Natur jenes Eingeweide zu einem Hauptwerkzeuge bestimmte, auch wohl das andere Geschlecht großenteils (und vielleicht gänzlich) nur durch die Gebärmutter denken dürfte (!)".

Unstreitig ist das Weib *mehr* Geschlechtswesen als der Mann, aber es ist nicht *nur* Geschlechtswesen. Es hat sein eigenes eigentümliches seelisches Leben, das durch das Geschlechtliche seine besondere Färbung empfängt, es wird in seinem Denken, Empfinden und Tun sehr stark durch sein Geschlechtsleben beeinflußt. Aber auch die männliche Seele empfängt trotz größerer Unabhängigkeit von der Geschlechtssphäre dennoch ebenfalls von ihr ihre Besonderheit. Das, was man „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" nennt, ist wesentlich die seelische Besonderheit des Geschlechtslebens und nur der Ausdruck der rein körperlichen Verschiedenheit des Geschlechtsempfindens von Mann und Weib. Diese Unterschiede in der Äußerung des rein sinnlichen Triebes geben dem männlichen und weiblichen Geschlechtsleben seine besondere Eigenart.

Der in der *Einleitung* zu diesem Werk (S. 5 ff.) geschilderte Vorgang der Verschmelzung von männlicher Samen- und weiblicher Eizelle bei der Zeugung veranschaulicht in sehr einfacher und deutlicher Weise den Hauptunterschied zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtsleben. Ersteres ist mehr tätiger, *aktiver*, letzteres mehr leidender, *passiver* Natur. Der Mann ist der angreifende, erobernde, das Weib der empfangende, sich hingebende Teil. Wie mannigfaltig auch die Kultur dieses ursprünglichste Verhältnis beeinflußt und verändert hat, es besteht noch heute in seinen Grundzügen fort und ist die einzige Ursache des tiefen seelischen Unterschiedes in der Liebe des Mannes und der Liebe der Frau.

Die eigentümliche Aktivität im Geschlechtsleben des Mannes hängt offenbar mit den Verschiedenheiten in der Stärke der geschlechtlichen Empfindungen und des körperlichen Triebes zusammen. Wenn man im allgemeinen sagt, daß der Mann „sinnlicher" sei als das Weib, so ist das nicht richtig. Das normale Weib ist durch und durch geschlechtlich und vielleicht wollüstiger als der normale Mann, seine Geschlechtssphäre ist aber viel verwickelter als diejenige des Mannes, bei dem der Trieb in viel einfacherer Weise ausgelöst wird und daher scheinbar *von selbst* und mit viel größerer Energie, Stärke und Kraftbetätigung in die Erscheinung tritt,

aber auch viel rascher vorübergeht als beim Weibe. Im allgemeinen besteht das Geschlechtsleben des Mannes aus zahlreichen geschlechtlichen Trieben; das Weib dagegen ist an sich viel mehr Geschlechtswesen als der Mann, es ist viel abhängiger von seinem Geschlechtsleben als dieser, es ist, wie ein erfahrener Irrenarzt sagt, „ganz von Sexualität durchzogen". Daher bedeuten die Betätigungen geschlechtlichen Empfindens beim Manne eigentlich nur Episoden, vorübergehende Anregungen, für die Frau dagegen sind es die höchsten Steigerungen einer fortdauernd vorhandenen geschlechtlichen Erregung. Der Mann braucht zum Zeugen nur wenige Minuten, die Frau Monate.

Daß dennoch bei der Frau der Geschlechtstrieb eine viel größere, äußerliche Passivität als beim Manne zeigt, erklärt sich aus der schon erwähnten größeren Ausdehnung ihres Geschlechtslebens und den dadurch bedingten komplizierten Verhältnissen der Erregung von Geschlechtslust und Herbeiführung der Geschlechtsbefriedigung, ferner aus dem wichtigen Umstande, daß die geschlechtliche Erregung recht deutlich einen periodischen Charakter zeigt, den man mit der monatlichen Regel in Zusammenhang bringen muß, und der an die periodische Brunst der Tiere erinnert. Beim Manne dagegen fehlt diese scharf ausgeprägte Periodizität des Geschlechtstriebes vollständig. Er kann „immer" lieben. Schon Sokrates führt in den Memorabilien des Xenophon als Beispiel der Weisheit des Schöpfers an, daß der Mann bis ins höchste Alter seine Geschlechtskraft behalte und daß diese nicht auf Brunstzeiten beschränkt sei. Beim Manne kann jederzeit durch verschiedene äußere und innere Reize die Geschlechtslust geweckt werden, während auch das sinnliche Weib zu gewissen Zeiten gegen solche ganz unempfindlich ist. Allerdings bestehen beim Manne gleichfalls Schwankungen in der Stärke des Triebes, der von Nahrung, Ruhe, Arbeit u. s. w. sichtlich beeinflußt wird, und da je nach der Regelmäßigkeit der Lebensweise auch diese Schwankungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten, so scheint auch beim Manne oft eine Art von Periodizität der Geschlechtserregung vorhanden zu sein, die indessen mit der echten, körperlich bedingten geschlechtlichen Erregbarkeit des Weibes nicht verglichen werden kann.

Es steht jedenfalls fest, daß die geschlechtliche Erregung des Mannes jederzeit viel leichter und rascher hervorgerufen werden kann als diejenige der Frau, daß sie ferner in viel stärkerer, stürmischer Weise sich äußert als bei dieser. Das männliche „Begehren" sticht sehr deutlich von der weiblichen „Hingebung" ab.

Otto Rank, ein Anhänger der Freudschen Lehre über die gegenseitige Verdrängung der Triebe und die allmähliche Entwicklung der verschiedenen geschlechtlichen Empfindungen von Mann und Weib aus derselben, meint, daß die Geschlechtscharaktere von Mann und Weib sich erst allmählich schärfer ausgebildet hätten, und zwar habe das Streben nach Lusterhöhung die Geschlechter weiter verschieden gemacht, indem beim Manne die aktiven Triebe nach Befriedigung der Geschlechtslust, beim Weibe die Wider-

stände dagegen, als mehr passive Triebe stärker hervorgetreten seien. Das Weib bedürfe gleichsam umgekehrter, passiver Befriedigungen, also der Überwindung aktiver Triebe, sein Wesen ist Widerstand. Trotzdem bleibt in beiden Geschlechtern noch sehr viel von dem ursprünglich nicht in ein aktives und passives Element gespaltenen, einheitlichen Triebe übrig, so in den männlichen Individuen der Rest des Widerstandes, der sich aus den bei Herausbildung der männlichen Aktivität unterdrückten passiven Trieben zusammensetzt. Beim Manne hat also das aktive Element nur das Übergewicht, aber nicht ganz das passive verdrängt, ebenso herrscht beim Weibe das passive vor, ohne das aktive gänzlich beseitigen zu können. Es gibt also nur in der Idee, rein theoretisch einen absoluten „Mann" und ein absolutes „Weib". In der Wirklichkeit läßt sich in jedem Manne irgend ein weibliches, in jedem Weibe ein männliches Element nachweisen. Aber diese Mischung der Geschlechtscharaktere geht nur selten so weit, daß eine wirkliche Unklarheit über die Bestimmung des Geschlechts herrscht, falls es sich nicht um Hinzutreten eines auch körperlich sichtbaren Zwitterzustandes (Hermaphroditismus, vgl. S. 27) handelt. Im Gegenteil zeigt sowohl die natürliche als auch die kulturelle Entwicklung der Menschheit eine steigende Neigung zur schärferen Ausprägung und Trennung der Geschlechter, zur immer deutlicheren Herausbildung des „eingeschlechtigen" Zustandes bei Mann oder Weib gegenüber dem primitiven „zweigeschlechtigen".

Der Mann stellt gegenüber dem Weibe das „andersgeschlechtliche" (heterosexuelle) Wesen dar und umgekehrt. Diese Heterosexualität ist das Ergebnis einer Entwicklung von Jahrtausenden und die Vorbedingung alles kulturellen Fortschrittes, wie dies bereits in der Einleitung zu diesem Werke dargelegt wurde.

Die normale menschliche Liebe beruht auf der Anziehung zweier verschiedengeschlechtlicher Individuen, und der beiderseitige Geschlechtstrieb strebt zu einem Höhepunkt, der durch das „Einswerden", durch eine Art von Ausgleich und Verschmelzung in der innigen körperlich-seelischen Vereinigung durch den Beischlaf erreicht wird.

Es ist bezeichnend, daß gerade bei diesem Akt einer Auflösung des Doppelgeschlechtes auch die verborgenen zweigeschlechtlichen Triebe sich geltend machen und auf verschiedene Weise körperlich sich äußern. Hier liegt eine Hauptwurzel der sogenannten „sexuellen Perversionen" verborgen, auf die wir später noch zurückkommen.

Daß rein äußerlich schon die Verschiedenheit der Geschlechts- und Begattungsorgane von Mann und Weib auf diese Verschiedenheit des Geschlechtslebens und Geschlechtsempfindens hinweist, bedarf keiner weiteren Begründung. Streitig und bis heute noch unentschieden ist nur die Frage, ob diese Wesensverschiedenheiten ausschließlich auf die „Keimdrüsen" der männlichen Hoden und weiblichen Eierstöcke zurückzuführen sind, oder ob sie durch andere, von diesen unabhängige Einflüsse bestimmt werden.

Für letztere Theorie sprechen die Tatsachen, daß schon lange vor der

Mannbarkeit und Tätigkeit der samenbereitenden Organe geschlechtliche Regungen auftreten, daß man männliche Individuen vor dem Eintreten der Mannbarkeit der Geschlechtsteile beraubt hat und trotz Fehlens der Keimdrüsen sich später dennoch eine oft recht starke Geschlechtslust einstellte. Nach Möbius macht nicht der Hode den Geschlechtstrieb, sondern „regt ihn nur an". Neuerdings hat man diese von den Keimdrüsen unabhängige Geschlechtsspannung auf gewisse im Körper verbreitete chemische Stoffe, auf spezifische „Geschlechtsgifte" zurückgeführt. Durch diese empfangen alle Körperzellen gleichsam den Stempel ihrer männlichen oder weiblichen Natur, der dann unter dem andauernden chemischen Einfluß der Hoden oder Eierstöcke wesentlich verstärkt wird, immerhin aber für sich allein ausreicht, um Geschlechtsspannung und Geschlechtsbegierde hervorzurufen.

Diese Stoffe können schon sehr früh wirksam werden, wie das unzweifelhafte Vorkommen geschlechtlicher Regungen bei Säuglingen und im frühen Kindesalter beweist.

Schon ältere Forscher nahmen eine chemische Ursache des Geschlechtstriebes an. Interessant ist folgende Äußerung in dem 1805 erschienenen Werke von C. F. Pockels „Der Mann": „Wenn wir den geheimen, chemischen Prozeß genauer beobachten könnten, wie die Natur die zeugende Kraft des Mannes mit der Anlage seines männlichen Charakters in Verbindung bringt, und diesen von jener, insofern wir ihn auch nur als Naturell und Temperament betrachten, ableitet, so würden wir wahrscheinlich aus dem allmählichen Abnehmen jener Kraft die mancherlei Gemütsveränderungen und Schwächen des Alters erklären, die ihm fast allgemein eigen sind, und durch keine vorhandene Stärke und Helligkeit der Seele, selbst oft durch die liebenswürdigste Gutmütigkeit alter Leute, nicht aufgehoben werden können. Noch mehr würden sich wohl durch die Aufhellung jenes dunkeln chemischen Prozesses in der Organisation des Mannes die Eigenheiten und Grundzüge in dem schwachen weibischen Charakter derjenigen interpretieren lassen, die man durch eine grausame Kunst in der Kindheit verstümmelt hatte."

Das eigentliche Erwachen des Geschlechtslebens, das heißt der Beginn der Tätigkeit der samenbereitenden Organe (Hode, Vorsteherdrüse, Samenblasen) findet beim Manne zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Lebensjahre statt. Der Abgang von Samen, die erste Pollution bezeichnet das vollentwickelte Geschlechtsleben des Mannes und die volle Ausbildung des männlichen „Geschlechtstriebes".

Verschiedene äußere Umstände haben sichtlichen Einfluß auf das frühere oder spätere Auftreten des Geschlechtstriebes. So ist ohne Zweifel das Klima von Bedeutung. In wärmeren Gegenden erwacht auch der Sexualtrieb früher als in kälteren. Das tritt zum Beispiel besonders deutlich bei einem Vergleiche Nord- und Süditaliens hervor, wo die feurige Sinnlichkeit und intensive erotische Glut der Süditaliener sehr auffällig von der ruhigeren, das sinnliche Element zurücktreten lassenden Liebe der Norditaliener absticht. Auch in den Tropen und im Orient erwacht das Geschlechtsleben ungewöhnlich früh, meist schon mit zwölf Jahren, und zeigt eine außergewöhnliche Glut.

Jedenfalls ist das Klima, überhaupt das ganze „Milieu" viel mehr maßgebend für eine Steigerung des Geschlechtstriebes als der Einfluß von Rasse und Nationalität. Die Arier in den Tropen, wie zum Beispiel

die Inder, sind ebenso, wenn nicht noch mehr wollüstig wie die Semiten Asiens und Nordafrikas oder die Neger, denen man eine besonders große Sinnlichkeit zuschreibt. Und ich wage es nach meinen neueren Forschungen erst recht nicht zu entscheiden, ob die Engländer, die Deutschen oder die in diesem Punkte vielverleumdeten Franzosen einen heftigeren Geschlechtstrieb haben.

Daß hier nicht verallgemeinert werden kann, geht auch daraus hervor, daß innerhalb dieser einzelnen Völker wieder bestimmte Volksgruppen und Provinzen im Rufe besonderer Geschlechtslust stehen. Das hängt vielfach sicherlich mit der sehr einflußreichen Ernährungsweise zusammen. Reichlicher Genuß von Fleisch und alkoholischen Getränken erhöht die Stärke des Geschlechtstriebes in hohem Maße, ausschließliche Pflanzenkost setzt sie herab.

Ferner sind innerhalb derselben Bevölkerung auch die Gegensätze von Stadt und Land bedeutsam. Man kann es als eine Art von Gesetz bezeichnen, daß in der Stadt die geschlechtlichen Regungen beim Manne viel früher auftreten als auf dem Lande, ebenso wie ja die monatliche Regel bei Stadtmädchen eher sich einstellt als bei Landmädchen. Doch erleidet dieses Gesetz viele Ausnahmen, und auch auf dem Lande kommt häufig geschlechtliche Frühreife vor.

Beruf und Lebensstellung haben ebenfalls eine gewisse Bedeutung für die Ausbildung des Geschlechtstriebes. In dem Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang" ist ein wahrer Kern auch bezüglich des Einflusses auf das Geschlechtsleben. Wo nutz- und lustbringende Arbeit fehlt oder verabscheut wird, ist das ganze Dasein oftmals nur auf sinnliche Genüsse, vor allem die geschlechtlichen gerichtet. So erfährt der Geschlechtstrieb eine künstliche Steigerung.

Doch schützt bloße Arbeit an sich nicht vor ähnlichen Zuständen. Namentlich wenn mit ihr langes Sitzen verbunden ist, wie bei Gelehrten, Fabrikarbeitern und ähnlichen Berufen, wo tagsüber eine körperliche Bewegung ausgeschlossen ist, pflegt der Geschlechtstrieb ein stärkerer zu sein, als bei Berufen, die ausgiebige Bewegung im Freien mit sich bringen. Wenn Hegar den Fabrikarbeitern einen besonders starken Geschlechtstrieb zuschreibt, so erklärt sich das aus dem erwähnten Grunde, zu dem vielleicht noch ein übermäßiger Alkoholgenuß hinzukommt.

Man hat endlich auch aus dem sogenannten „Temperament" der einzelnen Individuen Schlüsse auf die Stärke des Geschlechtstriebes gezogen und diese irgendwie mit der körperlichen Beschaffenheit in Zusammenhang gebracht. Ich möchte aber ein großes Fragezeichen hinter die Behauptung setzen, daß Choleriker wollüstiger seien als die Sanguiniker und diese wiederum wollüstiger als Melancholiker und Phlegmatiker. Häufig sind gerade geschlechtlich ausschweifende Menschen große Melancholiker und Pessimisten. Ein berühmtes Beispiel dafür ist der sehr geschlechtskräftige Schopenhauer. Anderseits gibt es viele sinnlich kalte Choleriker, und der Phlegmatiker ist nicht immer geschlechtlich wenig erregbar. Nur wo eine abnorme Fettsucht

sich mit dem Phlegma verbindet, ist meist die Geschlechtslust stark herabgesetzt; fettleibige Individuen sind nicht selten sogar impotent.

Ein übermäßiger Geschlechtstrieb findet sich oft in allen Klimaten und Ländern als eine an der Grenze des Krankhaften vereinzelt vorkommende Erscheinung, die man als Satyriasis bezeichnet. Der Name stammt von Satyr. Satyren hießen in der griechischen Götterlehre die Begleiter des Weingottes Dionysos, wilde geile Gesellen von ungeschlachter Gestalt mit Ziegenschwänzchen oder Pferdeschweif. Sie gelten als Symbol schamlos gesteigerter männlicher Geschlechtslust und werden wie auf dem Bilde von Jordaens häufig in Gesellschaft des Ziegenbockes, der gleichfalls die Mannesgeilheit kennzeichnet, dargestellt (Abb. 39).

Im ganzen kommt aber angeborener natürlicher Mangel des geschlechtlichen Empfindens, sogenannte „Frigidität", beim Manne unvergleichlich seltener vor als bei der Frau; nach Effertz beträgt die Zahl der geschlechtlich unerregbaren Männer noch nicht ein Prozent, während die Zahl der frigiden Frauen eine viel größere ist, sicher zwanzig Prozent, vielleicht noch mehr erreicht. Die geschlechtliche Kälte des Weibes ist sehr häufig eine normale, natürliche Erscheinung, diejenige des Mannes fast stets auf irgend eine bestehende Krankheit zurückzuführen. Und während die geschlechtliche Erregbarkeit des Mannes in der großen Mehrzahl der Fälle bereits in den ersten Jahren der Mannbarkeit mit voller Kraft sich äußert, entwickelt diejenige der Frau sich sehr häufig viel später, oft nach Jahren scheinbarer geschlechtlicher Kälte, nach einer Reihe von Geburten oder auch dann erst, wenn der „Rechte" kommt und es versteht, die Begierde des Weibes richtig zu wecken.

Die Ansichten über den Unterschied des Geschlechtstriebes bei Mann und Weib sind noch sehr geteilt. Während Havelock Ellis, Eulenburg ungefähr die eben gekennzeichnete, auch von mir verfochtene Anschauung vertreten, stehen sich auf der anderen Seite die entgegengesetzten Ansichten von Lombroso, der eine natürliche geschlechtliche Unempfindlichkeit des Weibes verkündet, und von Friedrich S. Krauß gegenüber, der wiederum ausruft: „Nerven hat das Weib wie der Mann, und doch übertrifft es ihn an Sinnlichkeit; es ist unersättlich. Das Weib ersinnt und singt bei primitiven Völkern die ekelhaftesten Liebeslieder."

Der Geschlechtstrieb als Trieb zur innigen körperlich-seelischen Vereinigung mit dem anderen Geschlecht beherrscht als heftiger körperlicher Drang im ganzen noch heute den Menschen mit der Macht einer Elementargewalt, die durch die Vererbung durch zahlreiche Geschlechter hindurch noch verstärkt worden ist. Nur wird dieser neben dem Erhaltungs- und Nahrungstriebe allgewaltigste Instinkt mit dem Fortschreiten der Kulturentwicklung immer mehr von geistigen Elementen beeinflußt. Die Entwicklung des Menschen zu einem Vernunftwesen hat auch den Geschlechtstrieb in ganz neue Bahnen geleitet, durch die immer reichere Gestaltung des Gehirn- und Seelenlebens ist das Geschlechtliche immer inniger mit dem geistigen und gemütlichen Sein verknüpft worden. Mit Recht hat schon Kant darauf hingewiesen, daß erst Sinne und vernünftiges Denken und ihre Vereinigung in der Phantasie den Übergang des ursprünglich blinden, rein triebartigen

und periodischen Geschlechtstriebes des Menschen in die dauernde Geschlechtsliebe bewerkstelligt haben.

Es besteht nun gar kein Zweifel darüber, daß auch beim Manne sowohl die Sinnesreize als auch die Phantasie im allgemeinen sich viel energischer bezüglich des Einflusses auf das Geschlechtsleben betätigen als bei der Frau und bei ihm viel leichter sowohl zu normalen als auch zu krankhaften Abweichungen von dem natürlichen Ausdruck der geschlechtlichen Empfindung und Betätigung führen.

Die Zweiteilung von Körper und Geist kommt in der männlichen Liebe viel deutlicher zum Ausdruck als in der weiblichen. Wohl verfällt auch die Frau gerade wegen ihrer häufigen Kälte auf geschlechtliche Absonderlichkeiten, aber im großen und ganzen trägt ihr Geschlechtsleben einen mehr einheitlichen Charakter, weil in ihrem Leben das Geschlechtliche beständig eine Rolle spielt und nicht zeitweilig gänzlich zurücktritt wie beim Manne, dessen Leben viel deutlicher in einen rein geschlechtlichen und einen nicht geschlechtlichen Teil zerfällt.

Es ist nun gerade das Kennzeichen höchstentwickelter Kultur, daß das männliche Geschlechtsleben fortdauernd unter dem erregenden, zersetzenden Einflusse des Geisteslebens steht. Dieser bewußte Eingriff der Intelligenz, des einseitig kalten Verstandes in die Gestaltung des Geschlechtslebens ist es, was der Zivilisation gegenüber den Zuständen bei Naturvölkern eigentümlich ist und was den ungeheuren Anteil des Nervensystems an den verschiedenen Betätigungen des Geschlechtstriebes in solchen Zeiten begreiflich macht.

Dieses eigentümliche Verhältnis zeitigt zwei Erscheinungen, die für das Geschlechtsleben des Mannes in hochkultivierten Zeiten wie der unsrigen charakteristisch sind. Die eine könnte man die Selbstzersetzung der Liebe durch die kritische Vernunft nennen. Es ist jene kalte Selbstbespiegelung und Zergliederung der eigentlichen leidenschaftlichen Gefühle und Empfindung, die sogenannte „Reflexionsliebe", wie sie uns in den Schriften der „jungdeutschen" Dichter, in den Tagebüchern eines Grillparzer und Kierkegaard entgegentritt, die völlige Unfähigkeit, dem Triebe zum anderen Geschlecht rein und unbefangen sich hinzugeben.

Die andere beruht auf dem ebenso unglücklichen Versuche, mittels der Phantasie dem Geschlechtsleben neue Seiten abzugewinnen, ganz neuer unerhörter Empfindungen auf geschlechtlichem Gebiete teilhaftig zu werden, den Geschlechtsgenuß durch die Phantasie zu bereichern. Die moderne Kultur mit ihrem reichen Inhalt, mit ihren unaufhörlich wechselnden Gestaltungen, Gebilden, Problemen und Aussichten vermag auch die Phantasie des einzelnen in Bezug auf sein Geschlechtsleben in ungleich mannigfaltigerer Weise zu befruchten.

Ohne daß man schon von geschlechtlichen „Verirrungen" zu sprechen braucht, ist das Spiel der Phantasie in geschlechtlicher Beziehung auch innerhalb der normalen Breite ein ungemein großes. Es gibt eine wahre

Odyssee des Geistes in allem, was das Geschlechtsleben des Mannes betrifft. Hier sind alle möglichen Beziehungen und Betätigungen möglich und verwirklicht worden.

Die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Gehirns auf diesem Gebiete ist wunderbar. Ja, das Gehirn ist mächtiger geworden als der ursprünglich blinde, triebartige Geschlechtssinn, es beeinflußt diesen fortdauernd in nachhaltigster Weise, von ihm gehen unzählige „Reize" aus. So gewinnt der Geschlechtstrieb des Kulturmenschen, vor allem des Mannes, eine viel größere Bedeutung für das Individuum selbst und sein geistiges Wesen, als ihm in der Urgeschichte der Menschheit und noch heute bei Naturvölkern zukommt, wo er wesentlich nur der Erhaltung der Gattung dient, ohne die individuelle Entwicklung nennenswert zu beeinflussen. Die Liebe des Kulturmenschen ist nicht bloß „Fortpflanzungstrieb", sondern auch Trieb zu persönlichem Erleben, zur persönlichen Bereicherung und Fortentwicklung durch die Geschlechtsbeziehungen, sie ist ein Verlangen nach völliger Vereinigung durch innigste Berührung von Leib und Seele. Liebe und Liebesumarmung sind nicht nur Gattungszweck, sie sind auch Selbstzweck, sind nötig für Leben, Entwicklung und inneres Wachstum des Individuums selbst.

Wilhelm Bölsche bezeichnet die der eigentlichen Zeugung und Fortpflanzung dienende Vereinigung der männlichen und weiblichen Keimzellen als „Mischliebe" und stellt ihr alles das, was später im Laufe der vieltausendjährigen Entwicklung hinzukam und den ursprünglichen rein triebartigen Vorgang durch zahlreiche neue Einflüsse, Reize und Vorstellungen zur Liebe des modernen Kulturmenschen gestaltet, als „Distanzliebe" gegenüber. Die Mischliebe entspricht dem Gattungszweck, die Distanzliebe mehr den Zwecken des Individuums.

Die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten im Geschlechtsleben des Mannes gehören wesentlich dem Gebiete dieser Distanzliebe an. Letztere ist entsprechend der Sonderung der verschiedenen in Betracht kommenden Körperteile und Körpertätigkeiten eine sehr verwickelte und keineswegs allein abhängig von der Bildung der besonderen Geschlechts- beziehungsweise Begattungsorgane, sondern auch im innigen Zusammenhange mit den Sinnesorganen und dem Nervensystem.

Die Einrichtung besonderer „Begattungsorgane" bildet nur die erste Stufe in der Entwicklung der Distanzliebe bei den mehrzelligen Organismen, bei denen die Verschmelzung der selbständig gewordenen Geschlechtsprodukte gesichert werden muß. Diesem letzteren Zwecke dienen die erwähnten Begattungsorgane in Gestalt von besonderen Ausfuhrkanälen mit zusammenziehbaren Wandungen, durch welche im Begattungsakte die beiden Keimzellen zusammengeführt werden.

Die Wollustempfindung knüpft sich an diesen äußersten, ursprünglichsten Punkt der Distanzliebe, die bloße Berührung, die bei höheren Tieren in der innigen Verklammerung der Begattungsorgane gipfelt,

übrigens die ganze Haut und Körperoberfläche in Mitleidenschaft zieht. Die Haut als Sinnesorgan ist zugleich ein Geschlechtsorgan. Ebenso sind die ursprünglich aus der Haut hervorgegangenen übrigen Sinne erotische Organe. Darauf kommen wir gleich zu sprechen.

Das eigentliche „Wollustgefühl" freilich hat seinen Sitz nur an den Geschlechtsteilen und tritt beim Manne meist nur in Beziehung zur Absonderung seiner Geschlechtsprodukte auf. Der Gipfel des Wollustgefühls fällt zusammen mit der Herausschleuderung des Samens. Eine Beschrei-

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 40. Der erste Kuß. Nach einem Gemälde von Ch. Lenoir.

bung des Wollustgefühles ist kaum möglich, es ist teils ein starker Kitzel, teils hat es eine unverkennbare Beziehung zum Schmerze.

Die geschlechtliche Erregung, die schließlich den Wollustakt auslöst, kommt auf drei Wegen zu stande: erstens durch die Tätigkeit der Keimdrüsen und der chemischen Sexualstoffe, zweitens durch die Erregungen von der Haut, der Körperoberfläche und den Sinnesreizen, drittens durch zentrale seelische Einflüsse, die Tätigkeit der Phantasie und anschaulicher geschlechtlicher Vorstellungen.

Freud unterscheidet ein Stadium der „Vorlust" und ein solches der eigentlichen „Lust". Ersteres ist identisch mit der geschlechtlichen „Spannung", letzteres mit der geschlechtlichen „Entlastung".

Das Spannungsgefühl der Vorlust wird beim Manne durch pralle Füllung und Schwellung der samenbereitenden Organe bezeichnet, womit

Abb. 41. Kleopatra.

wahrscheinlich eine übermäßige Reizwirkung der chemischen Geschlechtsstoffe verbunden ist („neuromechanische" und „neurochemische" Ursachen der Geschlechtsspannung nach Koßmann), ferner durch starke Erregbarkeit der übrigen „erogenen", das heißt geschlechtlich reizbaren Zonen (Haut, Sinne).

Mit dieser „Vorlust" ist eine vom Rückenmark ausgehende Blutüberfüllung der Schwellkörper des männlichen Gliedes verbunden, welche die zur Ausübung des Beischlafes erforderliche Steifung des Gliedes, die „Erektion" zur Folge hat, womit eine der Richtung der weiblichen Scheide entsprechende Aufrichtung des männlichen Gliedes einhergeht. Der eigentliche „Geschlechtsakt" beendigt dann das Stadium der Vorlust und führt das zweite Stadium der Endlust, die Entladung der Geschlechtsspannung herbei.

Wie schon erwähnt, spielen bei dem Zustandekommen der geschlechtlichen Erregung außer den inneren chemischen und mechanischen Spannungsreizen auch die äußeren Sinnesreize und die vom Gehirn ausgehenden seelischen Reize eine große Rolle.

Man hat mit einem gewissen Recht das Wesen der menschlichen Geschlechtsliebe in einer viel- und allseitigen körperlichen und seelischen Berührung gesucht. Der gegenüber den Tieren fast unbehaarte Mensch bietet der wollüstigen Erregung eine große Zahl von Angriffspunkten,

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

n Gemälde von Hans Makart.

erogenen Zonen (das sind Hautstellen, deren Berührung den Geschlechtstrieb reizt) dar. Die Endigungen der Hautnerven, die sogenannten Vaterschen oder Pacinischen Körperchen, haben eine große Ähnlichkeit mit den Krauseschen Körperchen an der Eichel des männlichen Gliedes, dem weiblichen Kitzler, den großen Schamlippen und in den Wärzchen (Papillen) des roten Lippenrandes. Jede Berührung und Reizung der Haut kann deshalb wollüstige Gefühle hervorrufen. Geschlechtlich besonders erregbar sind die Körperstellen, an denen Haut und Schleimhaut aneinander grenzen, wie die Lippen, die Zunge, die Aftergegend, die Öffnung der weiblichen Genitale, die Brustwarzen. „In den tieferstehenden tierischen Formen wie auch in den menschlichen Naturen von niedrigem und tierischem Charakter ist die Liebe nichts anderes als Berührung und Betastung. In der Liebe ist jede Tastempfindung ein Verrücken der Grenzen zwischen dem Mein und Dein, und ein Aufgeben des eigenen Ich ist davon untrennbar" (Mantegazza).

Besonders in der Mannbarkeitsperiode zeigt sich oft beim Manne ein übermächtiger Drang zur Berührung der geliebten Person und genügt nicht selten allein zur Herbeiführung voller geschlechtlicher Befriedigung.

Im einzelnen löst besonders die Berührung der Brustwarzen, auch

derjenigen des Mannes, sowie diejenige der Lippen sexuelle Empfindungen aus. Der europäische Lippenkuß ist eines der stärksten Ausdrucksmittel der Liebe, ein wahres Sinnbild der geschlechtlichen Vereinigung auch ohne den eigentlichen Zeugungsakt. Nur der Mensch hat den Lippenkuß, der sich bei ihm erst allmählich entwickelt hat, wahrscheinlich aus dem bereits mit deutlichen Lustempfindungen verbundenen Saugen des Kindes an der Mutterbrust hervorgegangen ist, vielleicht auch mit noch ursprünglicheren Geruchswahrnehmungen und Geruchsreizen zusammenhängt. Bei den mongolischen Völkern kennt man nur diesen „Riechkuß", bei dem nicht mit den Lippen, sondern mit der Nase geküßt, das heißt der Wangenduft eingesogen wird. Besonders wollüstig ist auch der sogenannte „Zungenkuß" durch Berührung der beiderseitigen Zungen, er spielt in der erotischen Literatur und bei religiösen Mystikern und den Scholastikern eine große Rolle. Geschlechtlich „rein", keusch ist der Kuß, bei dem die Lippen des Mannes Wangen oder Stirne des Weibes berühren. Man sieht dies deutlich in dem Gemälde von Lenoir „Der erste Kuß" (Abb. 40), wobei nicht der Kuß, sondern die Umschlingung des jungen Geschöpfes und die Verbindung der Hände die geschlechtliche Seite der Annäherung anzeigt. Würden diese letzteren auf dem Bilde fehlen, dann könnte der Kuß auch der Tochter, Nichte, Verwandten gelten.

Uralt sind die Beziehungen des Geruchsinnes zum Geschlechtstriebe. Ja, einige neuere Forscher schreiben dem Geruche bereits bei dem wesentlichen Akt der Zeugung, der Verschmelzung der Samen- und Eizelle, eine bedeutsame Rolle zu. Nach Häckels Meinung wäre der Geruch die Quintessenz der Liebe, Geruchsempfindungen also die letzte Ursache, auf welche sich die geschlechtliche Beziehung zurückführen läßt.

Wenn diese Theorie auch wohl etwas zu weit geht und die letzten Ursachen des Geschlechtstriebes viel verwickelter sind, so ist es doch zweifellos, daß noch heute der Geruchsinn eine große Bedeutung für das Geschlechtsleben, insbesondere dasjenige des Mannes, hat.

Es ist sehr interessant, daß man in neuerer Zeit direkte Beziehungen zwischen der Nase und den Geschlechtsteilen nachgewiesen hat. Fließ entdeckte an der unteren Nasenmuschel Stellen, die bei geschlechtlichen Erregungen (Onanie, Beischlaf, Menstruation) anschwellen, und Schiff wies sogar einen direkten Zusammenhang dieser Stellen mit gewissen Veränderungen an den Geschlechtsteilen nach. Der Volksglaube hat übrigens von jeher die Größe der Nase in Beziehung zur Stärke des Geschlechtstriebes gebracht. Großnasige Männer und Frauen gelten als besonders wollüstig.

Ein nicht minder interessanter Beweis für das Vorhandensein eines Zusammenhanges zwischen Geruchsinn und Geschlechtlichkeit ist die von Zwaardemaker entdeckte Tatsache, daß die erotischen Gerüche von einer einzigen chemischen Gruppe, der Kapryl-Gruppe, geliefert werden. Zu diesen geschlechtlich wirksamen Gerüchen gehören diejenigen von Schweiß, Scheidensekret, Samenflüssigkeit, zersetzter Vorhautabsonderung, und die von den in der Nähe der Geschlechtsteile befindlichen sogenannten „Parfümdrüsen" abgesonderten scharfen Stoffe bei einigen Tieren, wie zum Beispiel Biber und Moschustier. Es gibt auch Pflanzen mit solchen erotisch

wirkenden Kaprylduften. Diese Übereinstimmung der chemischen Grundlage dieser bezüglich ihrer Herkunft so verschiedenen Gerüche beweist ihre natürliche und ursprüngliche Beziehung zum Geschlechtsleben, die bei Tieren ohne weiteres hervortritt, aber auch beim Menschen trotz bedeutender Abschwächung durch die Kultur immer noch mehr oder weniger deutlich nachweisbar ist.

Wie schon erwähnt, wirken im allgemeinen diese natürlichen Geruchsreize stärker auf den Mann als auf das Weib. Zunächst kommt hier die allgemeine Körperausdünstung und der Schweißgeruch in Betracht, der „Duft" und „Odem" der Geliebten. Nach Jäger ist diese allgemeine Ausdünstung sehr stark in dem weiblichen Kopfhaar und am weiblichen Nacken vorhanden. Besonders rothaarige Weiber sollen eine solche stark geschlechtlich wirkende Ausdünstung besitzen.

„Es ist bemerkenswert," sagt Binet, „daß die Gerüche des menschlichen Körpers die Ursache einer Anzahl von Verbindungen sind, die zwischen intelligenten Männern und ihnen untergeordneten, meist bei ihnen bediensteten Frauen geschlossen wurden. Gewisse Männer betrachten als das Wesentliche bei den Frauen nicht deren Schönheit, deren Geist, deren Charakter, sondern den Geruch."

Manche sonst unerklärlichen Liebesverhältnisse beruhen höchst wahrscheinlich auf derartigen Wirkungen des allgemeinen Körpergeruches, zum Beispiel viele merkwürdige Liebesverhältnisse zwischen Europäern und Weibern fremder Rassen (Negerinnen u. s. w.). Es gibt Männer, die allein und ausschließlich durch den „weiblichen Dunstkreis" im allgemeinen, ohne Hinneigung zu einem besonderen Individuum, erregt werden und deshalb mit Vorliebe große Warenhäuser und Tanzvergnügungen besuchen.

Neben der allgemeinen Körperausdünstung sind es die Gerüche einiger bestimmter Teile, die erotische Bedeutung haben. Der Duft der weiblichen Kopf- und Achselhaare spielt in der belletristischen und erotischen Literatur eine große Rolle. Auch der Geruch der Geschlechtsteile übt auf manche Individuen eine erregende Wirkung aus. Ja, der Frauenarzt Klein hat sogar den Nachweis erbracht, daß auch das menschliche Weib einst echte Parfümdrüsen an den Geschlechtsteilen besaß, von denen als Überbleibsel aus der Brunftzeit Reste in Gestalt der sogenannten großen Schamlippendrüsen (Glandulae vestibulares majores) noch heute bestehen. Im allgemeinen aber ist gerade die geschlechtliche Bedeutung dieser spezifischen menschlichen Genitalgerüche heute eine sehr geringe. Jedenfalls bedient sich das Weib heute zum Zwecke der geschlechtlichen Anlockung der Männer in weit größerem Umfange der künstlichen Riechstoffe als ihrer natürlichen Düfte.

Meist sollen sogar die letzteren durch die künstlichen Parfüme verdeckt werden; freilich dienen die besonders scharfen Riechstoffe (Moschus, Ambra, Zibet) der Verstärkung oder Nachahmung der natürlichen Ausdünstung, wie schon ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Kaprylgerüche beweist. Die meisten künstlichen Parfüme dagegen enthalten milde und angenehme Riechstoffe aus der Blumenwelt und sollen beim Manne den Schein erwecken, daß auch das Wesen der Frau derart beschaffen sei.

„Daß sich Frauen parfümieren und damit Männern imponieren, ist einer der tiefgründigsten Beweise von der Täuschungsfähigkeit der menschlichen Seele. Die erste Frau, die sich parfümierte und es in der Hoffnung tat, ihr männlicher Contre-part werde auch nur auf tausend Meilen zu der Vermutung gebracht werden, der Wohlgeruch gehöre *ihr* zu, entströme *ihrem* Körper, oder sei der vornehme Ausdruck *ihrer* Seele, hat einen kühneren Schluß auf die Einrichtung der männlichen Seele gemacht, und eine kühnere Entdeckung im Bereich der menschlichen Psyche unternommen, als jemals *Kant* in seiner „Kritik der reinen Vernunft". Und sie reüssierte: „Wirklich glauben wir, der Odeur, der Wohlgeruch einer Frau sei etwas ihr Eigentümliches, zählen ihn zu ihren Eigenschaften und identifizieren ihn mit ihr selbst. Wirklich sagen wir: „*sie riecht gut*" (*Kistemaecker*).

In vielen Fällen üben diese künstlichen Duftstoffe eine äußerst starke, geschlechtlich erregende Wirkung aus. Daß sie fast ausschließlich von Frauen angewendet werden, um die Männer anzulocken und zu fesseln, ist eben wieder ein Beweis für die größere Empfänglichkeit des männlichen Geschlechtes für grobe Sinnesreize in der Liebe, denen das Weib nicht so leicht unterliegt. Daher ist die geschlechtliche Erregbarkeit des Weibes durch Parfüme weit geringer als diejenige des Mannes. Aber die ganze weibliche Welt bei Kultur- und Naturvölkern benutzt die mächtigen Reizmittel der Duftstoffe zur Anlockung der Männer, vor allem tun das die Prostituierten und taten es früher die Hetären. Während das einfache Mädchen meist durch stark duftende Blumen, die es am Busen anbringt, den männlichen Sexualtrieb erregt, bedienen sich raffinierte Frauen der viel stärker wirkenden künstlichen Parfüme. Resedaduft, Heliotrop, Jasmin, Patschuli, Veilchen, Rosen, Ylan-Ylan, Moschus u. s. w. sind die beliebtesten geschlechtlichen Parfüme. Vielleicht rufen, wofür gewisse Beobachtungen sprechen, die verschiedenen Parfüme auch *verschiedene* erotische Vorstellungen hervor. Jedenfalls gibt es Männer, die nur durch ein *bestimmtes* Parfüm geschlechtlich erregt werden, während alle anderen unwirksam sind.

Die Bedeutung des *Geschmackssinnes* für die Liebe des Mannes ist unter normalen Verhältnissen eine sehr geringe und kann übergangen werden. [Es sei nur nebenbei an die Rolle gewisser Genußmittel als Reizstoffe geschlechtlicher Erregung (Aphrodisiaka), sowie an die Geschlechtslust erregenden Genußmittel erinnert, in denen Bestandteile von Geschlechtsabsonderungen oder gar Geschlechtsteile selbst enthalten sind.]

Größere Wichtigkeit kommt dem *Gehörsinn* zu, wie schon die innigen Beziehungen des Stimmorganes zur geschlechtlichen Entwicklung der Mannbarkeitszeit dartun. Die Stimme übt auch später eine große erotische Wirkung aus, die sich in der rhythmischen Form des Gesanges und der Musik besonders steigert und je nach der Klangfarbe oder dem Tremolo verschiedene Empfindungen auslöst.

Die Lockrufe der Urmenschen hatten nach *Darwin* die Form von musikalischen Tönen und Rhythmen. Die Erfolge berühmter Sängerinnen

Abb. 42. Kokett. Nach einem Gemälde von Franz Nuß.

— aber auch Sänger — in der Liebe bestätigen diesen Zusammenhang in deutlicher Weise.

Ohne Zweifel, der eigentliche „Liebessinn" des modernen Kulturmenschen ist der Gesichtsinn, dieser „erste Bote der Liebe", der „mit der Linken hart an der Erde entlang die Wollust geleitet", während er mit der Rechten unseren Blick in „die höchsten Regionen des Ideals hinaufleukt" (Mantegazza). Insofern er der eigentliche Sinn für die Schönheit der körperlichen Form ist, haben sich durch ihn die so innigen Beziehungen zwischen der Liebe und der Schönheit entwickelt, die ein Philosoph wie Plato und ein Naturforscher wie Darwin in die Formel kleideten, daß Schön-

heit wahrnehmbar gewordene Liebe sei. Man kann sich in der Tat sehr wohl vorstellen, daß der Gesichtsinn in der Liebe auswählend gewirkt hat, wodurch im Laufe der Entwicklung die verschiedenen Schönheitsformen in der lebendigen Welt bestimmt ausgeprägt und geschaffen wurden. Darwin hat ja die Einzelheiten dieses interessanten Teiles der „geschlechtlichen Zuchtwahl" sehr eingehend geschildert.

Freilich ist der Begriff der durch den Gesichtsinn vermittelten Schönheitsreize ein sehr relativer, nicht nur was die verschiedenen Menschenrassen, die Kultur- und Naturvölker, sondern auch die verschiedenen Nationalitäten derselben Rasse und endlich die einzelnen Individuen betrifft. Ein absolutes Schönheitsideal des Weibes gibt es nicht. Jedoch wird überall auf der Erde die Schönheit aus dem Sexuellen abgeleitet. Ursprünglich ist „schön" das, was auch sexuell verlockend ist. Im gewöhnlichen Leben gebrauchen wir hierfür den Ausdruck „kokett". Franz Ruß versinnbildlicht uns den Gesichtsausdruck einer koketten Schönen (Abb. 42), obwohl in Wirklichkeit die Koketterie in allen möglichen Formen und Abarten auftritt und nicht etwa durch einen Typus repräsentiert wird.

„Schönheit", sagt Remy de Gourmont, „ist in dem Grade etwas Sexuelles, daß die einzig unangefochtenen Werke schöner Kunst diejenigen sind, die den nackten menschlichen Körper darstellen. Durch das Festhalten an ihrer Richtung aufs Geschlechtliche hat sich die griechische Bildhauerkunst über jede Diskussion gestellt. Sie ist schön, weil sie menschliche Körper darstellt, die so verlockend sind, daß sich jeder Mann oder jedes Weib mit ihnen zur Erhaltung der Art vereinigen möchte. Was zur Liebe stimmt, erscheint als schön; was schön ist, stimmt zur Liebe. Diese innige Verbindung zwischen Kunst und Liebe macht allein die Kunst verständlich. Ohne dieses Mitklingen des Geschlechtlichen wäre die Kunst nie entstanden und ihr Leben hätte nicht angehalten. In diesen dunklen Tiefen ist nichts ohne Zweck; alles, was sich dauernd erhält, ist notwendig. Die Kunst ist die Mitschuldige der Liebe. Wenn die Liebe verschwindet, vergeht die Kunst; wenn die Kunst aufgehoben wird, so ist die Liebe nur noch ein physiologisches Bedürfnis."

Der Gesichtsinn hat in der Liebe allmählich ein Gesetz (Kanon) der Schönheitsmerkmale (vgl. auch das zweite Kapitel des nächsten Teils „Die Schönheit des Weibes") entwickelt, der hinsichtlich der erotischen Wirkung auf den Mann beim europäischen Weibe nach Stratz folgende Eigenschaften umfaßt:

Zierlicher Knochenbau.
Runde Formen und Brüste.
Breites Becken.
Reiches, langes Haar.
Gerade, niedrige Schamhaargrenze.
Spärliche Achselhaare.
Keine Körperbehaarung.
Zarte Haut.
Runder Schädel.
Kleines Gesicht.
Große Augenhöhlen.
Hohe, schmale Augenbrauen.
Niedriger, schmaler Unterkiefer.
Weicher Übergang von Wange zum Halse.
Runder Hals.
Feines Handgelenk.
Schmale Hand mit längerem Zeigefinger.
Runde Schultern.
Gerade, schmale Schlüsselbeine.
Schmälerer, längerer Brustkorb.

Schlanke Taille.
Hohles Kreuz.
Vorstehende, gewölbte Hinterbacken.
Kreuzgrübchen.
Runder, dicker Oberschenkel.
Niedriger, stumpfer Schambogen.
Weiche Kniemrisse.
Runde Wade.
Feines Fußgelenk.
Trockener Fuß mit schmalen Zehen.
Größere Länge der zweiten und größere Kürze der fünften Zehe.
Breite vordere Schneidezähne.

Auch Havelock Ellis hat ungefähr dieselben weiblichen Geschlechtscharaktere zusammengestellt. Nach Stratz muß dieses indogermanische Ideal weiblicher Schönheit als Maßstab auch für alle anderen Rassen angesehen werden. Die gebildeten und für Schönheit empfänglichen Individuen fremder Rassen haben meist dasselbe Urteil über weibliche Schönheit wie die europäischen Männer. Hierfür führt Stratz zahlreiche Beispiele an. Für den Europäer erreichen das indogermanische Ideal am ehesten die javanischen, chinesischen, japanischen Frauen, die Samoa- und Sandwichinsulanerinnen und die Weiber einiger afrikanischer Stämme, besonders die vielgemischten Bewohnerinnen Ägyptens.

Das oben geschilderte natürliche Ideal der europäischen Frauenschönheit hat sich erst allmählich im Laufe der Kulturentwicklung mit der fortschreitenden Sonderung von Mann und Weib herausgebildet und wird noch heute vielfach durch Zeitmoden und Geschmacksrichtungen vorübergehend verändert. Es sei nur an das Frauenideal der sogenannten „präraffaelitischen" Kunstrichtung erinnert, als deren Vorbild die berühmte florentinische Venus des Sandro Botticelli (Abb. 43) gelten kann. Stratz äußert sich über diesen Schönheitstypus folgendermaßen:

„Die Figur der Venus von Sandro Botticelli ist erfüllt von einem zarten, wehmütigen Liebreiz, der einen tiefen Eindruck macht. Betrachtet

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 43. Die Geburt der Venus. Nach einem Gemälde von Sandro Botticelli.

man die Figur näher, so findet man in dem langen, schmalen Halse, den stark abfallenden Schultern, dem schmalen eingesunkenen Brustkasten, dem dadurch bedingten Tiefstand und der geringeren Divergenz der Brüste den ausgeprägten Typus der Schwindsüchtigen wieder, der, wie im Leben, so auch in der bildlichen Darstellung durch seine tieftraurige Schönheit das innige Mitgefühl des Beschauers erregt. Botticelli hat also den Typus einer schönen Schwindsüchtigen zu seinem Ideal gemacht, ohne daß er es wußte. Seine Bewunderer und Nachfolger aber wußten dies auch nicht und haben, seinen Idealen nachstrebend, ihren gesunden Modellen das Gepräge der Schwindsucht aufgedrückt und so unwahre Mischgestalten geschaffen.

Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Abb. 44. Diana mit Nymphen von Satyren überfallen.
Nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Bei Burne Jones, einem der größten Präraffaeliten, ist der Konflikt besonders deutlich. In seinen Akten finden sich gesunde Menschen, auf seinen Gemälden sind sie alle mehr oder weniger schwindsüchtig geworden."

Der von England ausgegangene Präraffaelismus mit seiner Vorliebe für die „gerade Linie", für schlanke, ätherische, allzusehr vergeistigte, übersinnliche Formen, stellt nur eine vorübergehende Zeitmode dar, ebenso wie zur Zeit des Rubens gerade das Gegenteil, die übermäßige Körperfülle als weibliches Schönheitsideal galt. Selbst Diana, die wir sonst nur als schlanke, große, leichtfüßige Gestalt dargestellt finden, zeigt auf einem Bilde Rubens' übervolle Leibesformen (Abb. 44).

Neben den Sinnesreizen spielt die Summe der geistigen Reize, wie sie durch das Phantasieleben vermittelt werden, eine vielleicht noch größere Rolle im Liebesleben des Mannes, besonders des europäischen Kultur-

Gravüre im Kunstverlag von Paul Cassirer in Berlin

Francesco d'Andrade als Don Juan.

Nach einem Gemälde von Max Slevogt.

menschen. Die unerschöpfliche Erfindungskraft der Phantasie tritt gerade auf diesem Gebiete in oft erstaunlicher Weise hervor und bedingt die ungeheure Mannigfaltigkeit der individuellen Liebesäußerungen und Liebesempfindungen. In der Liebe werden viele Männer zum Dichter und Künstler. Alles was an Gemüt, Phantasie und plastischer Kraft im Manne ist, offenbart sich hier; die Wurzeln seines Wesens werden in der Liebe bloßgelegt. Erst die volle Entwicklung des Geschlechtssinns entfaltet auch die höchste Blüte des geistigen Seins. Hieraus erklären sich die so innigen Beziehungen der Religion, der Kunst, und jedes geistigen Schaffenstriebes zum Geschlechtsleben und der Einfluß der Vorstellungen auf das letztere, der beim Manne viel deutlicher ist als beim Weibe. Sein Geschlechtsempfinden und dessen Betätigung stehen viel mehr unter der Herrschaft der Idee und der Phantasie, während das Weib mehr triebartig handelt. Hieraus erklärt sich auch die entschieden größere Sucht nach Abwechslung im Geschlechtsleben des Mannes. Der Mann liebt das Neue, die Veränderung, sowohl in der Liebesbetätigung wie im Liebesobjekte. Er neigt mehr als die Frau zu in das Morgen male gehörigen Abänderungen der Geschlechtsbetätigung und besitzt trotz stärkerer Entwicklung der monogamischen Instinkte durch die Kultur immer noch einen natürlichen Hang zur Vielweiberei. Man kann deshalb beim Manne eine Reihe von bestimmten erotischen Typen aufstellen, deren äußerste Ausbildung zwar in das Bereich des Abnormen, Krankhaften gehört, die aber auch noch innerhalb der normalen Grenzen ziemlich fest umrissen sind.

Abb. 45. Casanova.

Da sind zunächst die so häufigen Äußerungen polygamischer Instinkte, wie sie im Donjuanismus zu Tage treten. Der Donjuantypus ist keineswegs ein einheitlicher, sondern umfaßt verschiedene Arten des Verführertums und des Frauenjägers. Man kann den bloßen Reflexionswüstling vom rein sinnlichen Genußmenschen unterscheiden, den donjuanesken Weiberverächter vom enthusiastischen Frauenanbeter. Beide verbindet nur das gemeinsame Merkmal des häufigen Wechsels der Liebesobjekte. Der alte spanische Don Juan — einen vollendeten Typus dieser dämonischen Gestalt zeigt uns der Sänger Francesco d'Andrade in der Oper Mozarts (siehe Kunstbeilage) —, sowie gewisse britische Wüstlinge des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts repräsentieren den ersten, Gestalten wie Casanova (Abb. 45), Rétif de la Bretonne den zweiten Typus. Jene

ersteren charakterisiert die kalte, eherne Ruhe, mit der sie dem Lebensgenusse frönen, der ihnen viel weniger eine Sache der Leidenschaft als des Stolzes und der Befriedigung ihres Machtbewußtseins ist, diese letzteren dagegen treibt eine glühende Sinnlichkeit gepaart mit natürlichem Hingebungsbedürfnis von Eroberung zu Eroberung. Don Juan verachtet die Weiber, er ist eigentlich der Typus des Weiberfeindes, des satanischen Frauenhassers, Casanova ist typischer „Feminist", besitzt ein tiefes Verständnis für die Frauenseele, wird durch die Liebe nicht enttäuscht und braucht die ständige Berührung mit weiblichem Wesen für sein Lebensglück. Don Juan verführt durch sein dämonisches Wesen, durch die Anziehungskraft der brutalwilden Gewalt, Casanova durch die von ihm ausgehende sinnliche Atmosphäre. Don Juan ist der herrische Liebesheld, Casanova der sanfte, zartfühlende Verführer, jener der kalte Seelenbezwinger, der Held von Kierkegaards „Tagebuch eines Verführers", dieser der erotische Idealist, der nur das vergötterte „Weib" kennt, nicht „die Weiber".

Endlich gibt es noch einen scheinbaren Donjuanismus. Er wird repräsentiert durch den ewig die wahre Liebe suchenden Mann, der nur durch immer wiederholte Enttäuschungen und Irrtümer donjuanesken Charakter annimmt. Diesem Typus begegnen wir heute recht häufig. Er ist nur der Ausdruck für die bei der fortschreitenden Sonderung erwachsenden Schwierigkeiten der richtigen Liebeswahl, und er wird nicht durch die Begierde nach Sinnenlust, sondern durch die ewig enttäuschte Sehnsucht nach echter individueller Liebe erzeugt.

Der alte Donjuantypus des „herrischen" Erotikers ist nur eine Abart des normal vorkommenden (physiologischen) Sadismus (Schmerzgeilheit) (vgl. das 13. Kapitel des II. Bandes „Die krankhaften Äußerungen des Geschlechtstriebes), der in einzelnen Zügen wenigstens auch bei jedem normalen Manne zu beobachten ist und mit der aktiven Rolle des Mannes in der Geschlechtsbetätigung zusammenhängt. Schon im normalen Geschlechtsverkehr bekundet mancher Mann durch verschiedene Äußerungen und Akte wie Schreien, Beißen, krampfhaftes, wildes Umschlingen des Weibes ein merkwürdiges Bedürfnis, auf diese Weise eine Herrschaft und Gewalt über das geliebte Weib zum Ausdruck zu bringen und selbst recht stark zu empfinden. Es beruht das mit auf der uralten Verknüpfung von Wollust und Grausamkeit. Die Bereitung von körperlichem oder seelischem Schmerze verstärkt die Wollust und bildet bei vielen Männern eine normale Begleiterscheinung des Beischlafes. So hat man die Liebesumarmung als einen „süßen Schmerz", eine wehe Lust geschildert, und im Wollustgefühle selbst hat neuerdings ein geistvoller Psychiater, Edmund Forster, schmerzhafte Empfindungen als deutlichen Bestandteil nachgewiesen.

Dieser „Sadismus" des Mannes ist bei weitem natürlicher als sein Gegensatz, der „Masochismus", das heißt die wollüstige Empfindung beim Erleiden von körperlichem oder seelischem Schmerze oder Demütigung. Der Masochismus, eine ebenfalls sehr weit verbreitete Erscheinung,

entsteht gewissermaßen indirekt durch Umkehrung des natürlichen geschlechtlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Die der stürmisch begehrenden Aktivität des Mannes entgegengesetzte ruhige Passivität des Weibes, die man treffend mit einem Magneten verglichen hat, der bei aller scheinbaren Unbeweglichkeit doch das Eisen (den Mann) unwiderstehlich anzieht und festhält, gewissermaßen zu einem Sklaven macht, diese Passivität begründet die unverkennbare Überlegenheit des Weibes in der rein sinnlichen Liebe. Die physische Natur allein verleiht ihr ein Übergewicht über den Mann, selbst dort, wo sie äußerlich geknechtet erscheint. Der echte „Pantoffelheld" unserer europäischen Kultur ist derjenige Mann, der von Anfang an durch sein übermäßiges geschlechtliches Bedürfnis unter die Herrschaft seiner Frau gerät, durch dieses Bedürfnis fortdauernd in Abhängigkeit von ihr erhalten wird, die sich dann erst in zweiter Linie auf andere Verhältnisse erstreckt. Ähnlich gründet sich die „Mätressenherrschaft" zuerst nur auf die rein geschlechtlichen Beziehungen zwischen dem Fürsten einerseits und der Mätresse anderseits, und betätigt sich erst später auch in politischer Beziehung. So ließ sich ein Antonius von Kleopatra in Fesseln schlagen. Die Beherrscherin des Nils (Abb. 41) bezwang den siegesgewohnten Herrn des römischen Reiches. Je größer die geschlechtliche Passivität und Kälte des Weibes, desto leichter gewinnt es die Herrschaft über den Mann.

Der vielfach rein seelische Masochismus unserer Zeit hängt auch mit dem Zwang im Leben, Sitte und Mode zusammen, unter dem die Männer viel mehr leiden als die Frauen. Sein Druck weckt das Bedürfnis nach Selbstentäußerung durch völlige Hingebung an ein Weib, die durch Erduldung von Schmerz und niedrigen Demütigungen gekennzeichnet wird.

Hiermit hängt die eigentümliche Anziehungskraft zusammen, die die Prostituierten sogar auf hochgebildete, sonst ästhetisch überaus fein empfindende Männer ausüben. Das Gemeine, Rohe, Brutale, Tierische im Prostitutionswesen übt eine förmlich magische Anziehungskraft auf zahlreiche Männer aus. Es läßt sich hierin ein gewisser masochistischer Zug nicht verkennen, der besonders grell hervortritt, wenn man den Gegensatz zwischen einem geistig hochstehenden Manne und einer Prostituierten sich vorstellt. Die Nachfrage nach der Prostitution ist sicher zu einem gewissen Teile abhängig von dem natürlichen innerhalb der Norm sich äußernden männlichen Masochismus, das heißt dem Drange, von Zeit zu Zeit in die Tiefen der rohen, brutalen Geschlechterlust und der Selbstentäußerung und Selbstdemütigung durch die Hingabe an ein minderwertiges Geschöpf hinabzutauchen. Ohne Zweifel ist diese Form des Masochismus weit mehr dem Manne eigentümlich als dem Weibe.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch gewissen Formen der mönchischen Askese, des poetischen und philosophischen Weltschmerzes mit masochistischer Empfindungsweise innig zusammenhängen.

Aufnahme von Waldemar Titzenthaler in Berlin.

Abb. 46. Gigantenkampf. Fries vom Unterbau des großen Pergamonaltars in Berlin.

Viertes Kapitel.

Das geistige Leben und das Gefühlsleben des Mannes.

Von Privatdozent Dr. jur. Theodor Sternberg in Lausanne.

Erhaltung ihrer Arten, oder, wie man auch sagt, ihrer Formen, durch selbständige Erzeugung von ihresgleichen, und das Streben nach dieser Arterhaltung ist es, wodurch die Biologie (die Wissenschaft vom Lebendigen) die Lebewesen von den unbelebten Dingen unterscheidet. Arterhaltung und Streben nach Arterhaltung bei der Gesamtheit setzt das Streben nach Selbsterhaltung bei den einzelnen Vertretern der Art voraus, so lange zum mindesten, bis der Aufgabe, zur Arterhaltung beizutragen, Genüge geschehen ist. Die Selbsterhaltung schließt zweierlei in sich: die Selbstbehauptung wider lebenbedrohende Angriffe und den ständigen Neuaufbau der körperlichen Substanz durch Stoffwechsel. Fortpflanzung, Kampf und Ernährung sind also die drei Tätigkeiten, die zusammen den Begriff der Lebenstätigkeit ausmachen. Nicht an allen Lebewesen lassen sich diese drei Tätigkeiten gleich günstig beobachten; bei den Pflanzen zum Beispiel tritt der Kampf offenbar zurück, obwohl er so wenig fehlt und fehlen kann wie bei den Tieren. Bei den Tieren sind selbst an den höchsten Arten Kampfes- und Ernährungstätigkeit nicht immer leicht zu unterscheiden: Der Löwe kämpft, um zu fressen; indem er kämpft, nährt er sich. Aber weit genauer noch läßt die unlösliche Verbindung von Ernährung und Kampf sich bestimmen. Indem ein Lebewesen irgend einen seinen Lebenstätigkeiten zuträglichen Stoff aus der Außenwelt in sich aufnimmt, entzieht es diesen notwendig anderen Lebewesen, da ja die ganze Welt von diesen voll ist und sie allüberall und immerwährend Entfaltungsmöglichkeit suchen. Es gibt also nichts Lebenförderndes, oder kürzer gesagt, kein „Gut", das nicht streitig wäre; die Konkurrenz ist keine bloße Begleiterscheinung des Lebens, sondern gehört notwendig zu seinem Begriff. Es gibt keine Entfaltung ohne Verdrängung; das Ergebnis bleibt dasselbe, selbst wenn etwa die Hand des botanischen Forschers, der einen Pilz in Reinkultur züchten möchte, diesem seine Mitbewerber aus dem Wege schafft. Umgekehrt: wo in einem Kampfe ein Lebewesen siegt, da schafft

es sich — und es kann keine andere Veranlassung, kein anderes Ziel irgend eines Kampfes geben — Nahrung oder die Möglichkeit zu deren ungestörtem Genusse. Zur Ernährung ist nämlich nicht nur das Vorhandensein von Nahrung, sondern auch einerseits die Ruhe und Sicherheit, anderseits die Wärme zu ihrer Verzehrung und Verdauung nötig. Immer fordert die Beschaffung der Nahrung, unter Umständen auch die Erlangung und Wahrung der Ruhe, Sicherheit und Wärme eine Tätigkeit, die, wie gezeigt, unter bestimmtem Gesichtspunkte betrachtet, Kampfestätigkeit ist, doch unter einem anderen, ebenso wichtigen, nicht notwendig solche zu sein braucht. Freilich kommt dieser nur bei bestimmten Lebewesen, nämlich den höheren Tieren zur Entfaltung. Es kann das Bewußtsein der eigenen Gefährdung, genauer: das Bewußtsein der planmäßigen Gefährdung durch einen Gegner fehlen;

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 47. Herkules, den Antäus tötend.
Nach einem Gemälde von Hans Baldung, genannt Grien.

damit fehlt eben das, was dem Kampfe eigentümlich ist. Künstlerischer Ausdruck dieses Bewußtseins zeigt sich in dem Ringkampf, dessen Urbild uns in der Gruppe des Herkules, der den Antäus überwindet, entgegentritt (Abb. 47). Der Nahrungsgegenstand ist dann lediglich Beute; zur Erlangung der Ruhe, Sicherheit und Wärme ist kein Feind, sondern sind lediglich Hindernisse zu besiegen. Diese Tätigkeit ist die Arbeit; man sieht, wie sich der Begriff der Arbeit aus dem Begriff der Ernährung ergibt. Nahe genug verwandt bleibt diese neue Tätigkeit, wie eben auch die Ernährung selbst, dem Kampfe: es gibt genug gefahrvolle Arbeit auch in der Beseitigung toter Hindernisse, die in der Seele Befürchtungen wie bei einem Kampfe hervorruft. Genug Tiere machen den anderen, denen sie zur Nahrung dienen, planmäßig Beschwerden, die denen eines Kampfes an ermüdender Wirkung gleichkommen; daher braucht ja die Sprache auch so gern die Bilder, daß sie die Arbeit ein Kämpfen nennt und von der Arbeit des Kampfes spricht; deshalb muß das Bewußtsein beider, der Gefährdung, und der Planmäßigkeit dieser Gefährdung vorhanden sein, damit man von Kampftätigkeit, und muß das Bewußtsein beider fehlen, damit man von Arbeit sprechen kann. Wir haben somit einen Gesichtspunkt gewonnen, wonach die drei Grundtätigkeiten: Kampf, Ernährung, Fortpflanzung voneinander geschieden sind; einen zweiten, wonach zwischen Kampf und Ernährung eine enge Verbindung besteht; einen dritten, wonach an die Ernährung die Arbeit geknüpft ist. Wir nahmen viertens außer den Berührungen „Kampf = Ernährung", „Ernährung = Arbeit" noch die Berührung „Kampf = Arbeit" wahr. Nur zwischen der Fortpflanzung auf der einen und all diesen sonstigen Tätigkeiten auf der andern Seite verläuft eine tiefere Furche, die derartigen Berührungen oder Verknüpfungen Hindernisse entgegensetzt. Eine Berührung „Fortpflanzung = Ernährung" kann noch am ehesten angenommen werden, weil das Hervorbringen des neuen Wesens ohne ein Tragen und Miternähren durch das alte nicht denkbar ist. Aber zwischen Fortpflanzung und Kampf findet offenbar keine oder nur eine außerordentlich schwache Anziehung statt, und insbesondere ist auch für die Verbindung „Fortpflanzung = Arbeit" kein merkbares Bedürfnis, vielmehr eher das Gegenteil gegeben.

Selbst bei den niedersten Tierformen ist dieser Gegensatz zwischen Fortpflanzungstätigkeit und den anderen Leistungen ausgeprägt: Wenn ein einzelliges Urtier sich teilt, so teilt sich von seinen beiden Kernen nur der, der dem Fortpflanzungszwecke dient, während der andere, den übrigen Lebenstätigkeiten gewidmete überhaupt verschwindet, um nach der Teilung von jedem der entstandenen Tiere neu gebildet zu werden.

Diese Einsichten sind für die Würdigung der Geschlechtscharaktere von großer Wichtigkeit.

Es läge nun nahe, daß die Natur den Fortschritt, der ja stets in der Ausbildung besonderer Organe für besondere Leistungen besteht, darin gesucht hätte, daß sie jeder Tierart drei Formen von Wesen gab, für jede Tätigkeit eine, so daß jede höhere Tierart sich zusammensetzte aus Wehrwesen, Nährwesen und Gebärwesen (Kampfwesen, Arbeitswesen, Fortpflanzungs-

wesen). Aber nirgends hat sie in der Tat diesen Grundsatz, den wir das Gesetz der Arbeitsteilung nennen wollen, rein durchgeführt, sie hat es vielmehr überall, selbst da, wo sie ihm die höchste Ausbildung gönnte, wie bei den Bienen (deren Drohnen allerdings keine Kampftiere sind) und insbesondere den Ameisen, untergeordnet dem Gesetz der Geschlechtlichkeit. Sie verlangt, daß innerhalb jeder Tierart in gewissem Maße eine Vermischung von Stoff lebender Individuen stattfindet. Und zwar knüpft sie offenbar gerade die Fortpflanzung, die Erhaltung der Art an die Bedingung dieser Vermischung, sie gewährt die Erhaltung nicht ohne diese, und der Vermischungskontakt läßt sich als Anstoß zum Fortpflanzungsakt auf das bestimmteste feststellen.

Wie die Geschlechtlichkeit als Anlage sich entwickelt hat, wozu sie dem Leben nötig ist, das wissen wir noch nicht, nur über die Nützlichkeit gibt es einige Vermutungen: wenn zum Hervorbringen eines neuen Individuums oder einer (in gewissen Grenzen) bestimmten Anzahl von Individuen statt eines alten zwei alte Individuen erfordert werden, so ist offenbar der Weg, die Erhaltung der Art durch die größtmögliche Zahl neuer Wesen zu sichern, aufgegeben und wahrscheinlich ist dann also das Streben bei ihr maßgebend, durch verbesserte Qualität der neuen Wesen dasselbe zu erreichen: durch die Vermengung der von zwei Alten vererbten Eigenschaften in dem neuen Wesen mag die Anpassungsfähigkeit gesteigert, insbesondere aber vielleicht jene Wandlungsfähigkeit erreicht worden sein, kraft deren die Organismen überhaupt ihre heutige Vielgestaltigkeit und damit die heute vorhandenen höheren und höchsten Formen entfalten konnten. Solange aber nur derartige Nützlichkeitserwägungen angestellt werden können, muß auch das Seelenleben der Geschlechter mit Vermutungen und Annäherungen sich begnügen; erst wenn wir die Notwendigkeit der Geschlechtlichkeit für das Leben begründen könnten, vermöchten wir ganz sichere Aussagen über die geistigen Leistungen der Geschlechter zu machen.

Fordert die Natur, daß zwei Wesen zusammenwirken, so gibt sie doch auch nirgends die Möglichkeit, daß mehr, also insbesondere drei Wesen zum Zeugungszweck zusammentreten. Dadurch wird der Grundsatz der Geschlechtlichkeit zugleich zum Grundsatz der Zweiheitlichkeit (Dualität). Das Gesetz der Geschlechtlichkeit im reinen und eigentlichen Sinne ist freilich in dem Gesetz der Zweiheitlichkeit noch nicht enthalten. Denn legt man dem letzteren als Erklärung die Absicht der Natur zu Grunde, durch Kreuzung verschiedener Eigenschaften die Wandlungsfähigkeit, Anpassungsfähigkeit der Arten zu erhöhen, so ist damit zwar einleuchtend gemacht, daß ein jedes Wesen nur mit einem solchen seiner Art zur Paarung kommen kann, das neue dem ersten fehlende oder in ihm nur schwach entwickelte Eigenschaften zubringt und ebenso die ihm fehlenden Eigenschaften zugebracht erhält; aber keineswegs liegt darin schon, daß zwei voneinander in ihrer Gestaltung und Leistung so stark verschiedene Gruppen vorhanden sein müssen, daß man von einem Geschlechtsunterschiede im eigentlichen Sinne sprechen könnte. Wenn etwa ein einzelliges Wesen a mit dem Wesen b seiner Art eine Paarung einzugehen vermag, mit c aber nicht, so ist eine allgemein bestimmbare Verschiedenheit zwischen a und c einerseits und b (und den mit ihm sich zu paaren fähigen) dadurch keineswegs gegeben; es ist vor allem nicht etwa ausgemacht, daß auch c wie a mit b zur Paarung gelangen könnte. Das Gesetz der Zweiheitlichkeit ist auf niederen Stufen aus der

bloßen Vielheitlichkeit (Pluralität), kraft deren jedes Wesen sich von jedem anderen unterscheidet, noch nicht herausgehoben; so findet sich dann die Zweiheitlichkeit oder Geschlechtlichkeit im weiteren Sinne zur eigentlichen doch erst da entwickelt, wo bei der Paarung ein Unterschied zwischen suchendem und gesuchtem, zwischen Anstoß gebendem („zeugendem") und tragendem Wesen, also zwischen Samenzelle und Eizelle hervortritt. Denn damit sind erst wahre Geschlechterrollen gegeben: die Vaterrolle desjenigen Individuums, das die kleinen, zum Schweifen und Suchen berufenen Samenzellen aus sich entläßt, die Mutterrolle dessen, das die größeren, zum Ruhen und Sichentwickeln bestimmten Eizellen hegt.

Diese Wendung bedarf natürlich einer Einschränkung mit Rücksicht auf die höheren Pflanzen, bei denen ja viele Eizellenträger und Samenzellenträger in demselben Blütenindividuum sich vereinigen, aber doch eben so, daß sie sehr wohl unterscheidbar sind. Man stellt sich das am besten vor unter dem Bilde, als ob etwa die Menschheit aus siamesischen Zwillingspaaren von Brüdern und Schwestern bestünde. Für die höheren Pflanzen ist die Einrichtung sehr praktisch im Hinblick auf die Befruchtung durch Zwischenträger (wesentlich Insekten), deren jeder bei der Befruchtung des weiblichen Teils einer Pflanze gleich Staub des männlichen Teils dieser Pflanze einzunehmen vermag. Die sogenannten „männlichen" Pflanzen können ja nicht wie die Männchen fast aller Tierarten zum selbständigen Umherschweifen und Aufsuchen gelangen.

Aber bis zur Erhebung des Geschlechtsunterschiedes hinaus über Vatertum und Muttertum zur Mannheit und Weiblichkeit ist immer noch ein weiter Schritt. Die Natur steht, so sie gesonnen ist, das Gesetz der Arbeitsteilung und das der Geschlechtlichkeit zusammen durchzuführen, vor der Aufgabe, die Dreiheit des ersteren und die Zweiheit des letzteren ineinander aufzuteilen. Nun versteht es sich, daß Ernährung in einem geringen Rest zum mindesten in jedem Individuum, gleichviel welchen Geschlechts, angelegt sein muß, sonst könnte es nicht leben; und es zeigt sich, daß die Natur auch strebt, die Geschlechtlichkeit und die Kampfesfähigkeit in einigen letzten Spuren wenigstens bei jedem Individuum festzuhalten. Immerhin entwickelt sie recht mannigfaltige Zusammenordnungen der verschiedenen Eigenschaften; nach einem bei den höchststehenden Insekten gemachten Versuch, in Vatertieren, Muttertieren und geschlechtslosen Arbeitern beziehungsweise Soldaten die Dreiheitlichkeit vorwalten zu lassen, kehrt sie wieder um zur Zweiheitlichkeit und entwickelt da endlich den Gegensatz so: Ernährung und Fortpflanzung bei beiden Geschlechtern, Kampf (mit Suchen und Schweifen) merkbar überwiegend bei dem einen. Und damit ist erst der Gegensatz gegeben, der seelisch, nicht bloß körperlich, als der Gegensatz von Männlichkeit und Weiblichkeit bezeichnet werden darf. Ganz wesentlich entwickelt erst bei den hochstehenden Wirbeltieren, schwankt er auch da noch oft genug; die meisten Vögel und unter den Säugetieren besonders die reißenden Raubtiere zeigen die Veranlagung zum Suchen und Schweifen in Kampf und Jagd auch an den Weibchen in hohem Maße, so daß für die Männchen als Besonderheit nur der kriegerische Wettbewerb untereinander, der Brunstkampf, übrig bleibt. Beim Menschen findet sich der Geschlechtsunterschied

auf das höchste gesteigert, der Mann zu Kampf, Suchen und Schweifen, das Weib zu Ruhe und Pflege der Nachkommen veranlagt. Der Mensch bewährt sich dadurch in seiner Stellung als bei weitem höchstes der Erdentiere; die größte Mannigfaltigkeit der Bildungen wird so bei ihm möglich, denn wo größte Unterscheidung, größtes Auseinanderstreben der Eigenschaften besteht (sogenannte „Differenzierung"), da wird die Mannigfaltigkeit notwendig hervorgerufen, weil auch wieder die Verknüpfung der Gegensätze sich geltend macht und diese eine große Zahl von Übergängen bewirkt.

Wenn bei dem Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Fortpflanzungsrolle Tiger und Tigerin, Löwe und Löwin, Kater und Katze, Hund und Hündin in kaum unterscheidbarem Maße sich balgen und reißen, zum Jagen und Umherschweifen neigen, wenn Stier und Kuh, Elefant und Elefantin, Rehbock und Ricke trotz der hier dem Männchen allein verliehenen Wehrhaftigkeit gleichmäßig friedsam grasen, ist bei dem Menschen die Kluft zwischen männlicher und weiblicher Betätigung in dieser Hinsicht groß und die Angleichung findet, wie auch schon bei den Affen, erst in einem neuen Gebiet statt, in der Arbeit, zu der beide berufen sind, der Arbeit, die dem Leben der Menschen die gleiche und größere Besonderheit gibt wie dem der höchsten Insekten. Ward dem Weibe die friedsame, wehrlose Art der weiblichen Huftiere zu eigen, so empfing der Mann eine wahre Raubtiernatur, die ihn nicht nach Art der Huftiermännchen nur gelegentlich gereizt und zu angreifender Abwehr geneigt erscheinen läßt, sondern ihn dem Katzen-, Hunde-, Bärengeschlechte gleich auf Kampf und Beute treibt. Hieraus ist Gefühls- und Geistesleben, ist sein Charakter im einzelnen zu erklären.

„Kampf" ist die Grundlage der Mannes-, „Zucht" die der Weibesnatur. Indem wir Mannes- und Weibesnatur von Vater- und Muttertum sondern, gewinnen wir die scharfe Abgrenzung zwischen der direkt aus dem Paarungsbegehren erfließenden Geistesverfassung (Genitalpsyche) einerseits und den gesamten Regungen des menschlichen Geistes anderseits, insofern sie durch die Geschlechtsverschiedenheit beeinflußt werden, der Sexualpsyche; so läßt sich diese als der Gegenstand dieses Kapitels von dem des vorigen trennen. Die Genitalpsyche enthält mehr des Unbewußten als die Sexualpsyche, ja sie besteht im Grunde genommen aus dunklen, ebenso unerklärlichen, wie unabweisbaren Seelenregungen, während jene ganz wesentlich im bewußten Geistesleben sich äußert; hier zwischen Genital- und Sexualpsyche zeichnet sich die wichtigste Grenzlinie ab, die auf der großen Karte des Wissens überhaupt besteht: es ist der Übergang aus der Biologie (Biopsychologie) als Naturwissenschaft zur Psychologie als Wissenschaft vom Charakter, zur Geistes- und Kulturwissenschaft.

Es versteht sich überhaupt, daß die Einteilung in Genitalpsyche und Sexualpsyche (wie alle Einteilungen) von der Wissenschaft zum Zwecke der Erklärung und Darstellung der Natur angelegt, nicht aber in dieser selbst vorhanden ist. In ihr selbst ist natürlich der Übergang unmerkbar, die Sexualpsyche ist ja in ihren Regungen, namentlich in der Kampfregung des Mannes, der Genitalpsyche in hohem Maße dienstbar; die Genitalpsyche wirkt mächtig auf die Sexualpsyche ein, wie man aufs deutlichste an den Wirkungen frühzeitiger Kastration (Wegschneiden der Geschlechtsorgane bezw. deren wesentlicher Teile) erkennt. — Übrigens ist der Zusammenhang bei den beiden Geschlechtern zwischen Genitalpsyche und Sexualpsyche verschieden, beim Manne liegen sie einander ferner als beim Weibe. So ist es seit grauem Altertum überliefert. Ist es darum wahr? In dieser einfachen Gestalt freilich nicht. Sieht man, wie das Weib im Durchschnitt geschlechtlich wunschloser ist als der Mann, wie in Rede und Tun die Keuschheit walten kann auch ohne äußeren

Zwang, wie eben aus dem ungezügelten Geschlechtsbegehren der Männer Verbrechen, Krieg, namenloses Unglück erwachsen kann, möchte man wohl gar das umgekehrte Resultat ziehen. Aber in Wahrheit zwingt dies nur einzusehen, daß bei Mann und Weib Genitalpsyche und Sexualpsyche in verschiedener Art zueinander in Beziehung gesetzt sind, daß vielleicht andere Äußerungen und Sphären der beiden Psychen beim Manne, andere beim Weibe einander besonders nahe zugeordnet sind, während dabei doch dem Maße nach beim Weibe die Genital- und Sexualpsyche einander näher sein können. Die Zurückhaltung, die die weibliche Sexualpsyche kennzeichnet, ist von der Genitalpsyche her weit entschiedener bedingt als die stürmische Art des Mannes.

Diese Grenzlinie ist der Übergang von der Naturwissenschaft, der noch die Genitalpsyche überwiegend anheimfällt, zur Geisteswissenschaft, der die Sexualpsyche bereits im wesentlichen angehört, das will sagen: Übergang von der Wissenschaft der Beobachtungen und Berechnungen zu der Wissenschaft, die, mit dem „Schluß von sich selbst auf andere", mit dem seelischen Verständnis arbeitet; von der Wissenschaft, die Gegenstände untereinander vergleicht und gleichsetzt, zu der, die das Gleichsein der Personen mit dem Untersuchenden, oder ihr Andersein (in irgend einer seelischen Eigenschaft) konstatiert: denn da der „Schluß von sich auf den anderen" zur Kenntnis eines anderen Menschen unerläßlich ist, so kann man niemals die Charaktere und auch nur Seelenregungen zweier Menschen miteinander vergleichen, ohne innerlich den Umweg über sich selbst zu machen. Was uns selber ganz fehlt, werden wir in anderen nie verstehen; so sehr sind wir bei dieser Erkenntnisweise von unserer eigenen körperlich-geistigen Organisation abhängig; unreife Kinder werden nie von Lust und Verlangen der Geschlechtsliebe eine rechte Ahnung haben.

Eine Novelle in der Münchener „Jugend" behandelte einst das Thema geistreich und anmutig: zwei kleine Mädchen in einer Sommerfrische, die sich unablässig den Kopf zerbrechen, wo die Kinder herkommen, während um sie her in schwüler Atmosphäre alles zu Liebe, Paarung, Zeugung wirbelt und taumelt, Vater und Mutter, Dienstmädchen und Soldat, Gouvernante und junger Herr, von Hunden, Katzen, Hühnern ganz zu schweigen — vergebens.

Besteht nun zwischen Menschen in der körperlich-geistigen Organisation kein tieferer Unterschied als der geschlechtliche, so ist es klar, daß und weshalb „männlich" und „weiblich" die beherrschenden letzten Elemente sind, auf welche die Forschung die Charakterzüge zurückführen kann. Und da wir im Grunde allem einen Charakter beilegen, was wir anschauen, so geht diese Betrachtungsweise über den Menschen hinaus: die Tiergattungen, obwohl in sich selbst doppelgeschlechtig, scheinen uns als solche Geschlechtscharakter zu tragen: männlichen, umsomehr sie den Eindruck des stürmischen und lärmenden oder mächtigen und feurigen, weiblichen, umsomehr als sie schmiegsamen, traulichen, zierlichen Eindruck machen; so sprechen die meisten Völker den Hund als männlich, die Katze als weiblich an, selbst wenn ihre Sprache, wie die romanischen, „Katze" mit dem männlichen Artikel ausstattet; vielfach wird durch die Tiere das Verhältnis zwischen Mann und Weib versinnbildlicht.

Und weiter geht die Geschlechtsunterscheidung in das Gebiet der toten Gegenstände und beherrscht in dem männlichen oder weiblichen Geschlecht der Hauptworte (substantiva) die Grammatik; es zeigt sich am Ende, daß wir beim Schauen und Denken aller Dinge in größerem oder geringerem Grade an die Geschlechtsunter-

scheidung gebunden sind, sie erweist sich mithin als sogenannte notwendige Denkform oder „Kategorie". Die Grammatik zeigt nämlich Geschlechter noch anderwärts als beim Substantiv, beim Zeitwort (verbum): wir sprechen von „Geschlechtern des Zeitworts" (genera verbi)! Das ist vielleicht ein bloßes Bild? Aber ein Bild von tiefem Sinne, und nicht nur zufällig, nicht nur etwa der lateinischen Grammatik eigen; seine Notwendigkeit wird sogleich einleuchten.

Die Geschlechter des Zeitworts sind Tätigkeitsform und Leidensform, Aktivum und Passivum. Geschlechter — denn die Aktivität wird als Wesen der Männlichkeit, die Passivität als Wesen der Weiblichkeit empfunden. Damit erscheint der Gegensatz Männlichkeit : Weiblichkeit als ein Weltgesetz, das heißt ein Urgrund, aus dem die Gestaltung der Welt hervorgeht, denn aus Tätigkeit und Leiden, aus Wirken und Geformtwerden setzt sich der ganze Weltvorgang zusammen: in „Form (oder formende Kraft) und Stoff". Mann und Weib erscheinen so schließlich nur als die Repräsentanten eines längst, bevor Menschen wurden, und von aller Ewigkeit her in der Natur angelegten Gesetzes der geschlechtlichen Zweiheit.

Auf ihn ist denn auch alle Mythologie und Religion gegründet (soweit Religion nicht etwa ohne mythologischen Einschlag denkbar wäre, was hier nicht zu untersuchen ist). Besonders die heidnischen Kulturen mit Vielgötterei versinnbildlichen den Stoff, als dessen Gestalt ihnen die Erde gilt, durch weibliche, die schöpferische und formende Kraft, die ihnen im Winde (der Luft), dem Feuer (insbesondere Blitz), dem regen- und bergströmesendenden Himmel (Luft-Wasser, Wasser-Luft) enthalten scheint, durch männliche Gottheiten. Die Befruchtung der („unteren") Erdgöttin durch das Wasser (Regen, Bergstrom, Meer), das mit zeugender Kraft vom schaffenden („oberen") Gottgeist ergeht, der im Himmel und im Feuer ist, spielt eine große Rolle dabei. Die tastbare Erde ist schmutzig und dunkeltrübe, der unsichtbardurchsichtige Geist ist rein und licht und klar:

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München

Abb. 48. Simson bedroht seinen Schwiegervater, der ihm seine Frau vorenthält.

Nach einem Gemälde von Rembrandt.

so sind die unheimliche, trübe, böse Nacht, der helle, lichte, das Gute sieghaft erleuchtende, zum Siege hebende Tag, aber auch die lichtspendende, große, warme, tagbeherrschende Sonne und ihr gegenüber der lichtempfangende, kleine, kalte, die Nacht geleitende Mond (in den allermeisten Sprachen ist abweichend von der heutigen deutschen „Sonne" männlich, „Mond" weiblich) die Gestaltungen der Urprinzipien Männlich und Weiblich.

„Das Weib ist Krankheit, der Mann ist Gesundheit," lehrt die Wissenschaft im Munde des „Vaters der Heilkunde", Hippokrates. Natur und Geist werden in den Betrachtungen der Weltweisen wie Weib und Mann einander gegenübergestellt.

Astronomie und Mathematik selbst werden von der Betrachtung über den Geschlechtsgegensatz beeinflußt, die Zahlenlehre der orientalischen Völker ganz von ihm beherrscht. Die Drei und das Dreieck ist für die Ägypter und ihre griechischen Schüler männlich, die Vier und das Quadrat ist das Weib, Sechzehn die Wollust. — Die Figur des pythagoreischen Lehrsatzes stellt eine geheimnisvolle Vereinigung von Mann und Weib dar und in dem Lehrsatz glaubt man den Aufschluß über das Verhältnis der beiden geschlechtlichen Weltprinzipien gefunden zu haben.

Unendliche Kunst und unendliche Gelehrsamkeit ist zur Ausmalung und Erweisung dieser Ansicht von den Geschlechtsprinzipien verwendet worden; die Sage vom Lichtgott Simson und der Nachthexe Delila — Simson, zu deutsch der „Sonnenmann", bedroht seinen Schwiegervater, der ihm seine Frau vorenthält (Abb. 48); er ahnt nicht, daß die von ihm Geliebte arglistig seinen Untergang plant — gibt einen leisen Begriff davon; die Phantasie berauscht sich in unendlichen, wollüstigen und schauerlichen Bildern von Befruchtung und Entmannung, an der Überwindung furchtbarer Gegensätze arbeiten sie, in krampfhafter Not wider das Grauen: Die Materie Erde ist die Mutter, aber auch das Grab. Das erregt im geängsteten Herzen und im gemarterten Hirn das Grauen vor dem Weibe, das jenen wesensgleich, dem Grabe und der Nacht, jener die Verdammnis in sich schließenden Ruhe des „ewigen Todes", in der uns die Welt erscheint, sofern wir sie nur als unaufhörlich schwingenden Stoff denken, ohne geistiges Wollen und Wirken, ohne Gut und Böse, ohne Zwecke und Sinn. Die Lehre des Katholizismus wahrt viel davon: denn ist in dem „Mann" (das heißt dem Männlichen als Weltprinzip) das Schaffen und Wirken, hellgeistige Bewegung, so ist im „Weibe" Trägheit, die unheimliche, die Todsünde, weil in der Trägheit die bewußte Auflehnung wider das Streben, den Willen zum Guten, zu einem Geist und Sinn des Lebens hervortritt, durch welchen Willen allein nur der immer drohende „ewige Tod" (Verdammnis) bekämpft werden kann; wer diesen Kampf nicht führen will, ergibt sich dem Bösen, ist wider Gott und seine Gnade, seine Erlösungsabsicht.

Die Männer, die sich gut genug kennen, um zu wissen, wie oft ihre Leidenschaft, vom Weibe gelockt, sie ins Böse treibt, scheuen in der Schwäche (deren Name Weib ist) die unwiderstehliche, unbegreifliche, unheimliche Macht, die der Kraft Vernichtung droht, durch Sinnlichkeit, ablenkend von Tat und Gedanken, wie die Versuchungslegenden (Abb. 49) es ausmalen.

Das Weib, in der Hexe die scheußlichste Verzerrung des Teuersten und Rettenden, Mutter enthüllend, erscheint als Gesandte des Abgrunds, als Verkörperung des Bösen, als die Versuchung selbst.

Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 49. Die Versuchung des heiligen Antonius.

Nach einem Gemälde von David Teniers d. J.

Zur Erklärung vergegenwärtige man sich eine Erinnerung aus der eigenen Kleinkinderzeit: daß es nichts Fürchterlicheres gab als den Anblick der Mutter in sinnloser Wut.

Nie werden diese Ideen die Menschen, die Kraft zum tiefen Denken und Phantasie zum großen Schauen haben, gänzlich verlassen. Goethe hat beide Teile des Faust wunderbar mit ihnen durchwirkt; so bleiben sie wach auch für die Gegenwart und für die Kinder eines Zeitalters der Wissenschaft, die das Denken und Fühlen der Vorwelt nie erfassen werden, sofern sie nicht wissen, daß es in Religion und Philosophie und Kunst und Erkenntnis ein Denken und Fühlen des geschlechtlichen Gegensatzes war, und die Kraft, sich selber zu kennen, nicht haben können, ohne zu wissen, wie ihr eigenes Denken und Fühlen in der Notwendigkeit des Geschlechtsgegensatzes befangen bleibt. Während jene geheimnisvollen Betrachtungen der Geschichte anheimfallen, deren Denkekunst und Verständniswissenschaft die Aufgabe zukommt, jene alten Gestaltungen des Geschlechtergegensatzes für die neue Menschheit begreifbar zu erhalten, macht sich die Wissenschaft der Natur daran, ihn in genauere Erkenntnisformen neu zu fassen.

So taucht er heute auf in der Lehre von der seelischen Beschaffenheit der Völker in dem Bestreben, Nationalgegensätze auf Geschlechtscharaktere zurückzuführen, „männliche" und „weibliche" Völker zu unterscheiden. Selbst von Völkerehen wird gesprochen (Heinrich Driesmans und Leo Berg).

So galten schon länger die Griechen als weiblich geartetes Volk im Gegensatz zu den männlich gearteten Römern; man findet die germanischen Völker männlich im Gegensatz zu den romanischen und slawischen; oder ein Weininger erklärt für das weiblichste Volk der Erde die Juden. Aber die Theorie gerät gar bald ins Schwanken: die tief eingewurzelte Auffassung von den in ihrem Wert entgegengesetzten Rollen des Männlichen und Weiblichen als Weltprinzipien, die zum mindesten unbewußt allüberall tätig ist und schon den kleinen Knaben treibt, kein Mädchen sein zu wollen, macht sich geltend im Sinne der nationalen Eitelkeit, und so will denn möglichst ein jedes Volk das männlichste, keins möchte weiblich sein. Finden die pangermanischen Heißsporne die Romanen weiblich, da sie klein und zierlich, geschmeidig und behende sind, unstet und leidenschaftlich, mehr für das Schöne als für das Gute empfänglich, mehr zum Zuhausebleiben als zum Wandern geneigt, den Süßigkeiten statt dem Trunke ergeben seien, so sieht dem gegenüber ein Hippolyt Taine gerade den Deutschen als weiblich; dick und fleischig, von weißer Hautfarbe, rot- und pausbäckig sei er, es fehle ihm das Männlich-Sehnige des schlanken, gebräunten Romanen; statt in der männlichen Kraft erfinderisch-schaffenden Genies suche er in Behäbigkeit und weiblicher Sorgsamkeit und Vorbereitung des morgenden Tages, in frauenhafter Geduld für stetige, eintönige Arbeit das Glück, — es ist klar, daß alles darauf ankommt, ob man den Germanen als den Recken mit blondem Christuskopf, als Siegfried oder als „Deutscher Michel" sieht.

Erwähnenswert ist, daß die Anglo-Amerikaner fast allgemein für „männlich" erklärt werden.

Und betrachtet man gar die lehrreiche Ausnahme, daß Bogumil Goltz die Weiblichkeit des eigenen Volkes beweist, so scheint das Wirrsal vollkommen.

„Der Deutsche", sagt Goltz, „steht den anderen Nationen gegenüber wie das Weib dem Manne. Der Deutsche hat mehr Natur, mehr Seele und Persönlichkeit, mehr Phantasterei und Idealismus, mehr Herzensdelikatesse, Mitleidenschaft und Humanität, mehr Verleugnung und Hingebung wie irgend eine Nation. ... Dieser Deutsche, der die politische Einheit Deutschlands nicht sichern kann, der den politischen Staat und das äußere Gleichgewicht mit anderen Staaten so schwer begreift, derselbe hilft Staaten und Städte in fremden Weltteilen gründen, der kolonisiert die ganze Welt, weil er sich am leichtesten zu der Eigentümlichkeit jedes Volkes hinüberlebt, ohne die seinige aufzugeben. So versteht das Weib in der Ehe sich dem Manne zu fügen, während sie ihn zugleich mit ihrer Eigentümlichkeit beherrscht. Der Deutsche, der scheinbar zu widerwillig und nachlässig ist, um bei jeder kleinen Gelegenheit seine Interessen ... zu verteidigen, ... wird ein Bergstrom, dem nichts widersteht, wenn er einmal ... losbricht, weil er aufs äußerste gebracht ist. Das Wesen des Deutschen ist so unergründlich wie die weibliche Natur. Auch das delikate, schämige, empfindsame und passive Weib wird ein Held und Märtyrer, ein Dämon, wenn es sich in seinem tiefsten Gefühl gekränkt sieht. Der Franzose stellt sich als einen weibischen Menschen im verächtlichen Sinne dar, weil er die Ostentation, die Wetterwendigkeit, die Launen und Eitelkeiten der Frauenzimmer nicht verleugnen kann, weil er dem Weibe in der Ehe die Souveränität abgetreten hat (Goltz übertreibt hier maßlos, vgl. jetzt Käthe Schirmacher, ‚Deutschland und Frankreich in den letzten fünfundzwanzig Jahren'. D. V.). Der deutsche Christ aber manifestiert die weibliche Fruchtbarkeit und Bildsamkeit, die allseitige Empfängnis, die Verschmelzung des Geistes mit der Seele, mit Liebe, Glaube und Poesie. Der Deutsche ist der Universalmensch, die Mutter der übrigen Nationen, das Weib des Menschengeschlechts, welches nicht nur die Fakultäten und Tugenden aller anderen Rassen in seinem Wesen versöhnt, sondern mit demselben die Einseitigkeiten der anderen

Völker ergänzt, sie erzieht, sie alle mit seinem Geiste ernährt; sich für alle verleugnet, alle pflegt und studiert, mit allen verkehrt, von allen verhöhnt und doch von allen gefürchtet und in seiner Geistesüberlegenheit anerkannt wird."

Höchst bedenklich und nicht besser wird die Sache dadurch, daß nicht nur in der Völkerseelenlehre, sondern auch in der des Einzelmenschen die Widersprüche sich finden, beispielsweise in der Frage des Frauenstimmrechts. Heißt es da nicht, daß das Weib falscher Art und das Neue liebend, zu wankelmütig sei und daher immer mehr zur Verstärkung der radikalen Parteien beitragen, schließlich also das Staatswesen zum Umsturz bringen werde? Aber weiter: das Weib ist zu konservativ und bigott, sie wird das Werkzeug der Reaktion und des Pfaffentums werden, — wenn es einen Widerspruch gibt, so ist doch das einer! Gewiß, aber die Widersprüche können nur vorsichtig machen, nicht entmutigen. Sie bewahren den besonnenen Forscher davor, eine Seite, einen Zug, eine Richtung als die gesamte Kennzeichnung eines Charakters auszugeben, sie lehren ihn gerade deshalb, der Vielgestaltigkeit der Züge in einem Charakter Rechnung zu tragen. Im Studium der Charaktere gibt es kein absolutes Richtig und Falsch, sondern in jedem Menschen läßt sich von allem, selbst von den einander widersprechendsten Eigenschaften etwas finden; ja eine Eigenschaft kann als voll ausgeprägt nur erscheinen, wenn die Gefahr und Neigung, ihrem Gegensatz zu verfallen, in der Persönlichkeit vorhanden ist. Also kein „richtig" und „falsch", nur ein „mehr oder minder wesentlich".

„Das macht, ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch,"

läßt Konrad Ferdinand Meyer seinen Hutten sagen. „So und doch auch wieder anders" ist das Gesetz der Charakterforschung. So kann ein Einzelner, so kann ein Volk in bestimmter Richtung männlich, in anderer weiblich erscheinen — daß also die, die es „männlich" und die es „weiblich" finden, gleichermaßen recht haben, und in der Tat wird die endgültige Bezeichnung eines Volkes als männlich oder weiblich meist nicht viel mehr als eine Art Sinnbild sein. So bemerkt zum Beispiel weiterhin Goltz, daß der Deutsche denn doch auch männlich sei: „um seiner Vernunftüberlegenheit der männlichste Mensch; er hat also das Wesenhafteste und Bedeutsamste vom Weibe wie vom Manne; er ist das Genie des Menschengeschlechts." Aber wiederum könnte ähnliches von seinem Volke sagen jeder Fremde, der sein Volk ebenso kennt und liebt: „Genie des Menschengeschlechts", „grande nation", „auserwähltes Volk" sind und bleiben selbstverliehene Titel; aber die Eitelkeit, individuelle wie nationale, ist der schlimmste Feind wissenschaftlicher Erkenntnis. Es sei denn der Schluß gezogen mit der Einsicht, daß sogar die verschiedenen Eigenschaften selbst unter verschiedenen Gesichtspunkten bald männlich, bald weiblich erscheinen: Klugheit. Ist sie nicht wesentlich männlich? Nein doch; der Mann ist ein plumper Draufgänger, ermangelt der Feinheit; wird leicht von Frauen weit geführt; was geht über Weiberlist! Ist Schwäche, Schwatzhaftigkeit, Feigheit, Torheit, spezifisch

weiblich? Da antwortet ein Feminist, Ludwig Finckh, so, daß man das alles gerade für männlich ansehen möchte:

„Ich sah," erzählt Finckh, „wie der Mann ohnmächtig wurde und die Lampe hinwarf, mit der er leuchtete, weil die Frau ihre Schmerzen litt und sein Kind zur Welt brachte. Ich sah auch, wie der Mann nebenan mit Freunden feierte und sich betrank auf die glückliche Niederkunft, indes die Frau still im Blute lag und ein Leben schenkte. Ihr verschweigt eure Schmerzen und verschließt alle Qualen in eure geheimsten Winkel; wenn ihr großes leidet, so weint ihr verborgen und tretet still und ruhig ans Tageslicht unter die Menschen und lasset's niemand ahnen. Derweilen sitzen eure Männer im Wirtshaus und erzählen sich den neuesten Klatsch und bilden sich ein, Politik zu treiben. Zigarren, Wein und Weib. So schwatzhaft seid ihr. — Wenn ein Kind vor den Chirurgen gebracht wird und es liegt still und wissend und gefaßt da, so ist es ein Mädchen, wenn es aber brüllt und Furcht hat, so ist es ein Junge. So feige seid ihr. — So töricht seid ihr, wie Kinder, die einen unverdorbenen und unverbrauchten Geist haben. Das Natürliche faßt ihr, aber das Verstimmte, Erklügelte und Erkünstelte ist euch zuwider. Mit der Kraft eures Herzens ahnt ihr, mit der Klarheit eures Empfindens wißt ihr und werft alle Schärfe des Geistes über den Haufen. Die Frauen, die ich kannte, dachten rasch und tief und mich freuten die armseligen Köpfe, die durch Finten und Verdrehungen ihnen nicht recht gaben, weil es zu den Privilegien des Mannes gehört, gescheit zu sein, und mich freute die Erbärmlichkeit, die niemals eine Überlegenheit der Frau anerkennt, weil sie sich eigener Niederlagen schämt." — Auch im Talmud und bei den stoischen Philosophen der Griechen und Römer finden sich ähnlich gerichtete Gedanken.

Damit bestätigt sich für den besonderen und grundlegenden Fall der Geschlechtercharakteristik der allgemeine Satz der Charakterlehre, daß die steckbriefmäßige Aufzählung von Eigenschaften völlig untauglich ist, fruchtbare, oder, wie wir hier vorzüglich sehen, auch nur richtige Ergebnisse zu liefern; eine derartige Aufzählung wird stets so öd und langweilig und so bar an praktischem wie an Erkenntniswert sein eben wie ein Steckbrief. Nur im steten Nebeneinander der Gegensätze, im immer feineren Entmischen immer weiterer Gegensätze aus der Charaktereinheit, in immer weiterem Zerspalten scheinbar einfacher Züge zu Gegensätzen kann lohnende Einsicht gewonnen werden; für uns also wird es geboten sein, wie sehr auch unsere Untersuchung hier dem Manne allein gilt, das Weib im Auge zu behalten. Denn nur durch das Gegensätzliche des Weibes wird erkennbar, was männlich sei, ja wird der Begriff des Männlichen erst möglich: könnte man doch auch von „Land" keinen rechten Begriff haben, wenn man nicht daneben das „Meer", von „krumm", wenn man nicht „gerade" nebenher im Auge hätte — wie bei allen Begriffen, welche man „wechselbezüglich oder korrelativ" nennt und für die eben „Mann" und „Weib" das Grundbeispiel bilden.

So hat denn die Lehre von der Geschlechtsseele seit ihren Uranfängen, in ihren sagenhaften, ihren hausbackenen und ihren wissenschaftlichen Gestaltungen immer die beiden Geschlechter zusammen behandelt — oder das Weib allein. Hier taucht eine neue Frage auf. In der Tat ist zum ersten Male in diesem Werke das Geistes- und Gefühlsleben des Mannes allein zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht. Immer, scheint es, ist nur „das Weib ein Rätsel"; dem Manne fragt die Seelenforschung nirgends nach; es sei denn, wie bemerkt, in engstem Nebeneinander mit dem Weibe, zu dessen besserer Beleuchtung. Vielleicht erinnert sich nun auch mancher Leser, daß ihm bereits seit Anfang, ohne diese Ausführungen, das

Thema neu und eigentümlich erschien. Unternähme man es, in naiver Weise, ohne Überlegung der Methode, ein Charakterbild des Mannes zu entwerfen, so würde man bald die unliebsame Entdeckung machen, die Sache sei eigentlich uferlos. Denn wollte man alle Geistestätigkeiten des Mannes zusammenbringen, so hätte man nicht weniger und nicht mehr zu geben als das Bild der gesamten Menschenkultur, der Universalgeschichte der Menschheit. *Das Geistesleben des Mannes deckt sich mit der Summe der menschlichen Kultur*, denn der Mann hat die menschliche Kultur geschaffen. Das Unternehmen wäre in der Gestalt uferlos und überflüssig. Die Geschichtsschreiber sind längst daran beschäftigt. Die Aufgabe des Seelenforschers ist aber doch eine ganz andere als die des Geschichtschreibers; und es wäre verhängnisvoll, sie zu verwechseln. Es wäre insbesondere gänzlich verfehlt, wenn etwa der Seelenforscher sich zum Studium des Geschlechtergegensatzes gerade die bedeutenden Männer und Frauen herausstuchte. Dem Studium der Geschlechtsverschiedenheit kann füglich nur der normale Mann, der Manntypus, und das normale Weib, der Weibtypus, Gegenstand der Betrachtung sein, sonst kommt er ja gar nicht auf den Gegensatz von Mann und Weib, sondern auf den Gegensatz des bedeutenden Mannes zum unbedeutenden und des bedeutenden Weibes zum unbedeutenden, wovon doch nur ein erst durch künstliche Vereinigung zu gewinnender Teil, nämlich die Eigenart des Bedeutendseins bei Mann und Weib, für uns in Betracht kommt. Dies ist u. a. sehr wichtig im Sinne richtigen Verständnisses unserer Bilder, zu deren Nutzbarmachung auf Seite 110 verwiesen sei.

Der Mann hat die menschliche Kultur geschaffen, im Kampf, im körperlichen und geistigen Schweifen in alle Fernen, im Eindringen in alle Berufe, im Entwickeln und Erfüllen aller Berufscharaktere, deren Gesamtheit eben den Inbegriff der menschlichen Kultur bildet; im Gegensatz zu den Frauen, die außer „dem einen Beruf des Weibes", der Zucht, keinen haben, so daß in dem Wort „Frauenberuf" dem feinen Ohre ein Beiklang von Unnatürlichkeit mitsummt, wie es denn auch keinen „Frauenberuf" gibt, der nicht eine Nachahmung oder Veränderung eines männlichen Berufes wäre.

Der Leser wird bei einem Blicke auf das Inhaltsverzeichnis von Teil 1 und 2 dieses Bandes finden, daß „der Mann als Jüngling, Gatte und Vater" ihm ebenso das Gefühl einer leisen Überraschung erweckt, wie ihm „das Weib als Jungfrau, Gattin und Mutter" geläufig ist — darum ist aber auch das einzelne Weib in weit höherem Sinne ganz Weib als der Mann jemals ganz Mann sein kann, indem ein jeder doch schließlich nur einen oder etliche Berufe erfüllt. „Jedes echte Weib vertritt ihr Geschlecht in allen wesentlichen Geschicklichkeiten, Tugenden und Charakterzügen vollkommen; niemals aber kann ein Mann ein vollständiger Träger aller männlichen Grundtugenden und natürlichen Fähigkeiten sein" (Goltz).

Der Mann hat die menschliche Kultur geschaffen; der ereifertste Feminismus denkt nicht daran, es zu leugnen; in diesem Sinne ist der Mann der Mensch überhaupt, und so wird es verständlicher, daß es in vielen Sprachen für Mann und Mensch schlechthin identische Worte gibt; so im Englischen (man), im Französischen (homme), im Italienischen (uomo) und

im Spanischen (hombre) wie im Lateinischen (homo), und im Grunde doch auch im Deutschen, wo „der Mensch" für Mann gesagt wird, „das Mensch" für Weib aber ganz selten und nur verachtungsweise im Gebrauch ist.

Ferner: nennt man eine Person beim bloßen Vatersnamen, so ist stets ein Mann gemeint: „Goethe", „Bismarck". Soll ein Weib bezeichnet werden, so wird stets die Geschlechtsbezeichnung „Frau" beziehungsweise „Fräulein" oder der Vorname oder der Artikel hinzugefügt. „Käthe Schirmacher", „Ellen Key", „Sabine Lepsius" oder „die Niemann-Raabe", „die Destinn", „Fräulein Raschke" u. s. w.

Die immer weiter gehende Sonderung und Vermannigfachung der (männlichen) Berufe, in der das Fortschreiten der Kultur, das Schöpferische im Wesen des Menschen sich geschichtlich ausprägt, geht notwendig hervor aus einem beständigen Willen der Männlichkeit, ihresgleichen zu übertreffen, aus dem auf Kampftrieb gegründeten Wettbewerb. Die Männlichkeit sieht sich gedrungen, immer Neues zu schaffen, und zwar noch nicht Dagewesenes, nur erst Gedachtes, was noch kein Vorbild und keinen Boden im Bestehenden hat, sondern unter selbständiger Verwertung des schon Bekannten erst ersonnen und erschaffen werden muß. Während das Weib in ihrem Streben greifbaren (konkreten) Mustern nacheifert, und zum Beispiel selbst in den Emanzipationsbestrebungen das ersehnte Ziel vielfach nach dem Bilde der Männlichkeit geformt ist, baut die Männlichkeit den Fortschritt, die Kultur hinein ins Leere, Vorbildlose; der männliche Geist lebt und schafft (wie der philosophische Kunstausdruck dies nennt) in der Abstraktion, der Idee. Der Kulturfortschritt, jenes abstrakte Suchen und Vorwärtsdrängen ins Ungewisse, Endlose, Vorbildlose, dies einander Übertreffenwollen ohne Ende ist aber wesentlich eine Veranstaltung der Männer, in der sie, dem Geschlechts- und Nahrungstriebe folgend, die Weiber und die Möglichkeiten, diesen die für die Zucht neuer Generation nötige Sicherheit zu bieten, einander streitig machen. Also eine Funktion, deren Ziel (als Gegenstand und Adresse) das Weib ist, eine männliche Geschlechtsfunktion, die dann die Weiber doch wohl nicht werden nachmachen wollen. Denn es hat wohl für sie keinen Sinn, das zu tun, womit man das Weib gewinnt. Arbeit ist beiden Geschlechtern verliehen, ist an sich geschlechtslos. Sie hält zwischen Kampf und Zucht eine Mitte, vermag sich mit beiden zu verschwistern, vermag von beiden beeinflußt zu werden, von Kampf und Zucht ein Mehr oder ein Minder in sich aufzunehmen. Darum muß sie sich aber eben bei den Geschlechtern verschieden darstellen; es wird selbst bei einem Manne, der gar nichts Kriegerisches mehr in seiner Beschäftigung hat, auf die Arbeit der Kampf, und bei einem Weib, das selbst den Gattinnen- und Mutterwünschen sehr kalt gegenübersteht, die Zucht auf die Arbeit abfärben. Aus jenem oben erwähnten Überwindenwollen, aus dem, wie sehr auch auf den Zweck des Sieges, das Objekt des Kampfes der Blick gerichtet sei, entschwindet nie die Lust des Überwindens selbst, so daß kein Übertreffen den Mann mehr befriedigt als das Übertreffen im Überwinden von Schwierigkeiten, Gefahren, Gegnern (ja eigent-

lich nur dies für ihn Wert hat und alles Tun für ihn unter diesem Gesichtspunkt abgewogen wird). Das ist die Laune des Ehrenpunktes, der dem weiblichen Empfinden übertrieben und komisch erscheinen muß, als welches für den reinen Wert das zu Erlangende viel mehr Sinn hat. (Vgl. das auf S. 101 über Donquichotterie Gesagte.)

Auch die Frauen kämpfen um den Mann, aber das Ringen ist nicht so intensiv, vollzieht sich in passiven Formen, im bloßen Zurschaustellen — und dieser Unterschied im Grad der Spannung ist es, vermöge deren aus dem Konkurrenzkampf der Männer der Kulturfortschritt, die Idee mit herausschmilzt (Karl Vogt würde vielleicht gesagt haben: ausgeschwitzt wird). Und dieser höhere Grad der Spannung ist es eben, der erhalten bleiben muß. Die Kampfesspannung, die das Kampfgeschlecht beseelt, muß stets diejenige Kampfesspannung überwiegen, die das Zuchtgeschlecht aufzubringen vermag — sonst verfehlt das Kampfgeschlecht seinen Zweck, es leistet dem Zuchtgeschlecht nichts mehr und kann ihm nicht gefallen. Die von den Frauen jeweils erreichte Höhe der Spannung des Kampfes muß also stets vom Manne längst weiter hinaus gesteigert sein. Tauglich zu jeder Arbeit genau so wie der Mann wird die Frau ihm jede Arbeit ebenso nachmachen können wie der Mann jede Frauenarbeit nachzumachen weiß — ja sogar besser. Aber neu entwickelt, erzeugt (wozu jene Hitze des Übertreffens, das Überbieten und Zurückdrängen des bisher Dagewesenen nötig ist, der Vorstoß ins Unbekannte) werden Arbeitstypen vom Manne. Der Frau sind alle Berufe zugänglich, aber zugänglich erst, nachdem der Mann sie für sie gebildet. Aller Arbeit ist die Frau mächtig, bis zu dem Punkte, da die Arbeit wesentlich als Funktion des Kampfes erscheint, dem Punkt, da die Konkurrenz, das Werben und Überbieten aus der Stellung eines bloßen Mittels zur Erlangung des Umworbenen herausgetreten und zu einem Stück Selbstzweck geworden ist. Aus diesem Selbstzweck gewordenen Mittelzweck, dem Werben, Überbieten, Gefahrlaufen, ins Unsichere hinein Denken und Bauen, das dem Manne eigen ist, entsteht das Kulturneue. Dem Manne verbleibt die Originalität. Es verbleibt ihm daher auch die Genialität.

Ist auch beileibe nicht jeder Mann Genie, sondern nur hier und da einer, so ist doch das Genie männliche Eigentümlichkeit, wie reich auch die Natur — und vielleicht reicher als den Mann — die Frauen mit Talent begabte.

Sodann: sieht man nicht, wie aus dem Schweifen und Suchen jenes Führende, den Fortschritt fördernde, die Richtung auf die Idee im Manne hervorgeht? Der religiös-mystische Drang nach dem Wunder der Erfüllung des Lebens, die über dieses Leben hinausgeht, außerhalb seiner selbst liegt, gestaltet sich gänzlich verschieden in Mannes- und Weibesseele. Symbol der Unerfüllbarkeit ist die Ferne, in die Ferne richtet sich des Menschen Blick, aber das Heil, das Wunderbare . . . dem Weibe soll es kommen aus der Ferne in seine Sphäre, sein Heim, in den Bereich seiner Arme hinein, herrlich und erlösend, rein, durch nichts, nichts mehr getrübt; zu umfangen, zu hegen, zu stärken und zu vervielfältigen über die Kraft und die Be-

deutung hinaus, in der es kam; zu halten ewig und verklärt der Ewigkeit zu schenken, so erwartet und erharrt es das Weib, so will es es empfangen. Dem Manne soll es auftauchen in der Ferne: neues Land, lieblich nähernd, erwärmend, unendlich schöner als die Heimat; neue Erde, das Samenkorn hineinzusenken, unendlich fruchtbarer als die Heimat — und voll wilder Schreckniſſe, der Heimat unbekannt, die überwunden zu werden heischen. Das Heil, die Erfüllung, er weiß nicht, wo er sie suchen soll — nur in der Heimat nicht. Nicht in Vaters Haus. Das steht dem Knaben fest. Welcher Weg der rechte — es ist fast gleichgültig in der Unendlichkeit der Wege, nur überhaupt ein Weg — nicht bleiben! Erscheinen soll das Heil, das Wunderbare, in der Ferne in dem neuen schönen, wirtlichen, feindlichen Lande, göttlich-erlösend, heilig-gut und schön... So gibt sich der Manneschaarakter in der allgemeinen Märchensymbolik: der Riese, Drache, Zauberer als Bedrücker der Jungfrau. Kühn, wenn das Unheil so in das Heil sich hineinschlingt, daß die Geliebte selbst vom Dämon besessen erscheint und selbst aus der Drachengestalt gefährlicher Schlange erlöst werden muß.

Der Drang nach dem Abenteuer ist es, mit dem die Tat, erscheinend in Zerstörung und Ausrottung, in Neusaat und Aufbau, also der Fortschritt gezeugt wird. Kann es der Frau anstehen, auf Abenteuer zu gehen? Kampf und Suchen, Soldatentum und Idee verschwistern sich im Drange nach dem Abenteuer; und seine Verkörperung ist das Rittertum; der Ritter, eindringend, sich verlierend in das Dunkel des Waldes auf der Suche nach dem Unbekannten, Holden und Verderblichen. Soll die Frau Ritter werden? Kann sie Vervollkommnung in der Richtung auf das Rittertum hin suchen?

Nur in der entgegengesetzten Richtung kann ihr Entwicklungsziel, das Ideal ihrer Vervollkommnung liegen. Mit dem Worte „Ritter" drängt sich sogleich das Wort „Dame" auf. Dame ist Domina (Herrin), romanisch donna, dame und mit dem Fürwort, das Inbrunst hinzusetzt: Madonna, notre dame. „Jungfrau, Mutter, Königin — Göttin sei uns gnädig." Nach dieser Richtung hin verläuft u. a. auch ihre unentbehrliche Kulturaufgabe. Kämpfen und Suchen allein macht den Ritter nicht, das kann auch der Rohling; dabei allein würde nimmer Kultur, sondern lediglich Barbarei entstehen.

Die Frau klagt, das Weib sei unterworfen, der Mann allein herrsche nur und stets. Nicht, wenn er ein Ritter ist. Zum Ritterbegriff gehört auch das Dienen. Dienen äußert sich nun eben in sehr verschiedener Weise: das Weib dient gerade durch Arbeit. Der Mann dient seinem Geschlecht: Oberen, Genossen und Untergebenen durch Treue, die dem Untergebenen gegenüber in Schutz und Gerechtigkeit, dem Oberen gegenüber in Gehorsam sich äußert, der Frau durch Schutz, Pflege und Verehrung. Das Kämpfen, Schweifen, Suchen wird nicht nur in günstigem Sinne wirksam; es hat seine arge Kehrseite.

Ganz abgesehen davon, daß in einer großen Anzahl der Männer jene Charakterzüge eine außerordentliche Abschwächung erleiden müssen, so sind doch unter den vielen, denen sie noch bleiben, wenige auserwählt, auch wirklich etwas Rechtes zu finden. Und auch die nur in besonderen Augenblicken. Im gewöhnlichen Verlauf wird das Suchen und Schweifen, das Abenteuern weit eher zum Irren. Der Don Quichottes sind so viel mehr als der Siegfrieds, und Don Quichotte ist ein echter Mann. Wird die Sehnsucht nach den Gefahren und Schwierigkeiten nimmer los, wie auch sein Brennen auf wackere Streiche immer nur damit endet, daß er sie bekommt. So viel Don Quichotte steckt in jedem Manne, daß er, auch wenn gescheit und selbst bequem geworden, doch stets mit leisem Bedauern es nach jedem Erfolge sich anmerken wird, daß er nicht da durch die Wand gebrochen, wo sie am dicksten, nicht da über den Zaun gestiegen, wo er am höchsten war.

Das Weib, das viel sicherer und gerader sieht, und sich durch solch knabenhafte Irrlichtereien vom recht erkannten Ziel nicht ablenken oder gar, wie es den Männern leicht geschieht, an der Erwählung eines Zieles gänzlich hindern läßt, mag lächeln — sei's noch so knabenhaft, auch der reife Mann wird es nicht ganz verlieren können, das heimliche Erfülltsein von Abenteuerlust, und immer wird ihn manches am mächtigsten oder nur deshalb locken

„weil es erstens sehr gefährlich,
„Zweitens gar nicht nötig ist."

Hier ist uns vielleicht der tiefste Blick in die Seele des Mannes vergönnt, geradeswegs in das Gefühlsleben: der echte Mann, der von einem furchtbaren Kriege liest, wie ihn zum Beispiel die Russen und Japaner führten, wird leise und doch deutlich hinter allen Vernunftgründen und Feigheits-, Trägheits-, Bequemlichkeitsmomenten Beschämung fühlen, daß er nicht mit im Feuer stehen kann, und er wird, wenn er von der Kugel verschont wird, bei aller Freude und Erleichterung und Furcht ein Gefühl von Beschämung, ja von Schuld und Erniedrigung den Kameraden gegenüber, die getroffen sich in ihren Schmerzen krümmen, empfinden. Das Weib mag lächeln. Allgemein menschlich ist Schadenfreude, mindestens in der Form der leisen, vom gebildeten Gewissen in den Hintergrund gescheuchten Lust aus der Unlust des Nächsten; aber es gibt keinen Mann, der nicht seinesgleichen eine üble Lage heimlich neidete. Denn sie ist Rekordgelegenheit. Wir haben hier die Psychologie der Tugend, die die Grundtugend des Mannes, die Tugend selber ist, der Mannhaftigkeit = Tapferkeit.

Da ist zugleich auch die Kehr- und Schattenseite, die der männliche Kardinalfehler ist: das Renommieren und Bramarbasieren, die Zurschaustellung der Tapferkeit; ihr nahe ist die prahlende Feigheit, die Poltronnerie: Prahlen und Feigheit gehören beim Manne zusammen; der unmännlichste Mann wird das Renommieren bei geeigneten Gelegenheiten nicht lassen und die Gelegenheiten suchen; wo aber trotz der Groß-

sprecherei eine gewisse Kampftüchtigkeit wirklich vorhanden ist, scheint doch wohl die Feigheit den Mut zu überwuchern; im Bramarbasieren macht sich das Gewissen kund, das dem Prahler zuflüstert: Mit deiner Körperkraft müßtest du doch noch viel tapferer sein als du bist oder warst — um so viel nämlich, als du hinzulügst.

Die dauernde Unrast des Mannes, die ihn selbst nach Erreichung bedeutender Ziele immer in neue Unternehmungen treibt, zeitigt neue Richtungen seines Gemütslebens, sobald er sie sich zum Bewußtsein bringt — sobald er aus dem sich immer wiederholenden Erlebnis die begriffliche Folgerung zu ziehen sucht, so daß er in der Unbefriedigung, der Nimmersattheit nunmehr statt einer bloßen eigenen Erfahrung ein allgemein gültiges Prinzip des Lebens sieht, das dann den Grund für jene Erfahrungen abgibt. Aus den Erfahrungssätzen: „Ich habe nirgends bisher Befriedigung gefunden, verzweifle auch nun daran, sie noch zu finden", Sätzen der eigenen Erfahrung, die dann noch von hundertfach gehörtem, gleichlautendem Ausspruch fremder Erfahrung bestätigt werden, wird die unabhängig von der Erfahrung, die von vornherein — („a priori", wie der Kunstausdruck lautet) — feststehende Einsicht: es gibt keine Befriedigung, es kann sie nicht geben. Kein Ziel kann sie in vollkommenem Maße gewähren, sie bleibt stets beschränkt, verhältnismäßig (relativ). Daraus folgt Resignation. Und zwar ganz besonders die, die man eben die männliche Resignation nennt. Wieder hebt sie sich aus dem allgemeinen, auch die spezifische „Resignation des Weibes" mit umfassenden Typus der Resignation heraus durch die ausgeprägte Beziehung zum Kampfmoment. Was zunächst aus der Relativität der in der Welt möglichen Befriedigung sich ergibt: tüchtig sein im zugemessenen Kreise, pflichttreu in den vom Schicksal dem einzelnen gesteckten Grenzen; „arbeiten und nicht verzweifeln" — das ist die allgemeine geschlechtslose Resignation. Schon in ihr deutet sich der Gedanke an, daß das wahrhaft Wertvolle gar nicht in den Zielen selbst, sondern in der an sie gesetzten Tätigkeit liegt und dem Geiste, der diese Tätigkeit beseelt; beim Manne aber spitzt sie sich insonderheit dahin zu, daß Lust und Wert des Lebens nicht im Siege, im Erfolge, sondern im Kampfe liegt, daß die Kämpfe allein es sind, die das Leben wert machen, gelebt zu werden, daß der Kampf das an sich Wertvolle sei.

Darin liegt die starke Grundlage der spezifisch männlichen Sittenlehre. Was Mühe gemacht hat, ist gut und bedeutend; das ist ein ganz und gar aus dem Gesichtspunkt männlichen Konkurrenzkampfes erflossener Grundsatz. Die männliche Ehre liegt im Bestehen der Gefahr, gleichgültig wie der Ausgang sei. Vielmehr hat die männliche Ehre die enge Beziehung zu Untergang und Tod, wie der Kampf selber sie hat. Kraft der Ehre fühlt der Mann sich gedrängt, den Tod zu wählen und zu suchen, zu bevorzugen vor dem Zurückweichen, gedrängt, was ihm teuer ist, zumal das Leben, aufzuopfern, der Idee, dem Beruf und Dienst zuliebe, den er sich erwählt. Wie es das höchste Gute sein kann, Wunden zu schlagen und zu empfangen, und nicht vielmehr weit besser und vernünftiger, sie zu heilen, wird Weiblichkeit nie einsehen; sie verwirft daher natürlich „das Gespenst der Ehre", den „verderblichen Moloch" als Träger der Moral. Der Friedensbewegung liefert diese weibliche Anschauung die Gründe. Sie wünscht und vermag die

Mannesehre von der „Frauenehre" nicht zu unterscheiden, welch letztere das Verhältnis zum Tode nicht in sich trägt. Die männliche Ehre drückt aber das moralische Siegel auf eine biologische Tatsache: die größere Ersetzbarkeit („Fungibilität") des Mannes. Für die Arterhaltung ist der Tod eines gebärfähigen Weibes ein viel größerer Verlust als der eines Mannes, weil die Zahl der möglichen Befruchtungen ja so viel größer ist als die der möglichen erfolgreichen Schwangerschaften. Sind etwa in einem Kriege auch noch so viele Männer umgekommen, es werden immer noch mehr als reichlich bereit sein, alle vorhandenen geschlechtsreifen Frauen zu befruchten; wogegen die empfängniswilligen Frauen natürlich in der Minderzahl sind. Es ist also für die Menschheit nicht gerade unerträglich, wenn ab und zu zahlreiche Männer getötet werden; und zur Erhaltung der Qualität, des Adels menschlicher Entwicklung, scheint es erforderlich.

Kampf ist eine letzte und höchste Anstrengung des männlichen Geschlechtsgeistes. Der ganze Gedankengang, der zu dieser Einsicht führt, zeigt den Zug der Ermüdung; er ist jedenfalls nicht völlig frisch, nicht rein jugendlich. Es ist bezeichnend, wie das Innewerden dieser Ermüdung den Mann alsogleich stachelt, ihn anfreißt zu einem neuen Emporraffen, gewaltiger und gewaltsamer als alle früheren. War ihm sonst der Kampf von relativem Wert, als Mittel zum Zweck des Sieges, Erfolges, so wird er ihm jetzt der Zweck der Zwecke, das allein Wertvolle, der absolute Wert. Der Kampf wird sein einziger Gott. (Vgl. die Kampfesspannung in mehreren unserer Bilder, besonders auch in der Abb. 46: „Gigantenkampf".)

Zwischen Ermüdung (Depression) und Erregung (Exzitation) schwankt das Dasein aller Geschöpfe hin und her; eine treibt immer die andere hervor; das Verhältnis, in welchem in irgend einem körperlich-seelischen Zustande Depression und Exzitation vorhanden sind, heißt die Spannung (Tension); sie ist stark, wenn Exzitation, schwach, wenn die Depression vorherrscht. In der eben beschriebenen Seelenstimmung des Mannes äußerte sich eine starke Spannung. Nun kann aber und wird am „natürlichen" Ende wohl stets in der Resignation die Ermüdung die Oberhand gewinnen und die Spannung gänzlich nachlassen. Dann wird der Kampf nicht zum höchsten erhoben, sondern aufgegeben, eine Stimmung, die ihn mißbilligt und als das Unheil verwirft, kommt zu heftigem, inbrünstigem Ausdruck. Ruhe wird der Gegenstand der Sehnsucht.

Wir verstehen hier wie überall unter Kampf, Schweifen, Suchen, Abenteuern sowohl das Äußerliche wie das Innerlich-geistige. Die Poesie, besonders das Mittelalter, zeichnet Ritter-Denkergestalten, bei denen beides in eines fällt, das eine nur immer den Ausdruck des anderen bildet, der Kampf wider die Gespenster, die die Gegend unsicher machen und gegen die im eigenen Herzen und Hirn kaum zu unterscheiden ist, kaum ein Unterschied zwischen den Rätseln, die die Welt dem Gedanken, den Meerwundern, die sie dem schwertbewehrten Arm entgegenführt. Die einen sind Symbole der anderen. Aber wenn jeder Sieg nur zu neuen Aufgaben führt, jedes Finden gesegneten Landes neue unerforschte und vom Bösen unbefreite Räume vor dem Auge auftut, jede Lösung eines Rätsels neue Rätsel aufgibt (die Sphinx ist im Grunde unsterblich), so sind eben alle Siege vergeblich, das Ergebnis aller Siege ist Unsieg — ewiges Unterliegen, ewiger Tod. Der edle Sucher und Kämpfer ist am Ende ganz und gar betrogen, geschlagen, zunichte gemacht. Alles war Blendwerk. Bald starrt uns das Bild wehmutsvollen Schmerzes aus dem Antlitz des toten Kriegers, bald des grimmigen Hohns aus seinen verzerrten Gesichtszügen entgegen, wie dies

Nach einer Photographie von Hofphotograph Halwas in Berlin.

Abb. 50. Kriegermaske am Zeughaus in Berlin.
Von A. Schlüter.

Schlüter treffend in seinen „Kriegermasken" uns zeigt (Abb. 50 und 51). Findet der Gedanke eine Wahrheit, so sieht er, daß sie zwar zu allen anderen Wahrheiten Beziehungen hat, aber eben weil noch Wahrheiten übrig lassend, nicht die Wahrheit ist. Alle erkannten Gegenstände bleiben so in noch weit größerem Maße unerkannt, als sie erkannt werden; jeder Gegenstand weist in dem, was wir „erkannt werden" nennen, nur trügerisch auf andere Gegenstände hin; Bild, Blendwerk:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis."

Das Erforschenwollen des Ewigen aus dem Vergänglichen bleibt vergeblich. Der Zugang zur letzten Erkenntnis ist verwehrt, ihn zu suchen. . . . Anstreben göttlicher Allwissenheit ebenso wie der Allmacht und Allgüte im Erlösen . . . war vermessen. Also nicht so ganz edel, das Suchen und Kämpfen; nein: war es doch wesentlich Streben nach Lust, Begierde, was die Unrast des Abenteurers hervorrief. So ist es die Vernunft eben, die dem Fluch unterliegt, immer weiter gehetzt zu werden in ewiger Unruhe des Kämpfens und Suchens. Kampf ist auch, wie er sei, roh, erbarmungslos. In Vermessenheit, Begierde, Grausamkeit gestaltet sich des Mannes Sünde, die unentrinnbare, der auch jene Besten erliegen, die sich von Feigheit, Untreue fast rein zu halten wissen. Kampf ist roh und erbarmungslos, und ist nicht so oft der Tod der Sieger, wie uns dies Rethel in seinen Zeichnungen (Abb. 52 und 53) versinnbildlicht? Kampf ist Unheil und nur Friede das Heil — „der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft".

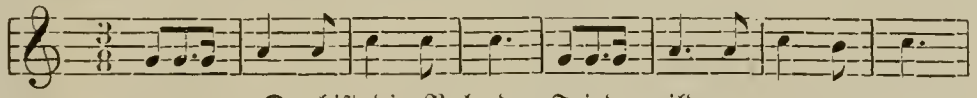
Auch ohne diese Vorstellung, auch unter der Herrschaft der entgegengesetzten gilt als gut nicht jeder Kampf, sondern nur der, in dem Ehre zu holen ist, der ehrliche Kampf. Das ist zunächst der, in dem die Kampfregeln (ritterlich) beobachtet werden, die Kampfregeln, die ja im Grunde alle den Sieg erschweren und

die Tapferkeit in helleres Licht setzen. Alsdann aber ist es der gerechte, in dem keine Treue verletzt wird. Der in diesem Sinne unehrliche, verräterische Kampf (perduellio) ist das Verbrechen. Das Verbrechen ist das männliche Laster (wie die Prostitution das weibliche sein mag), aus irregeleitetem Kampftrieb erzeugt. Auch die Statistik bezeugt die Männlichkeit des verbrecherischen Wesens; die Kriminalität des Mannes ist weit größer als die des Weibes. Auch qualitativ ist der Unterschied bedeutsam. Während die Männer in allen Arten des Verbrechens auftreten, sind spezifisch weiblich (außer Kindsmord und Selbstabtreibung) eigentlich nur Kuppelei und Beleidigung, zu der zu neigen ja auch einen Mann als weibisch qualifiziert (besonders üble Nachrede. Ausnahme: die Achtungsverletzung). Die Zuhälterei der Männer hat charakterologisch mit der Kuppelei wenig zu tun.

Nach einer Photographie von Hofphotograph Halwas in Berlin.

Abb. 51. Kriegermaske am Zeughaus in Berlin.
Von A. Schlüter.

Wie die Kampfbejahung den Mann zum Weibe führte, so auch diese Kampfverneinung: nun sucht er in ihr den Frieden, die Kampf- und Schuldlosigkeit; und so gestaltet sich im Gemüte des Mannes das Weib von neuem zu einem Symbol seines höchsten „religiösen" oder „philosophischen" Denkens und Wollens, Dichtens und Trachtens. Der Mann sieht das Weib in seiner Sicherheit, unangefochten von den Widersprüchen der Welt, die ihn in Verzweiflung setzten, — bei ihr schwinden Unrast, Verzweiflung, Schuld, der Blick in den ewigen Tod; sei es die Mutter, Schwester, Geliebte: Unschuld will wiederkehren, wie sie in der Kindheit an der Seite der Schwester, vor der ersten Geliebten, auf dem Arm der Mutter war. . . .



„Du bist die Ruh, der Friede mild,
Die Sehnsucht du und was sie stillt."

Aus der Ermüdung zu neuer Inbrunst erhoben, gibt diese Stimmung dem Madonnenbilde einen neuen wundersamen Zug. Friede, Erlöschen des Sehnens und Wähnens; das Leben, das allein wert ist, Leben genannt zu werden; das Ziel, das allein Sinn hat, erstrebt zu werden: Ruhe, und sei es in Grabesruh.

Die schon im Natur-Geistmythus gegebene Personifikation des ewigen, letzten Friedens durch das Weib taucht hier wieder auf; nach vielen Wegen Sehnsucht des letzten Weges zur Geliebten, Schwester, Mutter; deutlich so in Henrik Ibsens großer philosophischer Dichtung „Peer Gynt"; in ihr sind alle Auffassungen des Mannes von Welt und Weib, alle Regungen und Stimmungen ihnen gegenüber, die wir vereinzelt brachten, zusammengeschmolzen. Mit dem Schreckgespenst der feindlichen, fluchenden, unheimlichen Mutter beginnt's; dann taucht Solveig auf, die freundliche Gespielin und keusche Geliebte in der Heimat, die er läßt der Welt und der lockenden Sünde, dem Ruhm und Abenteuer (Anitra, Trollprinzessin) nachjagen; Solveig singt dem in die Heimat Zurückgekehrten das Grablied, zugleich das Wiegenlied ihres Knaben. Gewiegt und gehetzt, gehetzt und gelockt vom Weibe und von ihr zuletzt in ewigen Schlaf gelullt, — so ist Mannes Leben.

Das Leben des Mannes verschmilzt all diese Ideen (Mythen) von Weib und Welt, wie sie der Dichter verschmolzen hat, ihre Gesamtheit kann

Abb. 52. Der Tod auf der Barrikade. Von Alfred Rethel.

in einer Liebessehnsucht des Jünglings, einer Entsagungsstimmung des Mannes verbunden und erfüllt sein. Darin liegt eine wichtige Auskunft über unsere Fragen. Was den Mann in die Welt führt zum schöpferischen Handeln, das führt ihn auch zum Weibe. In schöpferischer Geistigkeit wird zugleich seine Geschlechtlichkeit betont. Dem Mann, der sich zur Arbeit wendet, ist es natürlich, daß er es tun muß, um ein Weib zu erlangen und für ein Weib. Der Jüngling, der in Liebe fällt, erlangt damit eine neue Anschauung der Welt, die sich ihm in einer Fülle bis dahin ungeahnter Schönheit und Bedeutung auftut; in seinen Regungen männlicher Eifersucht spielt das eine große Rolle, wie viel schöner, feiner, adliger doch er die Dinge sehe, wie dumm und roh doch im Vergleich zu ihm die Nebenbuhler seien, denen eben darum die Geliebte, die süße, herrliche, entrissen werden müsse; er nur sei ihrer würdig, der, durch sie geheiligt und begnadet, fähig sei, die Tiefen der Dinge zu sehen, zu fühlen, wie er ja

auch sie und ihren Wert allein begreift. Auch hier wieder die Einheit von Weib und Welt, die für den Mann den Angelpunkt seines geistigen Lebens bildet.

Eine Parodie der Stimmung findet sich bei Wilh. Busch mehrfach, besonders Kritik des Herzens:

„Ein alter Esel fraß die ganze
Von ihm so heiß geliebte Pflanze."

Ganz anders beim Weibe, die zwar zur Arbeit wie der Mann geschickt ist, aber wenn sie schöpferisch gleich ihm zu arbeiten verlangt, es wünscht, um von ihm los zu kommen, sich von ihm zu entfernen; die alsdann vorgeht auf Kosten ihrer Geschlechtlichkeit! Wie denn ja auch unter den Frauen diejenigen Führerinnen werden, die sich von ihrer Geschlechtlichkeit am meisten entfernen, am meisten männlich geartet sind, während der Mann keineswegs umsomehr sich zum Führer qualifiziert, je mehr er dem Weibe nahe kommt.

Abb. 53. Der Tod als Sieger. Von Alfred Rethel.

Auf weitem Weg haben wir so erkennen gelernt, daß die Originalität, das Schöpferische in aller Kultur mit der männlichen Geschlechtseigenart denknotwendig verbunden ist, und also auch in der charakterologischen Erkenntnis. Auch diese muß also vom Manne ausgehen.

Es kann daher nicht so gehandhabt werden, daß man die Charakterologie des Mannes einfach nur durch das Weib herstellen lasse. Schon darum nicht, weil des Mannes Forscherdrang trotz aller Schwierigkeit auch auf diese Frage selbst die Antwort zu finden heischt. Es geht dann auch nicht an, eine doppelte Buchführung zu halten, eine weiblicherseits und eine männlicherseits gestaltete Charakterologie des Mannes, wegen der notwendigen Einheit des Wissens.

Man muß zwar in der Charakterologie sich in den Geist aller möglichen Wesen hineinzuversetzen und von ihrem Standpunkt aus zu urteilen verstehen, aber schließ-

lich doch alle diese Standpunkte einem letzten unterordnen können. (Vgl. Sternberg, Charakterologie als Wissenschaft, S. 20.)

Seinen eigenen Charakter erforschen kann der Mann nicht, weil man nur einen anderen nach der Methode des Schlusses von sich auf den anderen behandeln kann; auf den Standpunkt des Weibes treten, um von dem aus den Schluß auf sich zu machen, hat keinen Wert. Will er nun gleichwohl ein Charakterbild des Mannes entwerfen, so kommt eine Aufgabe und eine Methode zum Vorschein, die aus der gewöhnlichen Charakterologie jedenfalls herausfällt. Ins eigene Ich kann er selbst nicht sehen, da ist sein Auge geblendet wie von der Sonne, da sieht er nichts; nur die am Rande bei Verfinsterung etwa sichtbar werdenden milderen Lichtstrahlungen, die Vorgebirge (Protuberanzen) kann er betrachten. So kann denn der Mann nur die eine Frage stellen, ob *weibliche Eigenschaften* — die er gut kennt, da ja das Weib vornehmster Gegenstand seiner Betrachtung ist — in ihm und seinesgleichen sich geltend machen; ohne die Mannheit selbst zu beschreiben und zu zergliedern, kann die Untersuchung nur die *Grenzen der Mannheit* nachweisen, die männliche Verweiblichung; es wird immer in der Mannespsychologie in größtem Maße vom Weib und vom Weiblichen die Rede sein müssen. Das Feld der Betrachtung bildet die Arbeit, die beiden Geschlechtern gemeinsam ist, und es wird die Frage lauten, inwieweit männliches und inwieweit weibliches Wesen an der Ausführungsweise Anteil haben.

Erleichtert, ja erst möglich gemacht wird diese Fragestellung und diese Art der Lösung durch eine zweite Anwendung, welche die alte mythologische Lehre von der durchgängigen geschlechtlichen Teilung des Alls in der Neuzeit gefunden hat. Es ist die Lehre von der *Bisexualität* (Zweigeschlechtlichkeit), die, von den Romantikern (*Oken*, *Malpighi*) und *Schopenhauer* vorgezeichnet, von *Fließ* und *Weininger* ausgebaut worden ist. Ganz besonders im Anschluß an die Betrachtung homosexueller Typen gelangte man zu der Ansicht, *daß jedes Geschöpf, ja jede Zelle zugleich männliche und weibliche Artung an sich trägt*, daß reine Männlichkeit und reine Weiblichkeit in der Natur nicht vorkommen, sondern nur Idealbilder sind. Die philosophische Frage, ob diese auf einen Stoff, „Plasma", weiblicher und männlicher Struktur oder eine Kraft zurückzuführen sind, kann hier nicht behandelt werden. Bisher pflegt die Annahme solchen Plasmas zu Grunde gelegt zu werden; sie ist vielleicht in gewissem Grade notwendig für *Fließ*, der eine *Periodizität* des Lebensablaufs annimmt, und zwar so, daß Lebensfülle und Lebensneige im weiblichen Stoff in achtundzwanzigtägigen, im männlichen in *dreiundzwanzigtägigen* (*also unruhigeren*) *Schwingungen* sich wiederholen. Wird eine durchschnittlich gleiche Anzahl von Perioden für Mann und Weib zu Grunde gelegt, so ist die männliche Lebensdauer kürzer. Dies wird, wie *Fließ* errechnet, durch die häufigeren Knabengeburten ausgeglichen. (Vgl. auch über die Ersetzbarkeit der Männer S. 103.) Die Geschlechtsorgane des Körpers sind danach für die geistige Geschlechtsbestimmung nicht unbedingt maßgebend; es gibt sehr männliche Frauen und sehr weibliche Männer, die aber gar nicht notwendig „weibisch" zu sein brauchen, im Gegenteil, ebenso wie es meistens die männlich gearteten Frauen sind, sehr tüchtig sein können: Nämlich in der Arbeit; wirtschaftlich-geistig. Sind doch auch bei Bienen und Ameisen die geschlechtlich indifferenten Tiere (Arbeiter und Soldaten, beides verkümmerte Weibchen) die Träger der Kultur. Je gleichmäßiger, lehrt sogar *Fließ*, männliches und weibliches Wesen in einem Wesen vertreten sind, desto mehr Zeugungen können sie miteinander in dem Individuum selbst zu stande bringen, diese bildeten aber die Grundlage für die geistige Produktion. Bemerkt man noch einmal, wie viele geistvolle Persönlichkeiten in ihrem Wesen vielfach an die Eigenart des anderen Geschlechtes gemahnen, unverhältnismäßig viele sogar zur Liebe zum eigenen Geschlechte neigen, so erscheint die Hypothese ganz ansprechend.

Das Genie würde verbleiben bei denjenigen, die bei einer sehr feinen Mischung sehr zahlreicher und verschiedener männlicher und weiblicher Elemente doch in stark betonter Männlichkeit das Ganze ihrer Persönlichkeit darstellen. Mit dem Steigen der Bevölkerung wird natürlich das Bild der Mischungstypen immer bunter und vielgestaltiger. Gleichzeitig glaubte man wahrzunehmen, daß die extremen Typen, die der reinen Männlichkeit und reinen Weiblichkeit am nächsten stehen, mehr und mehr verschwinden und die Mitteltypen, männlich geartete Weiber und weiblich geartete Männer, herrschend werden, die Sitten und den Geschmack bestimmen. Dann dringen die Frauen mehr und mehr in die männlichen Berufe ein und Männer werden zu weiblichem Tun geschickt, die Gleichberechtigung schreitet vor. Zugleich nehmen die Kriege ab und die Friedensbewegung gedeiht. Der Feminismus sieht darin den notwendigen Fortschritt der Menschheit, den er mit Freuden begrüßt. Seine Gegner wiederum sehen darin den Verfall und trauern darum. Doch ist weder die Tatsache wirklich erwiesen, noch wird man sich für eine dieser beiden Wertungen unbedingt entscheiden können. Vielmehr dürfte bei größter Variabilität der Mischungsverhältnisse doch auch die Erzeugung höchstmännlicher und höchstweiblicher Typen am größten, schließlich eine Niveauerhöhung des Weiblichen und Männlichen gerade dann gegeben sein, und damit eine *Erhöhung des Niveaus der Menschheit überhaupt*. Man bedenke, daß der Fortschritt in der Entwicklung, in der Differenzierung liegt; so ist wohl anzunehmen, daß das Mannesextrem und das Weibesextrem immer weiter auseinanderrücken werden, und gerade geistig: der Geist, das Gehirn, hat ja beim Menschen eine größere Rolle im Kampf ums Dasein, in der Behauptung gegenüber den anderen Geschöpfen erhalten, wie denn ja auch wohl bei keinem anderen Säugetier Männlichkeit und Weiblichkeit so verschieden geartet sind. Nun ermöglicht es freilich auch gerade die hohe und rasche Kombinierbarkeit männlicher und weiblicher Eigenart der Menschheit, für jeden neuen Aufgabenkreis den geeigneten Typus in sich zu erzeugen; und so mag wohl wesentlich die *menschliche Charakterverschiedenheit, Kultur und Geschichte* zu stande kommen. Im übrigen wird man bemerken, daß die Anähnelung von Mann und Weib, die Züchtung geschlechtsloser menschlicher Arbeitstiere, wesentlich mehr innerhalb der breiten Masse stattfindet als in der Aristokratie. Diese, und zwar nicht nur alte, sondern auch neu aufkommende Aristokratie läßt beim Manne den Kampfberuf, beim Weibe den Zuchtberuf mehr hervortreten. Die aristokratische Familie ist kinderreich, der Stolz der Edelfrau ist zu einem großen Teil Mutterstolz, sie will Ahnfrau glänzender Geschlechter sein. Und sie muß viele Kinder haben, weil ihre Söhne zu gefahrvollen Berufen bestimmt sind. Adel ohne zahlreiche Namen auf dem Schlachtfeld Gefallener ist nicht vollwertig. Ob man also der Frauenemanzipation begeistert oder bedenklich gegenüberstehen will, hängt zu einem guten Teil davon ab, ob man in der Politik sich zu demokratischen oder aristokratischen Glaubensartikeln bekennt; sieht man es als notwendig an, daß die politische Entwicklung von aristokratischen und demokratischen Elementen gleichmäßig getragen werde, Entwicklung aber auf alle Fälle stattfinden muß, so wird man den richtigen Gesichtspunkt kaum verfehlen; man wird der Bourgeoisie die Gleichberechtigung, der Noblesse die Sonderberechtigung der Frau nach ritterlichen Grundsätzen gönnen.

In der Gleichberechtigung innerhalb der Bourgeoisie war bis vor kurzem gerade eine große Lücke, an deren Ausfüllung dann freilich in den letzten Jahrzehnten der Feminismus mit besonderem Eifer und Erfolg gearbeitet hat: der *Bildungsunterschied* der Geschlechter. Nirgends war er so groß wie in der „besseren" Bourgeoisie, wo die Grundzüge gelehrter Bildung auch denen aufgepfropft werden, die keinen gelehrten Beruf ergreifen, während die Mehrzahl der Mädchen in Hinsicht auf die *intellektuelle* Bildung (Verstandesbildung) keinen höheren Standpunkt erlangt als ihre Schwestern „aus dem Volke". Die Geistesbildung der Geschlechter ist dem Grade nach viel gleichmäßiger sowohl in der Aristokratie wie in der Arbeiterschaft und beim Bauerntum; weshalb auch hier der Verkehr der Geschlechter sich viel ungezwungener und erfreulicher gestaltet, während in der Bourgeoisie alle mögliche Verschrobenheit herrscht und eine gegenseitige Verständnislosigkeit, die zumal in der Ehe zu den unnützesten Störungen führt. — Dabei ist nicht etwa jene gelehrte Erziehung der Bourgeoisiejugend auf Erzielung edelster Männlichkeit gerichtet; besteht sie doch in dem Überhandnehmen einer Klosterschulerziehung, die ursprünglich nur künftigen Klerikern gegeben ward; diese mußte darauf gerichtet sein, die Männlichkeit herabzudrücken, Geschlechtslosigkeit zu züchten. In diese Dressur, von der man die männliche Jugend eben zu entledigen anfängt, nun Mädchen „besserer Stände" hineinzupferchen, dürfte einigermaßen verblendet sein.

Zur Erforschung des männlichen und weiblichen Anteils an dem Charakter eines Menschen kann man sich natürlich in hohem Grade der äußeren Merkmale bedienen, die an seinem Körper und in dessen Funktionen sichtbar werden. Die

Gestalt, die Bewegungen, zum Beispiel insbesondere die Hände und die Handschrift, deren große Verschiedenheit bei Mann und Weib bekannt und leicht erklärlich ist, insbesondere auch die Gesichtszüge. Die zerstreuten Wahrnehmungen bezüglich männlichen Gehabens und Aussehens an Weibern, weiblichen an Männern, die wir alltäglich machen, lassen sich sammeln und in ein System bringen, worauf sich dann die Bestimmung des männlichen und weiblichen Anteils mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit bei jedem Menschen sowohl wie an jeder Richtung seiner Tätigkeit treffen läßt. Weininger hatte sich darin so geübt, daß er fast unfehlbar anzusagen wußte, welche weibliche und welche männliche aus einem Haufen von Photographien einer Versuchsperson am besten gefiele. Die Wissenschaft hat hier freilich noch alles zu tun; vielleicht findet gerade deshalb der Leser einen Reiz darin, in ähnlicher Weise zum Beispiel die hier beigegebenen Bildnisse bedeutender Männer (Abb. 54 bis 56 und 60 bis 88) zu studieren, um in ihren Zügen den männlichen und weiblichen Anteil zu bestimmen.

Wir werden einige Unterstützung dazu geben, indem wir noch über das Mischungsverhältnis der Geschlechtlichkeit in den wichtigsten Berufscharakteren mit Hinweis auf die Bildnisse einiges andeuten; kurz, denn die Ausführung erfordert speziellere Untersuchung.

Der Bestimmung des Mannes zum Kampf, des Weibes zur Zucht entspringt es, daß sie auf Reize, die von der Außenwelt her auf sie einwirken, verschieden reagieren; der Mann schnell und heftig und das Weib später und minder explosiv. Die Empfindung löst beim Manne vorwiegend Bewegung aus, beim Weibe ein Interesse, ein Beschauen, Betrachten, Genießen; der Mann ist mehr „motorisch", das Weib mehr „sensibel" veranlagt.

Natürlich ist diese Formel viel zu allgemein, um alles richtig zu treffen; es gibt Reize, die auf das Weib schnell und heftig, auf den Mann fast gar nicht wirken; so dürfte ein herausfordernder Reiz beim Manne schnell und stark wirken, beim Weibe eher ein lockender; aber was herausfordert und was lockt, ist bei beiden wieder verschieden. Jedenfalls dürfte im „Reiz" für das Weib mehr das Reizende, für den Mann das Aufreizende gelegen sein; für das Weib ist die Berührung, obwohl immer die Aufmerksamkeit erweckend, nicht so wie für den Mann Alarmsignal; sie hat jede nicht gerade unsanfte Berührung von beiden Geschlechtern gern, den Mann beleidigt die Berührung seitens eines Geschlechtsgenossen fast immer, es komme denn jene gegenseitige Fesselung der rechten Hände in Betracht, die als friedensbürgender Gruß verwendet wird. Die „Taktilität" = Berührsamkeit, der Genuß der Berührung und der Wunsch, sich diesen Genuß neu zu verschaffen, spielt in der Mutterschaft (Verhältnis der Mutter zum kleinen Kinde) eine große Rolle. Frauen streicheln und kosen miteinander wie mit ihren kleinen Kindern. Die oft beobachtete geringere Ruhe und Widerstandsfähigkeit des Mannes gegenüber Schmerz, besonders Krankheit, ruht kaum, wie so viel geglaubt wird, auf größerer Empfindlichkeit, die Frau dürfte eher jeden Schmerz noch mehr empfinden; es liegt nur eben in der Geschlechtsbestimmung des Mannes, der gemäß er mit Ungeduld und Toben auf feindliche Berührungen und Reize zu antworten hat, das Weib mit Ergebenheit, das heißt indem es sich aus seinem Innern, seiner Gedanken- und Gefühlswelt her diejenigen Elemente der gegenwärtigen schmerzhaften Situation

Nach einer Photographie von Et. Carjat & Cie. in Paris.

Abb. 54.
Georges Bizet, Komponist der „Carmen".

zusammensucht, in denen sie eine relative Befriedigung noch finden kann. Sie ist insoweit „viel vernünftiger“ (vgl. die Charakteristik des Philosophen S. 141) — aber die biologische Forschung kann darin doch keine Überlegenheit des Weibes sehen, weil sie, unbedingter Unparteilichkeit nachstrebend, überhaupt auf keiner Seite „Überlegenheit“ sieht; das läge außerhalb ihres Themas, sie kann nur Unruhe auf der einen, Ruhe auf der anderen Seite feststellen, sie sagt, im Mann sei die stärkere motorische Spannung. So ist es denn auch nicht richtig, wenn Forel in seinen lehrreichen Ausführungen sagt, die Frau habe den stärkeren Willen, weil sie den stetigeren ruhigen hat, mit ihrer Geduld Triumphe feiert, wo die Explosivität des Mannes sich lediglich erschöpft.

Nach einem Kohledruck von Brann, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 55. François Joseph Talma.
Nach einem Gemälde von Fr. P. Gérard.

Die Frau mit ihren feinen Fingern, Augen, Ohren, findet sich in den nicht heftigen, nicht erschütternden Empfindungen leichter heraus, sie gruppiert sie geschickter, vereint (assoziiert) sie schneller; der Mann erscheint demgegenüber als plump; sie hält aber auch ihrer geringeren Ungeduld halber der Monotonie leichter stand. So ist es erklärlich, wenn Helene Bradfort-Thomson fand, daß Frauen durchschnittlich mit dem Aussortieren der blauen aus bunten Täfelchen schneller fertig wurden als Männer. Während mit einer Reihe gehäufter milder Reize die Frau sich gut abfindet, bringen sie den Mann zur Verzweiflung. Darum ist die Virtuosität etwas recht Weibliches; die Tortur des intensiven Musikübens zum Beispiel fordert ein ganzes Weib; darin sind als nachschaffende Künstler die Männer nicht tüchtiger als die Frauen, und gerade bei den besten ist weiblicher Einschlag meist deutlich erkennbar.

Zur Frage der „Überlegenheit“ aber vergleiche Hauffs Märchen „Der falsche Prinz“. Es ist vorgeschlagen worden, den Streit zweier junger Männer, wer von ihnen der echte Königssohn und wer von ihnen der Betrüger (ein Schneidergeselle) sei, durch einen Wettbewerb zu entscheiden, und zwar: wer in drei Tagen das schönere Festkleid zu stande bringe. „Der Sultan gab endlich nach, obgleich er schwur, wenn der wahnsinnige Schneider seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.“ Ergebnis: „Triumphierend trat Labakan ein: Sieh her, Vater, sprach er, sieh her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? Da ließ ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt.“ — Omar warf unwillig den Seidenstoff und die Schere zu Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu schwingen und meine Lanze trifft auf sechzig Gänge ihr Ziel, aber die Künste der Nadel sind mir fremd.“ Die Sultanin, die die Probe ersonnen, zweifelte nun nicht mehr, wer Prinz und wer Schneider. Der Sultan aber konsultiert lieber noch eine Fee.

Der Mann hält sich beim einzelnen Reize, der ihn trifft, länger auf als das Weib; das Staunen (stupor) ist bei ihm heftiger, er findet nicht

so leicht die Vereinigung, den Übergang, und erscheint um deswillen wiederum plumper. Es sind daher auch die Widersprüche zwischen den einzelnen Wahrnehmungen und Urteilen im stande, ihn weit härter zu packen als das Weib, er leidet unter ihnen, empfindet ihre Tragik und wird nicht leicht müde, über sie zu grübeln. Tragik erfließt aus dem Gefühl des Hineingebanntseins in diese widerspruchsvolle, sinnlose Welt, die Fesselung an ihre undurchbrechbare Ursächlichkeit, kraft deren wir machtlos sind, etwas zu ändern, ein freier Wille nicht zur Wirkung kommen kann. Sie erfließt aus dem furchtbaren, uns weder Einfluß noch einen Blick auf den Weltendzweck lassenden Schicksal. Das Weib trägt es, der Mann ringt mit dem Schicksal. Es ist nicht richtig, daß das Weib undeutlicher und primitiver das Weltbild erfasse, daß ihre Denkleistung ungenügend sei, weil sie in „Heniden" (Mischung von Denk- und Gefühlselementen), der Mann in Begriffen (reine Denkelemente) denke. Zwei miteinander in Widerspruch stehende Tatsachen; z. B. daß die Staaten Greisenheime einrichten und für jeden mißgeborenen Säugling Sorge tragen und die Blüte ihrer männlichen Jugend vor die Kanonen schicken und verstümmeln lassen, wird vom Weibe genau so gut aufgenommen wie vom Manne; weiblich aber ist es dann, in beiden Fällen gleich zuzugreifen und Leidenden zu helfen —, der Mann kommt zum gleichen Resultat erst nach martervollem Hin- und Herdenken. Er, der Träger des Kampfes und Widerspruchs im Menschlichen, wehrt sich in quälenden Grübeleien wider die Tatsache, die das Weib ohne weiteres begreift, daß aus Kampf und Widerspruch die Welt zusammengesetzt, daß Kampf und Widerspruch des Lebens Inbegriff ist, was er am Ende doch auch annehmen muß. Der Schöpfer der Philosophie des Widerspruchs ist Friedrich Hegel (Abb. 56). Das Weib leidet nicht an Fragen, fühlt nicht „den Stachel der Probleme", denn sie fragt nicht, sie weiß. Dabei hat sie eine sehr solide Lern- und Wißbegier, die nicht leicht in die Donquichoterie verfällt, in die Erlebnisse des geistigen Ringens selbst sich zu vertiefen, und sich an sie zu verlieren, so daß das Ziel dem Auge entschwindet. Das Weib reagiert praktisch, der Mann zunächst theoretisch auf die Eindrücke des Lebens, dieser Donquichoterie der theoretischen Veranlagung dankt die Wissenschaft ihre Entstehung. Die Wissenschaft, die ohne einen Zug mangelnden Zweckbewußtseins undenkbar ist und darum auch gerade bei den Deutschen zur höchsten Schätzung und vielleicht zur höchsten Vollendung gelangen konnte. In Schillers bekanntem Epigramm verhält sich der Schüler weiblich, Archimedes männlich.

Der Mangel an diesem Sinn ist es, der den Lernbetrieb der slawischen Studierenden dem Deutschen widerwärtig macht, zumal der Russen, unter denen das weibliche Element nicht nur der Zahl nach sehr stark ist, sondern auch dem geistigen Leben der männlichen Jugend seine Züge aufgeprägt hat. Doch fängt der Mangel dieses Sinnes an, auch unter den Deutschen um sich zu greifen, weshalb Theodor Mommsen mit Recht von einer Rebarbarisierung gesprochen hat. Aber auch der Amerikanismus und selbst der Romanismus sind in dieser Hinsicht weiblicher geartet; die romanische und amerikanische Hochschule mit ihren festen Jahreskursen

und ihren häufigen Schlußprüfungen ist weiblicher angelegt als die deutsche mit ihrer akademischen Freiheit, mit ihren beweglichen, immer Auswahl bietenden „Kollegien", gerade weil sie so viel sicherer und praktischer zum Ziel leitet.

Die moderne Propaganda für realistische Bildung trägt insofern einen weiblichen Zug an sich.

Der Trieb, der die Wissenschaft vom Nutzen, von erkennbaren irdischen Zielen loslöst und mit dem Nichtnutzen, nichtzeitlichen (oder nach dem philosophischen Kunstausdruck: „transzendenten") Zielen in Verbindung setzt, das Abenteuerliche, das „weil es gar nicht nötig ist", spielt auch hier wieder seine nicht zu unterschätzende Rolle. Ich hebe, die Abenteuerlichkeit im Manne betonend, freilich immer wieder hervor, daß die Abenteuer der irrenden Ritter durchaus nicht der Regel nach glänzend endigen: auch die Verirrungen der Wissenschaft sind auf männliches Konto zu schreiben, das Zopfige, das Scholastische, der Kult des Absonderlichen und Unwesentlichen, die „Mikrologie"; Rabulisterei und Talmudistik, alles was auf den Mangel am nötigen gesunden Menschenverstand zurückgeht, der das Weib kaum jemals im Stich läßt.

Abb. 56. Friedrich Hegel, Schöpfer der Philosophie des Widerspruchs.

Das Weib leidet nicht wie der Mann unter den Widersprüchen. Ich gab das letzte Kapitel aus F. A. Langes „Geschichte des Materialismus" (Reclam) verschiedenen Personen zu lesen und stellte dann fest, daß die Stelle: — ein Landschaftsbild, Fernsicht vom hohen Berge —

> „daß in jenen friedlich am Berghang ruhenden Hütten arme, geplagte Menschen wohnen, hinter jenem verhüllten Fensterlein vielleicht ein Kranker die schrecklichsten Leiden erduldet; daß unter den rauschenden Wipfeln des fernen Waldes Raubvögel ihre zuckende Beute zerfleischen; daß in den Silberwellen des Flusses tausend kleine Wesen einen grausamen Tod finden . . ."

fast alle Männer anpackte und beschäftigte, die meisten Frauen aber kaum berührte.

Die Frauen ergreifen das Ganze mit ihrem zusammenfassenden („synthetischen") Geiste in seiner Einheit und gelangen so zum befriedigenden, erfreuenden ästhetischen Bilde, während der Mann alsbald mit seinem zergliedernden („analytischen") Geist das Ganze zersetzt und dann nicht so bald dazu kommt, diese Einheit wieder zu gewinnen. Deshalb liegt in der Beurteilung der Welt dem Weibe der Optimismus näher, der auch die

Gleichmäßigkeit und Stetigkeit ihres Willens stützt, ihre Lebens- und in der religiösen Sphäre ihre Glaubensfreudigkeit erhöht, dem Manne aber der Pessimismus, der Unbeständigkeit und Zerrissenheit des Gemütes in ihm fördert, Zweifel an den höchsten Dingen in ihm wachruft.

Der Frau eignet das viel praktischere, aus dem gesunden Menschenverstand geborene Mißtrauen im gewöhnlichen Verkehr, in dem der Mann sehr oft durch seine Vertrauensseligkeit leidet; wie es denn wohl leichter ist, einen Mann zu überlisten als ein Weib.

Die Frau trägt die Idee des Schönen, die sie aus dem Betrachten der Einheit, des Bildes ihrer Erlebnisse empfängt — kräftiger, satter wohl empfängt als der Mann und sich jedenfalls nicht wie dieser zerstört —, in das Weltbild hinein und bekommt sie tausendfältig zurück; alles vermag ihr zum Bilde und damit zum Schönen zu werden. Der Ekel, der den Mann überwältigt, hat über sie im Grunde keine Macht. Wie sich der Gelehrte im Unterschiede zum Laien gegenüber den Häßlichkeiten toter Tier- und Menschenkörper verhält, wenn zum Beispiel die auf den ersten Blick abstoßende Haut eines gerupften Vogels seiner näheren Betrachtung der Hautstruktur ein interessantes, belebendes Bild zeigt, somit vor dem zurückzuschrecken kein Grund ist, so die Frau zum Weltganzen; deshalb ist sie dem Häßlichen und Ekelhaften gegenüber, wie häufige Erfahrung zeigt, stärker als der Mann. Im Kampf wider das Häßliche und Ekelhafte siegt sie, der Mann unterliegt. Sein Blick bleibt gebannt an das Entsetzliche der Verkümmerung, Zersetzung, Verwesung, ihm gelingt nicht die innerliche Überwindung, die Vernichtung des Gemeinen und Niedrigen, deren der weibliche Geist sich mächtig erweist durch die Keuschheit. Die Mission des reinen Schönen in der Welt ist in des Weibes Hand gelegt. Und daß dieses im Bereich des Guten, Gerechten, das an sich Mannessache ist, seine Bedeutung hat, um das einzusehen, braucht man nur das Wort Sitte und Sittlichkeit auszusprechen, deren besondere Beziehung zur Weiblichkeit jedem gewiß ist; die Keuschheit lehrt die Weiblichkeit das Ekelhafte zu verbergen (in ihrer eigenen Erscheinung und in ihrem Auftreten), aufzuheben (in der Gestaltung eines Bildes der Wirklichkeit, das unter dem Gesamteindruck des Schönen das Häßliche verschwinden läßt) oder herzhaft zu ertragen (als gezwungene Zeugin, zum Beispiel als Kinder- oder Krankenpflegerinnen). Das ist immer erfolgreiche Abwehr, ist Immunität wider das Gift des Häßlichen; der Mann erliegt, indem er dies Gift einsaugt, und das rückhaltloseste Eingeständnis des Erliegens ist die Zote, der Cynismus, das schamlose Gebaren, welches im höchsten Grade „unweiblich" ist. Es tritt namentlich bei Trinkgelagen offen zu Tage (vgl. Abb. 57 „Lustige Brüder in der Kneipe" von Adrian Brouwer). Es ist Gewohnheit der Männer, bei ihren Zusammenkünften zu zoten. Mantegazza spricht vom „Bocksgeruch männlicher Gespräche". (Unter den Frauen zoten wohl überwiegend die männlich veranlagten, auch beruht viel davon auf Nachahmung; die geschlechtliche Unterhaltung der Frauen ist eigentlich nicht die Zote, sondern der Klatsch.)

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 57. Lustige Brüder in der Kneipe. Nach einem Gemälde von Adrian Brouwer.

Das Weib leidet nicht unter dem Widerspruch; wenn eine Mutter alle Sorge trägt, der halbwüchsigen Tochter den Storchenglauben zu erhalten, sie aber gleichzeitig in die Kirche schickt, für glückliche Entbindung der Landesmutter zu beten, auch zu eifriger Lektüre der Bibel anhält, so macht ihr der Widerspruch wenig Kummer. Ein Tadel ist das nicht. Sie behält ja recht; die Tochter merkt doch nichts und die von den Männern regierte Welt läßt es ruhig geschehen.

Abfinden müssen sich beide Geschlechter mit den Widersprüchen der Einzelheiten im Weltvorgang, und der Frau wird es leichter; anders als sie hält der Mann sich bei Einzelheiten, auseinanderstrebenden einzelnen Zügen auf und verliert sich leicht an sie, er hat den mikroskopischen Blick, während sie den makroskopischen hat. Er konstruiert sich logisch mühsam in ewigem Beziehen, Vergleichen, Mäkeln die Einheit zusammen, die sie schon beisammen hat, sie ist zufrieden, wenn sie die Gegenstände recht beseelt hat, er ruht nicht, sie zu entseelen. Er isoliert und kombiniert. Er sucht alle möglichen Einzeldaten auf („Daten" = vorgefundene Tatsachen) und legt sie sich zum Verständnis und, um sich ihnen praktisch anzubequemen, durch Konstruktion zurecht. Die Männlichkeit zeichnet sich das Bild der Welt, während das Weib sie photographiert. Hier Zirkel, Lineal, Dreieck, Transporteur, Kurvenzieher und Rechenstab, dort ein Strahl des Lichts.

Obwohl Schöpfer der Wissenschaft, ist freilich der Mann lange nicht so gelehrig wie das Weib, da Geduld und schnelle Assoziation (innerliche Ausarbeitung eines Gesamtbildes) ihm abgehen. Auch fehlt ihm das Nachahmungstalent; denn Nachahmung fließt wesentlich aus dem, was er am meisten sich fern zu halten hat: aus Furcht (Anpassung, tun was die anderen tun, gibt ein Gefühl der Sicherheit). Sie verträgt sich nicht mit

dem Suchen und Schweifen, dem Abenteuerdrang, der ins Leere hinein zu bauen begehrt. Nachahmung ist (für den Mann) sklavisch, nach Vorbildern zu arbeiten ist ihm „unfrei", der „Herr" ist „Meister". (Man kann in gewissem Grade Nachahmungstalent und Talent überhaupt in eines setzen und findet dann die oben gemachte Andeutung über die bessere Ausstattung der Frauen mit Talent bekräftigt.) Die Frau ist so viel bildsamer, daß sich männliche Eigenschaften extremer Natur selbst in sehr weiblich veranlagten Frauen unschwer züchten lassen, man braucht nur an die Amazonen von Dahomey und Aschanti zu denken; der männliche Mann ist weit weniger züchtbar und belehrbar (vgl. auch hierfür das Märchen vom falschen Prinzen, der nicht schneidern lernen wollte, während der Schneider schnell „Prinz" lernte). Bei männlichen Talenten ist weiblicher Einschlag meist sehr deutlich (vgl. auch, was über das Virtuosentum gesagt ist); das Streben der Männlichkeit geht immer nach dem Genie.

Kleine Mädchen sind viel gelehriger als Knaben; was freilich auch mit der langsamen Entwicklung des männlichen Geschlechts zusammenhängt.

Das Explosive, Ungleichmäßige, Ruckartige in der Mannesnatur wird durch seine Aufgabe zu kämpfen auch deshalb erklärlich, weil der Kampf seinem Wesen nach plötzliche, auf kurze Zeit berechnete Hochspannung aller Kräfte ist. Es bedarf zum Kämpfen nicht der Gleichmäßigkeit, die nötig ist, ein kleines Menschenjunges vor allen tödlichen Gefahren, die die geringsten Unregelmäßigkeiten ihm drohen, zu behüten. Der Ritter kann lange Monate, vielleicht in Entbehrungen und Strapazen, aber doch in Ruhe reiten, bis ihm der Drache entgegentritt. Dann erst das Aufschnellen der Nerven und Muskeln! Es muß dem Manne daran liegen, diese Hochspannung, die ihm einen Nutzen gewähren kann und immer ein Lustgefühl gewährt, künstlich hervorzurufen und zu steigern: so wird er das auserlesene Opfer der Stimulation, das ist künstlicher Reizmittel, zumal des Alkohols, und wird die Trunkenheit ein männliches Laster, in der ja freilich die Kraft, und zwar die zerstörende (die Kampfkraft, die Rücksichtslosigkeit gegen sich und andere) mehr als die schöpferische, auf kurze Zeit gewaltig gehoben sein kann. (Velasquez zeigt uns diese Stimmung der Trinker in seinem gleichnamigen Gemälde in dem Gesichtsausdrucke der einzelnen Figuren treffend [Abb. 58].) Mit der Trunkenheit gleichbedeutend ist die Völlerei überhaupt, die das Weib meidet, weil ihm zu viel daran liegt, stets ein verlockendes, nie ein abschreckendes Aussehen zu haben.

Der Mann muß im Alkohol (ebenso wie auf der Jagd nach dem Weibe) den Sinnengenuß erst suchen, den das Weib vermöge seiner Veranlagung (in Berührung von Kindern, Geschlechtsgenossinnen oder Männern oder selbst angenehmer Gegenstände) bereit hat. Auch behagen ihr Leckereien, die nur ganz wenig stacheln. Die Verbindung des Alkoholismus mit dem männlichen Wesen ist nach all dem keine bloße Willkür und Narrheit, sondern biologisch begründet. Charakteristisch ist jener Zug des Abenteuertums: daß die Knaben sich an den Alkohol (wie an das Rauchen) erst gewöhnen müssen, indem sie ihn von Natur gar nicht mögen.

Der gewaltsamere Gang der männlichen Menschenmaschine macht es auch wahrscheinlich, daß der Mann mehr zu Nerven- und Geisteskrank-

heiten veranlagt sei als das Weib; die Erwägungen und erst recht die Statistiken, auf denen die entgegengesetzte, herrschende Meinung sich stützt, sind unzureichend.

Vorzüglich erörtert dies Kraepelin in seinem „Lehrbuch der Psychiatrie". Nach ihm überwiegen Dementia paralytica, Vergiftungserscheinungen, Epilepsie, Verrücktheit, erworbene Neurasthenie, traumatisches Irresein, Schreckneurose beim Manne. Auffällig ist in jeder Irrenanstalt die viel größere Unruhe der weiblichen Insassen.

Wesentlich auf der männlichen Kampfbestimmung beruht die soziale Organisation der Menschheit. Sei es Kampf wider Menschen oder wider Tiere (Jagd), die Männer müssen die Wohnstätte verlassen, um

Nach einem Kohledruck von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 58. Die Trinker. Nach einem Gemälde von Velasquez.

„Angreifer" werden zu können, um den Gegner, die Beute „im Felde" oder „im Busch" aufzusuchen. Oft nehmen natürlich die kriegerischen und jagdlichen Beutezüge lange Zeit in Anspruch, besonders sobald die Kultur sich ein wenig über die ursprünglichste Stufe erhoben hat und sich der Seßhaftigkeit nähert. Während auf der frühesten Stufe vielleicht die durch gemeinsame Mutter Blutsverwandten, zu kleinen herdenartigen Menschentruppen vereint, das einzige bemerkbare soziale Gefüge bilden, sondern sich dann die Männer von den zurückbleibenden Frauen als eine Gruppe auch daheim ab und vereinigen sich als Männerbünde. (Zuerst in den Zeltgenossenschaften der Spartiaten bekannt geworden, dann aber von der Völkerkunde fast überall nachgewiesen, zum Beispiel bei den Rothäuten, Australiern u. s. w.)

Mitunter schließen sich die Männerbünde so fest zusammen, daß das Familienleben beinahe gänzlich untergeht. Die Gegensätze der männlichen

und weiblichen Anlage unter den Männern selbst arbeiten sich dann besonders stark heraus, und auf dieser Grundlage erwächst eine gewaltige Erhebung und ein förmlicher Kult der männlichen Freundschaft; die Anlage zur Doppelgeschlechtlichkeit, die ja die gegenseitige Zuneigung erzeugt, macht sich geltend in gegenseitigem Dienen und Respektieren, bei dem, beiden Teilen unbewußt und von ihnen unkontrolliert, Männlichkeit und Weiblichkeit bald auf der einen, bald auf der anderen Seite zur Wirkung kommt. Zugleich aber, und im Einzelfall davon kaum abgrenzbar, tritt auf die mannmännliche Liebe, indem einzelne Männer im höchsten Grade die ihnen innewohnende Weiblichkeit ausbilden, so daß sie anderen das Weib ersetzen, ein System mannmännlicher Liebesverhältnisse bildet sich aus, das die militärische Leistungsfähigkeit und Ehrliebe der Beteiligten (Fremdenlegion, „Heilige Schar" des Pelopidas) außerordentlich zu steigern vermag durch den Wunsch, stets des Geliebten würdig zu sein, und in feineren Kulturverhältnissen auch die geistigwissenschaftliche Leistung, zumal die philosophische und politische, die ja auch heute im Männergespräch (Diskussion, Disputation) als Entwicklung, Besonderung und Einanderentgegentreten der spezifisch männlichen Gedankenbildungen allermeist zu höherer Blüte gelangt als in der Konversation zwischen Männern und Frauen.

Der Alkohol spielt eine bedeutsame Rolle im Gesellschaftsleben der Männer. Die meisten männlichen Versammlungen sind zugleich Trinkgelage. Umgekehrt lieben es die Männer, ihre stimulierenden Narkotika, wie Alkohol, Tabak, in größerer Gesellschaft zu genießen, während die Frau mit der Freundin zu zweien Zuckerwerk nimmt oder in der Einsamkeit zu Morphium und Kokain greift. So entstanden Trinksitten, Komment der Studenten, so entstand das Geschlecht der Tabaks- und Bierbankpolitiker.

Beim Trinkgelage äußert sich der Kampfsinn der Männer in einem milden, leicht karikierten Sinne. Man sieht dies beispielsweise, wenn man die Gesichter auf dem Bilde Frans Hals d. Ä., „Festmahl der Offiziere der Bogenschützen St. Georgs", betrachtet (Abb. 59).

Die ganze griechische Kultur ist von dieser Erscheinung durchdrungen. Es geht mitunter so weit, daß die Frauen nur noch zum Zweck der Zeugung berührt werden. Der Gedanke von der Unreinheit der Frau, die Idee, daß das Weib als solches eigentlich an einer heiligen und für die Gesamtheit (den Staat) wichtigen Sache gar keinen Anteil haben sollte, erweist sich darin, daß für die Begattungstage oder wenigstens für die Brautnacht, zum Beispiel bei den Spartiaten, das Weib durch Kleidung in Männertracht äußerlich zum Mann gemacht und in die Männergenossenschaft symbolisch aufgenommen wird.

Gleichzeitig mit den Männerbünden entstehen natürlich Gemeinschaften der in vieler Hinsicht nun ganz aufeinander angewiesenen Frauen. Aber ein grundlegender Unterschied erhebt sich zwischen Männerbund und Frauengemeinschaft; er macht den Unterschied zwischen Mann und Weib nur immer tiefer. Das Alleingelassensein oder der Zwang von seiten der Männer treibt die Frauen in Vereinigungen, während die Männer sich von selbst, unmittelbar aus den Anregungen und Notwendigkeiten des

Lebens heraus, sowie zu von diesen eingegebenen bestimmten Zwecken zusammentun.

Hier eröffnet sich auch auf dem soziologischen Felde die Einsicht in die an den Einzelheiten haftende Verstandestätigkeit des Mannes und ihren tiefen Zusammenhang mit den Kampfaufgaben, sie hat einen strategisch-taktischen und einen disziplinären Charakter. Sie ist die Bedingung im Mannescharakter, die die einzelnen für die Aufgabe der Vereinigungen fähig macht, für die Unternehmungen. Eine Unternehmung besteht eben darin, daß für einen bestimmten Zweck die Vielheitlichkeit der Menschen nutzbar gemacht wird; daß der einzelne nicht mehr an die Gesamtaufgabe, sondern jeder bewußtermaßen an einen Teil der Aufgabe seine ganze Kraft setzt; der Wert liegt darin, daß jeder an anderem Ort, zu anderer Zeit, in anderer Art auftritt und doch dem Ganzen dienstbar ist. Wird nun bei einer Unternehmung — man denke zunächst an Kampf oder Jagd, um möglichst in der Sphäre des Einfachen zu bleiben, das schon die Knaben pflegen — auch nur ein Trupp oder ein Mann abgesondert und auf anderen Weg geschickt, etwa einen Hinterhalt zu legen, so hat der in oft stundenlangem Zuwarten Zeit und Veranlassung genug, sich denkend ganz und gar in den einen Zug zu versenken, den seine Tätigkeit in dem Gesamtbilde des Unternehmens darstellt; immer von neuem in neuen Unternehmungen züchtet dies den Geist des Mannes dazu, bei Einzelzügen zu verweilen, und sie wieder zu zerteilen, aber auch ihre Einordnung in das Ganze zu begreifen und damit seine eigene Unterordnung und die Not-

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 59. Festmahl der Offiziere der Bogenschützen St. Georgs.
Nach einem Gemälde von Frans Hals d. Ä.

wendigkeit der besonderen Tätigkeit und Stellung des Führers, dem seinerseits dieselbe Geistestätigkeit, nur in verstärktem Maße, obliegt. So entsteht im Mann der Sinn für Herrschaftsbetätigung, für Hierarchie, für männlichen Gehorsam und Befehl. Das Ritterliche, dessen Hang zu dem vom Einzelnen auszuführenden Abenteuer der Disziplin vielfach widerstrebt, weicht hier, das Soldatische, Militärische (miles lat. von mille = tausend, der selbtausend geht) tritt hervor. Seine Abstufungen des Söldners und des Bürgersoldaten sind hier nicht zu verfolgen; im Offizier findet eine Mischung von soldatischem und Rittertypus statt. Führer und Soldat wird in der technischen Unternehmung, wie sie besonders die Moderne gezeitigt hat, zum Betriebsleiter und Betriebsgehilfen. Jeder Soldat ist nicht nur Untergebener, der Führer nicht nur Vorgesetzter: vielmehr, wie schon oben angedeutet, ist jeder Mann nur das Spiegelbild des Führers im kleinen, jeder soll Führereigenschaft haben (soll zum Führer an geringerem oder höherem Platz verwendbar und, wenn noch jung, dazu erziehbar sein), das heißt eben genaues Erfassen der Einzelzüge und ihres Verhältnisses zum Gesamtunternehmen: dies ist die intellektuelle Grundlage des männlichen Verantwortlichkeitsgefühls. Dies Mitverantwortlichkeitsgefühl eines jeden für die gemeinsame Aufgabe, für den unkörperlichen Zweckgedanken, die Idee, die Mitführerqualität eines jeden, wirken dahin, daß der Führer nicht allenthalben sich zum Selbstzweck machen, den Zweck in sich personifizieren und mit dem seinigen identifizieren kann, wobei er ein Despot und die Mannschaften Sklaven würden. Wenn auch Vereinigungen vorkommen, wo — meist mehr dem Namen als der Tatsache nach — das herrschaftliche Prinzip allein wirksam ist, so bleibt doch in den meisten das genossenschaftliche Prinzip bestehen, das alle, auch den Obersten, der Idee unterordnet (man kann zum Beispiel bei einem so unendlich ehrgeizigen Führer wie Napoleon recht genau die Ideen nachweisen, denen er zu dienen suchte) und soweit alle gleich macht: dies bildet den Gedanken der Republik, den Staat.

Das republikanische Prinzip beruht mit auf dem Gedanken, daß in den gekorenen Führern mit größerer Sicherheit auch die geborenen ausfindig gemacht würden als in den angestammten. Bejahen muß der Republikaner das Herrschaftsprinzip und der Monarchist das Genossenschaftsprinzip. Denn beide zusammen, gegründet auf Verantwortung (und nur Verantwortung ist Freiheit) jedes einzelnen für die gemeinsame Idee ist Konstitution; der Willkür in Form der Despotie wie der Anarchie gleichmäßig entgegen, machen sie diejenige menschliche, männliche Lebensbetätigung möglich, die man Politik nennt.

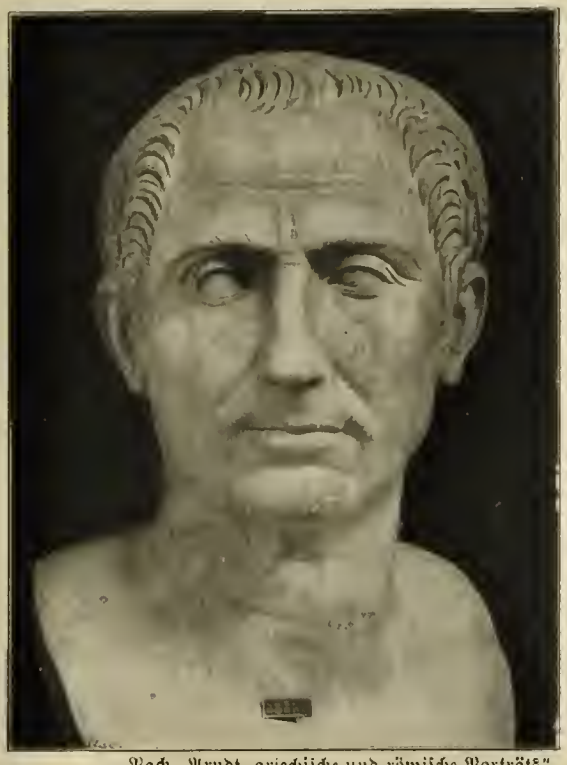
So haben die Männer den Staat, die Politik, das soziale Leben geschaffen, welches ein Mehr ist als das Familienleben, und auch ein Anderes ist; ein Gegensatz dazu: eine über die natürliche, durch Blutsverwandtschaft gehaltene Organisation der Gesellschaft hinausgehende, durch Denken gemeinsamen abstrakten Zwecks zusammengefügte Konstruktion.

Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach. Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Bismarck

Die Frauenvereinigungen sind keine Bünde: nicht von den Frauen selbst geschaffen (oben S. 117), haben sie keine Konstitution, kaum eigentliche Organisation. Während bei den Männern schon auf früher Stufe Verschiedenheit in der Betätigung des einzelnen angebahnt wird, findet sich bei den Frauen, ob sie nun durch Hackbau das Feld bestellen oder in Spinnstuben sitzen, die Gleichheit in der gemeinschaftlichen Beschäftigung vor; sie tun alle dasselbe. Mag nun auch die Emanzipation zu politischer Betätigung und zu organisierten Vereinen der Frauen führen, so bleibt doch bestehen, daß die psychologische Eigenart des Mannes die Schaffung all dessen ermöglicht hat.

Der Staat, die Konstitution, als Komplikation des sozialen Lebens, als neue, künstliche, vielverschlungene Zusammenfügung der scharf gefaßten, aber dem Gemütsinteresse entfremdeten Einzelzüge der menschlichen Bedürfnisregungen, Sympathien und Antipathien ist den Frauen und den weiblich gearteten Naturen (Künstlern und slawischen Studierenden) ein Unverständliches, Unholdes; davon eine Reihe Konsequenzen:



Nach „Arndt, griechische und römische Porträts".

Abb. 60. Julius Cäsar.

Büste im Nationalmuseum zu Neapel.

Auf dem Gebiet der Wirtschaft widerstrebt die Frau dem Komplizierten und Konstruierten, der Kombination, die den Blick weit herumschweifen läßt, das Entfernte zu beachten; bei der im Bild ergreifbaren, alles selbst produzierenden Haus- und Agrarwirtschaft und etwa noch Stadtwirtschaft bleibt sie stehen; das Verständnis für die Zusammenhänge der politischen Ökonomie, der Volks- und Weltwirtschaft widerstrebt ihr noch; die Zinsbarkeit des Darlehns zum Beispiel leuchtet ihr (sofern nicht sie oder jemand, der ihr lieb, riskierender Gläubiger ist) schwer ein. Noch weniger begreift sie dann die Höhe des Zinsfußes im Handels-, speziell Seehandelsverkehr; da ist sie mit dem Urteil „Wucher" so schnell bei der Hand wie die alte Kirche. Im Lauf der Geschichte kommt das weibliche Geschlecht, durch Studium die einzelne Vertreterin der Entwicklung natürlich nach und bei; interessant aber ist unter anderem die Wirkung einer neuen großwirtschaftlichen Erscheinung, des Warenhauses, auf die Seele der Frau. Es kommt vor, daß Diebstähle dort von anständigen, zartsinnigen Vertreterinnen des Geschlechts begangen werden, die den Gedanken, im Detailladen dergleichen zu tun, mit Entrüstung von sich weisen würden. Sie denken daran, wie der (ihnen persönlich entgegentretende) Detailhändler geschädigt wird, wie er verzweiflungsvoll suchen wird, und es faßt sie Mitleid; — im Warenhause aber ist ja so viel da und kein lebendes Wesen wird geschädigt und muß suchen, sondern ein unheimliches, ungeheures Etwas, ein Apparat, der sie gar nichts angeht. . . .

Die Unterscheidung von Person und Sache (Idee) ist ja so ausschließlich männlich. Darin liegt der männliche Egoismus, daß er, der Idee, dem Fernen zuliebe Nahes und Nächstes opfert, wie Manlius, der römische Feldherr, den Sohn, der gegen sein Verbot angegriffen — und gesiegt hatte. Die Idee, die Sache vergöttert der Mann und vernachlässigt darüber die einzelne Person; das ist eben der Geist der Politik, und er

versetzt ihn in Wildheit, Härte, Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit, das heißt wider einzelne ihm Nahestehende, irgend einer Sache, einer Idee zuliebe; während das Weib, gegen Ideen, Sachen, Gesamtheiten gleichgültig ist (weibliche Rücksichtslosigkeit), nur strebt, den einzelnen, die Person als Kind, Geliebten, Freundin an ihr Herz zu drücken.

(Nachdem er Troja glücklich genommen, ist es dem Odysseus Hauptsorge, Astyanax, Hektors kleinen Sohn umzubringen; war Penelope bei ihm, hätte sie ihn nicht wie ihr Eigenes mit ihren Armen geschützt? Anders nur, wenn er etwa ihrem Sohne im Licht gestanden hätte.)

Der Mann entfaltet sein Gemüt, seine Weltanschauung aus der Staatsanschauung, die Frau aus der Familienanschauung heraus; seine Neigungen sind mehr objektiv, ihre mehr subjektiv. (Die Fähigkeit, Dinge rein als Gegenstände losgelöst von aller Beziehung auf das Ich und seine Gefühle zu erblicken, heißt auch Objektivität; ihr Gegenteil Subjektivität; vgl. S. 124 u. 125.) Idee vor Person, Politik vor Sympathie, Ehre vor Liebe und Glück; Staat vor Familie, das ist männlich. Es gibt einen Männertypus, der in diesem Punkte fehlt, obwohl er grenzenlose Männlichkeit entfaltet in der Neigung zum weiblichen Geschlecht und diesem auch meist mit großem Erfolge naht, zum Freien durch Erscheinung und Seele sehr geeignet ist, der eben in der Liebe zu Weib und Familie aufgeht: man muß ihn den Männchentypus oder Hahnentypus nennen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 61. Napoleon I.
Nach einem Gemälde von Horace Vernet.

Dieser Typus läßt die wichtigsten Entscheidungen im Stich, um dem Weibchen nachzulaufen. (Markus Antonius bei Aktium.) Verwandt der im Haremsleben verweichlichte Mann: „sardanapalischer Typus". Erstreckt sich Neigung und Erfolg nicht auf ein Weibchen, sondern auf die Gattung, wird zur Idee der Sieg über Frauen und tritt Zynismus und Brutalität hinzu, so entsteht der Don Juan-Typus. Vgl. außer Mozarts unsterblicher Oper: Grabbe, Don Juan; Faust; Byron, Don Juan; Maupassant, Bel ami (deutsch: „Der schöne Georg").

Des Politischen und Sozialen gedenkt der Mann, wenn er seine Blicke in die Vergangenheit schweifen läßt, die Verwicklungen, Parteien, Kämpfe und ihre Gründe interessieren ihn; der Familie denkt die Frau oder der Ahnen; des Mannes Geschichtliches ist historisch im eigentlichen Sinne, das der Frau genealogisch.

Aus dem politischen Treiben des Mannes, seiner Betätigung in großen Versammlungen ergibt sich seine Art mündlicher Äußerung: das Sprechen wird zur Rede, es ergibt sich der Rednertypus, der sehr männlich ist; die Frau spricht weniger als der Mann, redet nicht; schreit, singt und lacht mehr (Lachen ist Lockton;

das „silberhelle“; silberhell die Farbe sonnenbeschienener Kaskade, die eine anmutige Mythologie gern in der Quellnymphe personifiziert. Minnehaha = „lachend Wasser“, das Indianermädchen, Longfellows reizende Heldin). Dem gegenüber des Mannes Interjektion und Gesang eher Schreckruf, Kampfruf; darum stoßweise Kürze und Neigung zur Rhythmik. Daraus auch die männliche Haltung, deren Charakter mehr imponieren als anziehen soll, und wenn er redet, die Ruhe, die kalte Sachlichkeit zum Ausdruck bringen muß oder die glühende kampfbereite Begeisterung. Beide erscheinen vom Standpunkt der Frau leicht plump und übertrieben; nicht leicht trennt sie männliche Haltung und deren Karikatur, die Pose.

Verkleinerte Wiedergabe der Imperial-Prachtgravüre aus der Kunstverlagsanstalt Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. Preis 4 M.

Abb. 62. Graf Moltke.

Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach.

Wie der Mann Handwerk, Wissenschaft und Kunst schaffen mußte, kann nun auch noch soziologisch begriffen werden. In mehr agrarischen Verhältnissen einfacher Kultur und selbst bei höherer, wofern nur die Bevölkerung noch nicht dicht ist, noch viel Land der Benutzung harrt, sind die Arbeiten der Geschlechter nicht nur gleich, sondern im Künstlichen, Feinen: Gartenbau, Musik, Kunst, Wissen, Wundenpflege, Geburtshilfe, Kleider- und Speisenbereitung überwiegt die Leistung der Frau. Während die Männer pflügen, jagen und fechten, ist sie es, die lesen und schreiben kann u. s. w. Aber sowie die Arbeitsteilung beginnt, knüpft sie auch an den männlichen Zug, am einzelnen zu verweilen, an, und das Weib wird entthront. Ärzte, selbst Frauenärzte, Gärtner, Feinköche, Gelehrte werden die Männer und mächtig ist dabei gerade ihre Hierarchie im Werke. Nun

Phot. H. J. Whitlock & Sons, Ltd., Birmingham.

Abb. 63. Chamberlain.

Abb. 64. Christoph Kolumbus.
Nach einer Büste in der Pinakothek des Kapitols zu Rom.

treten, von den einzelnen zu gewaltiger Größe entwickelt, die mannigfachen Züge des Geisteslebens, Fertigkeiten, Richtungen, Behauptungen einander zur Komplikation gegenüber: die (männliche) Wissenschaft beruht so auf dem (männlichen) Genossenschaftswesen und ebenso die männliche schöpferische Großkunst.

Die Wissenschaft: die Organisation des Suchens; die Politik (Krieg und Staat): die Organisation des Kämpfens. Beiden gemeinsam aber ist der Zug zur Idee, der anstatt der nützlichen Ziele ein erdachtes „transzendentes" setzt, jene Donquichotterie, die schließlich statt der durch Kämpfen und Suchen erlangbaren Güter und Beglückungen dieses selbst zum Zweck macht, die Güter und das Glück diesem Phantom opfert (weiblich gedacht) — die Objektivität. Und wenn Kämpfen und Suchen die Gegensätze, die Pole des Männlichen sind, in denen die Einheit männlichen Geistes, die Objektivität sich zuallererst spaltet, so werden unter den männlichen Einzeltypen die Führer (Fürsten sprachlich „Vordersten" [im Kampf]) und die Forscher die männlichsten sein. Mit jenen beginnend ziehen wir zu diesen die Reihe durch die verschiedenen zwischenliegenden Männerberufe hin. — Feldherren, Staatsmänner (Gründer und Leiter von Unternehmungen): in ihnen haben wir historisch (historisch im ursprünglichen Sinne ist politisch; in Verbindungen als „kulturhistorisch", „kunsthistorisch" u. s. w. hat das Wort mehr abgeleitete Bedeutung) die stärkste Personifizierung der Männlichkeit zu erblicken. Aus den Zügen Julius Cäsars (Abb. 60), Napoleons I. (Abb. 61), Bismarcks (siehe Kunstbei-

Phot. The London Stereoscopic Co.
Abb. 65. David Livingstone.

lage), Moltkes (Abb. 62), Chamberlains (Abb. 63), Colleonis (Abb. 87) wird man die physiognomische Paradigmatik der Männlichkeit abzulesen haben. Sie sind es, die die Kampftüchtigkeit im Menschheitsdasein in der höchsten vergeistigten Potenz repräsentieren; sie, denen die Menschheit eigentlich und an erster Stelle den Namen von Helden gibt.

Die anderen, wie sie sich auch auszeichnen, sind es im übertragenen Sinne: „Geisteshelden", Helden „der Arbeit", „der Forschung", „des Glaubens" u. a. m. In höchster Potenz und vergeistigt ist bei ihnen die Männlichkeit zu schauen, weil es sich nicht bloß um das Dreinschlagen und Sichaufopfern handelt wie beim „gemeinen Mann" und auch nicht allein ums Nachdenken, das Suchen und Finden (beim Feldherrn · technisch, politisch, ethisch und geographisch [vgl. S. 126 Entdecker]) wie beim Forscher: sondern es handelt sich darum, die Einzelzüge zu fassen und mit all der hemmenden, trotzenden Last der Widersprüche zusammenzuzwingen zur lösenden Einheit, also um den Entschluß; zu fassen unter dem Druck des Augenblicks und der Gefahr, und immer wieder neuen Entschluß im neuen Augenblick zu finden und doch all diese Entschlüsse wieder zur Einheit zu bringen unter einen (sonst ist's mit der „Realpolitik" in Frieden und Krieg doch nichts), das blickt aus den Zügen dieser Männer, es ist die „eisige Marmorkälte", die schon immer einer primitiven Zufallsphysiognomik an ihnen auffiel. In ihr liegt jene Zurücksetzung der Personen gegen die Zwecke, die auch schwere Opfer am einzelnen und am Glück nicht scheut, die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit, die Schauder erweckende Objektivität, die, sich selbst beherrschend, alles beherrscht.

Abb. 66. Fridtjof Nansen.

Von den Führern und Fürsten ist in manchem verschieden der König. Er wird als besonders unersetzbar angesehen und ist deshalb nicht gedrängt, in Gefahr voranzugehen, sondern wird in Deckung gehalten. Ihm wird wie einem Weibe Dienst, Schutz, selbst Anbetung gezollt. Die Notwendigkeit, königlich zu repräsentieren, ruft wirtschaftliche Bedenkenlosigkeit und Steigerung des Sinnes fürs Äußerliche hervor,

Aus „Deutsch-Ostafrika, Band I: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" (Verlag von D. Reimer in Berlin).

Abb. 67. Dr. Emin Pascha.

Gefallsucht und auch Launenhaftigkeit, — wird doch der König wie ein Weib umschmeichelt. Statt der Idee des Staats faßt er leicht sein und seiner Dynastie Wohl als höchstes, und mancher König, der sich Historiker dünkt, ist nur Genealoge. Vielfach gebietet er gleich dem Weibe, indem er Männer gegen Männer gewaffnet hält (worin im Grunde alles Ordnunghalten, alle Regierung besteht). Deshalb eignen sich weibliche Naturen, speziell Frauen, oft gut zum König. — Im übrigen werden dem tüchtigen König Führer- und Politikereigenschaften, zukommen (oben S. 124 f.), besonders aber männlicher Rechtssinn (unten S. 136 ff.).

Entdecker (hier Kolumbus, Livingstone, Nansen [Abb. 64 bis 66]) gleichen jenen in hohem Maße; die Komplikation der Reise ins Unerforschte und die der Konstitution ihrer Mannschaft (Schiffsbesatzung oder Karawane) bieten die beiden Reihen von Problemen, vor denen er steht; häufig genug sind auch Entdeckeraufgaben und Feldherrnaufgaben gepaart (Emin Pascha, Abb. 67). Vom Entdecken geht aus die Seefahrt, und noch heute hat wegen der Unwegsamkeit der Wasserwüste jede Seefahrt ein wenig vom Entdecken. Freund und Feind ist dem Menschen hier selbst das Element, auf dem er sich bewegt. Die männlichen Eigenschaften der Disziplin, der Tapferkeit müssen beim Seemann gesteigert sein, sagt schon der römische Poet. Als Piraterie fing die Schiffahrt an, also Krieger- und Räubercharakter mußte anfangs auch dabei sein (Wikinger, Odysseus), heute wenigstens beim Führer kaufmännischer Sinn. Der Seemann mit Führerqualitäten ist der Seeheld (Nelson [Abb. 68], de Ruyter). Vergleichbar dem Seemannsberuf wegen der Gefahren und des Wegs ins Dunkel sind der des Forstmanns und Bergmanns; es sind männliche Berufe, die Verwendung von Frauen in letzterem ist und bleibt Mißbrauch.

Nicht gerade Heldentum, aber doch Kühnheit — und das ist eben wieder Entschlußkraft — ist das Lob der wirtschaftlichen Führer, der Bankmänner, Großindustriellen und Spekulanten, der „Unternehmer" der Moderne. Der Umstand, daß die heutige Wirtschaft Weltwirtschaft ist, heischt von ihnen die politische Tüchtigkeit des Staatsmanns und die Eigenschaften des Feldherrn bis zu der Rücksichtslosigkeit und der Marmorkälte; sie hat man an ihnen schon oft genug konstatiert (Rockefeller [Abb. 69], Vanderbilt [Abb. 70], W. und K. Siemens). Ähnlich diesen wirtschaftlichen Führern der Moderne sind die der früheren Zeit, die Großgrundbesitzer, aber von ihnen durch die Rittereigenschaften stark unterschieden.

Zwischen den beiden extrem männlichen Gruppen, den Führern und den Forschern, gibt es zwei minder männliche, mehr weiblich durchsetzte und geschlechtlich ausgeglichene. Einmal die Geführten: militärisch, das sind die Soldaten; politisch: das sind die Bürger; wirtschaftlich: das sind die Bauern, Handwerker, Arbeiter. Während bei jedem von ihnen das Männliche in eigentümlicher Weise abgeschwächt ist, ist es in der dritten Gruppe durchaus erhalten und hervortretend, aber mit ebenfalls stark akzentuierter Weiblichkeit gepaart. Kampf und Suchen finden rechtschaffene, oft glänzende Repräsentation in ihnen.

Beim Soldaten ist das Männliche durch die Einförmigkeit des Dienstes, der sich ewig wiederholenden, maschinenmäßigen Arbeit in der Masse, bei der er in der Regel das Verhältnis seiner Leistung zum Ganzen nur undeutlich sehen kann, verringert. Ganz ähnlich im Heer der Industriearbeiter. Beim Bürger ebenfalls verringerte Verantwortlichkeit im Gegensatz zu den politisch Aktiven („Gevatter Schneider und Handschuhmacher"). Hinsichtlich der Beschäftigung, der Leistung von großer geschlechtlicher Abblassung und Ausgeglichenheit mit der Frau, zeigt das Bürgertum wieder häufig die Männchenhaftigkeit (Hahnentypus). Beim Bauern als solchem sind infolge der relativen Selbstgenügsamkeit seiner alles produzierenden Wirtschaft die männlichen Berufscharaktere noch nicht angelegt und daher liegt der Geschlechtsunterschied zwischen ihm und seinem Weib wesentlich im Primitiven und Allgemeinen: er balgt sich, dient oder führt im Felde und politisiert; in den Arbeiten, deren Aufgaben in der

Abb. 68. Admiral Nelson.
Nach einem Gemälde von Hoppner, gestochen von A. H. Payne.

leicht erfaßbaren Einheit einer Landwirtschaft umfassend und vielseitig sind, ist seine Leistung kaum anders geartet als die des Weibes. Daß trotzdem von den Bauern selbst der geschlechtliche Unterschied ethisch immer stark betont ist, übersieht Goltz.

Der echte Künstler ist tapfer, oft recht streitsüchtig, hat Wandertrieb und Abenteuerlust; aber gleich dem Weibe erfaßt er die Welt nicht zergliedernd, nicht in der Vielheit toter, sondern schauend, in der Einheit lebendiger Züge — kein besserer Beweis für die grundsätzliche Ebenbürtigkeit des Resultats der geistigen Auffassungstätigkeit bei Mann und Weib als dieser: denn sonst müßte ja im Werke des Künstlers weniger zu

Abb. 69. John D. Rockefeller.

Abb. 70. Cornelius Vanderbilt d. Ä.

sehen sein als in dem des Gelehrten; es müßte grundsätzlich der Geograph dem Landschaftsmaler, der Botaniker der Blumenmalerin, der Charakteroloye dem Dramatiker und Schauspieler überlegen sein, was doch Unsinn ist, und wobei man nie vergessen darf, daß das künstlerische Erfassen das Edlere ist (mindestens im Sinn des Selteneren und Begehrteren, denn studieren und analysieren kann jeder — jeder Mann kann es von vornherein und jedes Weib kann dazu gezüchtet werden). Dann müßte grundsätzlich beim Kritiker mehr zu holen sein als beim Künstler, beim Kritiker, dessen Geschlechtscharakter zwischen dem des Künstlers und Gelehrten liegt mit seiner Mischung weiblichen künstlerischen Schauens und männlichen wissenschaftlichen Grübelns.

Hierher zu zählen ist namentlich auch der Historiker, und zwar sind die Kritiker und Kunsthistoriker einfach identisch, während die Historiker im eigentlichen Sinne, die Kritiker der Politik, zwischen drei Punkten zu denken sind: a) Staatsmann, Feldherr, b) Gelehrter, c) Künstler. Sie sind in männliche Art hochpolitisch interessiert, aber kombinatorisch ohne männlichen Entschluß. Es betrachten a und der Historiker die Geschichte mit Leidenschaft, aber der den männlichen Entschluß

Abb. 71. Theodor Mommsen.

hat, schreibt nicht Geschichte, sondern macht sie; selbst dann noch, wenn er in der Ruhe schreibt (Bismarck). Neben dem männlich-kombinatorischen aber tritt im Historiker das weiblich-künstlerische Schauen und Gestalten auf, so zumal bei Mommsen (Abb. 71), dessen unsterbliche „Römische Geschichte" von Phantasie und Geduld in gleichem Maße wie von Kraft und Spürsinn zeigt.

Und des Künstlers Wehrhaftigkeit geht fast nur wider persönliche, wirkliche Gegner, nicht leicht fühlt er sich verletzt von den Dingen, von der Welt selbst; mit ihr, mit der Natur ist er vertraut gleich dem Weibe, zieht sie an sich wie dieses; und regt sich doch das starke Männliche in ihm, so daß ihr Göttliches ihm entgegentritt, der Stachel der Probleme ihm fühlbar wird, die Widersprüche ihn quälen, dann reagiert er weiblich, eine neue harmonische Welt schaffend, aus sich hervorbringend, nicht daß er gleich den Haupttypen der Mannheit die Widersprüche einzurenken, zu zwingen auf Biegen und Brechen und so mit der Schärfe des Schwertes oder des Gedankens die Welt zur Einheit und zum Frieden zusammenzuschlagen sucht. Er hat wie das Weib das Mitgefühl gegen die nahestehenden Personen, denen er ein mitunter hingebender und immer liebenswürdiger Kamerad sich schenkt; es sei denn, daß sie drohen, ebenso oder mehr als er zu gefallen; er hat wie das Weib die Abneigung gegen das fernstehende Gespenst der Gesamtheit; bekannt ist seine wirtschaftliche Kurzsichtigkeit (die allerdings auch einige sehr unweibliche Züge hat, da zum Beispiel Geiz fehlt), zumal

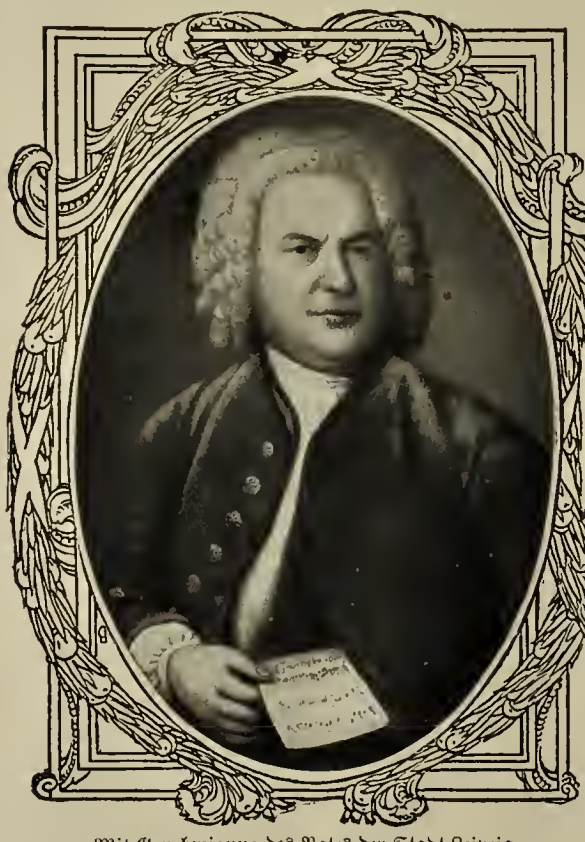
Abb. 72. Michelangelo.
Nach einem alten Stich.

seine Verständnislosigkeit gegenüber dem Gelde sind sprichwörtlich; in der Politik und Rechtserkenntnis ist er, ohne sie etwa abzulehnen, absonderlich (grotesk).

Als Tatiana Leontjeff nach dem Mord an Ch. Müller zwangsweise photographiert wurde, sagte mir, entrüstet über das Verfahren, ein genial veranlagter Musiker, dessen hohe Intelligenz und Bildung weithin bekannt sind, „die ganze Bertillonage ist eine mittelalterliche Barbarei und müßte wieder abgeschafft werden".

Er gibt sich auf diesen Gebieten einzelnen Eindrücken hin, urteilt einseitig, leidenschaftlich und meist im Ton der Anklage, ist gleich dem Weibe entweder radikal oder klerikal.

Die Frage, ob bildende oder redende Kunst männlicher, ist heute nicht beantwortet, auch wohl unbeantwortbar und falsch gestellt. Innerhalb der



Mit Genehmigung des Rates der Stadt Leipzig.

Abb. 73. Johann Sebastian Bach.
Nach einem Gemälde von L. Haußmann im Besitze der Thomasschule zu Leipzig.

Abb. 74. Ludwig van Beethoven.
Nach einer Originalradierung von C. D. Dake im Verlage von Dietrich & Cie. in Brüssel.

bildenden ist der Geschlechtscharakter recht verwischt. Es fordert Architektur-Landschafterei wegen des Kombinatorischen wohl einige Männlichkeit; Bildhauerei und Reliefkunst ist vielleicht männlicher als Malerei. Historienmalerei scheint mehr männlich, Genremalerei mehr weiblich betont. Stilleben und speziell Blumenmalerei ist entschieden weiblich. Die moderne „antiliterarische" Malerei ist geschlechtlich ziemlich ausgeglichen. Unter den Meistern hat ein richtiger populärer Instinkt beispielsweise Michelangelo (Abb. 72) und Rembrandt (Abb. 99, s. S. 165) als sehr männlich, Raffael (Abb. 98, s. S. 165) als mehr weiblich gearteten Künstler bestimmt.

In der Musik ist, wie schon betont, die Komposition prinzipiell stärker männlich als die Virtuosität. In dieser Kunstgattung wird auf den Geschlechtscharakter von jeher sehr geachtet; „männlich" und „weiblich" sind Prädikate, die man in Kritiken kompositorischer wie virtuoser Leistung nicht selten zu lesen bekommt. Im Gesange zumal lassen sich Männliches und Weibliches sehr gut unterscheiden. Chorgesänge sind überwiegend männlich (Kampf- und Trinklieder). Als einzelner dagegen neigt der Mann weniger zum Singen als das Weib; dafür wieder mehr zum Pfeifen. Arbeitsgesänge findet man in „Bücher, Arbeit und Rhythmus" eine gleiche Anzahl für beide Geschlechter, doch scheint im allgemeinen der Mann zurückzustehen. Bücher stellt die weiblichen in erste Linie.

Abb. 75. Richard Wagner.
Aus Franz Hanfstaengls Porträtkollektion.

Nach einer Photographie von Andreoßi in Genf.
Abb. 76. E. Jacques Dalcroze.

Von Komponisten waren wohl Bach, Beethoven, Wagner (Abb. 73 bis 75) männlich betont, Schumann (Abb. 118, s. S. 193) hat nachweisbare weibliche Züge. Interessant ist, wie Beethoven in seiner einzigen Oper „Fidelio" die Frau in männlicher Tat schildert und Bizet (Abb. 54) in seinen beiden Hauptwerken Carmen und Arlésienne das Leiden geschlechtlich widernatürlich (masochistisch) veranlagter Helden zum Vorwurf nimmt. E. Jacques Dalcroze (Abb. 76) hat sich besonders durch Komposition von Kinderliedern ausgezeichnet; sein Bild zeigt, trotz des martialischen Bartwuchses, den Gesichtsausdruck einer jungen Mut-

Abb. 77. William Shakespeare.
Nach einem alten Stich.

ter. Dirigentenarbeit fordert einige Männlichkeit aus leicht ersichtlichen Gründen.

Verhältnismäßig gut läßt sich unter den Arten der Dichtung scheiden. Während insbesondere die Lyrik sehr weibliche Töne annehmen kann, und der Roman ebenfalls, da er fast ganz in Stimmungen aufgehen darf und der straff gespannten Handlung, zumal der abenteuerlichen nicht benötigt, singt im Gegensatz zu ihm das Epos die Taten der Männer, die bewegteste Handlung: den Kampfzorn und die Irrfahrt. Während in Lyrik und Roman Frauen viel geleistet (wobei freilich englische Dichterinnen besonders oft sehr männlich einhertreten) und Unendliches genossen haben, stehen am Epos als Schöpfer und Bewunderer die Männer allein, und im Drama ist's fast ebenso. In eigentümlicher Weise entspricht der (stoßweise, bewegt, explosiv lebenden) männlichen Natur der Rhythmus, der dem Epos eigen ist, während die Lyrik melodiös und der gleich ihr stimmungsgesättigte Roman wie der Handlung so des Rhythmus bar ist. Man darf sagen: der Mann ist episch (Rhythmus), das Weib lyrisch (Melos). Goethe ist episch und lyrisch (in Rhythmus und Melos) gleich meisterhaft. Schiller ist unmelodiös. Ganz und gar weiblich ist der Brief als Kunstwerk; hier stehen die Leistungen von Frauen durchaus an der Spitze; man betrachte unter anderem, wie viel höher die Briefe der Heloise stehen, als die des Abälard. Der Mann, sofern er schreibt, kommt auch nicht leicht auf den Gedanken, sich in dem Brief geben zu wollen; er sendet Nachrichten oder schreibt Abhandlungen, je männlicher er ist, desto farbloser oder — unaufrichtiger sind seine Briefe. Auf die vielbesprochene Eigenart männlicher (und weiblicher) Stilistik kann hier nicht eingegangen werden.

Sehr eigentümlich liegen die Dinge beim Schauspieler; hier waltet eine starke geschlechtliche Verschiebung ob, wie denn auch die Schauspielkunst in homosexuell berührten Kulturen einen Platz an der Sonne hat (Hellas, Japan, China), wogegen die Römer das Schauspielertum immer unmännlich fanden. Während also die Bühnenkunst vielleicht der erste von der Frau gewonnene und mit männlich veranlagten Frauen reichst besetzte Beruf ist, zeigt sich umgekehrt der männliche Schauspieler von weib-

licher Anpassungsfähigkeit, wie sie die wechselnden Rollen erfordern, und von weiblicher Gefallsucht, von weiblicher Sorgfalt für seine äußere Erscheinung („Kostüme"); dabei vielfach Hahnhaftigkeit. Wir bringen hierzu die Porträts von Shakespeare (Abb. 77), Talma (Abb. 55) und Kean (Abb. 78). Verband sich in ihnen das Genie gewaltsamer und abenteuernder Leidenschaftlichkeit, so zeigt doch die klassische Schönheit der Gesichtszüge bei den letzteren zweifellos weiblichen Typus.

Nicht nur als Hervorbringer, sondern auch als Gegenstände der Kunst unterscheiden die Menschen sich geschlechtlich. Jenem oben beschriebenen Zusammenhange von Weib und Welt gemäß ist der Mann weit mehr Hervorbringer; das Weib ist ihm Objekt und Adresse der Kunst (Kunst unter anderem Werbungsäußerung).

Weit weniger nimmt die weibliche Kunst den Mann zum Objekt, und lange nicht so dringend wie er wendet sie sich an das andere Geschlecht. Auch in ihrer Kunst, zumal der Dichtung, wie wenn sie sonst sich der Berufsarbeit widmet, ist es wesentlich ihr Ziel und Erfolg, vom Manne loszukommen, sich von ihm zu befreien; ob sie ihn besingt oder in Schweigen begräbt, kehrt sie sich den Dingen und ihrem Gemüt allein zu.

Der Mann neigt sich immer zu Welt und Weib zugleich. Ihm ist es unerläßlich, mit seinen Kunstschöpfungen dem Weibe zu nahen, ihr verständlich zu werden, darin zu ihr zu reden, indem er von ihr, und von ihr zu reden, indem er zu ihr redet. Das ist Anbetung, verdeutlicht das Religiöse im Gedanken des Mannes an das Weib: „Du bist mir . . ." ist die Äußerung des Mannes zum Weibe und zur Gottheit.

Innerhalb der Wissenschaften ist die reine wegen der ihr anhaftenden genugsam gekennzeichneten Donquichotterie (das Schweifen und Suchen) dem männlichen, die angewandte Wissenschaft dem weiblichen Geiste näher. Auf dem Wege zu wirklichen begehrenswerten Zielen bildet ja das abstrakte Wissen nur eine Etappe, sogar einen Umweg. Weiblich ist fast immer die Forderung, „den Unterricht nicht mit so viel unpraktischem Zeug zu belasten", männlich dessen Bevorzugung, männlich zum Beispiel die Verteidigung der theoretischen Fächer im Medizinstudium seitens des Königsberger Physiologen L. Hermann.

Abb. 78. Edmund Kean.
Nach einer Lithographie.

Darum ist aber nicht gesagt, daß die Neigung zur Naturwissenschaft mehr männlich sei als die zur Technik. Denn die Konstruktion und noch mehr die Erfindung fordert männlich-kombinatorischen und der Beruf des Ingenieurs als Betriebsleiter oft männlich-organisatorischen Sinn. In der Selbstbiographie von Werner von Siemens (Abb. 79) zum Beispiel wird man ein bedeutsames Dokument echter Männlichkeit finden. Dazu kommt die „Kühnheit des Ingenieurs im Projektieren", die durch Schwierigkeiten so eigentümlich angereizt wird, und gerade durch Schwierigkeiten von gefahrvoller Natur; weniges ist so bezeichnend wie die Kühnheit Stephensons, der die erste Lokomotive ohne Zahnrad laufen ließ. Dazu die männliche Härte und Rücksichtslosigkeit, die der Idee, dem Projekte sich selbst und ihr Liebstes opfert. Obwohl schablonenhaft, doch sehr gut ist dieser Typus von Jules Verne in zahlreichen Schriften erfaßt worden, dessen Humor dann freilich auch die Karikatur, den Mann mit der „fixen Idee", den Perpetuum-mobile-Erfinder und dergleichen zu streifen nicht unterläßt, einen für die Moderne bezeichnenden Typ männlichen Irrsals.

Was das rein Technische betrifft, ist das mechanische Betrachten und Verwerten der Eindrücke dem Manne eigen. — Ich habe beobachtet, daß Frauen merkwürdigerweise in der Beurteilung statischer Verhältnisse auf den ersten Blick, aus dem bloßen Gefühl heraus, sozusagen mit dem Augen- oder besser Tast- und Muskelmaß, viel unsicherer urteilen als die Männer; und das liegt nicht nur an der Kombination; weit seltener wird die Haltbarkeit eines Fadens, die Festigkeit eines Drahtes von einem Manne unterschätzt als von einer Frau.

Inwieweit die Wissenschaft vom Leben, die Biologie, als deren Vertreter Pasteur (Abb. 80), der Schöpfer der Lehre von den Bakterien gelten kann, oder Wissenschaft der unbelebten Natur mehr dem männlichen Wesen liegt, läßt sich im allgemeinen schwer ausmachen, seit auch erstere aus bloßer Anschauung und Beschreibung sich zur Kausalwissenschaft, die mit Gründen arbeitet, entwickelt hat. Unter den Ärzten möchte man, abgesehen von den reinwissenschaftlichen Medizinern, zwei Begabungstypen annehmen: männlicher der, der dem reinwissenschaftlichen Mediziner und dem Feldherrn näherstehend durch mitleidlose Objektivität, der die subjektive Leidensform des einzelnen nichts mehr ist, in die Fragen menschlicher Körperlichkeit tief hineinschaut. Daneben ein weiblicher, der subjektivierend, weicher Hand und weichen Gemütes, liebevoll sich in das Leid des Nächsten versenkt, instinktiv Heilungsbedürfnisse und Heilungsmöglichkeiten mit- und herausfühlend, zu seinen diagnostischen und therapeutischen Triumphen gelangt.

Ebensoviel fast wird aus pädagogischen Gründen heute diskutiert die Bedeutung geschlechtlicher Eigenart in der Mathematik. Hier speziell wird man sich den Aufschluß über die Qualifikation des Mannes aus dem herleiten müssen, was über die mathematische Veranlagung des Weibes geschrieben ist. Die Ergebnisse sind freilich zu befriedigender Mitteilung an weitere Kreise noch kaum geeignet. Newton (Abb. 81) war wohl nicht ohne weibliche Züge, anderen, wie etwa Gauß, dem berühmten Mathematiker, fehlten solche wohl ganz.

Männlich erscheinen der Mathematik in manchem nahestehende Schachspiel, Brettspiele, Kartenspiele und endlich die besonderen Spiele überhaupt. Das Weib bedarf der Spiele viel weniger, weil mit den sogenannten weiblichen Arbeiten, besonders aber mit der Kinderpflege, Spielelemente ohne weiteres verknüpft sind. Beim Mann löst sich das Spiel umsomehr vom Leben ab, als er aus der primitiven

Kampf- und Jagdtätigkeit zur geteilten Arbeit sich wendet. Gleichwohl eine Eigentümlichkeit weiblicher Naturen, die wieder das Unsoziale der Weiblichkeit zeigen: sie haben keine Bedenken, ein Spiel zum Mißvergnügen der anderen zu verderben, sei es durch Verletzung der Regeln oder willkürliches Nichtmehrmitspielen, „weil es doch nur Spiel ist". Außer dem Kombinatorischen finden sich im Spiel auch viel ritterliche Elemente, bis hin zur Revanche im Glücksspiel, die man bekanntlich Damen nicht abverlangt. — Die sich in Kinderspiele, in Kindes spielende Art zu leben und zu lernen, zu vertiefen und danach die Erziehung zu gestalten wissen, sind weiblich; Friedrich Fröbel (Abb. 82) war ein Mann feinster weiblicher Artung. Männlich aber ist die moderne experimentelle Pädagogik.

Von den sogenannten Geisteswissenschaften ist die Geschichte in ihrem Verhältnis zur Männlichkeit bereits genügend beleuchtet.

Bezüglich der Sprachenwissenschaften (Philologie), wäre folgendes festzustellen: Das Sprachenlernen nach Grammatik (deren nahe Beziehung zur Logik) wendet sich an die männliche, die plastische Methode des Lernens durch Auge und Ohr, durch nachahmende Auffassung und Reproduktion des Sprachgebrauchs, der Aussprache und Anwendung, an die weibliche Eigenart im Menschen. Es ist auch nicht bloß aus zufälligen geschichtlichen Gründen zu erklären, daß die toten Sprachen (Latein und Griechisch), für uns Heutige spezifisch Sprachen der Epiker, Dramatiker, Philosophen, Historiker, Rhetoren, bisher fast allein im Unterricht des männlichen Geschlechts verwertet wurden. Das ganze humanistische Verhältnis zur Antike ist, auch abgesehen von den Gegenständen, männlichen Geschlechts; während das Altertum und seine Lebensangelegenheiten den echt männlichen Geist gerade wegen seines Entlegenen und Nichtpraktischen anzieht, ist für das Weib das alles „zu lange her". Die Literaturgeschichte neuerer Zeit ist dem Weiblichen näher. Was endlich Interpretation (Textkritik) u. s. w. betrifft, so ist sie eigentlich ganz männlichen Sinnes, beruhend in der dem Weibe, das in Anschauung erlebt, so fremden Ehrfurcht vor dem Worte als dem Träger des Begriffs.

Abb. 79. Werner von Siemens.

Im wirtschaftlichen Leben hat sich die Eigenart des Mannes vorzüglich dem Produktiven, dem Erwerb zugewendet, als dem Komplizierteren und in die Weite führenden, die der Frau dem Konsume, der Zurichtung des Erworbenen zum Verbrauch.

Der im reinsten Sinne wirtschaftliche Beruf, der des Kaufmannes, ist weiblich, sofern er diese mit dem feinen anschmiegsamen Empfinden und Vorausahnen des Bedürfnisses und des Geschmacks der Kundschaft verbindet, männlich, je mehr er der Unternehmensform sich nähert und sofern er vielfach männlichen Entschluß, Kampf und Rücksichtslosigkeit verlangt. Die Wirtschaftswissenschaft ist männlich betont in dem Element, auf das ihr anderer Name „Politische Ökonomie" hinweist. Aber wie bei den Ärzten gibt es offenbar bei den Nationalökonomen neben denen, die männlich nur das Sachlich-Gesamtheitliche im Auge haben, solche, die Nationalökonomen wurden, weil ihnen in weiblicher Art das Wohl und Wehe der Nächsten ans Herz ging. Weibliches haben in sich die sozialistischen, kommunistischen, anarchistischen Bestrebungen, denn, ob sie den Staat beseitigen oder zum

Gott machen wollen: das haben sie wohl gemeinsam, daß sie ausgehen vom Leid um den Schmerz, der üblen Lage des einzelnen, und das Ziel darin sehen, diese Lage angenehmer, glücklicher zu machen.

Unter den „Widersprüchen des Wirtschaftslebens" in männlicher Weise leidend suchen alle diese Utopisten eine überwiegend weibliche Form, dies Leiden zu beenden; reinmännlich wären die Formen politischen Eingreifens oder des gänzlichen Glückverzichts in philosophischer Art; männlich in karikierter Art ist der Bureaukratismus, der, edlen Aufschwungs unfähig, in die einander ins Absurde führenden widersprechenden Einzelheiten vertieft und verliebt ist, so daß es ihm völlig Genüge tut, in ihnen zu leben und zu weben und, im Besitz der Kenntnis ihres komplizierten Gewebes, die in seine Hand Gegebenen zu schulmeistern.

Unter den Juristen kann man zweifelsohne eine ähnliche Zweiteilung wahrnehmen wie unter Ärzten und Nationalökonomen.

Abb. 80. Louis Pasteur.

Ist doch im Recht ständiger Ausgleich zwischen Lust und Leid des Einzelnen und den Anforderungen des Gesamtwohls die Aufgabe. Es kann keiner ein guter Jurist sein, der sich nicht subjektivierend ins Innere der Beteiligten versenkt, nicht fühlt, wie ihm zu Mute wäre, was er „begehren und für gerecht, für würdig und für richtig halten" würde, wenn er an der Stelle des Rechtsuchenden stände. Auch die Bestrebungen, der Starrheit des Gesetzes gegenüber das Interesse der betroffenen Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und im Konfliktsfall voranzustellen nach dem Wahlspruch „Rechtsgefühl vor Rechtsnorm", haben insoweit etwas Weibliches. Ein Stück männlichen Geschlechtscharakters ist das Recht gerade insofern, als es die Entscheidung über das Sittliche vom Gefühl losmacht, eine Objektivität des Rechts sucht, die ihre Legitimation als wahres Recht gerade darin findet, daß sie mit dem subjektiv erwünschten eben nicht schlechthin identisch ist, und zu der man erst durch ein zergliederndes Denken, unter Abwägung vieler einander widersprechender Gründe und meist peinlicher Aufopferung irgend eines Interesses, auf dem Umwege über ein System mannigfacher Begriffe kommt. Der feine weibliche Geist findet wohl in der Tat befriedigende Antwort auf sittliche Fragen in der Weise, daß er in das Gesamtbild mit behender Anschauung, mit glücklichem Takt sich einfühlt, und weiblich veranlagte Juristen arbeiten vielleicht auch mit Vorliebe so, daß sie sich die systematische Begründung erst nachher zurechtmachen und sie nur zur Probe aufs Exempel, nicht heuristisch (das heißt zur Ermittlung, zum Ausrechnen) anwenden. Der gröbere weibliche Geist läßt sich genügen, wenn er nur der Sitte entsprechend sich bewegt, der Sitte, in der ja die Sittlichkeit in äußere Erscheinung tritt; wenn er mitmacht, was die anderen machen; vor allem die Moden. Oder, im Aufopfern und Bevorzugen wenig skrupulös, ohne weiteres sich an das Nächstliegende hängend, ruft er aus: „Bleibt mir vom Halse mit eurem juristischen Spintisieren — so und so sagt es mir mein Herz und so ist es denn auch." Auf Gegenvorstellungen: „Dann müßte man in dem und dem Fall so und so, in dem und dem Fall so und so entscheiden, was doch ganz verkehrt wäre," ist schnell die Antwort bereit: „Die anderen Fälle gehen mich jetzt nichts an," die Gegenvorstellungen werden geradezu als bösartiges Irremachenwollen, als Versucherarglist empfunden. (Ähnliches auch auf anderem Gebiet. Dem Experiment und der mathematischen Hilfskonstruktion, die den gegebenen Zustand abändern, steht das weibliche Gemüt ebenso abweisend gegenüber wie der Überlegung des Rechtsfalls.) Der feine weibliche Geist fühlt es, konzipiert es im Bild, der männliche konstruiert die Möglichkeit, daß andere, zumal von der Entscheidung Benachteiligte, auch ganz anders empfinden könnten, und zwar mit derselben Kraft innerer Überzeugung; der männliche Geist macht nun denkend die Unterscheidung zwischen dem „materiellen" Inhalt des Rechtsempfindens, der in vielen Gemütern verschieden sein, und der „formellen" inneren rechtlichen Bekräftigung durch das Gewissen, die mit gleicher Kraft den verschiedensten Inhalten an-

haften kann, und so kommt er zu der Folgerung, daß nur diejenigen Rechtsüberzeugungen wahres Recht sein können, denen immer wieder und in Ewigkeit bei jedem Vernünftigen diese Bekräftigung durch die innere Stimme sich anheften müsse — das ist der Gedanke eines Naturrechts. (Er ist falsch, oder vielmehr er läßt sich nicht verwirklichen, weil es solche allgemeingültigen Rechtsinhalte nicht geben kann im Wechsel historischen Geschehens, aber er bildet das Ideal, nach dem das Recht als etwas Objektives, der Gesamtheit und der Idee Dienendes, über Gefühl und zufälliges Belieben des Einzelnen Hinausreichendes gedacht werden kann.) Und neben der Naturrechtsidee und mit ihr in engstem Zusammenhange gibt es eine zweite und dritte, die für die Zuweisung des Rechts zur männlichen Sexualsphäre und im Gesetzgeber- und Richtertum ihre männlichen Vertreter hat. Die Weiblichkeit könnte diese Einrichtungen ganz entbehren, was Rechtens ist — bestimmt sie, legt sie aus; von ihrem Standpunkt aus ganz folgerichtig, denn wenn die untrügliche Stimme ihres reinen, für das Edle und Gute erglühten Gewissens ihr das Recht unfehlbar einflößt, wozu dann der Umweg, einen dritten in künstlichem Verfahren erst ermitteln lassen, was sie schon weiß? Weshalb indirekt, auf krummem Wege selbstgeschaffene Schwierigkeiten in verschnörkelter, entzifferungsbedürftiger Gestalt hervorbringen, was direkt klar und einfach und sofort ausgesprochen werden kann? Weshalb statt des Handgriffs, der sicher das rechte Ergebnis schafft, eine Arbeit, bei der höchstens das Richtige herauskommt? Freilich! So wie sie selbst kann ja gar kein dritter entscheiden, es kann kein Richter sich so ganz in die Dinge hineinversetzen, so ganz fühlen, was nottut: es ist doch nicht seine Sache! Der Mann hingegen findet es für nötig, zur Aufrechthaltung und Durchführung der sittlichen Idee, obwohl er doch das Recht notwendig vorfinden muß im eigenen Gemüt, Mittler zu denken: Richtertum und Gesetzgebertum, in denen sich die Objektivität des Rechts verkörpern soll — während sie doch durch sie nur symbolisiert werden kann (Kritik der männlichen Auffassung von weiblichem Standpunkte) — und die Subjektivität überwunden werden soll, in der — nämlich kraft Entschlusses, kraft endlicher Neigung zu einer Partei und Abneigung gegenüber der anderen — doch allein auch die Mittelsperson nur das Recht

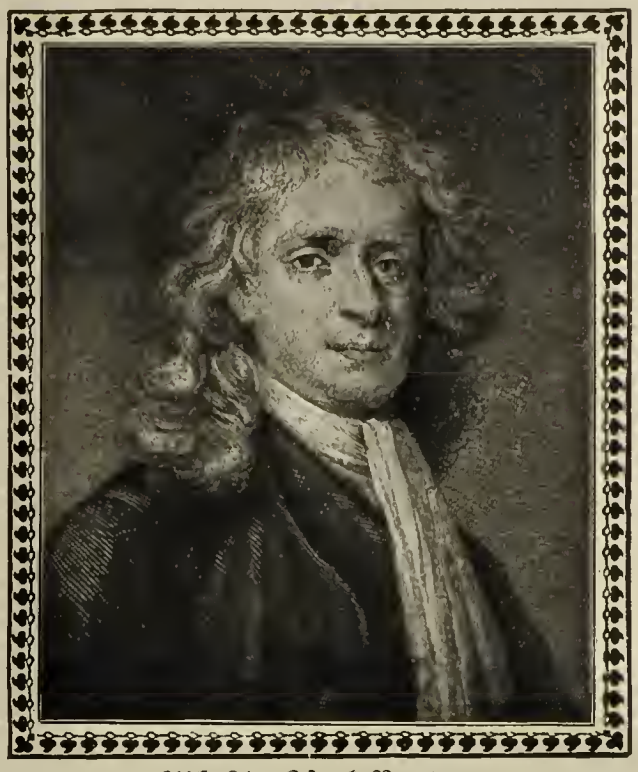


Abb. 81. Isaak Newton.

Nach einem Gemälde von E. Seemann gestochen von Monsaldi.

Nach einer Originallithographie von Paul Rohrbach im Kunstverlag von E. H. Schröder in Berlin.

Abb. 82. Fr. Fröbel.

finden kann. Der Mann allein erträgt und benötigt das Erfließen des Rechts aus dritter „Quelle"; er allein vermag und verlangt sich in jenes Dreiheitsverhältnis hineinzufinden, das eben das Rechtsverhältnis ist. Das Weib kennt, anerkennt nur das Verhältnis von einem zum anderen, zweiheitliches Verhältnis: Haß- und Liebesverhältnis. Krieg also und Ehe, die nicht von dieser Welt des Rechtes sind, besitzen ihr Verständnis; der Rechtsstreit aber, der dem Abscheulichen, dem Rechtsbrecher, noch Waffen in die Hand gibt zur Verteidigung, und dem Gekränkten, der leidenden Unschuld durch längere Vorenthaltung der Entscheidung eine weitere Kränkung zufügt, reparabel durch „Prozeßzinsen" und Kosten doch nur unvollkommen und nur durch eine Inanspruchnahme des Unterliegenden weit über die Erstattung des Geschuldeten hinaus — der Rechtsstreit ist ein Erscheinen männlicher Sinnesart. Nach alledem war und ist es denn auch spezifisch männlich, von dem Recht, das die Strafbarkeit und die Erstattungspflichten regelt („materielles Recht"), das Verfahrensrecht („Prozeßrecht", „formelles Recht") begrifflich zu sondern. Die Weiblichkeit wird nie sehr geneigt sein, zu begreifen, weshalb sie nicht, da sie doch recht habe, dem Gegner den streitigen Gegenstand einfach entreißen dürfen solle; noch weshalb sie alle möglichen Verfahrensvorschriften zu befolgen habe und nicht solche, die ihr nicht passen, einfach vernachlässigen und das Spiel hinwerfen dürfe: Warum soll sie das überflüssige Spiel mitmachen; muß es ihr nicht erlaubt sein, auf direktestem Wege zum gerechten und von Rechts wegen unvermeidlichen Resultat zu kommen?

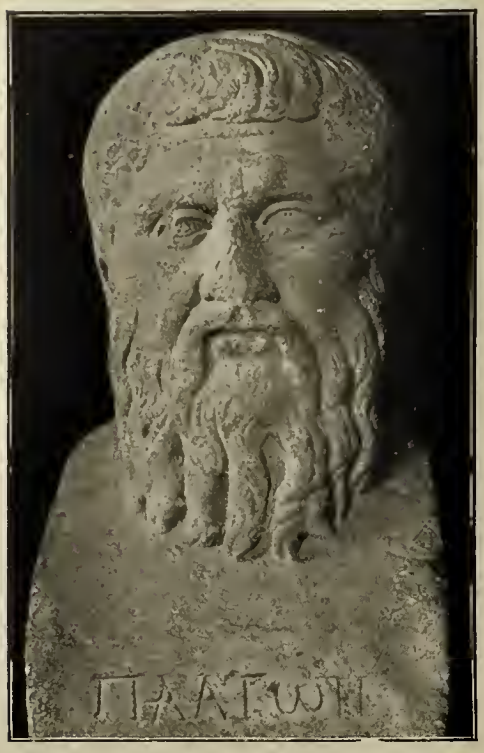


Abb. 83. Plato.
Nach einer antiken Büste im Alten Museum zu Berlin.

Die Waffengleichheit, das Prinzip alles Prozeßrechts, ist für weiblichen Sinn nicht in der Gerechtigkeit begründet. Der Wortklang schon mahnt an Männliches, an Kampf und Rittertum. Dem Männlichen gehört Rechtsstreit und Recht an als eine Abart ehrlichen Kampfs; die Reinheit bewähren und die Bosheit entwaffnen vor der Gemeinschaft der Männer: das ist Gericht. Bedürfnis der Weiblichkeit ist vergöttern und vergöttert werden, vernichten und vernichtet werden, selig zu sein und zu büßen; das Bedürfnis zu richten und gerichtet zu werden, ist männlich. Männlich ist auch jene unwahrscheinliche Gerechtigkeit als Grundtugend aller Tugenden anzusehen, die mit Liebe nichts gemein hat; männlich das Gefühl der Verantwortlichkeit vor einem Gericht und Recht (außerhalb der eigenen Brust) und Gefühl richterlicher Verantwortlichkeit, die, ohne vor dem subjektiven Gewissen erschöpft zu werden, doch keinem konkreten Oberen, sondern einer abstrakten Idee höchsten Zweckes gegenüber gilt. — Recht organisiert und konstruiert jedem einzelnen und den Gruppen ihre Wirkungskreise, weist jedem seinen Stand, Recht ist die Verkörperung des Guten in dem, wovon Sittlichkeit und Sitte absehen, im Staat: so ist es doch fast ganz männlich. König sein mag ein Weib, aber Richter nur ein Mann. —

In der Religion ist der Mann stets schwächer, in der Philosophie stärker gewesen als das Weib; das erklärt sich nicht schwer daraus, daß in der Religion Schönheitsbegriffe, in der Philosophie aufbauende (konstruktive) Grundbegriffe überwiegen; Religion sucht den Abschluß der Weltanschauung durch Eingießen in ein Bild, Philosophie durch Zergliedern und Zusammenlegen zu einer Ordnung. Religion geht mehr unmittelbar von der Sehnsucht nach dem Guten, Edlen, Schönen aus, Philosophie von dem Drang nach Wissen. Beide wollen das Allerletzte erkennen, das Grundlose; aber die Religion erblickt dieses Grundlose direkt, während die Philo-

sophie ihm beikommen will durch ein unendloses Gefüge von Gründen. Hier öffnet sich der vielberufene Abgrund zwischen männlicher Logik und weiblicher Unlogik. Etwas Besseres als einen Grund glaubt ein Mann überhaupt nicht finden zu können. Der Mann sieht nacheinander und gesondert voneinander die einzelnen Tatsachen und Gründe, und durch ihr Zusammenpassen, vorzüglich aber dadurch, daß sie neue Gründeminen erschließen, eine immer kostbarer als die andere, erhält der einzelne Grund und das mühsam zurechtgebaute Ganze, der „Schluß", seinen Wert. Das Weib sieht in einem Blick das Ganze und ermißt zugleich seinen Wert. Wo sie demnach vertraut, bedarf sie der Gründe nicht; wo nicht, sind alle Gründe vergebens. Dem Manne erscheint sie daher mißtrauisch und autoritätsgläubig; er vergißt dabei, daß Disputation eine männliche Form ist, der Erkenntnis und der Sozialität (Vergesellschaftung). (Die bekannte Zwecklosigkeit des Disputs mit der Frau: den Mann in dieser Situation schildert mit meisterlichem komischen Effekt B. Goltz. — Ist die Frau doch sogar geneigt, Gründe überhaupt als unmoralisch zu verwerfen, weil nämlich wesentlich nur ein sehr praktischer Gebrauch von Gründen ihr einleuchtet: als Entschuldigung; oder genau: als Ausflucht, Ausrede.)

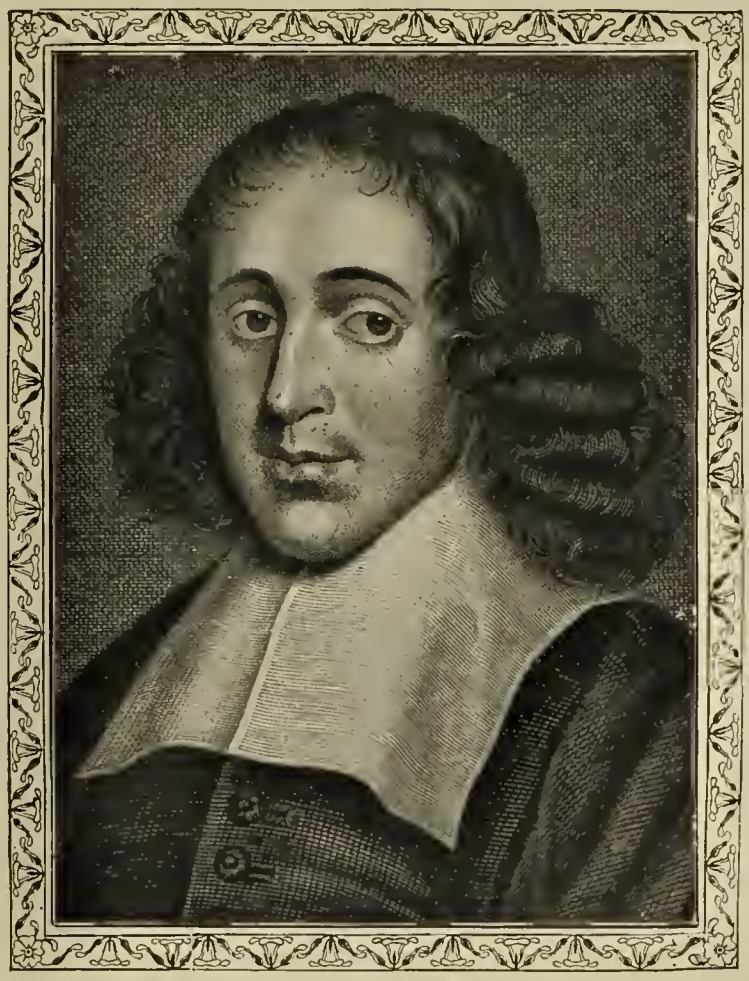


Abb. 84. Spinoza. Nach einem Stiche von H. Lips.

Religion steht dem Weibe an, weil sie aus dieser Welt des Kampfes und des Bösen einen Weg in die Seligkeit eröffnet, sie stellt ein bildhaftes, materielles Jenseits dar und zeigt, wie man hinkommt, also „eine wirkliche Erlösung aus dem Jammertal". Philosophie ist gerade hier nur der Männlichkeit noch erträglich, wenn sie in bloß abstrakter Idee, der eine greifbare Wirklichkeit nie entsprechen kann, den Endzweck von allem sieht. Diese Ideenlehre bildet das Wesen und den Hauptinhalt der Lehren Platos (Abb. 83), der neben Aristoteles als der größte Philosoph des Altertums gelten muß. Die Religion, weiblich geartet, hat hier den intimsten Berührungspunkt mit dem weiblichen Wirtschaftspolitischen, der Utopie: ob man „Himmel" oder „Zukunftsstaat" sagt, ist am Ende nur im Laut verschieden, und sprechen wir vom „Reich, das da kommen soll", so ist die Identität vollkommen. Die Hauptsache bleibt: Aufhebung des Kampfes und

der Widersprüche in nahem einfachem Glück, Leben in Ruhe und Frieden. An sie hält sich der Glaube.

Wie anders die Philosophie, wie so ganz der Vertreter männlicher Donquichotterie, wenn sie schon in ihrem Namen das höchste Wissen als „dauerndes, ewiges, nie zu befriedigendes Streben nach Wissen" darstellt und leuguet, daß vollkommenes Wissen möglich und selbst daß es wertvoll sei; wenn sie lehrt, daß Ruhe, Friede, Glück, Stillstehen des Begehrens, Schwinden aller Widersprüche, Versiegen alles Kampfes nichts als in der Unendlichkeit, außerhalb des Lebens liegende Ideale sind und sein müssen, deren Eintreten in die Endlichkeit nur mit dem Verlust des Besten, ja mit dem Tode selbst gleichbedeutend sei. Wenn das Glück wäre und Friede und Ruhe, wo bliebe das edle Ringen? Und gar noch gefährlicher das Glück (Seligkeit im Sinne von Wohlbefinden) als Ideal: nach Wohlbefinden streben ist klug. Aber gut? So lehrt denn der sehr männliche Philosoph Kant (Abb. 85): Das Streben nach dem Guten ist von dem nach dem Glück, nach dem Nutzen, nicht nur verschieden, sondern ihm entgegengesetzt. Eine Auseinanderreißung des formalen Ideals und seiner Verwirklichung, die weiblicher Sinn nie anerkennen wird. Kann das Gute anders als im Glück erscheinen, fragt er? Läßt sich in deinem eigenen Herzen das Glücksstreben vom Streben nach dem Guten losreißen? Suchst du Befriedigung nicht noch in der leidvollen Erfüllung schwerer Pflicht, Wonne im Märtyrertum? Liegt nicht im Verdammen des Glücks ein klein, klein wenig Renommisterei? Es ist Goethischer Sinn, der sich so dem Kantischen gegenüberstellt. Aus Kants berühmtem „kategorischen Imperativ": „Handle so, daß der leitende Gesichtspunkt deines Handelns stets zur Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung genommen werden kann" — sieht man, in wie männlicher Weise er sich an Staat und Recht anlehnt, deren Bild seinem Urheber wesentlich vorschwebt. Das heißt doch, fragt immer noch der männliche Geist, und sagt Kant selbst: das heißt doch zuallererst jeden anderen in Ruh und Frieden lassen, sich nicht eindrängen in seine Sphäre, an ihm und dem, was ihn angeht, vorübergehen, ohne ihn zu berühren, seinen Willen achten und respektieren als solchen, ohne sich um den Inhalt dieses Willens zu bekümmern; stolz zu verbleiben in der eigenen Sphäre, die eigene Würde wahren durch Achtung vor der des anderen, vor der fremden Persönlichkeit? Dies der männliche sittliche Grundsatz, der auch in der Sitte im Verkehr zumal gebildeter Männer streng zum Ausdruck kommt. Aber schnell knüpft der weibliche Sinn an: Ist Achtung möglich ohne Wohlgefallen und Zuneigung? Wollt ihr Männer denn wirklich so weit gehen, Willen „rein formal" zu respektieren ohne Rücksicht auf den Inhalt? Ihr meint es nicht so schlimm; es ist nur einmal wieder so ein „Annäherungswert", ein „Grenzbegriff", eine „Idee", so nicht zu verwirklichen. Nochmals: „tut euch gegenseitig nichts Böses, respektiert, achtet einer den anderen"; heißt das nicht: „Versetzet euch in das Empfinden und Fühlen (denn das ist doch wohl der Wille) des anderen hinein, jeder so als wäre der andere er selbst . . . heißt das nicht „liebet einander"? Liebe ist nicht stolz, erwidert der männliche Geist (der weibliche nickt lächelnd), gibt dem anderen nicht die Ruh, sondern kümmert sich um ihn, drängt sich an ihn und ist subjektiv. . . . Ehre und Freiheit und Gerechtigkeit müssen doch die Gründe des Guten sein . . . und auf den Willen fern von Gefühl und frei von der Rücksicht auf Erfolg und Zweckmäßigkeit wird es freilich ankommen: und wenn die Welt unterginge, spricht der männliche Geist durch seinen Kant, „muß der letzte im Gefängnis befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedem widerfahre, was seine Taten wert sind".

Abb. 85. Immanuel Kant.

Der Philosoph von Beruf, in dem diese Männlichkeit stärker als in anderen Männern erwächst, entbehrt einer anderen Männlichkeit vollkommen: der des Entschlusses, der Tat. Lösen die Wahrnehmungen und Erlebnisse im Politiker, im Soldaten Kombination aus, aber untergeordnet unter den Zweck zu handeln, so geht beim Philosophen alles auf in Kombination.

So ist Shakespeares Hamlet. Als die schreckliche Enthüllung, wie sein Vater schmählich verraten und ermordet worden ist, ihn durch und durch rüttelt, da hat er die Fülle der schönsten Ideen daran zu knüpfen, die feinsten Kombinationen erfaßt sein reicher Geist, nur die eine fehlt: Rache zu üben und den geraubten Thron zu erobern. So war Sokrates (Abb. 86): als ihm Xanthippe den Kübel über den Kopf gießt, findet er ein Bonmot, und kein Zweifel: hätte er sie in Umarmung mit einem anderen ertappt, so wäre ihm das nur ein interessanter Stoff zum Nachdenken geworden, wie das dem Philosophen in Anatole Frances prächtiger Romanserie „Histoire contemporaine" (Geschichte der Zeit), Mr. Bergeret, wirklich geschieht.

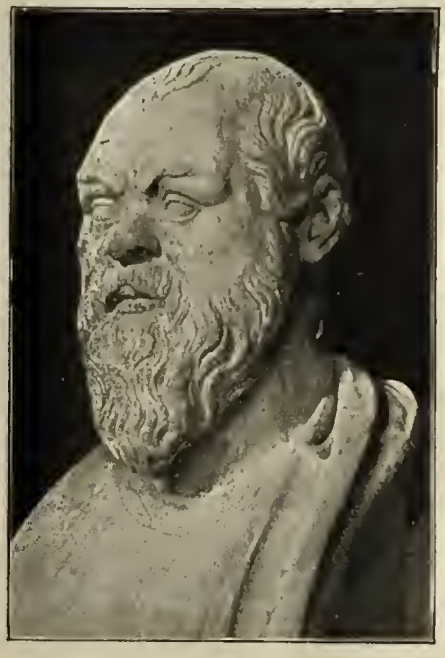


Abb. 86. Sokrates. Antike Büste.

Nicht, daß etwa männliche, philosophische Ruhe in einem außerordentlichen Gleichgewicht des Gemüts, einem guten Kehrmichnichtdran, in dickfelligen Nerven oder gar in Trägheit ihre Erklärung fände! Im Gegenteil; wenige reagieren innerlich so stark wie die Philosophen: eben nur die Führer! Aber es bleibt bei den Philosophen innerlich, der Sturm tobt gewaltig, aber er tobt sich inwendig aus. Der Philosoph ist weder träge noch mutlos, ganz im Gegenteil; kein anderer Männertypus übertrifft den Philosophen in der Meisterschaft, sich unnötige Arbeiten, Unbequemlichkeiten und Gefahren zu schaffen. So schlug der berühmte Philosoph Spinoza (Abb. 84), der sich kümmerlich durch Schleifen optischer Gläser seinen Lebensunterhalt erwarb, eine ihm vom Kurfürsten von der Pfalz angebotene Professur in Heidelberg aus, um sich die volle Freiheit des Denkens wahren zu können, und starb als armer Mann an der Lungenschwindsucht. Aber an einem Punkt ist eine merkwürdige Hemmung bei ihm eingeschaltet: er kann nicht zupacken. Weder in Kämpfen noch in Geschäften. Er kann bedeutend sein, aber kaum jemals tüchtig. Hat ihn selbst einmal keckes Wagen in irgend einem Unternehmen bis zum entscheidenden letzten Handgriff, bis unmittelbar vor das Gelingen gebracht, so wird er sicher diesen Augenblick so interessant finden, daß er sich in Betrachtungen vertieft, anstatt ihn auszunützen. Darum paßt er nicht für die Welt. Und auch nicht für das Weib. Beide sind nur mit Zugreifen, nicht mit Betrachten und Nachdenken zu gewinnen. Weit entfernt auch, daß sie dem Philosophen nichts bedeuteten: beide berühren ihn stark genug, zwingen ihn, sich in sie zu vertiefen. Zum Weibe treibt ihn die gleiche Sehnsucht wie die anderen Männer; und der Mythos, kraft dessen die Männlichkeit in der Weiblichkeit Frieden und Erlösung sieht, wird seine Seele sehr stark

erfüllen. („Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.") Dann macht er aber natürlich schlechte Erfahrungen; und nun ergreifen jene anderen Vorstellungsreihen von ihm Besitz: die des Pessimismus, der das Weib wie die Welt sinnlos und niedrig erscheinen läßt. „Das Weib ist bitter"; so läßt die Philosophie der sauren Trauben sich vernehmen, es ist das Verwerfliche, Nichtige, ja das Nichts selber.

So hat zum Beispiel Weininger ganz und gar die alte sagenhafte Vorstellung in sich zum Aufleben gebracht, in dem das Weibliche Nacht, Tod, das Verworfene im All kennzeichnet. Praktisch kommt er zu dem Ergebnis, daß der geringste Mann besser sei als das beste Weib; eine These, die doch nicht verdecken kann, daß Weininger gleich den meisten anderen Philosophen seine Ergebnisse vorwiegend gewinnt auf Grund des Vergleichs genialer Männlichkeit mit ordinärer Weiblichkeit. Ähnlich kommt ja auch bei Möbius die Theorie vom „physiologischen Schwachsinn des Weibes" zu stande; und wieder ähnlich die Beurteilungen des Weibes, die überwiegend Schmähungen sind, bei Schopenhauer und selbst Kant. Ein Verhängnis, daß zum vollständigen Durchdenken und systematischen Schildern von Welt und Weib nur die kommen, die zu ihrem Erfassen und rechten Genuß nicht fähig sind; und eben deshalb dazu kommen. So begeistert demnach die künstlerischen Darstellungen lauten, so feindlich die philosophischen. Die philosophische Kritik des Weibes ist „misogyn" (weiberfeindlich). Ein wissenschaftlich haltbarer Standpunkt kann natürlich nur auf Grund einer Kritik jener weiberfeindlichen Vernunft gewonnen werden; diese lehrt u. a., daß der Begriff „physiologischer Schwachsinn" wertlos bleiben muß, wenn er nicht für beide Geschlechter der Menschheit zusammen bestimmt werden kann. Sie stellt ferner fest, daß die kulturschöpferische Tätigkeit des Mannes, anstatt als Sexualcharakter biologisch bestimmt, von jenen ethisch in ganz einseitiger Beurteilung als höherwertig denn die Grundlagen weiblicher Wesenhaftigkeit angesprochen wird; hierbei noch wesentlich entscheidend, daß das Weib in noch wenig bestimmten Grenzen durch den Mann hindurch kulturschöpferisch werden kann, ihn als Mittel nehmend. Der große Fortschritt der Menschheit, ihr wichtigster vielleicht ist höchst wahrscheinlich gleichmäßig geschaffen worden vom feineren männlichen Geiste und vom feineren weiblichen nebeneinander; es kann dabei aber sein, daß vielfach weiblicher Einfluß der Durchsetzung der neuen Ansicht nützte: „Ein edler Mann wird durch ein Wort der Frauen weit geführt ..." Endlich, daß beim Charakterisieren alle den Trieb haben, alles Gute, Schöne, Starke zur Eigenschaft der eigenen Individualität, Nationalität, Rasse, und auch des eigenen Geschlechts zu stempeln; ein ganz löblicher Trieb, beruht er doch auf dem Bedürfnis, sich wirklich mit dem Edlen in eins zu setzen und das Gemeine von sich abzuwerfen. Die Aufrichtigkeit gegen sich selbst muß beim Charakter analysierend eingreifen und bewirken, daß nicht nur der ideale, sondern auch so viel als möglich der reale, wirklich vorhandene Charakter ins Auge gefaßt wird. Kraft ihrer sah Christus, im Gegensatz zu Paulus, der wieder auf die Überwertung der Männlichkeit zurückfiel, alle Menschheit in ihrem Elend als armselige Kreatur; vor ihrer gleichen Erlösungsbedürftigkeit schwand alle Herrlichkeit des Geschlechts wie des Standes, des Wissens, des Besitzes u. s. w. dahin. Damit ist auch der Boden bereitet, auf dem die Aufhellung des Geschlechterproblems allein in wissenschaftlicher Weise möglich ist. Die Philosophie, die das Weibliche verwirft, leidet vor allem unter einer einseitigen Beurteilung der Männlichkeit nach sich selbst, die sie als Männlichkeitstypus den weiberfeindlichen Philosophen setzen läßt. Sie vergißt, daß ihm gleich und vielleicht mehr als er der Rittertypus zur Männlichkeit gehört; ein Ritter aber lobt die Frauen.

Abb. 87. Reiterstatue des Colleoni.
Von Andrea del Verrocchio.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München

Abb. 88. Der Früchtekranz. Nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Fünftes Kapitel.

Der Mann als Kind.

Von Dr. phil. Theod. Heller, Anstaltsdirektor in Wien-Grinzing.

Das Leben des Kindes beginnt in dem Augenblick, da sich Samen und Eichen im Mutterleib durchdringen. Hiermit setzt jener wunderbare Prozeß der Befruchtung ein, der im wesentlichen darin besteht, daß die Eizelle sich teilt, in Zellgruppen zerfällt, aus denen mit immer größerer Deutlichkeit die Körperteile sich aufbauen. Solange die Frucht im Mutterleibe weilt, also zur Zeit der Schwangerschaft, bildet sie einen Bestandteil des mütterlichen Organismus; die menschliche Frucht bezieht ihren Sauerstoffbedarf aus dem Blut der Mutter mittels der Gefäße des sogenannten Mutterkuchens. Mit dessen Hilfe erfolgt auch die Ernährung, indem zwischen kindlichem und mütterlichem Blut ein außerordentlich reger Stoffaustausch stattfindet. Die Sinnesorgane sind schon in den späteren Schwangerschaftsmonaten tätig, allerdings zuvörderst die niederen Sinne, vor allem der Tastsinn. Kälte, Berührung lösen charakteristische Zuckungen aus. Große Veränderungen gehen im Augenblick der Geburt vor sich; es beginnt der normale Lungenkreislauf, während gleichzeitig andere der Fruchtatmung dienende Gefäße sich schließen; das neugeborene Kind vermag sich durch den Mund zu ernähren, in normaler Weise zu verdauen und seine Eigenwärme nach der Temperatur der Außenwelt zu regeln. Hiermit beginnt die Säuglingsperiode, die unter gewöhnlichen Umständen bis zum neunten Lebensmonat dauert. Die Ernährung des Säuglings mit der Milch der eigenen Mutter ist die allein naturgemäße; am nächsten kommt dieser die Ernährung mit der Milch einer fremden Mutter (Ammenernährung). Jede Art künstlicher Ernährung ist ein Ersatzprodukt;

selbst die Kuhmilch ist in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit der Verdauung des Säuglings nicht angemessen und muß vorher verschiedenen Veränderungen unterzogen werden (Säuglingsmilch). Da entsprechende künstliche Nahrungsmittel für Säuglinge ziemlich teuer und daher von der ärmeren Bevölkerung kaum zu beschaffen sind, ja selbst reine und unverfälschte Kuhmilch in den Städten nicht immer zuverlässig erhältlich ist, so kann es nicht wundernehmen, daß eine ungeheure Zahl von Säuglingen zu Grunde geht. Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit ist neuerdings als eine wichtige soziale Aufgabe erkannt worden, der die verschiedenen Vereinigungen für Säuglingsschutz in fast allen größeren Städten dienen.

Das Seelenleben der neugeborenen Kinder ist erst in den letzten Jahrzehnten genauer untersucht worden. Früher hat man sich damit begnügt, die verschiedenen Bewegungen der Säuglinge in sehr sonderbarer Weise zu deuten. So betrachtete der berühmte Königsberger Philosoph Kant den ersten Schrei des Kindes als Kundgebung des Zornes und der Entrüstung. Ein anderer Gelehrter meinte, der Schrei des Kindes entspringe der Befriedigung über die Erlösung aus unwürdiger neunmonatlicher Gefangenschaft. Tatsächlich ist das Schreien des Kindes kein bewußter Vorgang, sondern eine dem Kinde angeborene Reflexbewegung, ebenso wie die für die Lebenserhaltung des Kindes so wichtigen Akte des Saugens und Schluckens.

Was die Sinnesempfindungen anbelangt, so haben wir schon von der menschlichen Frucht gesagt, daß sie auf bestimmte Tastreize (Kälte, Berührung) reagiert, das heißt mit Bewegungen antwortet. Der Tastsinn des Säuglings ist nun merkwürdigerweise sehr ungleichmäßig entwickelt. Berührungen des Gesichtes zum Beispiel werden sicher empfunden, während Reizung anderer Körperstellen ganz unbeachtet bleibt. Die Berührung der Lippen löst sofort Saugbewegungen aus. Sehr gut ist der Geschmackssinn entwickelt. Angenehme Geschmacksstoffe bringen starke Saugbewegungen hervor, während die Berührung der Lippen mit unangenehm schmeckenden Stoffen dieselben mimischen Ausdrucksbewegungen wie beim Erwachsenen, unter Umständen sehr deutliche Grimassen zur Folge hat. Sicherlich sind neugeborene Kinder taub; selbst die stärksten Geräusche werden von ihnen zunächst nicht beachtet. Ebenso scheint der Geruch nicht besonders entwickelt zu sein. Die Augen funktionieren bei Lichteinfall in normaler Weise; die Pupillen ziehen sich bei Belichtung zusammen und weiten sich in der Dunkelheit. Ob das Kind anfänglich Lichteindrücke empfängt, ist sehr zweifelhaft. Viele neugeborene Kinder schielen, das heißt sie bewegen die beiden Augen ganz unabhängig, was bisweilen unerfahrene Mütter mit Schrecken erfüllt. Späterhin hört jedoch dieses Schielen von selbst auf, wenn die Augen als zusammengehöriges Sehorgan benützt werden.

Zweifellos entwickelt ist das Gefühlsleben des Neugeborenen. Die Gefühlsäußerungen hängen mit dem Nahrungstrieb innig zusammen. Das heftige Schreien des hungrigen Säuglings ist die Äußerung eines Unlust-

gefühls; das Behagen des satten Säuglings kann deutlich an seinem Mienenspiel entnommen werden. (Sehr anschaulich ist diese Befriedigung des satten Säuglings dargestellt auf dem Gemälde von Binder: „Romulus und Remus" Abb. 89.) Auch das Schmerzgefühl ist bereits beim Neugeborenen vorhanden. Sehr groß ist das Schlafbedürfnis neugeborener Kinder. Ein gesunder Säugling schläft anfangs mit Ausnahme der Zeiten, in denen er Nahrung aufnimmt, fast ununterbrochen. Kinder, die in den ersten Lebenstagen wenig schlafen, oft ohne Grund schreien, sind zumeist krank und bedürfen sorgsamer Untersuchung durch den Arzt, auch wenn sie äußerlich keine auffälligen Veränderungen darbieten.

Das Körpergewicht des neugeborenen Kindes beträgt im Durchschnitt 3 kg. In den ersten Lebenstagen nimmt das Körpergewicht etwas ab, stellt sich jedoch bald wieder her. Ein normales, ausgetragenes Kind mißt bei der Geburt ungefähr 50 cm. Im ersten Lebensjahr ist die Zunahme des Körpergewichtes und des Längenwachstums verhältnismäßig am größten; wird doch ein gesundes Kind um nicht weniger als 6 kg schwerer und mißt am Ende des ersten Lebensjahres ungefähr 70 cm, was einem Wachstum von 20 cm entspricht.

Abb. 89. Romulus und Remus.
Nach einem Gemälde von Jos. Binder.

Über die Entwicklung der Sinnesorgane des Kindes in den ersten Lebensmonaten hat der berühmte Forscher W. Preyer Untersuchungen angestellt, die noch heute an Genauigkeit und Zuverlässigkeit von keinem anderen überboten sind. Wir wollen deshalb der weiteren Darstellung seine Angaben zu Grunde legen.

Von außerordentlicher Bedeutung für das Seelenleben des Kindes ist die Richtung der Blicklinien nach bestimmten Gegenständen. Kein geringerer als Wilhelm Wundt hat darauf hingewiesen, daß mit dem Vermögen der Fixation, das heißt der Einstellung der Blicklinien auf bestimmte Blickobjekte, die Entwicklung des grundlegenden Seelenvermögens, der Aufmerksamkeit, parallel geht. Wir können annehmen, daß ein Kind nicht früher irgend einen Gegenstand bestimmt auffaßt, bevor es nicht im

stande ist, deutlich zu fixieren. Diese Fähigkeit hat Preyer bei seinem Kinde am dreiundzwanzigsten Lebenstag festgestellt. An diesem Tage folgte das Kind einer bewegten brennenden Kerze mit den Augen, wobei, wie der Forscher ausdrücklich hervorhebt, das Gesicht plötzlich einen auffallend intelligenten, bisher nicht beobachteten Ausdruck zeigte.

Für die Entwicklung des kindlichen Bewußtseins ist auch das Greifen von besonderer Bedeutung. Der Säugling bewegt anfangs seine Hände ganz ziel- und regellos. Es kommt gar nicht selten vor, daß er bei diesen ungeordneten Bewegungen sich selbst schmerzhaft ins Gesicht fährt, was oft lebhafte Unlustäußerungen zur Folge hat. Die Greifbewegung gehört höchst wahrscheinlich zu den bereits vorgebildeten Reflexen. Preyers Kind umfaßte schon am fünften Tage die Finger seines Vaters sehr fest, am siebenten Tage wurde ein dünner Bleistift mit den Zehen geradeso gehalten, wie vordem mit den Fingern. Bei diesen Greifbewegungen ist allerdings der Daumen nicht oder doch nur in geringem Grade beteiligt. Das Greifen nach gesehenen Dingen erfolgt jedoch verhältnismäßig sehr spät. Erst in der dreiundvierzigsten Lebenswoche konnte Preyer feststellen, daß sein Kind mit beiden Händen nach der Saugflasche griff und diese nach dem Munde führte. Die Beobachtung der Greifbewegungen des Kindes lehrt, daß es zunächst keine Vorstellung von der Entfernung der Dinge hat. Das Kind greift nach allen, auch weit entfernten Dingen; erst späterhin sondern sie sich ihm in zwei Gruppen, in erreichbare und unerreichbare, nachdem zahllose Erfahrungen hinsichtlich des Aussehens ferner und naher Dinge gewonnen worden sind. So spielen die Greifbewegungen zweifellos in der Entwicklung des räumlichen Sehens eine große Rolle.

Aber auch abgesehen davon kommt den Greifbewegungen eine besondere Bedeutung in Hinsicht auf die Bewußtseinsentwicklung des Kindes zu, insofern als hier mehrere Sinnesgebiete zu einheitlicher Arbeit sich vereinigen. Das vom Kinde gesehene und begehrte Objekt bildet die Zielvorstellung, die während des gesamten folgenden Aktes im Bewußtsein festgehalten wird. Der durch die Augen gewonnene Eindruck löst bestimmte Bewegungsvorstellungen aus, die auf die Erreichung des Zieles gerichtet sind, und diese hat wieder eine Vereinigung von Bewegungs- und Tastempfindungen zur Folge. Indem hier die Leistung nicht auf ein Sinneszentrum beschränkt bleibt, sondern mehrere Sinneszentren (Gesichts-, Bewegungs-, Tastzentrum) betrifft, setzt sie eine bereits vorhandene Verbindung zwischen diesen Zentralstellen im Gehirn voraus. Die Bedeutung dieses Vorganges wird uns klar, wenn wir bedenken, daß die erstaunlichen Leistungen des menschlichen Geistes eben auf einem innigen Zusammenwirken der Zentralstellen beruhen. Die zielhafte Greifbewegung ist in diesem Sinne gleichsam das Vorbild der späterhin zu immer höherer Entwicklung gelangenden Assoziationsleistungen des menschlichen Nervensystems.

Die Taubheit des neugeborenen Kindes währt nicht lange. Schon nach Ablauf der ersten Lebenswoche kann beobachtet werden, daß das Kind bei

heftigen Geräuschen lebhaft mit den Lidern zuckt. Späterhin entwickelt sich eine Vorliebe für angenehme Töne, was bei der Wahl der herkömmlichen ersten Spielzeuge (Glocke, Schelle, Klapper) zum Ausdruck kommt. Auch die beruhigende Wirkung des Singens deutet darauf hin, daß kleine Kinder für Töne empfänglich sind, wenn auch eine Unterscheidung derselben schwerlich angenommen werden kann. Ebenso entwickelt sich der Geruchsinn ziemlich rasch. Es besteht kein Zweifel, daß kleine Kinder beim Aufsuchen der Mutterbrust, der Saugtube an der Milchflasche vom Geruch geleitet werden.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 90. Bambino. Von Luca della Robbia.

Die Hygiene des Säuglingsalters ist ein Kapitel von außerordentlicher Wichtigkeit, das jedoch hier nur kurz gestreift werden kann. In keiner anderen Lebenszeit werden folgenschwerere Sünden gegen die Gesundheit der Kinder begangen. Uralte Vorurteile, Bequemlichkeit, in weitaus den meisten Fällen aber die durch die ungünstigen sozialen Verhältnisse bedingte Unmöglichkeit, sich den pflege- und aufsichtsbedürftigen kleinen Kindern hinreichend zu widmen, tragen Schuld an den mannigfachen Unterlassungen und Fehlgriffen. Zunächst ist die hier landesübliche Säuglingskleidung höchst unzweckmäßig, in vielen Fällen sogar gesundheitswidrig. Das Einschnüren in den sogenannten Wickelpolster hemmt jede freie Bewegung und macht die regelmäßige Kontrolle des Reinlichkeitszustandes fast unmöglich. Infolgedessen gehört das sehr schmerzhafte Rot- und Wundwerden der kleinen Kinder zu den häufigsten Mißständen. Abb. 90 zeigt uns das bekannte „Bambino" von Luca della Robbia; hier ist aus künstlerischen Rücksichten die Säuglingskleidung geändert wiedergegeben. Brust und Arme sind frei. Das Wickelband umfängt die unteren Gliedmaßen ganz locker. Infolgedessen macht das Bild den Eindruck des Freien, Ungehemmten und ruft in dem Beschauer eine freundliche Wirkung hervor. Hätte es ein Maler unternommen, ein Kind in dem üblichen Polsterverlies darzustellen, er hätte keine künstlerische Wirkung erzielt! — Die englischen Babies erhalten als nächste Körperhülle auch Windeln, die jedoch größer als die bei uns gebräuchlichen sind, tragen aber ein weites Kleidchen, das die Kontrolle des Reinlichkeitszustandes jederzeit zuläßt und die freie Bewegung in keiner Weise hemmt. Diese Säuglingskleidung ist in den meisten Krippen und Säuglingsheimen eingeführt, kann sich aber unbegreiflicherweise in unseren Ländern, selbst in den Kreisen der Bemittelten, nicht Bahn brechen.

Über die Ernährung des Säuglings ist bereits gesprochen worden. Ganz unabhängig von der Nahrungsaufnahme erhalten viele Säuglinge einen dem Saughütchen ähnlichen Schnuller, der sie zu sogenannten Dudel- oder Lutschbewegungen veranlaßt, wodurch die Kinder in einen schlafähnlichen Zustand geraten und am Schreien verhindert werden. Nun ist das Schreien gesunder Kinder nichts anderes als eine Äußerung des Bewegungstriebes, eine Art Lungengymnastik und sollte deshalb nicht künstlich gehemmt werden. Ist schon der aus Gummi verfertigte Schnuller mehr als bedenklich, so bringt der aus Leinwandfetzen zusammengedrehte Lutschbeutel die schwersten gesundheitlichen Nachteile hervor. Außerdem werden diese Lutschbeutel oft mit un-

reinem Zuckerwasser oder gar mit Alkohol oder selbst mit Opiaten durchtränkt; letzteres soll bei den slawischen Bewohnern des nordwestlichen Ungarns, den Slowaken, allgemein üblich sein.

Ein Übelstand, der erfreulicherweise in rascher Abnahme begriffen ist, betrifft das Wiegen der Kinder. Hierdurch wird bei den Kleinen Schwindel ausgelöst, und nur infolgedessen schlafen die in der Wiege oder auf den Armen gewiegten Kinder rascher ein. Säuglinge gewöhnen sich sehr schnell an dieses Beruhigungsmittel und werden dann sehr ungebärdig, wenn sie das Schaukeln in der Wiege oder auf den Armen entbehren müssen. Durch das Schaukeln der Kinder ist bereits viel Unheil angerichtet worden, selbst Fälle leichter Hirnerschütterung sind hier zu verzeichnen.

Die Säuglingsperiode endet in der Regel mit dem neunten Lebensmonat. Das Hervorbrechen der ersten Zähne macht dem Anlegen an die Mutterbrust ein Ende. Die Milchzähne sind ihrer Zahl nach geringer als die bleibenden Zähne (zwanzig statt zweiunddreißig). Zunächst kommen die zwei unteren mittleren Schneidezähne zum Vorschein, denen nach etwa vier Wochen die beiden oberen mittleren folgen; sind sämtliche Schneidezähne zum Durchbruch gelangt, so kommen die Backenzähne hervor. Mitte oder Ende des dritten Lebensjahres ist unter normalen Verhältnissen die erste Zahnung beendet. Das Hervorbrechen der ersten Zähne und im Zusammenhang damit der Übergang von flüssiger zu fester Nahrung bedeutet für manche Kinder eine kritische Zeit; leiden die Kinder an allgemeiner Schwäche, sind sie zu Rhachitis oder Skrofulose geneigt, so stellen sich in diesem Übergang nicht selten erhebliche Störungen des Darmes ein, oft treten auch Krämpfe auf, die im Volke unter dem Namen „Fraisen" bekannt sind.

In dieser Zeit erwirbt das Kind zwei wichtige Fähigkeiten, „die den Menschen von der Tierheit unterscheiden", das aufrechte Gehen und das Sprechen.

Es ist kein bloßer Zufall, daß die Erwerbung dieser Fähigkeiten einander zeitlich so nahestehen. Gehen und Sprechen sind Bewegungsleistungen, die aus Einzelbewegungen in bestimmten, gesetzmäßigen Zusammenhängen bestehen. Beide werden von der gleichen Zentralstelle, allerdings von verschiedenen Bezirken derselben, veranlaßt. Es scheint nun, daß die regelmäßigen Leistungen des Gehens eine wichtige Anregung auch für jene Bezirke des zentralen Bewegungsfeldes bedeuten, die der Sprache vorstehen. Wiederholt habe ich erfahren, daß sich bei kranken Kindern Gehen und Sprechen gleichermaßen verspäteten; bei vielen geistig stark zurückgebliebenen Kindern ist es kein seltener Befund, daß sie zu sprechen anfangen, nachdem sie durch Kunsthilfe zum Gehen gebracht worden sind.

Das Gehen wird nicht unmittelbar erlernt, sondern setzt gewisse Vorübungen voraus; die Kinder versuchen sich aufzurichten und kriechen zumeist auf dem Boden verschiedenen Zielen entgegen, wobei sie zuerst die Füße gleichmäßig anziehen und abstoßen, späterhin die der Gehbewegung entsprechende abwechselnde Beugung und Streckung der Beine ausführen. Wir sehen, daß die Kinder die beiden Bestandteile des regelrechten Gehens, aufrechte Haltung und abwechselnde Beugung und Streckung der Füße zunächst unabhängig voneinander üben, eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit sofort einleuchtet. In der Folge gelangen die Kinder ziemlich rasch, sobald die erste Furchtsamkeit überwunden ist, zum selbständigen Gehen.

Den Äußerungen der Lautsprache geht bei allen Kindern eine Zeit voran, in der sie wohl verstehen, was in einer ihrer Verstandesentwicklung angemessenen Weise zu ihnen gesprochen wird, aber selbständig noch nicht sprechen können. Die Lautsprache wird übrigens fast immer von einer einfachen Gebärdensprache vorbereitet; hierher gehören die bekannten Kunststücke der kleinen Kinder: „Bitte, bitte!" und die Andeutung der Körpergröße auf die Frage: „Wie groß bist du?" Das Schreien des Kindes ist in gewissem Sinne schon als Sprache zu betrachten. Hiermit werden allerdings keine Vorstellungen angedeutet, wohl aber Gefühle ausgedrückt. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie ganz anders das schmerzhafte Schreien eines Kindes, das von Kraftgefühl zeugende „Losbrüllen", das behagliche, in den höchsten Tönen sich bewegende „Krähen" des satten, befriedigten Säuglings erschallt. Allmählich geht das Schreien in das Lallen über; das Kind bildet, wohl zunächst zufällig, artikulierte Laute, die es dann spielend wiederholt, ohne damit Sinn und Bedeutung zu verbinden. Die Kindersprache ist keine Schöpfung der Kinder selbst, sondern vielmehr ihrer erwachsenen Umgebung, die gewissen leicht hervorzubringenden Lautverbindungen bestimmte Bedeutungen beilegt und diese durch Wiederholung und Übung befestigt. Dabei sind die ersten Worte des Kindes noch immer eher Bezeichnungen für Wünsche, Begehrungen als für bestimmte Gegenstände. Erst allmählich vollzieht sich die sogenannte „Intellektualisierung der Sprache", indem sich der Gefühlscharakter der ersten Wörter abschwächt und die Gegenstands- und Beziehungsbezeichnung in den Vordergrund rückt. Die Kindersprache erweitert und vervollkommnet sich immer mehr. Zunächst werden nur einzelne Wörter hervorgebracht, wobei schwierige Laute oft ausgelassen oder durch andere, leichtere ersetzt werden. Dann kommt es zur Bildung einfacher Sätze in der Weise, daß die Wörter ohne Beziehungsendungen und ohne Bindeglieder nebeneinander gestellt werden. Erst späterhin gelangt das Kind zur Bildung richtiger Sätze. Das Sprechbedürfnis kleiner Kinder ist in der Regel sehr groß. Sehr häufig reden sie in ununterbrochenem Fluß ein wahres Kauderwelsch zusammen, wobei man ihnen die Freude an diesem Spiel deutlich ansieht.

Mit der Sprache hat das Kind das wichtigste Werkzeug zur Vervollkommnung seines Verstandes erhalten. Nicht bloß die Möglichkeit einer Belehrung und Aufklärung seitens der Umgebung, sondern auch der Gebrauch der Sprache selbst, welcher das Kind veranlaßt, seine Gedankeninhalte in bestimmten, geregelten Zusammenhängen zu äußern, kommen hier in Betracht. In letzterer Hinsicht mag auf das geistige Zurückbleiben taubstummer und vieler anderer sprachgestörter Kinder hingewiesen werden. Die Verstandesentwicklung der Kinder in den ersten Lebensjahren erfolgt in besonderer Weise. Von den verschiedenen Funktionen des menschlichen Geistes tritt anfänglich das Gedächtnis auffallend hervor. Es ist erstaunlich, welchen Wortschatz sich die Kinder in der Zeit unmittelbar nach der Spracherwerbung einprägen. Nicht selten sind hier staunenerregende

Leistungen zu verzeichnen, und es kommt gar nicht selten vor, daß kleine Kinder den Inhalt ganzer Kinderbücher (Struwwelpeter, Max und Moritz) Wort für Wort auswendig wissen. Dies ist kein sicheres Zeichen besonderer Begabung; ich kannte eine Anzahl derartiger Kinder, die späterhin in der Schule keinen besonderen Fortgang aufzuweisen hatten und auch im praktischen Leben sich nicht im mindesten hervortaten. — Ein anderes Seelenvermögen, das in dieser Zeit besonders hervortritt, ist die Phantasie der Kinder, die sich am auffallendsten in den Spielen äußert, über die wir späterhin noch eingehender zu sprechen haben werden. Die Kinder finden den größten Gefallen an recht bunten, ereignisreichen Erzählungen. „Struwwelpeter", „Max und Moritz" haben ihren beispiellosen Erfolg zweifellos dem feinen Verständnis ihrer Autoren für die kindliche Eigenart zu verdanken. Auch der schelmisch-ernste Ton, der doch eine gewisse Freude an den Missetaten der schlimmen Kinder durchleuchten läßt, ist dem Empfinden der Zuhörer ebenso angepaßt, wie die skizzenhaften, grell kolorierten Bilder, die in ihrem Wesen den zeichnerischen Darstellungen der Kinder sehr nahekommen. Man hat früher gegen diese beliebtesten Kinderbücher viele Einwendungen erhoben und behauptet, sie wirkten verrohend und seien an der Vorliebe der Kinder für grelle, aufregende Erzählungen schuld, welche unmöglich Gutes stiften könnten. Wer die Natur der Kinder genau kennt, wird diese Befürchtungen nicht teilen; erdichten sich doch die Kinder selbst die blutrünstigsten und grausamsten Geschichten, ohne daß hierdurch ihre sittliche Entwicklung in ungünstiger Weise beeinflußt wird. Nicht mit Unrecht hat ein pädagogischer Autor die Freude an solchen grellen Geschichten verglichen mit der Freude der Kinder an lauter Musik, an den Klängen von Trommeln und Trompeten, die ja die beliebtesten musikalischen Kinderspielzeuge bilden.

Das Interesse der Kinder wird aber auch von Erzählungen anderer Art in Anspruch genommen, die einen direkt bildenden Einfluß namentlich auf die Gemütsentwicklung ausüben. Die Märchen führen die Kinder in ihre eigenste Welt; wissen wir doch, daß die Phantasie des Kindes alles belebt, daß das Holzklötzchen in seiner Hand zum lieben Gespielen wird, der auf alle Fragen zu antworten weiß. In den deutschen Märchen wird in schlichter und eben darum gewinnender Weise mitgeteilt, wie der Hochmütige erniedrigt, der Demütige erhöht wird, wie das Gute Belohnung, das Schlechte Strafe findet. Diese schlichte Moral ist dem kindlichen Gemüte angemessen, sie wirkt darum sittlich fördernd. Ein deutscher Pädagoge, Ziller, hat das Verlangen gestellt, daß auf der untersten Schulstufe an die Stelle des Religionsunterrichtes Märchenerzählungen treten sollten, um die sittlichen Elementarbegriffe in einer der frühen Kindheit entsprechenden Art zu vermitteln. Dieser Vorschlag geht zweifellos zu weit; anderseits ist aber das Verlangen keineswegs berechtigt, Märchenerzählungen aus der Kinderstube zu verbannen, weil sie der Phantasietätigkeit der Kinder eine ungesunde Richtung geben könnten. Bei überreizten, nervös veranlagten Kindern mag

diese Vorsicht geboten sein; ein normales Kind braucht aber Anregungen seiner Phantasietätigkeit, und diese können nicht besser und wirkungsvoller erfolgen als durch die Mitteilung eines unserer köstlichsten Besitztümer, der deutschen Märchen, wobei allerdings die richtige Auswahl Sache des pädagogischen Taktes ist.

Daß Anschauung die Grundlage aller Erkenntnis ist, gilt ganz besonders für das Kindesalter. Es ist aber nicht möglich, alle Vorstellungen des Kindes auf unmittelbarer Anschauung zu begründen. In dieser Hin-

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 91. Die Söhne des Meisters. Nach einem Gemälde von Chr. L. Vogel.

sicht sind Stadtkinder den Landkindern gegenüber entschieden benachteiligt. Zahlreiche Untersuchungen an Stadtkindern, die in die Elementarklasse eintreten, haben gelehrt, daß viele davon niemals ein Feld, einen Wald, einen Berg gesehen haben, die verbreitetsten Tiere und Pflanzen des Waldes und Feldes nur dem Namen nach kannten. Das Bilderbuch ist unter allen Umständen ein wichtiger, unentbehrlicher Anschauungsbehelf (Abb. 91 zeigt uns eine reizende, hierauf bezügliche Kinderszene). Seitdem Amos Comenius 1657 seinen Orbis pictus (die Welt in Bildern) herausgegeben, sind Bilderbücher in unzähligen Exemplaren und Ausgaben in die Hände der Kinder gelangt. Auch hier machen wir die Erfahrung, daß nicht künstlerische Darstellungen das Verlangen des Kindes befriedigen, sondern einfache, kräftig kolorierte Abbildungen. Es würde zu weit führen, hier über die moderne Bilderbuchliteratur zu sprechen. Nur darauf sei kurz hingewiesen, daß die Bestrebungen, die moderne Kunst in den Dienst

des Kindes zu stellen, oft über das Maß des Zulässigen hinausgehen und viele Darstellungen, die unter Umständen den Beifall der Erwachsenen finden, auf Kinder keinen erfreulichen Eindruck machen. —

An dieser Stelle sei auf die Abb. 88 und 92, sowie auf die Kunstbeilage „Jugendlicher Herkules" verwiesen, die anschauliche Darstellungen von Knaben in verschiedenen Altersstufen geben und keiner näheren Erläuterung bedürfen.

* * *

Die geistige Entwicklung der Knaben und Mädchen erfolgt hinsichtlich der Punkte, die bisher Gegenstand unserer Darstellung waren, in nahezu übereinstimmender Weise. Wir gelangen jetzt zum ersten Male an eine Grenzscheide; im Spiel der Knaben und Mädchen treten die Unterschiede der beiden Geschlechter schärfer hervor.

Während das Körperwachstum bei Knaben und Mädchen in fast gleichen Verhältnissen fortschreitet, hat die Untersuchung der Muskelkraft an einer großen Zahl von Kindern ergeben, daß die Knaben den Mädchen im Durchschnitt ziemlich beträchtlich überlegen sind. Dieses experimentell erprobte Verhältnis spricht sich auch in dem Kraftgefühl aus, das den Spielen der Knaben das Gepräge verleiht. Ein starker Bewegungstrieb kennzeichnet fast ausnahmslos alle gesunden Knaben. Ihre Spiele sind daher vornehmlich Bewegungsspiele. Im engen Raum lassen sich diese nicht ausführen, und deshalb werden die Knaben, die in räumlich beengten Wohnungen leben, dem natürlichen Bewegungstrieb folgend, vielfach auf die Gasse getrieben (Gassenjungen). Weiterhin zeigt sich bei Knaben ein stark ausgeprägtes Geselligkeitsbedürfnis. Bei den Spielen finden sich die Knaben in Scharen zusammen. Hier treten nun die persönlichen Eigenschaften des einzelnen sehr deutlich hervor. Ohne Auftrag und Befugnis übernimmt einer von ihnen Befehl und Führung. Die Unterordnung der anderen vollzieht sich nicht immer ohne Widerstreben, ohne ein gegenseitiges Messen der Kräfte; der Überlegene bleibt für die Folgezeit Herr und Befehlshaber. — Nicht selten geschieht es aber, daß das Sichfügen der anderen ohne jeden Widerspruch erfolgt. Es gibt Knaben, deren gleichsam seelenbezwingende (suggestive) Persönlichkeit schon in früher Kindheit in der Art zum Ausdruck kommt, wie sie den anderen mit selbstverständlicher Herrschergewalt entgegentreten. Sie spielen die Beschützer und nehmen die Kleinen und Schwachen in Schutz, wie das die Abb. 93 kennzeichnet. Diese Knaben heben sich von selbst aus der Masse heraus, sie sind frühe schon fertige Charaktere, Herrennaturen, wie wir sie späterhin in allen Gesellschaftsschichten antreffen. Die Bewegungsspiele der Knaben sind häufig stark phantastisch gefärbt. Krieg, Belagerung, Verfolgung von Räubern u. a. bilden oft deren Gegenstand. Weit weniger als bei Mädchen macht sich das Bedürfnis geltend, den Inhalt gehörter Erzählungen spielend zu verwirklichen; alles Episodenhafte ist aus dem Knabenspiel verbannt. Das Kraftgefühl der Knaben zeigt sich auch darin, daß es bei ihren Spielen sehr laut hergeht. Schreien und Lärmen gehören zu den charakteristischen Kennzeichen der echten Knabenspiele.

Nach einer Photographie der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz-Berlin.

Jugendlicher Herkules.

Antike Skulptur im Museo Capitolino zu Rom.

Diesen die wahre Knabennatur kennzeichnenden Betätigungen gegenüber treten die anderen Knabenspiele weit zurück. Das konstruktive Spiel (Bauen, Formen, Zeichnen) ist im allgemeinen von der Begabung der Kinder abhängig. Wir wissen, daß große Maler (in neuerer Zeit v. Lenbach, Segantini, Stuck) schon als Kinder erstaunliche Proben ihres Zeichentalentes gaben. Den Zeichnungen vieler Knaben haftet große Flüchtigkeit an; dies ist erklärt durch das Bedürfnis, das Resultat der Bemühungen in kurzer Zeit vor sich fertig zu sehen. Der Baukasten ist ein nicht bei allen Knaben beliebtes Beschäftigungsmittel. Auch hier zeigen sich die Unterschiede in der Begabung recht auffallend. Während die einen im Anfertigen kleiner Bauwerke alsbald größte Geschicklichkeit erlangen, sich in den Vorlagen rasch zurechtfinden, in eigenen Schöpfungen Geschmack und Eleganz verraten, wollen die anderen sich an keine Regel binden. Ihnen dienen die Bausteine zum Anfertigen von Eisenbahnzügen, zur Darstellung von Soldaten u. s. w. Der eigentliche Gebrauch des Baukastens ist ihrem Wesen fremd.

Eine bei Knaben häufig beobachtete Eigentümlichkeit ist die Vorliebe, kleine Tiere zu necken und zu quälen. Von Tierquälereien im herkömmlichen Sinne kann aber hier in den seltensten Fällen gesprochen werden. Zwischen belebten und unbelebten Spielzeugen macht der kleine Knabe anfänglich wenig Unterschiede. So wie er sein Spielzeug von allen Seiten besieht, untersucht, in allen möglichen Stellungen und Lagen erprobt, wird auch das lebende Spielzeug zum Gegenstand seines Forschertriebes. Ein Knabe, der eine Katze vom dritten Stockwerk herabwarf, dachte sich dabei nichts Böses, sondern wollte nur nachsehen, ob Katzen wirklich immer auf die Füße fallen. Aus erziehlichen Gründen muß jedoch solchen Quälereien gewehrt werden; Tiere sind überhaupt keine Spielzeuge für kleine Kinder. Bei vielen Knaben scheint das Hauptvergnügen an Spielzeugen darin zu bestehen, sie zu zerstören. Dieser Zerstörungstrieb kleiner Knaben geht aber oft weiter und erstreckt sich auf alles, was ihnen in die Hände fällt. Solche Eigentümlichkeiten der Kinder versetzen unerfahrene Eltern oft in Angst und Schrecken. Sie sehen einen beginnenden moralischen Defekt dort, wo es sich um nichts anderes als um sonderbare Äußerungen des normalen Tätigkeits- und Bewegungstriebes junger Kinder handelt. Der bekannte Schriftsteller Smiles erzählt aus der Jugend eines hervorragenden englischen Staatsmannes, daß dieser wiederholt Gläser, Flaschen, Nippes in seinem Elternhause zertrümmert habe; er erinnerte sich noch späterhin gerne des außerordentlichen Genusses, den ihm dieses Zerstörungswerk bereitet hatte.

So ist schon die frühe Jugend des gesunden Knaben gekennzeichnet durch sein Kraftbewußtsein, durch den Trieb, dieses zu betätigen. Gegen das sechste Jahr hin macht sich in der Regel bereits dringend die Notwendigkeit geltend, den Knaben in zweckmäßiger Weise zu beschäftigen, seine geistigen Kräfte an bestimmten Bildungsstoffen zu entwickeln, seinen Tätig-

keitstrieb in feste Bahnen zu lenken. Der Beginn der Schule ist gerade in dieser Lebenszeit durchaus angemessen. Auch in körperlicher Hinsicht vollzieht sich eine wichtige Änderung mit dem Eintritt der zweiten Zahnung. Infolge Auffaugung ihrer Wurzeln beginnen die Milchzähne auszufallen und werden durch andere nachwachsende, größere, festere, wurzelhafte ersetzt. Die zweite Zahnung erstreckt sich bis nahe zur Zeit der Geschlechtsentwicklung, findet sogar ihren völligen Abschluß erst zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr mit dem Hervorbrechen der sogenannten Weisheitszähne. In geistiger Hinsicht zeigt sich in der Regel zur Zeit der zweiten Zahnung eine Veränderung im Wesen der Kinder. Ihre Aufmerksamkeit wird beständiger, ihr Interesse lebhafter, das Phantasieleben tritt einigermaßen zurück, die Entwicklung des Verstandes gelangt in den Vordergrund. Die Vorherrschaft des Gedächtnisses in den ersten Jahren hat die Bausteine herbeigeschafft, die nun der Verstand in der mannigfachsten Weise zusammenfügt.

Betrachten wir den elementaren Unterricht, so werden wir alsbald gewahr, daß hier die grundlegenden Leistungen des Denkens in verschiedener Art geübt werden. Bei der herkömmlichen Lesemethode hat das Kind die ihm anschaulich vorgeführten Wörter in seine Bestandteile (Laute) zu zerlegen und aus diesen wieder neue Verbindungen herzustellen. Die analytisch-synthetische Methode ist psychologisch die wertvollste, weil sie zwei entgegengesetzte Denkleistungen an den gleichen Stoffen übt und diese Formen des Denkens daher besonders scharf hervorhebt. Das einfache Rechnen bildet für das Kind eine wertvolle Anleitung für das Urteilen und Schließen; die verschiedenen Rechenoperationen sind in diesem Sinne zunächst Denknotwendigkeiten. Erst späterhin mechanisieren sich diese ersten rechnerischen Erwerbungen, um gleichsam den Platz frei zu machen für weitere Aufgaben des logischen Denkens. Das Schreiben ist für das Kind eine Schule der motorischen Koordination (Übereinstimmung der einzelnen Bewegungskräfte). Die genaue Abfolge und Abmessung der Striche, ihre gegenseitige Stellung setzen einen höheren Grad von Aufmerksamkeit voraus, die im schulmäßigen Zeichnen ihre wirksamste Fortsetzung und Ergänzung findet. Das jetzt allgemein schon auf der Unterstufe geübte darstellende Zeichnen (im Gegensatz zu dem früher geübten ornamentalen Zeichnen, bei dem in oft öder Monotonie Flächenmuster verschiedener Art zur Ausführung gelangten) besitzt übrigens auch in Hinsicht auf die richtige und allseitige Betrachtung der zur Nachbildung gelangenden Gegenstände hohen Wert. In ähnlicher Weise bedeuten die Lehrgegenstände der Volksschulklasse nicht bloß eine Erweiterung der Kenntnisse und Fertigkeiten des Kindes, sondern auch eine Schulung der Verstandestätigkeit in den mannigfachsten Beziehungen.

Aber auch in anderer Hinsicht ist der Schulbesuch eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit. Die Zeit der Freiheit ist vorüber; Pflichten treten an das Kind heran, es muß sich Gesetzen fügen, eine unbedingte Autorität in der Person des Lehrers anerkennen. Das Kind ge-

Abb. 92. Der König von Rom. Nach einem Gemälde von François P. Gérard.

langt in eine Gemeinschaft, die es sich nicht erwählt hat und bildet ein Mitglied derselben; hier sind die gemeinsamen Pflichten der Arbeit, des Gehorsams das vereinigende Band. Die Schule ist bereits ein sozialer Körper; mit dem Eintritt in diese vollzieht sich auch der Eintritt in das soziale Leben.

In dieser Beziehung kann man von der Schule, und ganz besonders von der Volksschule, nicht hoch genug denken, deren Leistungen nicht hoch genug bewerten. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Bedeutung der Schule auch die Stellung der Lehrer entspräche, daß der Lehrerstand, frei von wirtschaftlichen Sorgen und beengenden anderweitigen Verpflichtungen, sich vollkommen seinen heiligen Pflichten widmen könnte.

Es macht sich gegenwärtig eine mächtige Bewegung in dem Sinne geltend, beide Geschlechter in den Schulen zu vereinigen, auf Mädchen und Knaben hier in gleicher Weise erziehlich einzuwirken. Man erwartet davon einen Ausgleich der beiderseitigen Eigentümlichkeiten, eine Förderung, insbesondere der Mädchen in der Absicht, daß beide Geschlechter späterhin zu praktischer Berufsarbeit gleichermaßen geeignet werden. Gewichtige Bedenken hiergegen können nicht geltend gemacht werden. Vielleicht wird aber der erziehende Einfluß unserer Schule doch einigermaßen überschätzt. Das Schwergewicht der Erziehung liegt unter allen Umständen im Elternhaus. Eine völlige Änderung der seelischen Verfassung kann die Erziehung unter gewöhnlichen Umständen nicht bewirken. Es ist auch keineswegs wünschenswert, daß die individuelle Eigenart durch erziehliche Maßregeln zerstört werde, sofern nicht offenkundig krankhafte oder antisoziale Eigenschaften vorhanden sind. Der Unterschied in der Erziehung der beiden Geschlechter ist nicht durch das Herkommen bedingt, konventionell, sondern offenbar auch in der Verschiedenheit der Anlage, der weiblichen und männlichen Eigenschaften, die schon beim Kind in Erscheinung tritt, begründet. Ein Mädchen mit knabenhaften Eigenschaften, ein Knabe mit der Eigenart des Mädchens sind unnatürlich, in ihrer weiteren Entwicklung geradezu unmöglich. Durch Zucht und Erziehung etwa einen Mittelzustand herstellen, hieße Zwittergeschöpfe heranbilden, die schließlich doch, den Gesetzen naturgemäßer Entwicklung folgend, die Eigenschaften des betreffenden Geschlechts annehmen.

Was sich im Spiele des Knaben offenbart, zeigt den künftigen Mann. Dieser hat die schweren Aufgaben des Lebens zu erfüllen, er muß sich im Kampf ums Dasein bewähren, und in diesem Sinne ist das Kraftspiel des Knaben eine Vorübung für das spätere Leben. In Verkennung dieses Umstandes wird häufig durch Erziehung eine Unterdrückung gerade dieser Eigenart angestrebt. Die Knaben, welche in den Familien als „wohlerzogen" angesehen werden, sind oft Kinder, denen durch fortwährendes Beaufsichtigen und Wehren, nicht selten gar durch eine harte Dressur, das Kraftbewußtsein genommen und dessen Betätigung unmöglich gemacht geworden ist. Der blasse, wohlgekleidete, sorgfältig frisierte Junge mit dem blasierten Gesicht, der neben seinem Hofmeister einhergeht, sich nie nach Herzenslust herumtreibt, nie nach eigenem Belieben Spielkameraden aufsucht, dabei innerlich feige, unselbständig und haltlos bleibt, das ist oft das Bild eines Knaben, dem eine sogenannte „sorgfältige Erziehung" zu teil geworden ist. Die Frage, was schließlich aus solchen Knaben wird, hat die Chronik in unendlich vielen Fällen beantwortet. Entweder saft- und kraftlose Männer, die vor jeder Anstrengung zurückschrecken, Sklavennaturen, die nie zur Selbständigkeit gelangen, oder rücksichtslose Genußmenschen, die sich späterhin für ihre öde Jugend schadlos halten, ohne Beruf und Schaffensfreude in den Tag hineinleben und schließlich in Krankheit oder Not zu Grunde gehen. — Was die Erziehung der

Knaben verhüten kann und muß, das ist ein Überhandnehmen der Äußerungen ihres Kraftbewußtseins, deren Anwachsen zur Roheit und Rücksichtslosigkeit. Diese Grenze zu finden, ist Sache des pädagogischen Taktes. Ängstlichkeit auf der einen, zu spätes Eingreifen auf der anderen Seite sind gleichermaßen gefährlich. Der gereifte Mann, der sich seiner eigenen Jugendzeit erinnert und seine eigenen Erfahrungen hierbei vor Augen hat, wird wohl das Richtige treffen. Knaben sollen von Männern, oder doch mindestens unter der Mitwirkung von Männern erzogen werden.

Auch die Schule hat erkannt, daß sie diesen vornehmlichen Eigenschaften der Knaben Rechnung tragen müsse. Für die körperliche Erziehung ist früher nicht mehr geschehen, als sich in den Turnstunden tun ließ, und dies war in sehr vielen Fällen wenig genug. Von „freier" Bewegung, „freier" Betätigung der Kräfte konnte bei diesen Gelegenheiten kaum die Rede sein, denn viele Turnlehrer sahen das Ideal im militärischen Drill, machten aus ihren Schülern Automaten und ließen an den Geräten Übungen ausführen, die nicht alle Muskelgruppen berücksichtigten, sondern bestimmte Muskelzüge bis zur äußersten Ermüdung in Anspruch nahmen. Sicherlich hat ein militärisch strammer Turnunterricht auch seine großen Vorteile im Dienste der Willenserziehung; aber es geht nicht an, daß die gesamte körperliche Erziehung der Schuljugend diesem einen Zwecke dienstbar gemacht werde. In richtiger Erkenntnis der wahren Bedürfnisse der Knabenerziehung hat man nun neuerdings verschiedenen anderen körperlichen Betätigungen entsprechende Aufmerksamkeit zugewandt, dem Spiel, dem Sport und den Wanderungen.

Der Gedanke, die Spiele, welche die Knaben, ihrem eigenen Bewegungstrieb folgend, geschaffen haben, veredelt und verbessert in den Dienst der körperlichen Erziehung zu stellen, gehört zu den glücklichsten Ergebnissen pädagogischer Reformarbeit. Die Spielplätze, welche vielfach modernen Schulbauten zugehören oder sich doch mindestens in erreichbarer Nähe befinden, sind Tummelplätze der Jugend geworden, wo von ihr nichts anderes verlangt wird, als daß sie sich allgemeinen Spielregeln fügt, während dem einzelnen keine bindenden Vorschriften gemacht werden. Über den hohen Wert dieser Plätze für die Jugend braucht kaum gesprochen zu werden; auch der Lehrer kann zu mancher Erkenntnis der Eigenart seiner Schüler kommen, wenn er dem Verlauf der Spiele mit Aufmerksamkeit folgt. Ganz besonders ist darauf Wert zu legen, daß die Ausführung der Spiele in Gegenwart des Lehrers und im Bannkreis der Schule allen Ausschreitungen von selbst ein Ziel setzt und auch den freien Betätigungen der Knaben im Spiele einen edleren Charakter zu verleihen im stande ist.

Der Ausführung des Sports durch Kinder waren früher nahe Grenzen gezogen. Zunächst war der Sport fast überall ein Privilegium der Reichen. Billige Sportplätze für die Ausführung des Eislaufens, des

Fußball- und Tennisspieles u. s. w. gab es fast nirgends. Dasselbe galt wenigstens in den Städten für Gelegenheiten zur Ausübung des Wassersportes. Das Beispiel der Engländer hat gelehrt, wie bedeutsam der Sport für die körperliche Erziehung ist. Wenn auch zunächst für die Schüler höherer Schulen bestimmt, hat die Schaffung von Sportplätzen in der letzten Zeit überall erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Veranstaltungen tragen mitunter festlichen Charakter und bieten hierdurch Gelegenheit, die Eintönigkeit des Schullebens in erfreulicher Weise zu unterbrechen.

Für die Schüler der Großstädte haben die Schülerwanderungen ganz besondere Bedeutung. Hier kommen nicht bloß der Segen einer andauernden Bewegung in frischer Luft, sondern auch die Fülle von Eindrücken in Betracht, die bei solchen Gelegenheiten von den empfänglichen Kindern gewonnen werden. Hieraus ergibt sich weiterhin der beste Anschauungsunterricht. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Schülerwanderungen zu festen Einrichtungen im Schulbetrieb werden.

Wir haben bereits früher einer Vorliebe vieler Knaben Erwähnung getan, die häufig mangels geeigneter Mittel nicht zu entsprechenden Betätigungen führt; dies ist umsomehr zu beklagen, als das Bilden und Formen der Kinder oft unmittelbar Erziehung zur Arbeit bedeutet, vielfach die Berufswahl bestimmt und jedenfalls eine der nützlichsten Zeitausfüllungen ist, die sich denken läßt. Das Bilden und Formen wird in methodischer Weise entwickelt im sogenannten Handfertigkeitsunterricht, den wir den nordischen Ländern verdanken. Der dänische Rittmeister a. D. Clauson-Kaas hat durch Gründung der dänischen Hausfleißgesellschaft in dieser Hinsicht richtunggebend gewirkt. In Deutschland ist der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit in ähnlichem Sinne tätig. Wie außerordentlich günstig die Knabenhandarbeit auch auf die sittliche Entwicklung der Kinder einwirkt, das beweisen die Erfahrungen im Rauhen Hause zu Hamburg, wo von der Verwahrlosung bedrohte Kinder durch die Arbeitserziehung auf den rechten Weg gebracht werden, und die ähnliche Ziele verfolgenden Wehrli-Schulen in der Schweiz.

Die Bemühungen unserer Schulen sind immer mehr darauf gerichtet, ein nicht bloß geistig, sondern auch körperlich tüchtiges Geschlecht heranzubilden. Dies gilt ganz besonders von den Elementarschulen. Bei einer Anzahl von Kindern ist die Schule mehr als Bildungsstätte; hier herrschen Ordnung, Reinlichkeit, hier waltet der Geist des Lehrers in wohlwollender Weise, jede rohe, unfreundliche Behandlung ist ausgeschlossen. Bei vielen Kindern aus den armen Klassen, die kein geordnetes Hauswesen haben, ist die Schule eher als Heimstätte anzusehen als die Familie. Die Bestrebungen des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge sind bis jetzt zum großen Teil auf äußerliche Propaganda beschränkt, in den praktischen Bestrebungen fehlt die Einheitlichkeit; es wäre dringend zu befürworten, daß die Kinderschutzstätten in einen innigen Zusammenhang mit den Schulen, vielleicht am zweckmäßigsten als deren Bestandteile, gebracht werden. Dazu

würde allerdings erforderlich sein, daß der Kinderschutz als eine öffentliche Angelegenheit betrachtet wird und nicht, wie bisher, rein privater Initiative überlassen bleibt.

Kehren wir zu unserem ursprünglichen Gegenstande zurück. Zwei Hauptziele müssen der Knabenerziehung vorschweben: die Entwicklung des Verstandes mit der Richtung auf das Praktische, für das Leben Erforderliche, dann die Entwicklung des Gemütes in dem Sinne, daß alle Handlungen mit den Grundsätzen der Sittlichkeit im Einklang stehen. In letzterer Hinsicht kann es mit Belehrungen allein nicht sein Bewenden haben, hier ist das unmittelbare Beispiel maßgebend. Die Bedeutung der nächsten Umgebung, des sogenannten Milieus, für die sittliche Entwicklung der Kinder wird immer deutlicher erkannt. Darum hat man in einigen Kulturstaaten (England, Deutschland, Schweiz, Norwegen) auf gesetzlichem Wege dafür Sorge getragen, daß Kinder, die durch das Leben in ungeeigneten Verhältnissen bedroht sind, aus diesen in sittlich gesunde, der Entwicklung zuträgliche versetzt werden. Hier kommt nicht bloß die Familienerziehung, sondern auch die Internatserziehung in Betracht. In einigen Internaten Englands, Deutschlands und der Schweiz bestehen zur Vorbereitung für das praktische Leben vortreffliche Einrichtungen, um die besonderen männlichen Tugenden zu fördern. Die Zöglinge befassen sich mit landwirtschaftlichen und gärtnerischen Arbeiten; ein Teil des Anstaltsgebrauches wird durch den Ertrag dieser Arbeit herbeigeschafft. Den größeren und verläßlichen Zöglingen werden bestimmte Ämter übertragen, deren gewissenhafte Verwaltung als Ehrensache betrachtet wird. Die Größeren und Kräftigeren sind die Beschützer, die Aufseher der Kleineren und Schwächeren. Hierdurch wird erfolgreich das Gemeingefühl, das lebhafte Interesse für das Wohlergehen der anderen herangebildet und der Entstehung der häßlichen Selbstsucht entgegengewirkt.

Um das vierzehnte Lebensjahr beginnt bei Knaben in unseren Ländern die Geschlechtsentwicklung, die Kindheit findet damit ihren Abschluß. Es ist eine oft wiederkehrende, aber gänzlich falsche Auffassung, daß erst mit den äußeren Merkmalen des erwachenden Geschlechtslebens, von denen auf Seite 66 dieses Bandes bereits die Rede war, jene eigentümlichen Regungen einsetzen, die mit dem Geschlechtstrieb in Zusammenhang stehen. In Wirklichkeit machen sich diese Gefühle schon viel früher geltend. Ein hervorragender Seelenkenner, Professor Freud, hat nachgewiesen, daß Geschlechtsgefühle schon in den Kinderjahren vorhanden sind, und ich kann auf Grund beruflicher Erfahrung mitteilen, daß viele Formen abnormer, geistiger, und insbesondere gemütlicher Entwicklung auf dieses frühe Einsetzen geschlechtlicher Erregungen zurückzuführen sind. Unter diesen Umständen wird man es als durchaus berechtigt ansehen müssen, Kinder über die Natur dieser Gefühle und Empfindungen nicht im unklaren zu lassen, sie nicht dem blinden Walten des Geschlechtstriebes auszuliefern, sondern rechtzeitig aufzuklären. In welcher Weise dies zu geschehen hat,

soll uns in dem Kapitel: „Das Weib als Kind" (2. Teil dieses Bandes, S. 315) näher beschäftigen.

Bedeutungsvoll sind die Umwälzungen, die sich zur Pubertätszeit ereignen. Das Phantasieleben tritt wieder mächtig in den Vordergrund; über das Nahe, Erreichbare hinweg blickt der Jüngling in weite Ferne, ihn beseelen kühne Pläne, er fühlt in sich die Kraft, Großes, Außergewöhnliches zu leisten. Auch in dem Betragen tritt eine oft auffallende Veränderung ein; bei gesunden, kräftigen Knaben macht sich das Bestreben geltend, die üblichen Formen des Verkehres nicht einzuhalten, eine gewisse derbe Urwüchsigkeit zur Schau zu tragen („Flegeljahre"). Es schäumt und gärt in der Seele des jungen Mannes; in dieser Umwälzungsperiode tritt manches zu Tage, was in der Seele des Kindes geschlummert hat, — in gutem und in bösem Sinne. Die erste, wichtigste, grundlegende Erziehungsperiode ist vorbei. Was im Kindesalter noch schwankend und veränderlich war, beginnt sich zu festigen, zu einem wichtigen Bestandteil der Persönlichkeit zu werden. Die Schwierigkeiten, welche die Erziehung im Jünglingsalter vielfach bereitet, hat ihre Ursache darin, daß sich in dieser Periode das Eigenartige, Individuelle der Persönlichkeitsentwicklung nicht mehr zurückdrängen läßt. Einer der ärgsten Erziehungsfehler besteht darin, daß Eltern und Erzieher dem Seelenleben der Kinder interesselos gegenüberstehen. Bei dem zum Jüngling gereiften Knaben versagen jene kleinlichen Künste und Praktiken, die oft die gesamte erziehliche Einwirkung ausmachen; hilf- und ratlos stehen die Eltern dann der Tatsache gegenüber, daß der Jüngling einen ganz anderen Weg einschlägt, als erwünscht und erstrebt wurde. Die Erziehung kann nur dann zu einem befriedigenden Ergebnis führen, wenn sie von Anfang an individuell gestaltet wird. Dies setzt aber die Fähigkeit voraus, das Seelenleben des Kindes beobachten zu können.

Abb. 93. Der kleine Beschützer.
Von Max Fromental.

Eine neue Zeit bricht an. Männer der Wissenschaft sind an der Arbeit, um in die engen Schichten der Bevölkerung die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer seelischen Erziehung zu tragen. Erst wenn diese Bestrebungen zum Ziele geführt haben, wird man mit voller Berechtigung von einem „Jahrhundert des Kindes" sprechen können.

Sechstes Kapitel.

Der Mann als Jüngling.

Von Oberarzt Dr. med. Eduard Heß in Görlitz.

Das Jünglingsalter umfaßt die Zeit vom Beginn der Geschlechtsreife (Pubertät, Mannbarkeit) bis zur Beendigung des Wachstums, in unserer Breite etwa die Zeit zwischen dem fünfzehnten und dreiundzwanzigsten Lebensjahr. Bei den Völkern der heißen Länder, aber auch bei Abkömmlingen der gemäßigten Zonen die in tropischen Gebieten heranwachsen, fängt die Entwicklung der Mannbarkeit zwei bis drei Jahre früher an, bei den Bewohnern der kalten Länder meist ebensoviel später; das weibliche Geschlecht wird etwa zwei Jahre früher geschlechtsreif als das männliche. Bei den Einwohnern der großen Städte scheint die Pubertät etwas eher einzutreten als bei der Landbevölkerung. Die Pubertätszeit ist die Zeit der geringsten Sterblichkeit; von den Säuglingsjahren bis zur Pubertät sinkt die Sterblichkeit beständig und steigt von da an bis zum Greisenalter.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 94. Narziß.

Antike Bronzestatue im Museo Nazionale zu Neapel.

Die körperliche Entwicklung während der Jünglingsjahre zeigt sich am auffallendsten im Wachstum, das zu Beginn dieses Lebensalters meist schnell vorwärts schreitet und besonders dann, wenn es zuvor etwas zurückgeblieben war, schoßartig aufwärts strebt; die Größenzunahme beträgt im Jahr bisweilen 10 bis 16 cm. Bald nach dem neunzehnten, spätestens im dreiundzwanzigsten Lebensjahr hört das Wachstum auf. Das Skelett, das tragende Gerüst unseres Kör-

pers, ist bis dahin vollständig verknöchert, im besonderen ändert sich die Form des Schädels nicht mehr, die Nähte zwischen den einzelnen Schädelknochen beginnen zu verstreichen, indem die zackigen Nahtränder miteinander verschmelzen.

Nach vollendetem Wachstum beträgt die mittlere Größe beim männlichen Geschlecht 1,57 bis 1,73 m, die Schwere 60 bis 65 kg; die Körperlänge nimmt in den Jünglingsjahren im ganzen um ungefähr 30 cm, bald etwas mehr, bald etwas weniger zu, das Gewicht um etwa 30 kg.

Mit dem Längenwachstum geht die kräftigere Entwicklung der ganzen Körpermuskulatur einher, die Brust wird breiter, der Brustkorb vergrößert sich, dementsprechend nimmt die Luftmenge, die von der höchsten Einatmungs- bis zur tiefsten Ausatmungsstellung des Brustkorbs aus den Lungen entweicht, erheblich zu. Der Kehlkopf wächst, und zwar verhältnismäßig am meisten nach vornen, so daß der die vordere Kehl- kopfwand bildende Schildknorpel stark hervorspringt (genannter Adams- apfel); die Stimmbänder werden länger und dicker, und die Stimme wird infolgedessen in allmählichem Übergang durchschnittlich eine Oktave tiefer als die Kinderstimme (sogenannter Stimmbruch, die „mutiert"). Die Scham-, Achselhaare und Barthaare brechen zum deutlichsten tritt die Geschlechtsreife an den Geschlechtsteilen zu Tage, die größer und blutreicher werden, ihre vollkommene Ausbildung und Leistungsfähigkeit erlangen; in den Hoden wird der Samen bereitet, der durch die Befruchtung des weiblichen Eies ein neues Lebewesen schafft. Der einzelne, mannbar geworden, lebt nicht mehr allein seiner eigenen Entwicklung, sondern der Strom seiner Kräfte geht nun nach neuer Schöpfung durch die Zeugung hin.

Abb. 95. Der Diskuswerfer des Myron.
(Bronzierter Abguß.)

Die Formung einer Jünglingsgestalt in Stein und Erz galt von jeher als eine der höchsten Aufgaben des Bildhauers: der „Adonis" (siehe die Kunstbeilage) und der „Narziß" (Abb. 94) unbekannter Meister des Altertums, der „Scheibenwerfer" des griechischen Künstlers Myron (Abb. 95) sind Schöpfungen von höchster Vollendung. Der Ungeschlachtheit und Unebenmäßigkeit des noch in der Entwicklung begriffenen jungen Mannes gibt Michelangelo in seinem „David" (Abb. 96) treffenden Ausdruck.

Mit der körperlichen Umwandlung und Entfaltung geht die geistige einher, und sie pflegt sich nicht ohne innere und äußere Kämpfe zu vollziehen. Der mit der Ausbildung der Geschlechtsteile erwachende Geschlechts-

trieb gibt der Seelentätigkeit neue Quellen und neue Ziele, und sein Einfluß erstreckt sich, ohne daß er recht zum Bewußtsein kommt, auf scheinbar ihm ganz fernliegende Eigenschaften, Bedürfnisse und Handlungen.

Die Jünglingsjahre sind die Lehrjahre, ob man sie nun auf einer höheren Schule oder in einer praktischen Lehre oder in beiden zubringt. Wenn schon für die Knabenzeit der Satz gelten soll, daß wir nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen, so hat er eine noch viel größere Bedeutung für die Lehrzeit der Jünglingsjahre. In diesen Jahren entscheidet der Mensch sich für den Beruf, der seinem ganzen künftigen Leben bis zum Ende die geistige und materielle Grundlage geben soll, das heißt seine Ausbildung ist nun nicht mehr allein auf das Allgemeine gerichtet, sondern erstrebt hauptsächlich die Beherrschung, aber auch die vollständige Beherrschung eines mehr oder weniger eng umgrenzten Gebiets, und die Betätigung auf diesem begrenzten Gebiet soll zugleich seelische Befriedigung und die Mittel zu einer möglichst behaglichen, möglichst von Alltagssorgen befreiten Lebenshaltung gewähren. Den meisten Menschen ist die Berufsart durch die äußeren Verhältnisse vorausbestimmt, und sie müssen sich darein finden. Bei der Minderzahl, die frei wählen kann, sind es wieder nur ganz wenige, deren Begabung zu einem ganz bestimmten Beruf hindrängt, und man soll sie ihren Weg gehen lassen. Die anderen sind aus dem ihrem Alter entsprechenden Mangel an Lebenserfahrung kaum fähig, ihre zukünftige Laufbahn ganz selbständig zu wählen; vor allem verfallen sie in den Fehler, die Berufe, die ihnen offen stehen, nach Äußerlichkeiten zu beurteilen, sie bedürfen daher des Rates älterer, welt- und lebenskundiger Personen.

Nach einer Photographie von Giac. Brogi in Florenz.

Abb. 96. David. Von Michelangelo.

Für den heranwachsenden Jüngling ist in erster Reihe der Vater

Photographieverlag der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 97. Th. Godsalve und Sohn. Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J.

der leitende Führer und Berater. Jedem Vater sei dies nachdrücklich ans Herz gelegt, ist ja der Sprößling ein Teil seines Ichs. — Ein packendes Beispiel der Ähnlichkeit von Erzeuger und Sprößling gibt Hans Holbeins des Jüngeren Doppelbildnis „Th. Godsalve und Sohn" (Abb. 97). Der Junge ist das treue Ebenbild des Alten, nur sein dunkles Haar und das glattere, schmälere Antlitz lassen die Jahrzehnte erkennen, die jenen von diesem trennen. Der völligen Übereinstimmung der Gesichtszüge muß eine Gleichheit der geistigen Eigenschaften entsprochen haben.

Neben den Eltern und Erziehern sind naturgemäß die Fachleute zu befragen, die in den ins Auge gefaßten Berufen zu Hause sind; nicht zu entbehren ist auch in vielen Fällen das Urteil des Arztes, ob der Jüngling nach seiner körperlichen und geistigen Veranlagung und Entwicklung dem Beruf, den er ergreifen möchte, gewachsen ist. Nie soll man gewaltsam einen jungen Menschen in einen Beruf hineinzwingen, dem er von vornherein einen in seiner Person oder in der Sache begründeten Widerwillen entgegenbringt. Einen Teil, in der Regel den Schluß der Lehrjahre bilden die Wanderjahre, die sich noch weit ins Mannesalter hinein erstrecken

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 98. Selbstbildnis Raffaels.

können. Jedem Jüngling sollte die Gelegenheit gegeben werden, zu reisen und ein Stück Welt kennen zu lernen; man muß aber vorher zu Hause sich grundlegende Kenntnisse erworben haben, um zu wissen, wonach man auswärts suchen soll, um seine Anschauungen und Erfahrungen zu erweitern.

Die in den nachfolgenden Text eingefügten Porträts versinnbildlichen die verschiedenen Arten des Seelenlebens im Jünglingsalter. Es sind zum Teil Selbstbildnisse berühmter Maler: der klarblickende, heiterruhige und fröhlichernste „Raffael" (Abb. 98), der schwermütig sinnende, träumerische „Andrea del Sarto" (Abbild. 100), der kühne, feurigleidenschaftliche „Rembrandt" (Abb. 99). In dem „jungen Geistlichen" (Abb. 101) zeigt Tizian den Jüngling im Überschwang der Begeisterung, der schwärmerischen Hingebung, sein „Mann mit dem Handschuh" (Abb. 102) dagegen steht vor den Fragen des Lebens mit nachdenklicher Gelassenheit.

Die geistige oder seelische Entwicklung der Jünglingsjahre pflegt sich, wie schon gesagt, nicht ohne mancherlei Störungen zu vollziehen, die, da sie zur Regel gehören und nur ausnahmsweise vollständig zu fehlen scheinen, nicht als krankhaft zu bezeichnen sind, wenn sie auch nahe ans Krankhafte grenzen und in der Erziehung und Behandlung sehr berücksichtigt werden müssen. Sie betreffen weniger die Geistestätigkeit im engeren Sinn (Verstand,

Nach einer Photographie von Giac. Brogi in Florenz.

Abb. 99. Selbstbildnis Rembrandts.

Gedächtnis) als den Charakter und das Gemüt, können aber mittelbar durch die seelischen Schwankungen die geistige Arbeit beeinflussen und in Mitleidenschaft ziehen. Der den Knaben lenkende Sinn für die nächstliegenden Dinge, für die Wirklichkeiten der Umgebung macht einem ungefesselten und uferlosen Phantasieleben Platz, es ist die Zeit der Schwärmerei und des ziellosen „Idealismus". Ein abenteuerlicher Tatendrang, eine planlose Sehnsucht in die Ferne, Lust zu unüberlegten und verwegenen Handlungen treten auf, bei anderen im Gegensatz hierzu unbegründeter Weltschmerz, Neigung zu religiösem Grübeln, Gefühlsduselei, Hang zur Einsamkeit, Schlaffheit und Energielosigkeit. Bei dem einen Jüngling ist die Stimmung immer gesteigert und gehoben, beim anderen erscheint sie stets gedrückt und mutlos, beim dritten wechseln unvermittelt oder schon infolge einer geringen Ursache die entgegengesetzten Stimmungsfärbungen. Manche, die als Knaben frisch und lebhaft waren, werden träumerisch, dumpf und verschlossen, andere, früher wohlerzogene, bescheidene Jungen werden vorlaut, großsprecherisch, vielgeschäftig, sehr von sich eingenommen, pietätlos, unbotmäßig, hochfahrend und reizbar. Sie prahlen mit ihrer „Genialität", wollen eine Rolle spielen und „sich ausleben". Dabei ist ihr Benehmen, obwohl es darauf berechnet ist, Eindruck zu machen, meist unbeholfen und ungeschickt, besonders in Gesellschaft, während gleichalterige, junge Mädchen die gesellschaftlichen Formen schon vollständig beherrschen und sich viel freier und gewandter zu geben wissen; sehr hübsch hat Fangeron diesen Gegensatz in seinem Gemälde „Das Debüt" (Abb. 103) dargestellt.

Nach einer Photographie von Giac. Brogi in Florenz

Abb. 100. Selbstbildnis Andrea del Sartos.

In den „Flegeljahren," so heißen diese Jahre in Rücksicht auf die genannten unangenehmen Züge, werden viele Jünglinge zum Dichter und geben in holperigen, unmöglichen Versen ihren zahllosen Leiden und seltenen Freuden phrasenhaften Ausdruck; die dichterische Begeisterung wird in ihnen geweckt durch die „erste Liebe". Sie ist meist durchaus platonisch, das Mädchen erscheint dem schwärmerischen Anbeter als ein makelloser Engel, als eine Heilige, eine Göttin, der er sein ganzes Leben weihen, der er sein Dasein opfern will. Jede Begeg-

ung mit ihr ist für ihn ein Ereignis, er läuft ihr nach und wartet stundenlang auf sie und wagt es doch nicht, sie zu grüßen oder ein Wort an sie zu richten. Wird er aber mit ihr bekannt, so weiß er nicht, was er sagen soll; statt der erwarteten Überschwenglichkeiten fallen ganz alltägliche Worte, dem in der Regel viel nüchterner denkenden Mädchen ist der Altar, den ihm der Anbeter errichtet, viel zu feierlich. Aber es dauert geraume Zeit, bis der verliebte Jüngling das erfaßt und sich zur Wirklichkeit hinabfindet, gewöhnlich nimmt dabei die „erste Liebe", die noch durch eine gewisse Geschlechtslosigkeit ausgezeichnet ist, ein ruhiges Ende. Diese schmerzensreiche Spanne im Leben des Jünglings stellt Böcklin reizend dar in dem Gemälde „Die Klage des Hirten" (Abb. 104).

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 101. Ein junger Geistlicher.
Nach einem Gemälde von Tizian.

Es gibt gewiß auch Jünglinge, die diese Art „erste Liebe" nicht erfahren; es sind zumeist die Stillen, Insichgekehrten, Einsiedlerischen, Scheuen; ihnen offenbart sich plötzlich auf einem einsamen Wege das Weib in seiner ganzen Weiblichkeit, und sie stehen, halb geängstigt und halb freudig erregt, starr und geblendet, wie der Jüngling auf dem Gemälde Hermann Prells (Abb. 105), vor dem unerwartet aus dunkler Tiefe die bezaubernde Wasserfrau auftaucht. Hier ist die Liebe kein Tändeln und Spielen, sondern elementare Leidenschaft.

Mit der Liebesleidenschaft ist der Geschlechtstrieb unlösbar verbunden, und er drängt nach der völligen Ausbildung der Geschlechtsteile nach Befriedigung. Ihr sind durch Gesetz, Sitte und soziale Verhältnisse viele Schranken aufgestellt, Schranken, die nicht selten durchbrochen werden, manchmal mit rücksichtsloser Gewalt. Durch vernünftige Aufklärung wird am ersten der geschlechtliche Drang in die richtigen Wege geleitet. Es ist nicht notwendig, daß der Geschlechtstrieb in den ersten Jahren nach seinem Erwachen befriedigt werden muß; das wäre sogar, wenn es häufiger geschehen würde, schädlich, weil dadurch dem Körper ein Teil der noch für das Wachstum nötigen Kräfte entzogen würde. Erst nach völliger Beendung

des Wachstums ist vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus der regelmäßige Geschlechtsverkehr eine natürliche, wenn auch nicht unbedingt notwendige Lebensbetätigung. Die häufig geäußerte Besorgnis, daß die Unterdrückung des Geschlechtstriebs bei Jünglingen schweren geistigen und körperlichen Schaden verursache, ist irrig. Der Organismus ist darauf eingerichtet, daß der überschüssige Samen von Zeit zu Zeit durch Pollutionen unwillkürlich entleert wird.

Nun gibt es aber ein Übel, das fast eine Naturnotwendigkeit zu sein scheint, denn kaum ein Jüngling entgeht ihm: die Masturbation oder Onanie. Es sei gleich bemerkt, daß gerade bei jungen Leuten der richtige Geschlechtsverkehr kein Heilmittel dagegen ist; durch den Geschlechtsverkehr wird der Geschlechtssinn, das Geschlechtsbedürfnis so gestärkt und gesteigert, daß zur völligen Befriedigung schon ein sehr häufiger, die Grenze der Gesundheit überschreitender Geschlechtsverkehr nötig wäre, wie er nur in seltenen Fällen durchführbar ist; erfahrungsgemäß treiben denn auch fast alle jungen Leute, die von Zeit zu Zeit geschlechtlich verkehren, nebenher noch Masturbation. Übermäßiger Samenverlust wirkt schwächend, gleichgültig, ob er durch übermäßigen Geschlechtsverkehr oder durch übermäßige Masturbation hervorgerufen wird. Die Masturbation, die häufig schon in der Knabenzeit beginnt, pflegt im Anfang der Mannesjahre zu verschwinden; am sichersten und mit einem Schlag heilt, wenn auch nicht immer, so doch in der Regel die Ehe davon. Damit ist aber nicht gesagt, daß man das untätig abwarten soll, sondern die Bekämpfung der Masturbation ist dringend geboten; es ist zugleich eine Bekämpfung des Geschlechtsbedürfnisses überhaupt. Vor allem kommt es darauf an, das Phantasieleben des Jünglings, das gerade bei Masturbanten gewöhnlich einen sehr sinnlichen Charakter hat, mit anderen Vorstellungen und Bildern zu erfüllen, und seinen Gedankenkreis von geschlechtlich reizenden Dingen möglichst abzulenken. Hierzu dient die Entfernung aus zweifelhafter Gesellschaft, die Beseitigung schlechter Lektüre und abwechslungsreiche geistige und körperliche Arbeit, wie sie ja schon aus allgemeinen gesundheitlichen Gründen zu fordern ist. Zu Geisteskrankheit, zu Rückenmarksschwindsucht, zu Gehirnerweichung führt

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris.

Abb. 102. Der Mann mit dem Handschuh.
Nach einem Gemälde von Tizian.

Abb. 103. Das Debüt („Erstes Auftreten"). Nach einem Gemälde von Ad. Fangeron.

die Masturbation niemals; wenn sie bei solchen Kranken häufig beobachtet wird, so rührt das daher, daß sie eine Folge, nicht aber die Ursache dieser Krankheiten ist.

Die gedrückte Stimmung vieler Onanisten ist weniger durch die Onanie als solche bedingt als durch die unbegründete Angst, infolge der

Onanie, von der zu lassen man nicht die Kraft hat, zu Grunde gehen zu müssen; genährt wird diese Angst durch die Lektüre marktschreierischer populärmedizinischer Schriften, die um des Gewinnes willen die Onanie und deren Folgen in den schwärzesten Farben schildern und zur Rettung meist ganz wirkungslose Knrpfuschermittel anpreisen.

Eine besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang die abnorme geschlechtliche Frühreife, die in verschiedener Form eintreten kann. Es können die beiden Entwicklungsstufen der Kindheit und des Jünglingsalters so rasch durchlaufen werden, daß schon in der Hälfte der gewöhnlichen Zeit oder noch schneller nicht nur die Geschlechtsreife, sondern auch das Wachstum vollendet wird. Oder die vorschnelle Körperreife überschreitet das durchschnittliche Maß und ist mit einer überreichlichen Fettbildung verbunden, wodnrch die Personen ein unförmiges, monströses Aussehen bekommen. Oder endlich die geschlechtliche Reife tritt vorzeitig ein, während im übrigen das körperliche und geistige Wachstum sich in der normalen Weise und Zeitdauer vollzieht.

Die Zeit der Geschlechtsreife bringt in der Regel die Entscheidung in jenen Fällen eigenartiger Mißbildung, die als Zwitter bezeichnet werden, bei denen männliche und weibliche Geschlechtsteile in mehr oder weniger ausgeprägtem Maße gleichzeitig vorhanden sind. (Vgl. auch Seite 27 dieses Teiles und Band II, Seite 333 f.) Vielfach wird diese Abnormität vorher gar nicht bemerkt oder beachtet, in der Zeit der Geschlechtsreife aber, in der die beiden Geschlechter sich scheiden, kommt der wahre Geschlechtscharakter zum Durchbruch; in manchen Fällen allerdings findet die Entscheidung erst viel später statt oder bleibt immer unsicher. In zweifelhaften Fällen empfiehlt es sich stets, das männliche Geschlecht als vorhanden anzunehmen und dementsprechend die Erziehung zu gestalten, und zwar aus Nützlichkeitsgründen. Denn es wird dem Weib, das als Mann erzogen wurde, leicht sein, auch dann, wenn es als Weib erkannt wird, seinen Beruf weiter auszuüben oder einen geeigneten weiblichen Beruf zu finden, während der als Weib erzogene und erst später als Mann erkannte Mensch sich viel schwerer in die neuen Verhältnisse einpaßt.

Von den körperlichen Störungen der Jünglingsjahre sind als besonders häufig zu nennen Bleichsucht, Kopfschmerzen, häufiges Nasenbluten. Die Ursachen dieser Erscheinungen können die verschiedensten sein, jeder einzelne Fall muß für sich beurteilt und behandelt werden, was selbstverständlich nur durch den Arzt geschehen kann. Man soll diese Störungen nicht vernachlässigen, auf der anderen Seite darf man aber auch nicht des Guten zu viel tun und jedes geringfügige Unwohlsein allzuschwer nehmen. Bisweilen sind Wucherungen im Nasenrachenraum die Ursache der genannten und anderer Störungen, und nach ihrer operativen Entfernung fühlen die bis dahin immer mißmutigen jungen Leute sich frisch und frei; oft gehen Schwellungen der Rachenmandel, die in der Knabenzeit häufig Anlaß zu Halsleiden und anderen Unannehmlichkeiten gaben, in der Pubertätszeit von selbst zurück.

In den Jahren des Wachstums nehmen die jungen Leute oft eine schlechte Haltung an, es treten die sogenannten „Wachstumsschmerzen" auf; eine vernünftige Lebensweise kann diese Beschwerden beheben. Immer ist darauf zu achten, daß allen diesen unangenehmen Erscheinungen eine ernsthafte Krankheit zu Grnnde liegen kann, wie ein Herzleiden oder beginnende

Tuberkulose; man wird daher bei länger dauernden Störungen stets ärztlichen Rat zu Hilfe nehmen müssen.

Die mit der Pubertätsentwicklung sich einstellenden Stimmungsschwankungen, Verstimmungen und Charakterveränderungen wurden schon erörtert. Sie liegen in der Regel in der normalen Breite und verschwinden mit der Zeit. Sie können aber auch die Einleitung von Nerven- und Geisteskrankheiten sein und sich zu solchen auswachsen. Wie das hohe Alter eine für dasselbe charakteristische eigenartige Seelenstörung hat, so tritt auch in den Jünglingsjahren eine diesem Lebensalter eigene besondere Geisteskrankheit auf, das Jugendirresein, das in leichten Fällen heilbar ist, in schweren durch verschiedene Zustände der Erregung, der Erschlaffung, der Verwirrtheit zum Schwachsinn oder zur Verblödung führt.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Abb. 104. Die Klage des Hirten.
Nach einem Gemälde von Arnold Böcklin.

Die leichteren Fälle dieser Krankheit werden häufig verkannt, und es ist in der Tat auch außerordentlich schwierig, die Grenzlinie zu ziehen, wo die normalen Pubertätsstörungen aufhören und die krankhaften beginnen, zumal die Verstandestätigkeit zunächst nicht oder kaum merkbar herabgesetzt ist. Wenn die Pubertätsstörungen lange über die Pubertätszeit hinaus dauern, sind sie sicher krankhaft; aber diese Erkenntnis kommt zu spät, denn eine rechtzeitig begonnene, sachgemäße, ärztlich-erzieherische Behandlung kann manches Unheil verhüten. Anhaltende, äußerlich unbegründete, traurige Verstimmung ist stets, besonders aber in den Jünglingsjahren, Ausdruck eines krankhaft erschütterten Gemütslebens; sie leitet gewöhnlich die Geistesstörung ein. Junge Leute, die bis dahin ordentliche und brave Söhne waren, zeigen kein Interesse mehr für ihre Aufgaben, für die Schule, für

die Stellung, die sie bekleiden. Sie werden — man sieht den fließenden Übergang zu den noch in die normale Breite fallenden Eigentümlichkeiten — träumerisch, gleichgültig, schlaff, dumpf, verschlossen, menschenscheu und suchen die Einsamkeit, bald aber zeigen sie ein vorlautes, unstetes, zerfahrenes, zielloses, großsprecherisches Wesen. Während sie es früher mit der Wahrheit genau nahmen, werden sie nun falsch, verlogen und unehrlich. Sie werden sehr reizbar, gefallen sich in früher unbekannten rücksichtslosen, frechen und rohen Reden, sie gehorchen Eltern und Vorgesetzten nicht mehr, sind klüger als diese, sind „keine Kinder mehr", sondern fordern eine Selbständigkeit, an die sie früher nie gedacht haben. Gegen die üblichen Ermahnungen und Strafen sind sie unempfindlich. Schule und bürgerlicher Beruf sind Gefängnisse, aus denen sie sich zu befreien suchen. Aus der Einsamkeit stürzen sie sich in übertriebenen geselligen Verkehr und wollen eine Rolle spielen. Sie sind sehr von sich eingenommen und halten sich für geniale Naturen, berufen, in Kunst und Wissenschaft das Höchste zu leisten, Theologie und Philosophie zu reformieren, die schwierigsten Fragen zu lösen, sie fühlen sich als Propheten eines neuen Glaubens. Jede Stunde Schularbeit ist verlorene Zeit, sie lassen lieber den Aufsatz, die mathematische Aufgabe, die Geschäftsbücher, das Werkzeug liegen und schreiben ein weltbewegendes Drama oder den großen Roman, der die ganze Kultur der Gegenwart, die ganze Menschheitsentwicklung, die Erfahrungen aller Zeiten und Völker umfaßt. Sie sehnen sich nach kühnen Taten und nach abenteuerlichem Heldentum. Sie legen einen großen Wert auf ihre „makellose Ehre" und ihr „Ehrenwort", das sie täglich ein dutzendmal geben und ein dutzendmal brechen. Um das Leben kennen zu lernen, tauchen sie unter im Strudel der Vergnügen, und um die Kosten hierfür zu bestreiten, werden Schulden gemacht. Man leiht Geld, wo man es kriegen kann, es kommt zu Hochstapelei, zu allen Arten Schwindel, Betrug, Diebstahl, Unterschlagung, Urkundenfälschung und so fort. Daß die jungen, unerfahrenen Menschen dabei schmählich ausgenützt werden, ist selbstverständlich. Häufig werden die genannten Vergehen begangen ohne ersichtlichen Zweck, aus reinem Tatendrang, aus „Leichtsinn und Unüberlegtheit", der erlittene Vermögensnachteil kommt den Kranken gar nicht recht zum Bewußtsein. Übertriebene Selbstsucht ist verbunden mit überschwenglichem Mitleid: man will alles an die Armen verschenken, alle Menschen glücklich machen; jedoch das Wohltun an sich befriedigt nicht, man sucht auf Umwegen etwas für die eigene Person zu gewinnen, und wenn man einen alten Rock verschenkt, will man dafür einen neuen haben. In der Richtung zum Guten sind diese Kranken gehemmt, in der Richtung zum Schlechten fehlt ihnen jede Bremsvorrichtung. Eines zeichnet alle aus: sie empfinden keine Reue über frühere Verfehlungen; diese tun ihnen höchstens wegen der unangenehmen Folgen leid, nie um des begangenen Unrechts willen, auch wenn sie dies wohl einsehen, was aber durchaus nicht immer und ohne weiteres der Fall ist.

Wenn auch die Verstandestätigkeit nicht besonders beeinträchtigt ist, so lassen die Kranken infolge ihres Unfleißes, ihrer Interesselosigkeit und Interessenzersplitterung doch bald in ihren Leistungen bedeutend nach. Sie wissen von allem ein bißchen und nichts gründlich, aber das bißchen, was sie wissen, bringen sie meist geschickt an den Mann. Sie ergreifen in öffentlichen Versammlungen das Wort und mischen sich altklug in die Gespräche Erwachsener, erstaunlich ist ihre Gewandtheit, sich in allen Lagen und Verhältnissen zurecht zu finden. Manche treibt ein plötzlich auftretender Wandertrieb ziellos in die Ferne. Andere machen gelegentlich theatralische Selbstmordversuche, nicht wenige endigen aber auch tatsächlich durch Selbstmord. Selbstmordversuch und Selbstmord, Vergehen und Verbrechen in den Jünglingsjahren müssen immer den Verdacht einer Gemütskrankheit nahelegen. In günstigen Fällen geht das Jugendirresein spätestens mit dem Beginn der Mannesjahre in Heilung aus, besonders wenn es rechtzeitig erkannt und sein Verlauf durch ärztlich-erzieherische Maßnahmen zweckdienlich beeinflußt wurde. In den weniger günstigen Fällen ist die Heilung nur eine mangelhafte, und es bleiben Sonderheiten, Schrullen und Leistungsminderungen fürs ganze Leben haften; solche Personen können sich nur in untergeordneten Stellungen halten.

Von den in den Jünglingsjahren ausbrechenden Geistesstörungen ist die angeborene oder schon in der Kindheit entstandene Geistesschwäche, der Schwachsinn, zu unterscheiden, der bis dahin vielleicht wenig oder gar nicht bemerkt wurde, jetzt aber, bei den erhöhten Forderungen, die die Lehrzeit der Jünglingsjahre stellt, offenkundig und unverkennbar zu Tage tritt. Immerhin muß man in der Beurteilung vorsichtig sein. Denn wie es unter den geistig frühreifen Menschen manche gibt, die in den späteren Jünglings- und in den Mannesjahren schmählich versagen, so kennt man Personen, die lange Jahre geistig zurückblieben oder doch zurückzubleiben schienen und nun nach der Geschlechtsreife die in ihnen schlummernden Fähigkeiten derart entfalten, daß sie ihren Altersgenossen rasch gleichkommen oder sie gar weit überholen. Manchmal liegt das daran, daß diese Jünglinge nach langem fruchtlosen Suchen und

Abb. 105. Die Wasserfrau.
Nach einem Gemälde von Hermann Prell.

Schwanken endlich den ihrer Eigenart entsprechenden richtigen Weg gefunden haben.

In der Gesundheitspflege der Jünglingsjahre, die im übrigen sich mit der allgemeinen Gesundheitspflege deckt, sind einige Punkte besonders zu beachten.

Es ist selbstverständlich, daß in den Zeiten des Wachstums die Ernährung eine gute und reichliche sein muß, und man spart am verkehrtesten Ende, wenn man am Essen spart. Die gemischte Kost ist die beste, und man soll sich an regelmäßige Essenszeiten gewöhnen und nicht wählerisch in den Speisen sein. Mangelnder Appetit ist immer das Zeichen einer Gesundheitsstörung und verlangt Rücksichtnahme, bei längerer Dauer ärztliche Behandlung. Der gesunde junge Mensch soll seinen Hunger stillen, aber nicht darüber hinaus sich überfüttern und mästen. Hierzu neigen besonders phlegmatische Naturen, sie werden leicht fett und träge und stumpf und gleich unlustig zur frischen Arbeit wie zum fröhlichen Vergnügen. In manchen Fällen ist die Verfettung krankhaft bedingt; eine besondere, mit der Pubertätsentwicklung zusammenhängende Art der Fettsucht wurde schon erwähnt. Einschränkung der notwendigen Nahrung zur Herabminderung des Geschlechtstriebs oder zur Heilung von der Masturbation ist falsch; einmal wird der gewollte Erfolg dadurch nicht erreicht, und selbst wenn er in geringem Grade erreicht würde, so überwöge den kleinen Nutzen immer noch der Schaden, den die allgemeine Entwicklung durch den Nahrungsausfall erleiden würde. Zweckmäßig ist dagegen, bei der Zusammensetzung des Speisezettels Gemüse, Obst und Mehlspeisen zu bevorzugen und bei der Zubereitung scharfe Gewürze zu vermeiden; ganz auszuschließen sind aber Fleisch- und Eierspeisen auf keinen Fall. Zu einer guten Ernährung gehört ein gutes Gebiß, es darf daher die Zahnpflege, die schon in der Kindheit mit dem Erscheinen des ersten Zahnes beginnen soll, nicht vernachlässigt werden.

Die üblichen Genußgifte sind für den Jüngling alle entbehrlich. Am harmlosesten sind noch Kakao, Kaffee und Tee, wenn sie in gehöriger Verdünnung und mit viel Milch und Zucker genossen werden. Tabak schmeckt anfangs sehr schlecht, aber es tritt bald eine Gewöhnung ein. Solange das Wachstum noch dauert, sollte niemand rauchen, denn das Tabaksgift Nikotin kann auf das in diesen Jahren angestrengt arbeitende Herz sehr ungünstig einwirken. Selbstverständlich darf niemand rauchen, der zur Erkrankung der Atmungsorgane (Kehlkopf, Luftröhre, Lunge) neigt. Übertriebenes Rauchen kann schwere Gesundheitsschädigungen verursachen, am meisten werden sie bei Zigarettenrauchern beobachtet, die durch die Lunge rauchen; die Zigarre und Pfeife sind weniger gefährlich. Alkoholhaltige Getränke (Bier, Wein, Schnaps) sollte die Jugend ganz vermeiden; ihre verheerenden Wirkungen auf Geist und Körper sind zu bekannt, als daß deren Erörterung nötig wäre. Alkoholische Getränke stärken nie, sondern schwächen immer, und es läßt sich gar nicht sagen, wie viel blühende Jugend durch das stumpf-

sinnige Kneipenleben schon zu Grunde gerichtet wurde. Der plumpe Alkoholrausch ist nicht der Gipfel jugendlicher Begeisterung, sondern ihr Abgrund; frische Jugend begeistert sich ohne Alkohol. Die Betrunkenheit ist die Quelle vielen Übels, vor allem der Geschlechtskrankheiten; erfahrungsgemäß ist es fast immer nach Kneipereien, daß die jungen Leute zum ersten Male und dann wieder zu zweifelhaften Frauenzimmern gehen und dort infolge ihrer Unvorsichtigkeit und Unkenntnis sich anstecken.

Abb. 106. Skisport.

Die Grundlage der gesunden Lebensweise ist der richtige Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe. Die Arbeit ist kein Spiel, das soll der Jüngling merken, aber sie braucht auch keine Plage zu sein. Viel hängt es von der Person des Lehrers und Meisters ab, ob die Arbeit dem Jüngling erträglich oder unerträglich vorkommt. Ungeduldige oder verächtliche Behandlung und ewiges Mißtrauen heben nie die Arbeitslust, nur Vertrauen erzeugt Vertrauen. Der Jüngling muß gehorchen, sich fügen, sich unterordnen lernen, das darf aber nicht bis zur Unterdrückung jedes eigenen Gedankens, Urteils und Willens gehen; im Gegenteil, der Jüngling soll durch die Schule und Lehre zum selbständigen Mann herangebildet werden. Der beste Lehrer und Lehrmeister ist der, der in seiner eigenen Person ein gutes Beispiel gibt. Überanstrengung und Überbürdung sind zu vermeiden; wo

der Schüler Interesse hat, kann man ihm schon ein gehöriges Maß Arbeit zumuten, er wird es nicht zu viel finden und ohne Nachteil bewältigen; eine Aufgabe, an die er ohne Neigung oder mit Widerwillen herantritt, wird ihn viel früher ermüden. Von der Überbürdung zu unterscheiden sind die Fälle, wo der Jüngling einer verlangten Leistung von vornherein geistig oder körperlich nicht gewachsen ist; da bleibt nichts übrig, als den jungen Menschen vor eine leichtere Aufgabe zu stellen. Es ist jammervoll, wie unvernünftige Eltern ihre Söhne oft jahrelang quälen und quälen lassen, damit sie die Berechtigung zu einer „höheren Laufbahn" erlangen, bis sie endlich erkennen, daß alle Mühe umsonst ist, und die Jungen einer bescheideneren Tätigkeit zuführen, womit diese dann ganz zufrieden sind. Viel bedenklicher als die Überbürdung mit Lernstoff ist das allzu häufige Prüfen; die nie fehlende, wenn auch nicht immer eingestandene Angst vor der Prüfung kann heftige Gesundheitsstörungen verursachen, und vieles, was der Überbürdung in die Schuhe geschoben wird, ist in Wirklichkeit eine Folge der Angst vor dem Abgehörtwerden, dem Nichtgenügen und den damit verknüpften Unannehmlichkeiten und Nachteilen. In der Verringerung der kleinen und großen Prüfungen auf den Schulen kann noch vieles geschehen; wie tief sie unsere Seele verletzen, dafür sind unbestechliche Zeugen die Schul- und Prüfungsträume, die nach Jahrzehnten noch im Schlafe die alten, scheinbar längst vernarbten Wunden von neuem bluten lassen.

Abb. 107. Reihenübung am Barren.

Geistig geweckte Jünglinge befriedigt die Schule oder die Lehre nicht vollständig, besonders die in der praktischen Lehre stehenden Jünglinge haben das Bedürfnis nach einer geistigen Erholung. Dieses Streben ist unter der Voraussetzung, daß die Erfüllung der Pflicht dabei nicht leidet,

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Adonis.

Antike Skulptur im Museo Nazionale zu Neapel.

zu fördern. Der gewünschte Zweck kann auf vielen Wegen erreicht werden, der Geschmack des einzelnen und die äußeren Verhältnisse spielen dabei eine ausschlaggebende Rolle. Zunächst sei die Lektüre genannt, die stets so gewählt werden soll, daß sie eher einem höheren als einem niedrigeren Alter entspricht, das heißt der Jüngling soll sich nicht mit den sogenannten Jugendschriften begnügen, sondern an ernsthafte Werke sich wagen, an die Werke unserer Dichter, an die Lebensbeschreibungen bedeutender Männer, an Dar-

Abb. 108. Achter-Rudermannschaft.

stellungen aus der Geschichte, der Kulturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Naturwissenschaft. Dilettantismus, das heißt Spielerei in den Künsten, ist zu unterdrücken; hierunter fällt aber nicht das Zeichnen, zumal das Zeichnen nach der Natur, das nicht genug geübt werden kann. Für Geist und Körper gleich erfrischend ist die praktische Naturkunde, die Beobachtung des Lebens der Tiere und Pflanzen, das nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten betriebene Sammeln von Insekten, Pflanzen, Steinen, eigene Züchtungsversuche mit Tieren und Pflanzen in Aquarien, Terrarien und im Garten. Zur Erholung von einförmiger Denkarbeit dienen Handfertigkeitsübungen aller Art, sie machen geschickte Hände und geben der über Gebühr vernachlässigten linken Hand Gelegenheit, sich zu betätigen; wer eine kleine technische Arbeit mit den eigenen Händen erledigen kann, ist selbständiger als jemand, der immer auf die Hilfe anderer angewiesen ist.

Die Wanderungen in Wald und Feld zur Erforschung der Natur sind zugleich eine der besten körperlichen Erholungen des Jünglings. Turnen, Schwimmen, Reiten, Radfahren und alle Arten von Sport, wie Schlittschuh- und Skilaufen, Tennis, Fußball, Ringen, Rudern (siehe Abb. 106 bis 108) sind vortreffliche Mittel gegen die üblen Folgen der sitzenden Lebensweise, des nicht zu vermeidenden vielstündigen Aufenthalts in geschlossenen Räumen, seien es nun Schulzimmer, Werkstätten oder Kontore, sie kräftigen und stählen nicht nur den Körper und machen ihn gewandt, geschmeidig und widerstandsfähig, sondern sie schärfen auch die Sinne, verlangen Geistesgegenwart und fordern den Mut und die Entschlossenheit, hohe Jünglingstugenden, heraus. Sie bieten zum Teil Gelegenheit zu heiterer Geselligkeit und zum harmlosen, ungezwungenen Verkehr mit dem anderen Geschlecht. Was durch den Sport erreicht wird, zeigen die beiden Aktaufnahmen (Abb. 109 und 110), die in Vorder- und Rückansicht den schön gebauten Körper eines jungen Mannes wiedergeben, dessen Muskulatur durch stählende Übungen zu hervorragender Entwicklung gebracht wurde. Wer seinen Körper tüchtig durcharbeitet, vergißt leicht die geschlechtlich-sinnlichen Reize und Bedürfnisse. Eine gewisse Überanstrengung ist mit jeder erhöhten körperlichen Leistung verbunden, das ist weiter nicht schlimm. Nur muß man sich vor Übertreibungen hüten, wie sie gern einseitige Sportfexe sich zu schulden kommen lassen; die Herzarbeit ist beim Sport eine gewaltige, und maßlose Überarbeit, besonders von längerer Dauer, ruft Herzfehler hervor, die sich nicht wieder ausgleichen. Rauchen und Genuß alkoholischer Getränke ist beim Sport zu untersagen. Herz- und lungenschwache Personen müssen von vornherein die größte Vorsicht walten lassen, aber sorgsam abgemessene körperliche Übungen sind auch ihnen förderlich. Der einseitige und dadurch geistesarme Sportmensch ist ein ebenso unvollkommenes Wesen wie der luftscheue, träge, verzärtelte Stubenhocker.

Abb. 109. Schön gebauter Körper eines muskulösen jungen Mannes: Rückansicht.

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, die körperlichen Übungen, die gewiß ein Gegengewicht gegen die geistige Anstrengung und in diesem Sinn eine Erholung bilden, seien im Gegensatz zur Arbeit ein Teil der dem Menschen alltäglich notwendigen Ruhe. Nein, wo es sich um diesen Gegensatz und dessen Ausgleich handelt, gehört die körperliche Tätigkeit genau so zur Arbeit und nur zur Arbeit wie die geistige, was ja schon das große Ruhebedürfnis der nur körperlich arbeitenden Menschen zeigt. In sorgfältigen Versuchen wurde nachgewiesen, daß die Muskelanstrengung beim Turnen die geistige Ermüdung nicht aufhebt, sondern verstärkt.

Abb. 110. Schön gebauter Körper eines muskulösen jungen Mannes: Vorderansicht.

Die vollkommenste Ruhe und damit die wahre Erholung von jeder Arbeit bietet der Schlaf; die nächtliche Schlafdauer soll in den Jünglingsjahren wenigstens acht bis neun Stunden und darf gut noch eine bis zwei Stunden darüber betragen, zu viel schlafen kann man kaum; wer reichlich schläft, ist in den wachen Stunden noch einmal so frisch und leistungsfähig als der Unausgeschlafene. Man soll früh zu Bett gehen, um am kommenden Morgen das Tagewerk rechtzeitig zu beginnen. Während des Tages sind Arbeitspausen nötig, in denen man essen und richtig faulenzen, sitzen, liegen, umherschlendern soll. Schlaflosigkeit in den Jünglingsjahren ist ein krankhafter Zustand.

Die Besonderheiten der Jünglingsjahre finden in den Verfassungen und Gesetzen aller Völker und Staaten Berücksichtigung, mit der Zunahme der Jahre wachsen Rechte und Pflichten. Die Eidesmündigkeit beginnt in Deutschland mit dem vollendeten sechzehnten, in Österreich mit dem vollendeten vierzehnten Jahre, die Verpflichtung zum Militärdienst tritt mit dem zwanzigsten Jahre ein, die Großjährigkeit in Deutschland mit dem einundzwanzigsten, in Österreich mit dem vierundzwanzigsten Jahre.

Das Strafgesetz hat besondere Bestimmungen für Verbrecher, die bei Verübung der Tat zwischen zwölf und achtzehn Jahre alt sind. Sie sind freizusprechen, wenn sie bei Begehung der strafbaren Handlung die zur Er-

kenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, aber sodann entweder ihrer Familie zu überweisen oder in eine Erziehungs- und Besserungsanstalt zu bringen.

Auch darf gegen jugendliche Verbrecher nie auf Todesstrafe oder Zuchthausstrafe und nie über die Hälfte des Erwachsenen gegenüber zulässigen Höchstbetrags einer Freiheitsstrafe erkannt werden. Vom seelenärztlichen Standpunkt aus ist zu fordern und zu erstreben, daß bei allen jugendlichen Verbrechern eine Untersuchung des Geisteszustandes stattfindet und durchweg an die Stelle der Strafe die Erziehung oder, bei unerziehbaren Menschen, die dauernde Verwahrung tritt.

Nach einer Photographie von O. Kemnitz in Wilmersdorf-Berlin.

Abb. 111. Der junge Goethe vom Straßburger Goethedenkmal.

Von E. Waegener.

Die Mannbarkeitserklärung und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Erwachsenen wird bei vielen Naturvölkern mit großer Feierlichkeit und mannigfachen Zeremonien begangen. Auch bei manchen Kulturvölkern findet noch ein besonderer Akt statt, durch den der manngewordene Jüngling in die Reihe der Staatsbürger aufgenommen wird.

Die Jünglingsjahre bestimmen die spätere Entwicklung, und jede wesentliche Eigenschaft des Mannes läßt sich zurückverfolgen bis zum ersten Aufkeimen in den Jünglingsjahren; mancher Zug allerdings geht noch weiter zurück bis zur frühen Kindheit und über diese hinaus bis zu den Eltern und Vorfahren. Goethe — den jungen Goethe zeigt am treffendsten das Standbild vom Straßburger Denkmal (Abb. 111) — gibt im zweiten Teil von „Wahrheit und Dichtung" eine abgeklärte Schilderung seiner an äußeren und inneren Erlebnissen reichen Jünglingsjahre und zeigt die Wege, die zum Mann und zum Greis und deren Werk hinführen. Er kommt zu dem Schluß, den er dem Buch als Leitspruch voranstellt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Aber diese Fülle befriedigt nicht, die Seele sehnt sich zurück nach den Jahren der Wünsche, nach der Jugend, der Goethe alles verzeiht:

„Sag nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen? —
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen."

Copyright 1905 by Photogr. Gesellschaft. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

Abb. 112. Nach Mitternacht. Nach einem Gemälde von V. Irminger.

Siebentes Kapitel.

Der Mann als Gatte.

Von Dr. phil. Josef Müller in München.

Das Geschlechtsleben ist die wunderbarste Schöpfung der Natur. Indem die Fortpflanzung aus der Form der Teilung und Sprossung in die der geschlechtlichen Vereinigung fortschritt, hat sie durch die damit gegebene Mannigfaltigkeit und Freiwilligkeit unendlich neue Möglichkeiten eröffnet. Die Erhaltung der Gattung war nun kein blindes Werk der bewußtlos arbeitenden Natur mehr, sie wurde in die Sphäre des Seelischen, der Überlegung, der Wahl gerückt.

Zwei selbständige Individuen müssen sich zum Zweck der Fortpflanzung vereinigen; die Natur mußte daher für diesen wichtigen Akt starke Antriebe geben, Lockungen in Bereitschaft stellen, um den beiderseitigen Willen zu bestimmen; durch die Vielheit der Individuen jedes Geschlechts ist auch dem Grundsatz der Auslese, der Wahl und damit der eigenen und gattungsmäßigen Vervollkommnung Raum geboten. Das Mittel, dessen sich die Natur dazu bedient, ist der Geschlechtstrieb, der sich im Menschen und schon in den höheren Tieren zur persönlichen Liebe erhebt. Die Natur hat es eingerichtet, daß der Mann das besonders Weibliche: die zarte Er-

scheinung, die ungezwungene Anmut, die Naivität bei aller Bildung, die besondere Art des Auffassens, Denkens und Empfindens als ungemein reizend wahrnimmt, gleichwie umgekehrt das Weib im männlichen kühnen Auftreten, überlegenen Verstand, starken Willen ein Ideal sieht, dem sie willig ihr Sein hingibt und darin ihr höchstes Glück findet. Damit ist schon gegeben, daß im Geschlechtsgenuß diese Beziehungen, wo sie in ihrer Fülle befriedigt werden sollen, nicht erschöpft sind, daß sie in ihrer Höhe zu einer Ausschließlichkeit des Lebens bei- und füreinander führen müssen, die sich gegen jeden Fremden, was das geschlechtliche Verhältnis betrifft, abweisend verhält und in dem Austausch aller Lebensbeziehungen allein ihr Genüge findet. Nicht das körperliche Verhältnis, das die Grundlage abgibt, auch nicht der persönliche Austausch, der auch im freundschaftlichen Verkehr sehr innig werden kann, erst das Prinzip der Häuslichkeit in Verbindung mit jenen macht die Familie. Zwei Individuen gegensätzlichen Geschlechts sondern sich von der übrigen Menschheit ab, lösen die bisherigen engsten Bande, um in einzigartiger, innigster Gemeinschaft ohne Gedanken an Trennung beieinander zu bleiben. Dieser Bund, durch staatliche und religiöse Weihe bekräftigt und geheiligt, ist Grundlage der gesellschaftlichen und nationalen Vereinigung und Erziehungsstätte der künftigen Bürger. Somit erweist sich die Einzel-Ehe als Ideal des gesellschaftlichen Gemeinschaftslebens, hat aber zur Voraussetzung dauernden Lebensglücks hohe gegenseitige Wertschätzung und Liebe, die den Stürmen des Lebens standhält, und moralische Selbstsucht, die sich opferwillig in die Eigenheiten des anderen fügt und die gemeinsamen Lasten freudig trägt. Es heißt viel, mit einem Menschen alles teilen, ihn Tag und Nacht um sich haben, die ganze Fülle seines leiblichen und geistigen Seins auf sich wirken zu lassen und ihm den eigenen Wert im Austausch zu bieten. In diesem beständigen traulichen Zusammensein, in dieser engen Verschmelzung liegt eine solche Mischung von Abhängigkeit und Selbsttätigkeit, Spannung und Weichheit, leidendem Empfangen und tätigem Geben, daß sie der Empfindung unerschöpfliche Reize bietet, falls die Liebe ihren verklärenden Zauber übt, aber zur unerträglichen Last wird, wenn der Gegenpart nicht unerschöpflich neu bleibt, nicht stete Reserven in einer edlen Persönlichkeit besitzt, sondern mit dem Schwinden der jugendlichen Reize verarmt dasteht und die von der Liebe übersehenen Mängel nun offen zeigt.

Die erste Regel beim Heiraten muß also sorgfältige und kluge Wahl des Gatten sein. Die Heirat, die Gründung einer Häuslichkeit, ist ja der wichtigste und folgenschwerste Einschnitt im Leben. Der Mann mag noch so bedeutend sein, in Wissenschaft, Kunst, Politik die höchste Rolle spielen — sein persönliches Leben ist erst vollkommen, wenn ihm die naturgemäße Ergänzung in entsprechender Weise gegeben ist. Hegel, der doch ein großer Philosoph war, schrieb nach seiner Verheiratung: „Mein irdisches Ziel ist erreicht; denn mit einem Amt und einem lieben Weib ist man fertig in der Welt. Es sind die Hauptartikel dessen, was man für

sein Individuum zu erstreben hat; das Übrige sind keine eigenen Kapitel, nur Paragraphen und Anmerkungen." Der Junggeselle wird immer eine Leere verspüren, die ihm nichts, keine gesellschaftliche Anregung, keine künstlerische Tätigkeit ersetzt; wenigstens gilt dies für den Normalmenschen. Philosophen von dem inneren Reichtum eines Kant und Leibniz, Genies wie Beethoven und Grillparzer, Heilige wie Buddha und Christus können das weibliche Element und den Segen, den es ausströmt, entbehren, ja sie müssen es, falls ihre Mission es fordert. Denn die geschlechtliche Liebe bringt auch eine Enteignung und Teilung des Selbst, ein Herablassen zur Sinnlichkeit mit sich, die dem höchsten Geist, welcher der Überwelt und der Menschheit im ganzen verpflichtet ist, Einbuße bedeutet.

Wer aber kein Ausnahmemensch ist, erträgt schwer die Einsamkeit und Öde des ledigen Standes; am ersten noch, wenn er Erzieher und Bildner der Jugend ist, wo sein Liebesbedürfnis in der jungen Welt ein Feld der Befriedigung findet. Fehlt ein solches, so bietet der Hagestolz leicht jene Jammerfigur, in der ihn Stifter gezeichnet; die Schätze des Inneren, die sich nur am Pol des anderen Geschlechts und berührt vom Zauberstab der Liebe erschließen, bleiben vergraben und der Sinn gerät leicht in Weltverschlossenheit und Hypochondrie.

Die Wahl eines passenden Lebensgenossen ist also jedenfalls der wichtigste Akt im Dasein und entscheidend für das Lebensglück. Wenn heutzutage diese Lebensfrage so bagatellmäßig und nebenbei behandelt wird, wenn äußere Rücksichten, Geld-, Standesfragen u. s. w. den Ausschlag geben, wenn gar die Zeitung „aus Mangel an Damenbekanntschaft" als Vermittlungsbureau aufgesucht wird, dann braucht man sich über die Zahl unglücklicher Ehen und die rapid anwachsenden Scheidungen nicht zu wundern. Wer keine Zeit hat, sich eine Frau auszusuchen, sollte, meint Riehl mit Recht, auch nicht heiraten. Dem Zufall eine solche Sache überlassen, heißt sein Lebensglück aufs Spiel setzen. Freilich ist auch die Liebe keine sichere Garantie der Ehe; im Rausch der Leidenschaft übersieht man leicht warnende Denkzeichen des Charakters, und Launen, die am grünen Holz des Brautstandes als schöne marmorierte Kreise gefallen, klaffen, wie Jean Paul sagt, „im dürren Joch der Ehe als fatale Astlöcher auf". Auch sind Rücksichten des Standes und die materiellen Unterlagen des Hauslebens keineswegs als gleichgültig anzusehen. Besonders wichtig ist am künftigen Ehegatten Sanftheit und Heiterkeit des Gemüts, gewinnende Anmut, die alle Sorgen bannt, und leichter Humor, der über alles Mißgeschick hinwegträgt. Mit einer Gattin, welche diese Eigenschaften besitzt, nimmt man sich eine Trostquelle für alle Zufälle des Lebens ins Haus, während eine Tränenseele auch die heitersten Stunden vergällt. Man prüfe auch sorgfältig, wie sich die Braut in Leid, im Zorn, gegen Dienstboten, Gegner verhält! Sonst erntet man leicht für kurzen Wahn lange Reue.

In der Ehe selbst aber sei man schonend und nachsichtig und meide

Konflikte, bewahre aber Festigkeit bei aller Klugheit und Geduld! Jetzt heißt es, aus der Not eine Tugend machen und sich mit den unvermeidlichen Schwächen, deren kein Mensch entbehrt, möglichst gut abfinden. Die Ehe ist kein Vergnügungsinstitut, sondern eine Schule des Lebens, ein Prüfstein des Charakters. Sie verlangt Selbstzucht, Zähmung des Temperaments, Sicheinfügen in fremde Anschauungen und Neigungen; sie fordert Opfergesinnung und Selbstverleugnung, Duldung und Hingebung und tausend Rücksichten, welche die Willenskraft stets gespannt halten. Ein Junggeselle merkt seine Fehler gar nicht, da er sich seinen Verkehr nach Belieben wählen und, wo sein flatterhaftes Temperament eines anderen überdrüssig wird, gleich abbrechen kann; der Gatte muß standhalten und seine Ecken abschleifen, will er sich nicht seine Häuslichkeit vergällen, und Ehen lassen sich nicht so leicht wechseln wie Gesellschaften. Standhaftigkeit und Treue, die wichtigen Proben des Charakters, sind am ersten in der musterhaften Ehe zu finden und, wer sie da beobachtet, der ist auch ein treuer Staatsbürger, ein verläßliches Glied der Gesellschaft. Man glaube nicht, daß die Liebe solche Selbstentäußerung spielend leicht macht! Man sieht Liebesehen von höchster Glut nach wenig Jahren, ja Monden auseinandergehen; die Leidenschaft allein, ohne die Tinktur eines festen verantwortungsvollen Charakters, gibt keine Sicherheit der Dauer. Der schwärmerische Enthusiasmus hält für die eintönige Reihe der Werktage, für die Stürme der trüben Zeiten nicht nach; auch hier Hingebung und Treue ungemindert zu wahren, dazu bedarf es höherer Quellen der Begeisterung, als sie die körperliche Natur gibt, dazu gehört jene Liebe, die nichts Arges denkt, die sich nicht erbittern läßt, die alles trägt, alles duldet, alles glaubt. Das ist die Liebe, die nicht das Ihre sucht, die nicht in Selbstgenuß, sondern in der Beglückung des anderen ihr Ziel erkennt. Sie hütet sich vor Launen und Rechthaberei und zeigt immer ein freundliches Gesicht, auch wenn im Innern nicht Sonnenschein ist; sie weiß auch den Gefühlen des anderen Rechnung zu tragen und Verstimmungen, wie sie im Berufs- und Gesellschaftsleben auftreten, nicht durch eigene Klagen und Opposition zu vermehren. Sehr weise gab der große Psychologe Hermann Lotze seinem Sohn bei der Hochzeit den Rat: „Sei mild und gütig gegen deine Braut und bedenke, daß jedes böse Wort sich schwer vergißt, ein gutes aber auch unvergeßlich bleibt! Habt Vertrauen zu einander und übersieht nicht, daß jeder Mensch das Recht hat, dann und wann verstimmt zu sein, ohne zu wissen warum, und daß man dann gegenseitig Geduld haben muß!" Auch ein anderer Punkt, den Georg Simmel in seiner „Psychologie der Diskretion" berührt, ist wichtig für Eheleute. Der Berliner Philosoph mahnt, in die Sphäre „seelischen Privateigentums", die jeder Mensch sich wahren muß, nicht frevelnd einzugreifen. Man sehe heute in der Ehe die Gemeinsamkeit aller Lebensbeziehungen. Darin liege eine große Gefahr, die nämlich: auch die letzten Reserven des Inneren vorbehaltlos aneinander zu verlieren. Statt des ersehnten völligen Inein-

anderaufgehens folge so im Gegenteil die Enttäuschung. „Man steht sich eines Tages mit leeren Händen gegenüber; der dionysischen Schenkseligkeit folgt die Verarmung, die sogar das Genossene zerstört. Die allzugroße Deutlichkeit der Erkenntnis, selbst der erfreulichen, zerstört den Reiz der Phantasie, des Unerforschten, der psychischen Überraschung. Vor dieser Tragik bleiben nur Menschen bewahrt, die sich nie ganz ausgeben konnten, weil unerschöpfbar in ihrer Seele ein Reichtum nachwächst, der eine Verarmung ausschließt, weil hinter ihrer letzten Offenbarung immer noch ein allerletztes Überraschendes und Reizvolles steht. Solche Naturen besitzen aus sich selbst, was weniger reiche Menschen durch Selbstzucht erzwingen müssen und was auch in den innigsten Beziehungen gewahrt werden muß: ein unverletzliches Privateigentum, ein nie ganz ergründetes Geheimnis, eine feinste Scham, eine Möglichkeit unendlichen Schenkens." Zu dieser Diskretion gehört auch das Briefgeheimnis. Die gegenseitige Spionage, die Eheleute bei ihrer Korrespondenz meist treiben, wohl gar als Recht und Pflicht ansehen, ist im Grund doch nur Mangel an Vertrauen. Sie ist auch Verletzung fremder Rechte. Jetzt, wo sogar in einsichtsvollen Pensionsleitungen die Überwachung der Schüler- und Elternkorrespondenz aufhört, sollte der eheliche Spürsinn sich einzudämmen wissen.

Die Ehe bedeutet für den Mann nicht so den ausschließlichen Lebensberuf wie für die Frau. „Die Frau liebt immer, der Mann hat dazwischen zu tun" — dieses Wort Jean Pauls trifft schlagend den Gegensatz. Der Beruf des Weibes ist mit dem Familienleben, mit den Pflichten der Gattin, Mutter, Besorgerin des Hauses ziemlich erfüllt; alles andere: künstlerischer, wissenschaftlicher Sinn, öffentliche Fürsorge ist Zugabe, dankenswerte Zugabe, aber außerhalb des natürlichen Bereichs der Weiblichkeit. Das zeigt sich schon in der Erfahrungstatsache, daß diese Nebenberufe, selbst die künstlerische Tätigkeit, meist sofort verlassen werden, wenn der Port der häuslichen Versorgung die Lehrerin, Künstlerin aufnimmt, während kein echter Mann seinen Beruf der Frau zuliebe aufgibt und sich allein mit dem Familienleben vertröstet. Damit will ich in keiner Weise der aus sozialen Gründen heute notwendigen Erschließung passender Berufskreise für die heimlose Frau zu nahe treten. Daß die Ehe für das Weib etwas ganz anderes bedeutet als für den Mann, zeigen offenkundig die weit höheren Anforderungen, die sie an das Weib stellt. Die Beschwerden der Schwangerschaft, die Mühen der Geburt, das Stillen und die Kinderpflege, die fast ganz der Mutter zufällt, bedeuten gegenüber der männlichen Arbeit des Zeugens eine unverhältnismäßige Belastung des weiblichen Teils durch die Natur, in der die Vorstellung der alten Völker einen Fluch sah, den sie wieder nur durch eine Urverschuldung des Weibes erklären konnte. Dem Manne obliegt bei diesen Stadien sorgsame Schonung der weiblichen Natur und auch Studium der vielfach andersgearteten weiblichen Seele. Ribbing empfiehlt in seinem Buche „Sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen" dem Mann feinfühlende Vorsicht schon im Anfang der

Ehe. Schon die erste eheliche Vereinigung sei für das Weib eine schmerzliche Operation, die sogar zu Krampfanfällen führen könne. Außerdem greife die ganze Lebensänderung in das Seelenleben der Frau tief ein. Der Gatte lasse seiner Frau Zeit und Ruhe, sich damit abzufinden, das neue Leben mit ihren sittlichen und religiösen Anschauungen zu verschmelzen und zu erkennen, daß, wie Shakespeare in „Romeo und Julie" (3,2) sagt, „der teuren Liebe Freude eitel Unschuld ist!" Ungeduldige Männer hätten durch Unkenntnis und Roheit während der Flitterwochen oft das ganze Eheleben zerstört. Auch Nietzsche hat mit gewohntem Feinsinn in der „Fröhlichen Wissenschaft" den Gegensatz beleuchtet, der zwischen der gewöhnlichen weiblichen Erziehung und der plötzlichen Überantwortung an oft sehr fragwürdige Ehemänner liegt! Er sagt: „Es gibt etwas Erstaunliches und Ungeheures in der weiblichen Erziehung, ja vielleicht gibt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend als möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äußerste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Alle ‚Ehre' des Weibes steht im Grund nur hier auf dem Spiel; was verzeiht man ihnen sonst nicht! ... Und nun wie mit einem grausigen Blitzstrahl in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden mit der Ehe, und durch den, den sie am meisten lieben und hochhalten soll! Liebe und Scham im Widerspruch ertappen, Entzücken, Preisgebung, Pflicht, Mitleid, Schreck, die unerwartete Nachbarschaft von Gott und Tier und was alles sonst noch in einem empfinden müssen! Da hat man sich in der Tat einen Knoten geknüpft, der seinesgleichen sucht. Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus, zu erraten, wie sich dieses und jenes Weib in diese Lösung des Rätsels und in dieses Rätsel von Lösung zu finden weiß, und was für schauerlicher Verdacht sich dabei in der armen, aus den Fugen geratenen Seele erheben muß, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Punkt ihre Anker wirft! Hinterher der Seele tiefes Schweigen vor sich selber, ein Augenzuschließen vor sich selbst. Die jungen Frauen bekümmern sich sehr darum, oberflächlich und gedankenlos zu erscheinen; die feinsten erheucheln eine Art Frechheit. Die Frauen empfinden leicht die Männer als ein Fragezeichen ihrer Ehre und ihre Kinder als eine Sühne und Buße. Sie bedürfen der Kinder und wünschen sie sich in einem ganz anderen Sinn, als ein Mann sich Kinder wünscht. Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein." Letzteres muß namentlich der Ehemann beherzigen, der die nach manchen Beziehungen ja heilsame anerzogene Scham nicht zu gewaltsam verletze. Tolstois Kreutzersonate zeigt die Folgen unmäßigen und selbstsüchtigen Verfahrens in allerdings extremer Ausdeutung. Ellis hat in seiner Schrift „Das Geschlechtsgefühl" auf die Verschiedenheiten der männlichen und weiblichen Erotik aufmerksam gemacht und dem Mann das Studium und die Berücksichtigung der weiblichen Seele ans Herz gelegt. Schonung des Weibes ist besonders bei

der Schwangerschaft und geraume Zeit nach der Geburt nötig, falls nicht Nervenstörungen und Frauenkrankheiten Platz greifen sollen.

Diese von der Natur und der Sittenlehre gebotenen Rücksichten verlangen von dem Mann gebieterisch Enthaltsamkeitspflichten. Wirkliche Liebe weiß in diese sich leicht zu finden und die Zartheit, die sie nach allen Seiten hin beweist, ganz besonders auch in den geschlechtlichen Verkehr zu legen. Sie fühlt auch in Zeiten der Erkrankung des Gatten nicht den

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 113. Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis.
Nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Druck der Enthaltsamkeit, noch im Herbst des Alterns den Verlust der ersten Wonnegefühle. Emerson sagt sehr schön: „Wenn die blühende Jugend verwelkt, dann erkennen wir, daß sie nur das Baugerüst der wahren dauernden Liebe war, die ein höheres Fundament hatte.“ Und Adalbert Stifter hat den herrlichen „Nachsommer“ der Liebe im gleichnamigen Roman und in der Studie „Brigitta“ verherrlicht. Er sagt im ersteren Werk: „Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen gewitterartigen Liebe, die den Mann zum Weib führt, als stille, durchaus aufrichtige Freundschaft auftritt, die über alles Leid und über allen Tadel erhaben ist und die vielleicht das Spiegelklarste ist, was Menschenverhältnisse aufzuweisen haben. Was im Menschen rein und unverwüstlich ist,

bleibt ein Kleinod zu allen Zeiten. Ein Greisenpaar wie Philemon und Baucis (Abb. 113) bildet einen Wonneanblick nicht minder als ein jugendliches Paar im ersten Glück, und es wundert uns nicht, wenn ihr einziger Wunsch, den sie auf Geheiß der Götter laut werden lassen, nur der ist: gemeinsam zu sterben. Idealbilder der Gattenliebe in bezeichnetem Sinn finden sich in allen Zeiten und Völkern. Nal und Damajanti, Hektor und Andromache (Abb. 114), Odysseus und Penelope, Admet und Alkestis, Pätus und Arrhia, um nur einige zu nennen, zeigen den Heroismus der ehelichen Treue auch im Heidentum, aber nur unter monogamer Fahne.

Was noch eine besondere Untersuchung verdient, ist eine Pflicht, die dem Mann als Gatten obliegt, von ihm aber nur zu oft übersehen wird: die Erziehung des Weibes, womit in Zusammenhang steht: die Erziehung durch das Weib. Weiber sind Kinder ihr Lebenlang, wenigstens nach der Rücksicht, daß sie stets einer Leitung bedürfen. Der Gatte ist nur höherer Schullehrer; er übernimmt die höhere Tochter aus den Händen der Eltern und Erzieherinnen, um sie für die große Schule des Lebens fertig zu machen — eine hohe Aufgabe!

Meist will der Mann in der Ehe ausruhen; er will es behaglich haben; macht doch der Beruf den ganzen Tag so viel Plage! Kommt nun noch die Frau mit allen Sorgen des Hauslebens, der Kindererziehung, der Gesindebehandlung daher, so wird er unmutig. Ich sage nicht, daß der Mann alles im Hause selbst leiten soll; aber er muß doch die Frau anleiten, daß sie das kann, und er muß vor allem die Frau aus einem schüchternen Kind, das niemals selbständig gewirtschaftet, das bisher bescheiden unter steter Aufsicht und Anweisung gelebt hat, zur Herrin, zur Gefährtin des reifen, ernsten Mannes machen. Wo gibt es denn eine Erziehung zur Ehe? Es kann nur eine Erziehung in der Ehe geben, und der Ehemann muß sie nachholen.

Man denke sich in die Lage des jungen Mädchens vor der Ehe. In jener kurzen, jetzt immer mehr abgekürzten Blütezeit der heiratsfähigen Tochter durchwogt die junge Seele eine Flut von Träumen, die alle einen Mittelpunkt haben. Die der Schule entwachsene Jungfrau hat mehr Zeit nachzudenken und zu träumen als der in aufreibenden Studien beschäftigte junge Mann. Auch lassen die weiblichen Arbeiten der Phantasie weit mehr Raum. Was sie hört, was sie liest in Büchern der Dichter oder in den Blättern der Weisheit, es entfacht in ihr die Erwartung des großen Glücks, das über das junge Weib kommt wie der Dieb in der Nacht, und es wartet auf diesen Dieb mit heißen Augen und verhaltenem Atem. Das werdende Weib hat Sehnsucht nach dem Mann — die Abb. 115 veranschaulicht uns in ausgezeichneter Weise diese Stimmung —, es hat aber zugleich auch Furcht vor dem Mann; er bringt ihr ja die Entschleierung des großen Mysteriums. Wehe, wenn der Ehemann nicht hält, was der Bräutigam versprach, wenn die Erwartung in Enttäuschung übergeht! Der Mann bedenke, daß die Liebe und Ehe zwar nicht einziger Beruf des Mannes, aber

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 114.

Hektors Abschied von Andromache. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Preller d. J.

auch nicht Zeitvertreib, sondern ernstes Geschäft ist und viel Einsicht, viel Charakterstärke, viel Herzensgüte erfordert. Der Mann muß Führer, muß Stütze des Weibes sein; so verlangt es die Natur; so ist es in unseren bürgerlichen und geselligen Einrichtungen begründet. Das Weib kann nie Mann sein, wie der Mann nie Weib. Beide haben ihren besonderen Wirkungskreis, von Natur und Sitte bestimmt, aber die Führung kann nur in einer Hand liegen. Das alte Wort: „Er soll dein Herr sein!“

Abb. 115. Sehnsucht. Nach einem Gemälde von A. H. Schramm.

wird nie veralten, und die von Emanzipationsschwärmern geträumte volle Ebenbürtigkeit der Frau ist so undurchführbar wie die volle Ebenbürtigkeit von Staat und Kirche und andere Utopien, mit denen Jahrtausende sich abplagen. Dem Weib geschähe damit der schlimmste Dienst, denn ihr Glück ist Hingabe. Die Frauenbeglücker und -befreier seit Stuart Mill richten ihr Augenmerk nur auf die äußere Stellung, die Rechtsstellung des Weibes, sie geben dem Weib alle möglichen Freiheiten, nur die eine nicht: ein Weib zu sein. Dazu aber muß der Ehemann echter, vollkommener Mann sein; er muß seinem Weib imponieren, muß seiner Aufgabe ihr gegenüber gewachsen sein, muß der feste Stamm sein, an dem sich die weibliche Ranke emporheben kann. Was hilft dir, Gatte, aller Ruhm außerhalb des Hauses, was aller Erfolg im Kabinett, auf Katheder und Tribüne, wenn du im eigenen Heim dir nicht Ansehen zu verschaffen weißt, vielleicht weil du als Mensch so klein wie als Fachmann groß bist? Denn zu Hause im ständigen legeren Verkehr und namentlich vor den scharfen Augen der Frau entscheidet die wahre seelische Natur, hier läßt sich die Amtstoga nicht ständig tragen, hier muß die Maske der Amtsmiene fallen — und da zeigt sich oft als Kern des in der Öffentlichkeit angestaunten Helden ein schwacher, ja verächtlicher Mensch. Es ist ein tiefes, und, wenn nicht immer, doch oft bewahrheitetes Wort: Keiner bleibt ein Held vor seinem Kammerdiener. Noch weniger aber — dürfen wir hinzufügen — vor seiner Frau; denn weibliche Augen sehen noch schärfer, und das Weib sieht infolge der intimen Beziehungen mit dem angetrauten Mann, die auch ein Kammerdiener nicht gewahr wird, in dessen innerste Seele.

Der Mann ist dem Weib zu seiner Vollendung nötig, mehr als das Weib dem Mann. Das Weib kann nicht unter seinesgleichen allein ohne Schaden bestehen. Görres schrieb an seine Braut: „Die Natur ver-

sagte euch unmittelbar, was sie dem Mann als Ziel seines Strebens setzte, aber sie gab es euch mittelbar im Mann, in ihm besitzt ihr alles, was seiner Organisation zum Los gefallen ist. Als integrierende Bestandteile seines Wesens seid ihr Mitbesitzer all seiner Schätze, und die Natur wollte euch noch wohl, indem sie euch die Mühe des Erwerbs ersparte. Physische Beschwerden legt sie euch auf, von denen sie uns frei sprach, aber wir haben andere dafür, und mehr als vollwichtig seid ihr dafür entschädigt."

Wie nun soll der Mann seine Frau erziehen?

Erst muß er sich das Ansehen des Erziehers, die nötige Autorität verschaffen. Und dazu gibt die wichtigste und erste Regel Jean Paul in § 77 seiner ewig mustergültigen Levana: „Der Mann bleibe nur der Liebhaber seiner Gattin, so hört sie ihn schon über das Erziehen, wenigstens des Geistes, an. Wie horcht nicht ein edles, mannbares Mädchen oder gar eine Braut von weitem und auf ihre Arbeit blickend, Erziehregeln zu, die ein Jüngling gibt!" Mit Achtung für den Mann hat, wie Herder und Jean Paul schön ausführen, die Natur das weibliche Herz begabt; was kann der Mann nicht alles erreichen, wenn zur Achtung sich noch Liebe gesellt hat, wenn alle Träume des Mädchenherzens sich in ihm verkörpert haben, eine neue Welt in ihm aufgegangen ist?

Hat der Ehemann die Liebe verscherzt, so hilft alle Belehrung nichts; denn Gründe verfangen beim Weib nicht; es handelt und denkt nach dem Gefühl.

Nach einer Photographie der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz-Berlin.

Abb. 116. 'ne Idee höher. Nach einem Gemälde von Th. Funck.

Der Mann bleibe der ewige Liebhaber seiner Frau, er fordere keine Gunst, sondern erbete sie; er sei mäßig in seinen Forderungen, er lasse nicht den Gebieter, den Herrn hervortreten. Nichts ist jämmerlicher, als jener schroffe Übergang vom sentimentalen Liebhaber zum Haustyrann, den wir so oft sehen. Es ist ein echt weiblicher Zug, Zartheit und Sanftheit überall zu fordern, auch da, wo der Mann berechtigt ist, zu verlangen; das Weib ist gewohnt, galant behandelt zu werden, und es gehorcht gern, wenn man ihm diese Rücksicht gönnt, wenn man das Recht in die Form der Bitte kleidet, wenn man ihm den Schein der Gunstgewährung läßt. Es kommt im Leben überhaupt viel auf die Form, auf Takt an, besonders aber dem Weib gegenüber. Auch jede notwendige Mahnung, jede Rüge kleide man in schonende, auch scherzhafte Form. In der eigentlichen Domäne der Frau, Haushaltung, Mägdeanleitung, lasse man der Gattin Freiheit; man kann gelegentlich immer noch ein Wort sprechen. Sagt doch Jean Paul über ein besonders heikles Gebiet: „Einmal muß der Ehemann doch in den Topf gucken, um zu wissen, ob er's die anderen Male unterlassen darf."

Nach einer Photographie von Arthur Marx in Frankfurt a.M.

Abb. 117. Klara Schumann.

Was aber das eigentliche Thema der Erziehung in der Ehe betrifft — sie ist ja eine gegenseitige —, bedeutet auch das eigentliche, hohe, innere Glück derselben: die wechselseitige Höherbildung, Austausch der Ideen in traulichem Gespräch, volle Anspannung der vorhandenen Kräfte, Befruchtung des Geistes und Gemüts am Pol des anderen Geschlechts. Der Stoff ist unerschöpflich; er erstreckt sich über alle Höhen und Tiefen des Lebens und der Welt, umfaßt die gemeinsame Belehrung, die gemeinsame Übung der Kunst, Musik, Malerei, Dichtung, die Anregung aus gemeinsamem Naturgenuß, die Pflege von Liebe und Freundschaft mit Nahestehenden, größere und kleinere Zusammenkünfte und Gesellschaften. Das schalkhafte Bild „'ne Idee höher" (Abb. 116) zeigt uns ein solches in Musik Unterhaltung suchendes Ehepaar.

Der Wissenschafts- und Kunstbetrieb mit einem liebenden Herzen hat eine ganz eigene Färbung und Süßigkeit, hier noch verschärft durch den Anteil, den der Mann an der Verfeinerung des Weibes und den

Gewinn, den er selbst bei dieser Wechselwirkung hat. Wie in der Abb. 112 „Nach Mitternacht" blickt der emsig arbeitende Mann zu seiner Frau aufwärts, um in diesen Blicken Erquickung von seiner Arbeit zu suchen und zu finden.

Freilich muß der Mann sorgfältig in der Wahl der Wissensgegenstände sein, darf die Eigenart der weiblichen Seele nicht verkennen. Der Gelehrte, der seine Frau in Wissenschaften, der Staatsmann, der seine Gattin in politische Intrigen zu verwickeln sucht, handelt so verkehrt wie die Gattin, die dem Mann jeden Quark des häuslichen und Dienstbotenärgers vorsetzt. Daß aber das Weib auch hoher Geistesbetätigung nicht fernsteht, beweist eine Cornelia, Sappho, Heloise, Sévigné, Kaufmann, Baschkirtseff, und welche Hilfe die Frau dem Genius darbieten kann, dafür sind eine Christine Reiske, eine Karoline v. Herder leuchtende Beispiele. Beachtenswert ist die Frau als Muse und Inspiratorin des Genius; denn nach dieser Richtung ist ihr Einfluß ein unermeßlicher. (Vgl. Seite 280 ff. im 2. Teil dieses Bandes.) Der Dichter und Künstler braucht ein Götterbild, das seiner Phantasie ein leuchtendes Ideal bildet. Es kleidet sich naturgemäß in weibliche Formen; denn nur die edle Liebe entflammt die stärksten Kräfte der genialen Natur. Was Beatrice für Dante, das war Laura für Petrarca (Abb. 119), Vittoria Colonna für Angelo Buonarotti, Klara von Wieck für Robert Schumann (Abb. 117 und 118), Mathilde v. Wesendonk für Richard Wagner. Ohne die weiblichen Musterbilder hätten wir die Werke nicht, welche sie im Künstlergeist hervorriefen, „wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen mit Götterhand erschaffen und erpflegen". Geht in die Villa Olgiati, in den geweihten Wohnort Raffaels und seiner Geliebten! In unzähligen Gestalten trefft ihr dort ihr Bildnis, verwebt mit Amoretten; seht, wie Rubens von seiner Gattin (Kunstbeilage) bald die Formen der Venus, bald der Madonna entlehnt!

Aus Franz Hanfstaengls Porträtkollektion.

Abb. 118. Robert Schumann.
Nach einer Originalzeichnung von E. Bendemann.

Aber auch wenn wir in den niedereren Umkreis der gewöhnlichen

Menschenkinder hinabsteigen, wie herrlich ist unter Liebenden die gemeinsame Pflege dessen, was das Menschenherz erhebt und veredelt, wie verdoppelt sich da die Freude und Lust am Schönen! Warum sucht man denn so gern Unterhaltungen, literarische, gesellige Abende, Ausflüge unter Mischung der Geschlechter zu veranstalten? Weil die besondere Auffassung und Behandlung eines Themas durch das verschiedene Geschlecht einen eigenartigen Reiz und eine Ergänzung mit sich bringt, weil schon die Nähe und Berührung von Mann und Weib belebend wirkt. Über allen Vergleich aber verstärkt sich diese Wirkung, wo die zwei Auserwählten, zwischen denen keine Schranke der Konvention sich mehr aufrichtet, sich in solcher Beschäftigung zusammenfinden. Das Talent der schönen Deklamation, wie steigert es den Genuß, wenn aus liebendem Mund das hehre Dichterwort erklingt; wie muß uns selbst die unscheinbare Gabe, etwa ein gesticktes Muster, entzücken, wenn die Weihe der Liebe auf ihr liegt! Und die Unterhaltungen der Liebenden, welch unerschöpflichen Reiz bieten sie, allerdings nur für die beiden Beteiligten! Man lächelt über die Geschwätzigkeit der Liebenden; was haben sie sich doch ewig zu sagen? Daß sie sich lieben, davon reden sie, das haben sie sich unaufhörlich zu sagen, und dieses ewige Thema wird ihnen nie langweilig. Und selbst wenn sie schweigen, ist jeder Blick, jede Gebärde beredt. Wer macht sich einen Begriff von der unerschöpflichen Empfindsamkeit der Liebe in dieser Sprache der Herzen! Wer von dem Reichtum der Wendungen, womit sie ein einziges, allein herrschendes Gefühl ausdrückt! Einen so umständlichen und zugleich so unterhaltenden Annalisten wie die Liebe gibt es nicht. Sie bewahrt genau auf den glücklichen Tag und die glückliche Stunde und den glücklichen Ort, wo die Liebenden sich zuerst gesehen haben. Die guten und schlimmen Augenblicke ihrer Liebe, ihre Verstimmungen und Aussöhnungen sind Epochen, Revolutionen in der Geschichte ihrer Herzen, gegen die alle der großen Weltgeschichte verschwinden. Der Mann von Geist vertiefe und veredle die Unterhaltung, erhöhe sie zu einer Schule des Geistes und Herzens, und er wird an seiner liebenden Gattin eine begeisterte Schülerin und Mithelferin finden. Liebe ermüdet nie, macht alles bedeutend. Liebe spannt die Phantasie, erhöht das Ahnungsvermögen bis zur prophetischen Weissagung, schärft alle Kräfte, ist eine mächtige Fördererin der Talente, erhöht alle Genüsse. Erst an der Seite einer Geliebten fühlt man den ganzen Reiz der schönen Natur. Eine Hütte mit einer Laube und Aussicht auf ein schlichtes Dorf erscheint herrlicher und prangender als der Lago maggiore mit seiner Umgebung. Und welches Glück, die Gattin auf das errungene Gütchen zu führen, ihr zu sagen: „Sei hier Herrscherin!“

Weiber, selbst niederer Gesellschaftsstufe, bilden sich unmerklich in Umgebung eines bedeutenden Mannes. Der Mann aber hüte sich, bei der Frau den Verdacht zu wecken, als ob er ihren kindischen Geist nur zum Lachen, zur seichten Belustigung bestimmt glaubte oder als ob ihm gar die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenschen allein im stande schienen, ihr

Abb. 119. Petrarca und Laura. Nach einem Gemälde von J. Flour.

Interesse zu erregen. Auch das zarte Geschlecht hat Anlagen für das Edle und Schöne; sie müssen nur geweckt und gepflegt werden, und der geht den sichersten Weg zu seinem Herzen, der das Bessere in ihm voraussetzt und seine Gaben dazu nutzt, es zu erhöhen.

Was noch besonderer Vorsicht bedarf, ist die Pflege des religiösen Sinns. Auch der aufgeklärte Mann wird hoffentlich nicht so roh sein, den kirchlichen Sinn des Weibes zu zerstören; er würde dem Weib damit sowohl die sittliche Kraft als den ästhetischen Duft rauben, der es einzig anziehend macht.

Das ist die positive Seite der Erziehung des Weibes durch den Mann

und des Mannes durch das Weib; die negative ist die Abschleifung der beiderseitigen Fehler. Der Mann studiere das Weib, um es zu bessern und um zu wissen, was er an sich bessern muß. Eine Frau verrät ihre Gedanken nie ganz; sie behält immer einen gewissen Vorrat hiervon zurück. Das Weib ist eine scharfe Beobachterin, aber sich selbst kennt es wenig. „Sie ist Sphinx, weil sie Rätsel ist und sich selbst unklar," sagt Amiel in seinem Tagebuch, und er fügt bei: „Im Verkehr mit ihr bedarf es voller Güte und nicht weniger Vorsicht; denn sie kann unendlich weh tun, ohne es zu wissen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 120. Johann Wolfgang von Goethe.
Nach einem Gemälde von Jos. Stieler.

Sie ist jeder Hingabe und jedes Verrates fähig und bedeutet das Glück oder Unglück des Mannes." Der Mann muß das Weib erraten; aus dessen Verhalten kann er abnehmen, was ihm Worte nicht sagen, und darnach richte sich seine Politik, soweit sie seine eigene Charakterbildung betrifft. Die weiblichen Fehler liegen ihm offener zu Tag und er sei hier ein zarter Belehrer! Vor allem dringe er auf völlige Aufrichtigkeit, die Wurzel aller Tugend; sie wird dem Weib nicht leicht. Keine Geheimnisse hinter dem Mann, offene Aussprache in allem, Diskretion gegen Fremde! Eine häßliche weibliche Untugend ist die Undelikatesse, mit der sich Frauen über ihr Hauswesen, auch über den Mann, bei Nachbarinnen auslassen, ohne böse Absicht, nur um sich Luft zu machen und dem Redebrang zu genügen. Eine weitere ist die angeborene Heftigkeit, die leichte Aufwallung und der rasche Wechsel zwischen Zorn und Liebe, was namentlich bei Kindern viel verdirbt. Der Mann arbeite durch Besonnenheit und Ruhe entgegen! Häufige Erfahrung in Familien ist, daß Mütter die Kinder beim Vater verklagen, um dann doch hinterher das Bestrafen der Kinder zu tadeln. Viele Fehler verübt auch die unbesonnene Mutterliebe in Verzärtelung der Kinder; auch hier ist die ruhigere Klugheit des Mannes von-

nöten, die nicht jeden Willen des Säuglings befriedigt und ihn schreien läßt, wo es sich um Launen handelt.

Wogegen die meisten Predigten sich richten, gegen die weibliche Eitelkeit, habe ich mit Jean Paul weniger einzuwenden. Eitel ist im Grunde jeder, und wenn es die Frau vorzüglich auf äußere Gaben der Natur, besonders auf Schönheit und Putz, ist, so ist das eben in ihrer Lage begründet. Die Schönheit ist die eigenste und mächtigste Mitgift des Weibes — alles andere nur Surrogat —, während dem Mann hundert Gebiete des Triumphs offen stehen, und zur Erhöhung und Schaustellung der Schönheit ist der Putz notwendig. Man sei also nachsichtig, wo die Entschuldigung so naheliegend!

Abb. 121. Christiane Vulpius.
Nach einem Aquarell von J. A. F. Tischbein, im Besitz des Herrn Professor Th. Steffner in München.

Wer die Ehe so faßt, wie wir es getan, als höchste Schule zur Ausreife der Persönlichkeit, als höchstes Glück in höchster Selbstbezwingung und Demut — analog dem Spruch Christi: „Wer seine Seele vernichtet, wird sie erhalten" —, der wird gefeit sein gegen moderne, das Wesen der Ehe auflösende, das ganze Gesellschaftsleben und die Moral umstürzende Theorien. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Um gewisse Menschen zu belehren, müßte man sie erst bessern, wie Plato einmal sagt. Das trifft hier ganz besonders zu. Wer die Ehe nur als Lustmittel ansieht, wer bei der geringsten Störung seiner Bequemlichkeit gleich zur Trennung greift, sich in neue Verbindungen stürzt, die ebenso bald zerrissen werden, dann zum Weiberhasser wird, statt in der mangelnden Selbstzucht das Übel zu finden (Strindberg), der hat eben keine Ahnung, welches Glück und anderseits welches Verdienst im gegenseitigen Hingeben, im Eindringen und Sichfügen in fremde Persönlichkeit, im gemeinsamen Tragen von Leid und Freude liegt und wie das eigene Ich sich dabei stählt und vervollkommnet. Nichts schrecklicher freilich anderseits als

an ein Wesen gekettet zu sein, dessen Eigenart den eigenen Geist drückt, seinem Emporstreben Blei anlegt, die Erfüllung der Pflichten hindert. Aber wo Klugheit und reine Motive in der Wahl, Besonnenheit, Selbstbeherrschung und opfervolle Liebe in der Ehe walten, da wird solchen Verbindungen vorgebeugt oder ihr Unheil gemildert.

Gelang es doch einem Stifter, an der Seite einer unebenbürtigen, für ideale Interessen unempfänglichen Gattin nicht nur ein friedliches Eheleben zu führen, sondern die Banausin sogar liebenswürdig zu finden und sich zu einem zunehmenden Glücksgefühl aufzuerziehen.

Auch an Goethes ungleiche und doch trostreiche Heirat mit Christiane Vulpius (Abb. 120 und 121) mag sich der erinnern, der in jeder dauernden Verbindung einen Zwang spürt und, was der Genius sich auferlegte, für sein kleines Ich zu schwer findet. Richard Wagner hat den Kern aufgedeckt, wenn er sagt: „Wahrlich, all unsere Politik, Diplomatie, Ehrsucht, Ohnmacht, Wissenschaft und leider auch unsere moderne Kunst, diese Schmarotzergewächse unseres heutigen Lebens, haben keinen Grund und Boden, aus dem sie wachsen, als — unsere ruinierten Unterleiber!“

Noch eine Idee möchte ich hier in Erinnerung bringen in einer Zeit, in der schon die Einzelfamilie gelockert, ja zum Problem geworden ist: die Idee der Gesamtfamilie. Es ist bekannt, welch enges Band im alten Griechenland und Rom die Blutsgenossenschaft, die Phratrie, die gens zusammenschloß, Bande, welche nicht nur einen Familienrat in allen die Sippschaft betreffenden Fragen, sondern auch einen besonderen religiösen Kult, die Ahnen betreffend, schufen. In Adelskreisen ist heute noch etwas Ähnliches hie und da erhalten. In voller Wirksamkeit aber findet sich die Gesamtfamilie nur noch im Familienstaat China. Dort sind die 300 Millionen in etwa 3000 Familien mit gleichem Namen (nur die männlichen Verwandten, Agnaten, umfassend) gesondert. Diese haben vielfach gemeinsamen Haushalt und häuslichen Kult in der Ahnenkapelle. Jedenfalls aber gibt es periodische Versammlungen unter ihnen, und der Familienrat ist eine sehr starke, auch gesetzlich anerkannte Macht, sogar mit Verantwortlichkeit bei Vergehungen seiner Glieder. Alter Brauch ist es, daß am fünfzehnten Tag des neuen Jahres alle Familienglieder zusammen speisen; feierliche Kultzeremonien an Gedächtnistagen hervorragender Ahnen vereinigen die Nachkommen; armen Angehörigen werden Unterstützungen zuteil, und eine gefürchtete Strafe ist der Ausschluß aus dem Familienverband, wodurch der einzelne eigentlich wurzellos wird und für alle Zeiten aus der Ahnentafel ausscheidet. Welch heilsamer Rückhalt auch in der Gegenwart eine solche Zusammengehörigkeit üben würde, leuchtet von selbst ein. Wo der religiöse und moralische Halt so stark an Bedeutung verloren, da ist eine Anlehnung an eine starke Körperschaft doppelt geboten, und wenn heutzutage alles organisiert ist, sollten doch auch die Familienglieder einmal zur Organisation kommen.

Abb. 122. Tischgebet. Nach einem Gemälde von Elisabeth Hourse.

Achtes Kapitel.

Der Mann als Vater.

Von Dr. phil. Josef Müller in München.

„Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr", sagt Busch; dieses einfache Wort birgt tiefe Weisheit. Darf ich Vater werden? muß sich der Jüngling fragen, wenn der Naturtrieb sich zu regen beginnt. Der Mann, der alle seine Handlungen unter die Idee der Pflicht stellt, — und das tut doch der Charakter — kann am wenigsten einen so wichtigen und folgenschweren Akt wie die Schöpfung eines Menschenlebens außerhalb der sittlichen Erwägung lassen. Der Naturalismus, der alles Geschlechtliche lediglich unter dem Gesichtspunkt des „Natürlichen" betrachtet und dem Trieb freies und ungehindertes Walten läßt, vergißt, daß beim Menschen „Natur" etwas anderes bedeutet, als beim Tier, daß die niedere, tierische Natur im Menschen an der höheren, sittlichen ihr Gegengewicht und ihre Schranke finden muß und nur in der Beherrschung der ersteren der Mensch seine wahre Freiheit erringt. Schon der Umstand, daß das neugeborene Menschenkind in seiner Hilflosigkeit der Unterstützung beider Elternindividuen bedarf, während das Junge des Tiers meist von selbst die reichlich gebotene Nahrung findet, sowie die Tatsache, daß dem aus freier Liebe Geborenen wie der Mutter in allen Kulturländern ein Makel anklebt, den zu verschulden das Gewissen verbietet, mahnt ernstlich, den Geschlechtstrieb wie jeden anderen nicht blind walten zu lassen und so andere Wesen durch eignes freies Ausleben in unwürdigen Sklavenstand zu versetzen,

sondern ihn dem Ganzen des Lebens und den Anforderungen der Sitte einzufügen, um so die Bedingungen seiner glücklichen Entfaltung auch für Weib und Kind zu schaffen. Diese liegen, wie schon gezeigt, allein in der dauernden Ehe. Sie offenbart ihren Segen ganz besonders in Rücksicht auf das Kind. Nur in ihr ist für Ernährung und Erziehung der Kinder möglichst sichere Gewähr geboten; nur in ihr genießt das Weib den Schutz und die Obhut, um sich den wichtigen und aufreibenden Sorgen des Familienlebens ungehindert zu widmen; nur in ihr vereinigt sich gleichheitlich männliche Schärfe mit weiblicher Milde zur harmonischen Bildung des jungen Erdenbürgers. Denn nur beide Geschlechter vollenden das Menschengeschlecht, gleichwie Mars und Venus die Harmonia erzeugten. Eine Verkörperung dieser schützenden Stellung des Mannes für Weib und Kind finden wir in der herrlichen Skulptur Bertrand Boutées „In väterlicher Hut" (Abb. 123).

Während frühere Zeiten dem Mann ein unverhältnismäßiges, wo nicht ausschließliches Anrecht am Kind zuteilten, während zum Beispiel im alten Rom die väterliche Macht so weit ging, daß der Erzeuger den Sprößling verstoßen und dem Tode überantworten konnte, sind wir heute in der Kultur glücklich dahin gekommen, daß man das Anrecht des Vaters auf sein Kind erst beweisen muß. Während die Frage: Darf ich Vater werden? vom modernen Naturalismus nach jeder Richtung hin bejaht wird, setzt er der Frage: Darf ich Vater sein? eine Menge Einschränkungen entgegen — beidemale mit Berufung auf die Natur. Man sieht, wie weit man mit der „Natur" kommt. Wenn man den Maßstab immer vom Tier nimmt und den Menschen als Tier faßt, so kann man auch nicht viel dagegen einwenden. Denn im Tierreich kümmert sich der Vater meist blutwenig um seine Sprößlinge und überläßt die Sorge dafür neidlos der Mutter. So sei es, meinen viele Forscher, auch in früheren Stufen der Menschheit gewesen, und zu diesen, zum System des Matriarchats (Mutterrechts), müßten wir zurückkehren. Man nimmt vor der Einzelfamilie eine anfängliche Gemeinschaftsehe an, in der die Mutter Angehörige ihrer Sippe blieb und die Kinder ausschließlich ihr und dem Mutterstamm gehörten, wie sie von ihr auch den Namen trugen. Die Verwandtschaft kam auch allein nach der mütterlichen Seite in Betracht, umsomehr, als bei dem freieren Liebesverkehr der väterliche Ursprung sehr zweifelhaft war (näheres hierüber wolle man aus Band II, Seite 129 ff. ersehen). Zu diesem glücklichen Zustand wollen moderne Weisheitslehrer uns zurückführen. Nicht bloß Mannweiber, wie die Schwedin Ellen Key, und die Frauenrechtlerinnen, wie Helene Stöcker und Genossen, sondern auch Naturforscher, wie Forel und Ehrenfels, verfechten das Mutterrecht. Letzterer will das Frauenheim als Erziehungsort und vertritt überhaupt die Auflösung der Einzelehe; ersterer, der nicht so weit geht, will doch der Frau die Oberhoheit und Vormundschaft für das Kind wie die Oberleitung des Heims geben, der Mann habe nur Geldbeiträge zu leisten und bei Scheidung keinen Anspruch mehr auf die Kinder, obwohl Alimentationspflicht. Auch den Namen der

Mutter habe das Kind zu tragen. Wir sehen, volle Pantoffelwirtschaft! Dem Vater alle Pflichten, aber keine Rechte. Und wie schön begründet man solche Dinge! Die Mutter trage ja neun Monate das Kind im Leib und habe die Hauptsorge und Pflege bis weit in die künftige Zeit, während der Mann eigentlich nur die Wonnen des geschlechtlichen Verkehrs und höchstens das geringe Opfer seiner Zeugungskraft auf seinen Anteil habe. Von diesem Standpunkt aus läßt sich freilich nichts erwidern. Wieweit historisch berechtigt ist, was die Frage der Weiberherrschaft in ihrer Beziehung zum Mutterrecht betrifft, das habe ich in meinem „Sexuellen Leben der Naturvölker" ausführlich behandelt und dabei die Utopien der Hetäristen, besonders bezüglich der vermeintlichen Weiberherrschaft, genügend beleuchtet; hier bedarf es nur des Hinweises auf den Kulturstandpunkt, um die Wiederkehr oder Neueinrichtung solcher Zustände abzuwehren. Es wäre ja für den Tiermenschen, der nur Befriedigung seiner Sinnlichkeit sucht, sehr bequem, sich der Folgen seiner Triebhandlungen zu entziehen und dieselben dem Werkzeug seiner Gelüste oder dem Staat zu überlassen; der sittliche Mensch aber fühlt mit der Verantwortung, die er als Vater übernimmt, auch die Berechtigung, die ihm diese Tätigkeit gibt, und gibt sie nicht leichthin aus der Hand. Er will Vater sein nach dem vollen Umfang dieser Eigenschaft, will dem Kind nicht bloß die Mittel zum äußeren Leben bieten, sondern auch seinen Geist und Sinn ihm einpflanzen, um so sein eigenes Leben veredelt und vervollkommnet in ihm fortzuleben und für unabsehbare Zeiten zu vererben. Die armseligen Untersuchungen

Abb. 123. In väterlicher Hut. Von Bertrand Boutée.

vom physiologischen Standpunkt über den Anteil, den das Weib und anderseits der Mann bei der Zeugung und Geburt haben, sind bei der Erwägung, wer Führer und Herr des Hauses sein solle, als gleichgültig ganz beiseite zu lassen; es ist keine Frage, daß dem Mann wegen seiner höheren Intelligenz und Kraft die erste Stelle im häuslichen Leben so gut gebührt, wie er sie im staatlichen und sozialen Gemeinwesen überall einnimmt. Am wenigsten kann die Erziehung im Hause des Vaters entbehren; es ist diese vielmehr seine erste und wichtigste Pflicht. Zwar für die erste Zeit tritt die Mutter als Pflegerin und Unterweiserin besonders hervor; aber selbst für diese Zeit darf die Überwachung des Ehemanns nicht fehlen, denn der sorgenden Mutterliebe fehlt oft die Mutterweisheit, und selbst der ersteren wirkt die Eitelkeit entgegen, so beim Versagen des Nektars, den die Natur im Busen der Mutter bereit hält. Selbst Jean Paul, der die Mutter so hoch erhebt und der männlichen Erziehung die Einseitigkeit je nach dem Beruf des Vaters vorwirft, während allein die Mutter menschlich bilde, der es ausspricht, daß kein Vater die Mutter ersetzen könne, daher alle Welt die Mutterliebe über die väterliche erhebe, selbst dieser Frauenlob klagt, daß die meisten Väter zum großen Schaden des Erziehungswerks der Staat oder die Wissenschaft oder die Kunst von ihrer Aufgabe fern halte. Fast nur zwei glückliche Väter seien ausgenommen: der Landpfarrer und der Landedelmann. Ersterem komme zu gut „die sechstägige Muße, die ländliche Einzäunung gegen städtisches Umwühlen, das Amt selbst, das eine höhere Erziehungsanstalt ist, und am Ende der siebente Tag, welcher den Kindern den leiblichen Vater auf eine verklärende Höhe als einen Geistlichen und Heiligen stellt und auf die Lehren der Woche das Amtssiegel drückt — alles dies tut dem Prediger einen Erziehspielraum auf, in welchen er sogar fremde Kinder hineinziehen kann; daher er stets besser sein Pfarrhaus in ein Erziehhaus verwandelt, als die Hofmeisterstube in eine Pfarrei". Und der Landedelmann ruhe „in solch goldner Mitte aller Verhältnisse, daß er sein Schloß zur Philanthropin (Menschenfreundin) seiner Kinder machen kann, wenn ihm anders seine Nachahmen lieber sind als Karten, Hasen und Pachtgeld". Bei den übrigen beschränke sich die väterliche Leitung meist auf ein System von Regeln, sich die Kinder „ein paar Schreibtische weit vom Leib zu halten und ihnen höchstens wöchentlich einmal unter dem Sturmwind des väterlichen Zornes so viel Mehl der Lehren zuzumessen, als da verstäuben könne". „Aber ich möchte", fährt er fort, „die Geschäftsmänner fragen, welche Bildung mehr auf der Stelle belohne, als die der unschuldigen Seelen, die dem Rosenholz ähnlich sind, das Düfte aushaucht, wenn man es formt und zimmert?" Erziehungskunde ist ein Fach, das jeder Ehemann vor der Trauung lernen sollte. Wohl sorgt die Schule und der Unterricht dafür, daß kein Kind ohne Bildung aufwächst, aber die Eltern- und die Hauserziehung ersetzen die Schule nicht. Denn einmal kommt das Kind erst im sechsten Lebensjahr zur Schule; die Einweihungszeit des Lebens, die wichtigste von allen, verbringt es im Hause allein.

Photographieverlag von Gust. Schauer in Berlin.

Abb. 124. Am Abend. Nach einem Gemälde von Kurt Etwall.

Am Morgen der ersten Kindheit aber werden die Keime gelegt, die am tiefsten wurzeln; hier ist die Erregbarkeit der jungen Seele noch frisch und unverdorben und der Kinderglaube gibt sich den ersten Eindrücken umso williger hin, als sie aus verehrtem und geliebtem Mund und mit der Kraft ständiger Gewöhnung kommen. Wo immer wir scharf ausgeprägten Familiengeist finden, so in adeligen und Patrizierfamilien, ist er auf die innerlich gleichförmige Hauserziehung von jung an zurückzuführen, und er erhält sich unter dieser Voraussetzung auch gegen alle widersprechenden Einflüsse des Zeitgeistes und Schulunterrichts. Und wenn der Schulunterricht beginnt, hört damit die Hauserziehung nicht auf; sie geht neben jenem her und kommentiert ihn; auch ist sie ihm in dem Grad überlegen, als Tat

und Beispiel dem bloßen Wort überlegen sind. Die Schule erzieht in Stunden, die Hauserziehung ist eine beständige, so daß Jean Paul geradezu sagt: Schulen könnten nur unterrichten, das Haus allein erziehe; der Unterricht dürfe abbrechen, die Erziehung aber müsse fortwähren. Das stete, ununterbrochene, unvermerkte Einwirken der häuslichen Umgebung in beständiger Wiederholung, der in keiner Weise aufdringliche, lebendige Verkehr der Familienglieder, die enge Verknüpfung alles Denkens und Redens mit dem Leben überhaupt, die Sättigung jeder Mitteilung mit den zartesten und innigsten Banden der Liebe und Vertraulichkeit, wie dies das Ekwallsche Gemälde „Am Abend" (Abb. 124) treffend anzeigt, — das alles gibt dem Haus eine Erziehungskraft, die durch keine äußere Macht bewerkstelligt werden kann. Und im Haus ist es der Vater, der besonders dem Knaben vor und neben der Schule Berater und geistiger Führer in erster Linie sein muß; erst dann wird er ihm wahrhaft Vater, wenn er Schöpfer seines geistigen Lebens, nicht bloß des leiblichen, geworden und für das spätere Leben den Grund gelegt hat, den keine Erfahrung mehr verwischen kann. Den Töchtern ist der Vater als Erzieher zwar minder wichtig, weil die eigentlich weibliche Bildung in dieser Stufe nur die Frau, hier die Mutter, geben kann und weil das persönlich vorbildliche Moment in der Erziehung von besonderem Betracht ist; gleichwohl ist als Gegengewicht gegen zu weibische Einwirkung der männliche Teil nicht zu entbehren; er vertritt das Gesetz, die Frau die Sitte.

Wie aber soll der Vater in der ersten Periode sein Erzieheramt üben? Nach der leiblichen Seite hin wache er über richtige Ernährung und Behandlung der Kinder, sehe streng darauf, daß dem Kind keine schädlichen Reizmittel wie Alkohol, Kaffee, Tee gereicht werden (auch Fleisch in größerer Menge zu geben ist nicht ratsam in der Kindheit), sehe strenge darauf, daß den Kindern Bäder, Gymnastik und Bewegung in frischer Luft zukomme, und halte alle Störungen und Überanstrengungen ab. In geistiger Hinsicht ist Anschauung und Sprache zu bilden. Dem erwachenden Geist biete man, was er ohne Überreizung vertragen kann, weihe ihn in Natur und Kunst ein (Bilderbücher kommen hier zu ihrem Recht) und halte Geschmacklosses fern; denn in dieser Zeit haftet jeder Eindruck tief. Man spreche immer rein und deutlich mit den Kindern, wodurch man dem Lehrer die Aufgabe mehr erleichtert als durch Einpauken unnützer Kenntnisse. Wie der erste Unterricht mehr spielend und nebenbei geübt werden soll, so ist das Spiel selbst als Erziehungsmittel nicht zu verachten, was seit Jean Paul, Herbart und Fröbel allgemein anerkannt ist. Das Spiel ist für das Kind Ernst; es ist die erste Betätigung seiner Intelligenz, ja seiner selbsttätigen Kraft und oft zeigt sich im Spiel schon der künftige Mann. Ganz besonders wichtig ist für das Kind das Erzählen von Geschichten. Es gibt nichts, was den Kindergeist lebendiger anregt und intensiver bildet, als das frische Quellwasser der Märchen und biblischen Geschichten. Sie geben der kindlichen Phantasie die zusagendste Nahrung und auch das

Wunderbare stört daran nicht, ja es ist nötig für die Gemütsbildung. „Wer nicht als Kind dem Gemurmel und Rauschen des frischen Märchenquells mit Wonne gelauscht, der wird später für manchen tiefsinnigen Ton der Dichtung nicht Ohr und Sinn haben," sagt Willmann, und Jean Paul spricht der Vorsehung seinen Dank aus, daß sie ihn auf dem Land und also in einigem Aberglauben habe geboren werden lassen. „Wäre ich in einer modernen Erziehungsanstalt in diesem aufgeklärten Säkulum gut ausgebildet und verfeinert worden, so müßte ich manche romantische Gefühle, die der Aberglaube dem Dichter gleich zubringt, erst ihm abfühlen." Der Vater ist der beste Unterrichter, der ein guter Erzähler ist; denn in dieser Form ist dem kleinen Weltbürger die erste Weisheit am besten und nachhaltigsten beizubringen. Moralische Gewöhnung ist ohne vieles Reden und Strafen leicht beizubringen, wenn nichts übersehen wird und man keine schlimme Neigung aufwuchern läßt. Über das ganze Kindesleben aber muß Heiterkeit gebreitet sein; Freude ist, wie Jean Paul sagt, die Lebensluft des Kindes, in der alles gedeiht, Gift ausgenommen. „Einen leidenden Mann ertrage ich, aber kein leidendes Kind. Denkt euch ein kreuztragendes Jesukind oder Amor in einem Särglein!" Die Kindheit ist ja nicht, wie viele Eltern meinen, nur der mühselige Rüsttag zum späteren Leben, sondern eine Zeit, die ihre eigenen Freuden hat. Eine glänzende Kindheit ist nicht allein eine herrliche, stärkende Erinnerung für das ganze Leben, sondern auch der wirkliche Quell zum Frohmut und zu nie versiegender Kraft im Mannesleben.

So kann der Vater schon viel geleistet haben, wenn er sein Kind der Schule übergeben muß und mit ihr sein Erziehungsamt nun teilt — denn ganz darf er es nie aufgeben; die Kontrolle über die Schule wird sich kein gewissenhafter Vater nehmen lassen; sie ist heutzutage wichtiger als je, wo die öffentlichen Mächte und ihr Repräsentant, der Lehrer, die elterliche Gewalt ohnehin möglichst beiseite zu schieben suchen. Von Rechten der Lehrer, von Rechten der Geistlichkeit ist heutzutage viel die Rede, aber von den Rechten des einen wird nie geredet, der eigentlich doch das meiste zu sagen haben sollte, von den Rechten des Vaters, der der Schule sein Teuerstes anvertraut. Wenn zum Beispiel von Simultan- oder Konfessionsschule die Rede ist, so werden die Eltern von den streitenden Parteien ganz beiseite gelassen; ohne den besonderen Verhältnissen und religiösen Überzeugungen Rechnung zu tragen, redet man einseitig von den Vorzügen der einen oder anderen Schule und will seine Ansicht als maßgebend erscheinen lassen für allgemeine Einführung der betreffenden Unterrichtsart.

Dagegen ist zu bemerken, daß die Entscheidung über Grundfragen der Erziehung bei den Eltern, besonders beim Vater, liegen muß, nicht beim Lehrer, und daß es eine Tyrannei ist, den Eltern gegen ihren Willen eine ihren religiösen Anschauungen widersprechende Schule aufzuzwingen. Der Staat muß nach Möglichkeit Raum für viele Kreise bieten und, wo wegen geringer Zahl der Bekenner, wie bei den kleineren Religionsgenossen-

schaften, ein eigener Lehrer nicht möglich ist, wenigstens Befreiung vom gewöhnlichen Religionsunterricht geben; er darf vom ethischen Standpunkt aus nicht durch hinterlistige Bestimmungen den Besuch eines von ihm begünstigten kirchlichen Religionsunterrichts erzwingen. Zu erwägen wäre gegenüber dem Übergewicht der öffentlichen Erziehung der Vorschlag einer Familienschule, wie ihn Herbart machte. Mehrere Familien von gleicher Gesinnung und gleichem Stand sollten sich zur Haltung eines Erziehers vereinigen, damit die Verbindung der Schule mit dem Haus gewahrt werde. Auch die Idee eines Elternrats über den Faktoren des Unterrichts ist aus demselben Motiv vor einiger Zeit aufgetaucht. Es ist leider wenig Aussicht auf Verwirklichung solcher Projekte, schon deshalb, weil den Eltern als solchen ein Organ zur Vertretung ihrer Rechte fehlt und sowohl Parteien als Zeitungen wie Staat und Kirche auf sie als nichtorganisiert und zersplittert keine Rücksicht nehmen.

Es ist in der Stellung der Bürger gegen die Schule seit etwa einem Jahrhundert eine Änderung vor sich gegangen, welche tief in das Kulturleben einschneidet. Die Privaterziehung, die früher, besonders in den besseren Ständen, eine ausgebreitete gewesen war, hat jetzt an Bedeutung fast ganz verloren; die öffentliche Schule ist alleingebietend. Während sonst der einigermaßen Bessergestellte einen Erzieher nach seinem Gutdünken auswählte, findet er nun den Lehrer vom Staat bestellt und approbiert und hat nicht die Macht, ihn, falls er ihm nicht gefällt, zurückzuweisen. In der Bezahlung und Beaufsichtigung ist der Lehrer von den Eltern unabhängig und hört schon eine nähere Erkundigung seitens der Eltern nicht gern, geschweige, daß er sich von einem Vater seiner Schüler in Methode und Disziplin einreden ließe. Man vergleiche dagegen den Brief des Gehilfen in Goethes „Wahlverwandtschaften", welcher schließt: „Euer Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Weltkenntnis werden aus meinen beschränkten, wohlgemeinten Worten das Beste nehmen." Ich sagte schon in meiner Pädagogik S. 61: „Kein Praktikant der letzten Dorfschule würde heute in diesem Ton schreiben." Und dabei bedenke man, daß der Schreiber klassisch gebildet und an einem höheren Institut angestellt war und daß Goethe in keiner Weise den üblichen Stil übertrieben! Oder man denke an Jean Pauls Schulmeistergestalten — W. Firle hat einen solchen Typus in seinem Gemälde „Sonntagsschule" (Abb. 125) verewigt — an die Wuz, Fixlein, Seemaus und halte dagegen den diktatorischen Ton der heutigen Lehrerversammlungen!

Ohne den Lehrern zu nahe treten zu wollen, möchte ich doch erinnern, daß sie Diener der Allgemeinheit sind und nicht Herren, was die ihnen schmeichelnden politischen Parteien nicht zu sagen wagen.

Noch schlimmer sind in Bezug auf Losschälung vom Elternhaus die Internate, welche das Elternhaus nicht als tägliches Heilmittel ihrer Einseitigkeit haben. Sie sind ohnehin als kasernenartige Anhäufung von jungen Leuten eines einzigen Geschlechts ein künstliches Produkt gegen-

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 125. Sonntagsschule. Nach einem Gemälde von W. Firle.

über der Familie mit ihrer bunten Mischung der Geschlechter auf blutsverwandter Basis. Aber auch der schablonenhafte Drill und der immer bedenkliche Verkehr mit zahlreichen fremden Elementen, welche die Überwachung schwer machen, bringt der Sittlichkeit Gefahren, die die Vorteile einheitlicher strammer Leitung mit Ausnützung jeder Minute und Gewöhnung an genaue Ordnung nicht ausgleichen.

Die Aufgabe des Vaters ist in diesen schwierigen Zeitläufen, allen-

fallsige schlimme Einwirkungen der Schule durch sein Wort und Beispiel zu beseitigen, die guten Einflüsse fortzubilden und das Kind weniger zu festen unabänderlichen Meinungen als zum Selbstdenken und zur Selbsterziehung vorzubereiten, damit es als Mann seinen eigenen Weg gehen kann und nicht ratlos den wechselnden Zeitströmungen preisgegeben ist. Unselbständigkeit des Urteils und Übermacht der sogenannten „öffentlichen Meinung" ist ja die Hauptkrankheit unserer sich so frei dünkenden Jetztzeit.

Eine diskrete Frage wäre noch einschlägig, die vielberegte über die Aufklärung der Jugend über die Geschlechtsgeheimnisse. Ich nenne sie hier deshalb, weil, wenn irgend jemand, nur der Vater (beziehungsweise die Mutter) darüber zu den Kindern sprechen kann. Über dieses ungemein zarte Thema kann im öffentlichen Unterricht höchstens eine Andeutung oder Warnung gegeben werden. Was dem einen heilsam, ja notwendig, kann für den anderen, unschuldigen ärgerniserregend und beunruhigend wirken; deshalb ist die Frage je nach der Einzelperson und streng vertraulich zu lösen; selbst Erwachsenen gegenüber würde sich zum Beispiel ein Arzt in öffentlicher Rede genieren, Aufklärungen zu geben und heikle Fragen zu stellen, welche er dem Patienten unter vier Augen ohne jede Scheu geben und stellen muß. Wenn aber Anlaß geboten ist, auf dieses Thema in vertraulicher Unterredung einzugehen, dann ist wohl der Vater dem Jüngling gegenüber der einzig Berechtigte; Lehrer, Erzieher sollen höchstens die Eltern auf ihre Beobachtungen aufmerksam machen. Es ist klar, daß beim Nahen der Mannbarkeit und Erwachen des Geschlechtstriebs der Jüngling auf die geänderte Lebensstufe und ihre Gefahren aufmerksam gemacht werden sollte, damit er nicht unbewußt Verirrungen anheimfalle. Diesen wird am besten vorgebeugt, wenn die Jugend zur Disziplin der Phantasie, zum ernsten Studium und zu körperlichen Übungen angehalten und von aufregender Lektüre wie narkotischen Reizmitteln (Kaffee, Wein) ferngehalten wird. Die Entstehung des Menschen und der Lebewesen überhaupt ist eine so wichtige Sache, daß doch nicht ewig Geheimniskrämerei damit getrieben werden kann und soll. Für die Kindheit gilt ja Jean Pauls Wort: „Was die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleiern!" und jedenfalls ist die Aufklärung über die Zeugung in der Schule ein brutaler und ungeheuerlicher Einfall; aber dem erwachsenen Zögling, dem die Regungen der Sinnlichkeit bereits zu schaffen machen, möge der Erzeuger in einer stillen Stunde die wunderbare Weisheit der Natur in der Fortpflanzung in geeigneter diskreter Art, von der Pflanze beginnend, darlegen. Er möge ihm einprägen, daß die Gabe, Leben zu erzeugen, eine verantwortliche und verhängnisvolle sei und dem jungen Mann zunächst strenge Selbstzucht und Selbstüberwindung als Pflicht auferlege, bis er in der echten und dauernden Liebe den Lohn der langen Enthaltsamkeit und damit das Glück seines ganzen Daseins ernten könne. Jedenfalls sollte der erste Unterricht nicht auf der Gasse von verdorbenen Genossen oder durch Winkellektüre erfolgen. Bei Mädchen tritt die Mutter an die Stelle des Vaters; sie kläre

Der verlorene Sohn.

Nach einem Gemälde von Fritz Genutat.

Gravüre im Verlag von Carl Brack & Keller G. m. b. H. in Berlin SW.)

die Tochter über die eingetretene Monatsregel auf und gebe hygienische und moralische Verhaltungsmaßregeln.

Eine wichtige, heute sehr in den Hintergrund getretene Aufgabe des Vaters ist die religiöse als Vorstand des Hausgottesdienstes. Man weiß aus der Kulturgeschichte, welche Stellung der Hausvater bei den Indern, Griechen, Römern, Juden einnahm. Wie das Haus ein Tempel im kleinen und die Flamme des Herds eine Opferflamme war, der Herd selbst Asylrecht genoß, so war der Hausvater Vizepriester, im Anfang sogar selbst Priester. Wo der Ahnenkult noch im Schwang, wie bei den Chinesen, hat sich an

Abb. 126. Unser täglich Brot gib uns heute. Nach einem Gemälde von Arthur Ahnert.

dieser Stellung auch noch nicht viel geändert. Auch bei den orthodoxen Juden spielt sich ein Gutteil des Gottesdienstes im Familienhaus ab, was sicherlich auf das zähe Hängen an den alten Gebräuchen bei diesem Volk von entscheidendem Einfluß ist. Bei den Christen ist der häusliche Gottesdienst ziemlich außer Mode und kaum mahnt das gemeinsame Tischgebet als letzter Rest noch hier und da an die religiöse Bedeutung des Hauses. Leider ist es fast nur mehr auf dem Lande „Mode" geblieben, wo noch allmittäglich das Tischgebet „Unser täglich Brot gib uns heute" gesprochen wird (Abb. 122 und 126). Es liegt außer Zweifel, daß die Religion die Krone des sittlichen Lebens ist und ohne starke Verkümmerung aller Lebenskreise nicht ausgeschaltet werden kann. Die moderne Zweifelsucht mit ihrer vermeintlichen Aufklärung über die Hohlheit der überirdischen Ideale wirft uns weit zurück hinter die Perioden, in denen alles mit dem Licht

von oben durchgeistigt war und von ihm Kraft gewann. Inwiefern die traditionelle Kirchenreligion veraltet ist und wie eine Reform anzubahnen wäre, das zu erörtern ist hier nicht der Ort; aber wenn die Stellung des Vaters im Haus nach allen Beziehungen dargelegt werden soll, kann die religiöse Seite, die einst eine so große Rolle spielte, nicht umgangen werden. In irgend einer Form wird auch für kommende Zeiten die Religion im Haus und unter Obhut des Familienleiters bewahrt werden müssen, soll dem Leben nicht die beste Weihe und Schwungkraft fehlen. Wenn Schiller die Gattin Hektors sprechen läßt: „Wer wird künftig deinen Kleinen lehren — Speere werfen und die Götter ehren?", so hat er neben der wirklichen auch die priesterliche Rolle des alten Hausvaters richtig erfaßt. Von einem modernen Familienvater hätte er die gleichen Worte wohl nicht gesagt.

Da heutzutage der dauernde Junggesellenstand immer mehr Vertreter findet und schon zu schwerer sozialer Krisis geführt hat, so mag auch die Vaterschaft als Pflicht erörtert werden. In fast allen Religionen wird sie als solche erkannt und geboten. In Indien, China, überhaupt im Orient war Verheiratung schon deshalb Pflicht, weil nur der Sohn die Totenopfer für die Ruhe des Hingeschiedenen bringen konnte. Auch für die Erbfolge und Stammeserhaltung waren die Kinder von wichtiger Bedeutung. Bei den Spartern war der Hagestolz verachtet und entbehrte selbst der Ehrenbezeigung der Jugend. Der Talmud spricht den Ehelosen sogar den Titel Mensch ab. Dagegen weisen der Buddhismus, das Essäische Judentum und gnostische und neuplatonische Sekten eine Hochschätzung der völligen Keuschheit auf, die auch die katholische Kirche unverrückt immer bewahrt hat. Einen starken Angriff gegen diese Richtung hat von Anfang an der Protestantismus gerichtet. Eine Beurteilung vom religiösen, besonders vom christlichen Standpunkt soll hier nicht geboten werden. Daß der Lobpreis geschlechtlicher Enthaltsamkeit im Neuen Testament ausgeprägt liegt, ist außer Zweifel und sollte von den Protestanten nicht geleugnet werden. Ebenso richtig aber ist, daß die katholische Kirche über das Urchristentum weit hinausgegangen und bis zum Verbot der Ehe für Priester vorgeschritten ist, was dem Wort Christi „Wer es fassen kann, der fasse es!" kaum entspricht und einen Eingriff in die persönliche Freiheit wie eine starke Schädigung der Familie und Gesellschaftsordnung bedeutet und endlich auch zu großen Ärgernissen geführt hat. Es wäre wünschenswert, wenn der Priester als Familienhaupt, wie ihn ja Paulus wünscht, auch im katholischen Christentum wieder auftauchen würde.

Erfüllt der Hausvorsteher in der Art, wie wir es geschildert haben, seine Pflicht, dann wird er kaum in die schmerzliche Lage kommen, einen „verlornen Sohn" (siehe hierzu die Kunstbeilage) beklagen zu müssen. — Da dies aber bei den wirkenden Zeit- und Gesellschaftseinflüssen nun sicher ausgeschlossen ist, so sei auch die versöhnende und in Liebe besernde Tätigkeit des Vaters nach Christi unvergänglicher Parabel erwähnt.

Abb. 127. Der Witwer. Nach einem Gemälde von P. Meyer.

Neuntes Kapitel.

Der Mann als Witwer.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Der Witwer ist eine Art Hagestolz. Selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß die vorhergegangene Ehe, die mit dem Tode der Frau ihren Abschluß gefunden hat, kinderlos gewesen ist. Der Mann fällt dann wieder in das alte Junggesellenleben zurück, das er vor seiner Ehe geführt hat. Er wird sich umso leichter in die durch den Tod der Gattin geschaffene Lage hineinfinden, je kürzer die Ehe gewesen ist und je weniger das Band der Liebe die Ehegatten aneinander geknüpft hat. Ein dritter Umstand, der hierbei auch eine gewisse Rolle spielt, ist das Alter des Mannes. Der junge Witwer wird bald schon, durch den Naturtrieb veranlaßt, sich wieder dem Weibe zu nähern suchen. Und hat einer wirklich schon „das Talent zur Ehe", dann wird er sich mit einer flüchtigen Bekanntschaft nicht begnügen und sitzt sehr bald wieder im Netz, wie die Fliege, die dem Spinnengewebe zu nahe gekommen.

Sehen wir von jenen Männern ab, die aus reinen Geldinteressen heiraten, so muß man immer bei einem Manne, der die Ehe gesucht und eingegangen hat, voraussetzen, daß in seinem Inneren das Bedürfnis gewohnt hat nach einer sein eigenes Ich ergänzenden Persönlichkeit. Bald hat er das Weib begehrt, um das dem Manne innewohnende Rittertum zu befriedigen, um ein Objekt zu haben, dem er durch seine machtvolle Stärke seinen Schutz angedeihen lassen kann. Bald wieder hat er das Weib gesucht, um ein Geschöpf zu besitzen, in dessen Arme er nach des Tages Mühen flüchten

kann, ein Wesen, das ihn liebkost, das ihn mit Heiterkeit erfüllt und es versteht, das dunkle Gewölk geistiger und körperlicher Arbeit und der daran haftenden Sorgen und Erregungen zu verscheuchen. Gar oft ist der Beruf des Mannes trocken und hart, und er bedarf des Duftes aus der Blume der Liebe, die ihn erfrischt und belebt. Ist der Mann eine solche Persönlichkeit, die aus diesem oder jenem Grunde die Sehnsucht nach dem Weibe im Herzen trägt, dann ist es ein Naturgesetz für ihn, wenn er nach dem Tode des ersten Weibes, das er mit allen Fasern seines Körpers und Geistes geliebt hat, wieder nach einem zweiten Weibe begehrt. Mit Unrecht schilt man daher den Witwer, der zum zweiten Male heiratet, als lieblos, hartherzig und egoistisch, während gerade der, welcher nach der ersten Ehe dauernd unvermählt bleibt, jene Selbstsucht sich zu eigen macht, die das Wesen und Handeln des Hagestolzes kennzeichnen.

Gar mancher führt nach dem Tode der Gattin ein einsames, stilles Leben, er sitzt nach getaner Tagesarbeit mutterseelenallein zwischen seinen vier Wänden, wie uns dies Höcker auf seinem Gemälde zeigt „Da draußen stets betrogen — sauft die geschäft'ge Welt!" (Abb. 128).

Aus dem Leben muß man die Beispiele greifen, die bezeugen, was selbstloser ist: das dauernde Hagestolzentum nach der ersten Ehe oder die Wiederverheiratung nach angemessenem Zeitraum. Da steht vor mir ein Mann aus echtem Schrot und Korn, ein Landarzt, der ein schweres, mühevolles Leben im aufreibenden Dienst der Menschenliebe hinter sich hat. Er hat sein erstes Weib in abgöttischer Liebe verehrt, er war tiefunglücklich, als er sie bei einem unerwartet notwendig gewesenen operativen Eingriff verlieren mußte. Aber er nahm nach einiger Zeit die ältere Schwester der Verstorbenen zur zweiten Ehefrau und bildete sich immer ein, die Tote sei zu neuem Leben erwacht. Jahr für Jahr, und es sind schon zwei Jahrzehnte darüber verflossen, macht er am Todestag der ersten Gattin eine beschwerliche, mühevolle Reise, um auf ihrem Grab aufs neue den alten Schmerz wieder lebendig werden zu lassen.

Sehr häufig sind es ja auch äußere Gründe, welche den Witwer bestimmen, eine zweite Ehe einzugehen. Seine gesellschaftliche Stellung läßt es nicht zu, daß er das Leben eines Hagestolzen führe, oder sein Beruf bringt es mit sich, daß, auch wenn er kinderlos ist, eine gewisse Regelung des Haushaltes notwendig erscheint, die nur die angetraute Ehegattin zu erfüllen vermag. Eine gewisse Rolle spielt hierbei auch die Persönlichkeit des Mannes in Bezug auf seine Fähigkeit, den Alltäglichkeiten des Lebens, der Sorge für Verköstigung, Bekleidung, Wohnung u. s. w. Genüge zu leisten. Es gibt Männer, die durchaus keine Befähigung besitzen, einer Hauswirtschaft vorzustehen, und das letztere muß der Witwer tatsächlich, wenn er seine Gattin und frühere Hausfrau durch den Tod verloren hat.

In den Kreisen der unteren Stände, insbesondere aber in solchen auf dem Lande, hat der Mann schon durch seinen Beruf als Wirtschafter und Landmann Veranlassung zu mancherlei häuslicher Arbeit. Und so kann er nach

dem Tode seiner Ehefrau auch solche Arbeit leisten, die eigentlich nur weiblicher Art ist und mit Recht, wie auf dem Bilde von P. Meyer (Abb. 127), das spöttische Lächeln der Stadtfräulein hervorruft.

Das Leben des Witwers wird aber umso trostloser, man möchte fast sagen bemitleidenswerter, wenn nach dem Tode der Gattin halberwachsene oder gar noch im jugendlichsten Lebensalter stehende Kinder zurückblieben. Urplötzlich erwächst dem Manne die Aufgabe, nicht nur Vorstand der Familie, nicht nur Regent des Haushaltes, sondern auch „Mutter" zu sein. Zuweilen begnügt er sich damit, irgend eine ältere weibliche Person anzustellen, der es nun obliegt, in Haus und Küche für Ordnung und Reinlichkeit, sowie für angemessene Zubereitung der Nahrung zu sorgen, auch die Pflege und einen Teil der Erziehung jüngerer Kinder zu übernehmen. Aber eine solche besoldete Person, mag sie nun den Titel einer „Wirtschafterin" oder einer „Haushälterin" oder einer „Hausdame" oder den ganz besonders vornehmen einer „Repräsentantin" führen, ist doch niemals das, was eine Hausfrau ist. Sie ist es schon nicht in ihrer rechtlichen Stellung, insbesondere auch dem Gesinde gegenüber, da nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches nur die Ehefrau berechtigt ist, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten; und sie ist es noch weniger in gesellschaftlicher Hinsicht, denn fast niemals wird die Gesellschaft ihr die-

Abb. 128. Da draußen stets betrogen — saust die geschäft'ge Welt!

Nach einem Gemälde von P. Höcker.

jenigen Ehrenrechte einräumen, die der eigentlichen Hausfrau überall selbstverständlich zustehen.

Eine in gesellschaftlicher Hinsicht vollgültige Vertreterin der Hausfrau kann aber recht wohl eine weibliche Seitenverwandte des Hausherrn oder der verstorbenen Hausfrau sein, namentlich wenn sie nicht besoldet ist. Im allgemeinen wird der Witwer gut tun, für diese Stellung jemand auszuwählen, der annähernd gleichen Alters mit der Verstorbenen ist. Findet er unter seinen eigenen Geschwistern keine geeignete Persönlichkeit, und glaubt er daher seine Wahl auf eine unverheiratete oder verwitwete Verwandte der Verstorbenen lenken zu müssen, so wird er vielleicht gut tun, eine ihm an Jahren wesentlich überlegene Dame zu bevorzugen, um etwaigem Klatsch vorzubeugen. Selbst seine Schwiegermutter mit dieser Stellvertretung zu betrauen, ist gar nicht selten sehr zweckmäßig, zumal das in unseren Witzblättern so viel behandelte unfreundliche Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter im wirklichen Leben eine Ausnahme zu bilden scheint. — Ist die älteste Tochter des Hauses erwachsen und von ihren Geschwistern durch einen Altersunterschied getrennt, der ihr eine genügende Autorität sichert, so kann auch diese in gesellschaftlicher Hinsicht die Stelle der Hausfrau einnehmen.

Auf der einen Seite der Beruf, die Sorge um das tägliche Brot, auf der anderen Seite die Aufgabe, an die vielfältigen Kleinigkeiten eines Haushaltes zu denken. Wer Einblick in so manchen Familienstand eines mit Kindern gesegneten Witwers tut, erfährt gar oft grauenvolle Dinge. Die Wirtschafterin sieht auf ihre eigene Tasche, das Dienstpersonal ist ohne Aufsicht zuchtlos. Die Wohnung, die früher ein wahres Schmuckkästchen war, sieht traurig und verwahrlost aus. Man kann es dem Manne nicht verdenken, wenn er für Reinlichkeit, Wohnungspflege und Wohnungsverschönerung nicht jenen Sinn hat, wie die verstorbene Gattin, deren höchstes und edelstes Ziel es war, das Heim des Mannes gemütlich und traulich zu gestalten.

Und die armen Kinder! Entweder sind sie wild, verwahrlost, zügellos und unartig im Betragen, vernachlässigen trotz aller Lehrer und Gouvernanten — wenn der Witwer überhaupt in der Lage ist, solch höheres Dienstpersonal zu halten — den Unterricht und bleiben zumeist, wenn sie nicht von Natur aus besonders begabt sind, in der Schule zurück. Es fehlt der immer aneifernde, aufmunternde, vertraulich zum Herzen sprechende Mund der Mutter. Oft wieder werden die Kinder scheu, zurückgezogen, furchtsam, gedrückt, sie erhalten heimliche und offene Püffe und Kniffe, von der Haushälterin angefangen bis hinunter zur Küchenmagd. Nur die kurze Zeit, die der Vater im Kreise der Familie weilt, ist für diese armen Kinder freudvoll und heiter. Eine Klage kommt meist nicht über ihre Lippen, denn sie fürchten die Schläge und Scheltworte, die wieder unbarmherzig ausgeteilt werden, wenn der Vater den Rücken gekehrt hat.

Von diesen traurigen Bildern mag es manche rühmliche Ausnahme geben. Hie und da gibt es ja wohl auch eine ehrenhafte Wirtschafterin, die sich der sittlichen Pflichten einer Stellvertreterin der Mutter bewußt ist. Aber das sind nur Ausnahmen.

Entschließt sich nun der mit Kindern gesegnete Mann, zum zweiten Male zu heiraten, dann sei er in seiner Wahl sehr vorsichtig. Er muß sich immer wieder die Frage vorlegen: Wird die zweite Gattin auch wirklich den Kindern der ersten eine zweite Mutter sein? Stiefmutter! Welch häßlicher Name! Das Aschenbrödel aus dem Märchen der Kinderzeit ist eine

wahre Gestalt des Lebens, nur daß das Märchen in Wirklichkeit meist kein so schönes Ende nimmt, weil es keine schützenden Feen gibt, die den armen Wesen beistehen. Mancher unserer Leser, der in seinem Bekanntenkreis Umschau hält, kennt wohl der Beispiele genug, in denen die Stiefmutter rücksichtslos und unbarmherzig die immer „bösen, unfolgsamen und mißratenen Kinder" der ersten Frau mit Taten und Worten verfolgt, sie in jeder Beziehung benachteiligt und sie allmählich, aber sicher aus dem Hause verdrängt. Es scheint auch hier eine Art Naturtrieb in dem Weibe zu walten, der das eigene Ich und vor allem das Ich der eigenen Kinder von „diesen anderen" benachteiligt sieht. Hier und da — das mag wohl zur Entschuldigung der Stiefmütter gesagt sein — spielt auch die Abneigung der Stiefkinder gegen die Stiefmutter eine Rolle, weil sie eine andere an Stelle ihrer toten Mutter sehen müssen.

Abb. 129. Karl der Große.
Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Bei denjenigen Völkern des Orients, bei denen die Vielweiberei erlaubt war, hatte die Witwerschaft des Mannes keine wesentliche Bedeutung. Die Wiederverehelichung war dem Manne gestattet, nicht aber der Frau, welche sich nach dem Tode ihres Gatten strenger Frömmigkeit zu widmen hatte, ja, wie es in Indien der Brauch war, mit dem Tode des Mannes gleichzeitig den eigenen Tod suchen mußte. Näheres hierüber enthält das Kapitel „Das Weib als Witwe" im zweiten Teil dieses Bandes.

Unter den Gestalten der Sage ist der berühmteste Witwer der Ritter Blaubart, der hintereinander sechs Frauen tötete und erst bei der beabsich-

tigten Ermordung der siebenten selbst den Tod durch die der Frau zu Hilfe eilenden Brüder erlitt. Das Märchen vom Ritter Blaubart ist französischen Ursprungs. Die Sage hat vielleicht eine historische Grundlage in dem Leben des Marschalls Gilles de Retz. Dieser lebte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auf seinem Schlosse in der Gegend von Nantes, wo er einen glänzenden Hof hielt und sich Ausschweifungen aller Art hingab. Nachdem er der Frauen überdrüssig geworden, opferte er Knaben und Mädchen jugendlichen Alters seinen unnatürlichen Gelüsten. Er fand seinen Tod durch Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen.

Abb. 130. König Heinrich VIII. von England.
Nach einem Gemälde v. Hans Holbein d. J.

Erwähnenswert ist, daß Mohammed, der Begründer des Islams, im Beginne seiner Tätigkeit ein Anhänger der Ehe war und mit seiner Frau Chadidscha in strengster Ehrbarkeit jahrelang lebte. Sie war vierzehn Jahre älter als er und hatte eine Art mütterlichen Einfluß auf ihn. Erst als sie starb, wurde er zügellos, heiratete zwölf Frauen und nahm sich später noch eine Menge Nebenweiber. Man schrieb ihm eine unersättliche Wollust zu, die man mit seiner nervenkrankhaften Anlage — mit Fallsucht behaftet — mit Recht in Verbindung brachte. Als Grund für seine Neigung zur Vielweiberei wird auch der Umstand angegeben, daß der Prophet sich einen möglichst großen persönlichen Anhang durch Gründung einer großen Familie zu schaffen suchte.

Während sich das Eheleben der bürgerlichen Welt und des Volkes innerhalb des beschränkten Bekanntenkreises abspielt, offenbaren sich Eheschließung, Ehescheidung, Witwertum und Liebesverhältnis der Großen und Mächtigen der Erde vor den Augen der ganzen Welt und werden schließlich auch noch in das Buch der Geschichte eingetragen.

Kaiser Karl der Große (Abb. 129), einer der größten Herrscher aller Zeiten, war viermal vermählt. Erstens mit Desiderata, des langobardischen Königs Desiderius Tochter, die er 771 verstieß; zweitens mit Hildegard, einer vornehmen Schwäbin; drittens mit Fastrada, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf; viertens mit der Alemannin Luitgard. Hildegard hatte ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren. Auch sonst wird Kaiser Karl als für Frauenschönheit sehr empfänglich geschildert; neben seinen angetrauten Gattinnen besaß er noch eine Reihe Nebenweiber.

Ein wahrer Blaubart der Geschichte verdient König Heinrich VIII. von England (Abb. 130) genannt zu werden. Achtzehn Jahre alt zur Regierung gekommen, heiratete er zunächst seines verstorbenen Bruders jugendliche Witwe, die ihm schon als Knaben verlobt war. Es war eine Spanierin, Katharina von Aragon. Als er ihrer überdrüssig geworden, erklärte er trotz des Widerspruchs des

Papstes seine Ehe mit Katharina für ungültig und heiratete die junge, schöne Hofdame Anna Boleyn. Das Glück, Königin zu werden, sollte sie teuer büßen. Denn schon nach drei Jahren ließ sie Heinrich auf unbegründeten Verdacht hin als Ehebrecherin hinrichten, um die Möglichkeit zu haben, eine andere Hofdame, Johanna Seymour, an der er Gefallen gefunden hatte, zu heiraten. Johanna starb bei der Geburt eines Sohnes. Nicht lange blieb der König ledig, indem er als vierte Gattin, um seinen Bund mit den deutschen Protestanten zu festigen — Heinrich VIII. war der Begründer des englischen Protestantismus —, die dem sächsischen Kurfürsten verwandte Anna von Kleve erwählte. Da aber seine Erwartungen nicht eintrafen, ließ er sich wieder scheiden und nahm als fünfte Frau Katharina Howard. Diese war im Gegensatz zu der unschuldig verurteilten Anna Boleyn wirkliche Ehebrecherin und wurde, nachdem sie eine Zeitlang den König völlig beherrscht hatte, auf dessen Befehl hingerichtet. Der zum fünften Male Witwer Gewordene nahm in Katharina Parr eine sechste Gattin, die ihn endlich überlebte.

Der unter den spanischen Königen hervorragende Ferdinand II. der Katholische, unter dessen Regierung Kolumbus Amerika entdeckte, war in erster Ehe mit Isabella von Kastilien verheiratet. Als Isabella starb, ging Ferdinand in der Hoffnung, einen männlichen Thronerben zu erlangen, eine zweite Ehe ein mit einer Schwestertochter Ludwigs XII. von Frankreich. Doch diese Hoffnung schlug fehl, und nach seinem Tode wurde Johanna, seine Tochter aus der ersten Ehe mit Isabella, Erbin Spaniens. Durch deren Heirat mit dem habsburgischen Prinzen Philipp kam Spanien unter die Herrschaft der Habsburger. Unter den späteren spanischen Königen ragt die Gestalt Ferdinands VII. (Abb. 131), der zur Zeit Napoleons I. regierte, besonders hervor. Er war viermal verheiratet. Seine erste Gemahlin war Antoinette Therese von Sizilien, seine zweite Maria Isabella Franziska von Portugal, seine dritte Josepha von Sachsen und seine vierte Maria Christine von Sizilien.

Abb. 131. König Ferdinand VII von Spanien.
Nach dem Leben gezeichnet.

Das Liebesleben der französischen Ludwige ist allbekannt und wird an anderer Stelle dieses Werkes, im 10. Kapitel von Band II: „Kokotten- und Mätressenwesen", eingehend behandelt. Von den ersten Ludwigen war Ludwig XI. in erster Ehe mit Margareta von Schottland, in zweiter mit Charlotte von Savoyen vermählt. Ludwig XII. war dreimal verheiratet, zunächst mit Johanna, der Tochter Ludwigs XI., sodann mit Anna von Bretagne, eine Ehe, die den Zweck hatte, die Bretagne Frankreich zu sichern, und zuletzt mit Marie von England. Verheiratet war Ludwig XIV. zunächst mit Maria Theresia, In-

Abb. 132.
König Jakob II. von England.
Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

fantin von Spanien. Als diese starb, heiratete Ludwig seine letzte Mätresse, die Marquise von Maintenon (Abb. 174 in Bd. II). Es ist jedenfalls merkwürdig genug, daß der König, welcher der Reihe nach eine Mätresse von der anderen ablösen ließ, sich schließlich doch wieder zu einer Heirat entschließen konnte, wenn die Trauung auch heimlich in der Nacht im Kabinette des Königs und in Anwesenheit seines Beichtvaters, des Jesuiten Père Lachaise, wohl aber durch den Erzbischof von Paris vorgenommen wurde.

Ein ähnliches Leben wie die französischen Ludwige führte Karl II. von England (Abb. 133). Neben seiner Gattin, einer portugiesischen Prinzessin, besaß er zunächst zwei hervorragende Mätressen in Barbara Palmer, späterer Herzogin von Cleveland, und in Eleonore Gwynn. Hierzu kam später die Französin Luise von Querouaille und endlich die Italienerin Hortensia Manzini (Abb. 175 in Bd. II), eine der Nichten des Kardinals Mazarin. Sein Bruder und Nachfolger Jakob II. (Abb. 132) war in erste Ehe mit Anna, der Tochter des Kanzlers Hyde, vermählt. Nach deren Tod verheiratete er sich mit der katholischen Prinzessin Maria von Modena, einer der grausamsten Tyranninnen aller Zeiten, welche die protestantischen Rebellen mit Herzlosigkeit verfolgte und sie scharenweise nach Jamaica verkaufen ließ, an welchem Geschäfte sie selbst noch Profit nahm.

Napoleon I. (Abb. 61) war zweimal verheiratet. Das erste Mal mit Josephine Beauharnais (Abb. 135), der erheblich älteren Witwe eines seiner Generale. Wegen Kinderlosigkeit ließ er sich von dieser scheiden und vermählte sich mit der Tochter des Kaisers Franz I., Erzherzogin Marie Luise (Abb. 134).

Abb. 133.
König Karl II. von England.
Nach einem alten Stich.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen (Abb. 136) ließ sich schon als Kronprinz von seiner ersten Gemahlin scheiden, vermählte sich dann ein zweites Mal als König und schloß endlich zwei Ehen zur linken Hand, während er nebenbei mit der Tochter des Musikus Encke, die er später zur Gräfin Lichtenau (Abb. 173 in Bd. II) erhoben hatte, ein langjähriges Verhältnis unterhielt.

Die Habsburger haben durch Heiraten ihre Macht auszubreiten gesucht. Rudolf I.

war es, der diese Heiratspolitik mit viel Glück befolgte. Und so wurde der Vers geprägt:

„Kriegen laß andere; doch du, o glückliches Österreich, freie:
Anderen erweitert den Staat Mars, und Venus ihn dir!"

So waren zwei- und dreifache Ehen unter den Mitgliedern der habsburgischen Familie nicht allzu selten.

Leopold I. (1658 bis 1705) — Abb. 137 — war dreimal verheiratet. Aus dessen dritter Ehe mit Eleonora von der Pfalz stammt sein Nachfolger, der später geschichtlich berühmte Kaiser Karl VI., der Vater Maria Theresias.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 134. Kaiserin Marie Luise.
Nach einem Gemälde von François P. Gérard.

Franz II. (Abb. 138), als Kaiser von Österreich Franz I., war viermal vermählt: seit 1788 mit Elisabeth Wilhelmine, Prinzessin von Württemberg, die 1790 kinderlos starb; seit 1790 mit Maria Therese von Sizilien, die 1807 starb, nachdem sie ihm dreizehn Kinder geboren, unter ihnen den späteren Kaiser Ferdinand von Österreich; seit 1808 mit Maria Ludovica Beatrix, Prinzessin von Modena, welche 1816 starb, und seit 1816 mit Karoline Auguste, Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern, der 1814 geschiedenen Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, späteren Königs Wilhelm I.; letztere beiden Ehen blieben kinderlos.

Der gegenwärtige österreichische Thronfolger, Erzherzog Ferdinand d'Este, stammt aus der zweiten Ehe des Erzherzogs Karl Ludwig, Bruders des regierenden Kaisers Franz Joseph, mit Maria Annunziata, Prinzessin von Sizilien. In erster Ehe war der Vater des Thronfolgers mit Margarete, Prinzessin von Sachsen, und in dritter Ehe mit Maria Theresia von Portugal vermählt.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 135. Josephine Beauharnais.
Nach einem Gemälde von François P. Gérard.

Anderseits zeigt gerade die Geschichte dieses Herrscherhauses, wie durch kinderlose Ehen die erworbene Macht wieder teilweise verloren ging. So erlosch unter Karl II. im Jahre 1700 die Linie der spanischen Habsburger infolge Mangels eines männlichen Erben. Auch die österreichische Linie drohte unter Karl VI. zu erlöschen, so daß dieser mit Recht alles daran setzte, um durch ein eigenes Staatsgrundgesetz, die sogenannte pragmatische Sanktion, seiner Tochter, der

nachmaligen berühmten Kaiserin Maria Theresia (Abb. 133 im 2. Teil dieses Bandes), die Nachfolge zu sichern.

Vergleichen wir mit diesen, wie man sieht, ziemlich verwickelten Eheverhältnissen fürstlicher Persönlichkeiten jene unserer Geistesheroen.

Goethe (Abb. 120), unzähligemal in Gefahr, dem Ehejoch zu unterliegen — man gedenke nur seiner liebesleidenschaftlichen Beziehungen zu Friederike Brion von Sesenheim, Lotte Buff (Werthers Lotte), Lili Schönemann, Maximiliane Brentano, Charlotte von Stein (Abb. 152 im 2. Teil dieses Bandes), Corona Schröter (Abb. 149 im 2. Teil dieses Bandes) u. s. w. —, trotzte der steten Versuchung einer Heirat. Achtzehn Jahre lebte er in freier „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius (Abb. 121), bis ein äußeres Ereignis, die Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena, ihn zur Heirat mit der „kleinen Freundin" bewog, die ihm schon längst eine Reihe von Kindern geschenkt hatte. Der zehn Jahre später ertraf ihn härter, als folgte Tod seiner Frau Freilich war Goethe man geglaubt hatte. und sechzigsten Lebensdamals schon im achteinzugehen konnte ihn jahre. Eine zweite Ehe Leidenschaft, die ihn selbst die jugendliche Vetzow erfaßt hatte, zu Ulrike von Le- nicht bewegen.

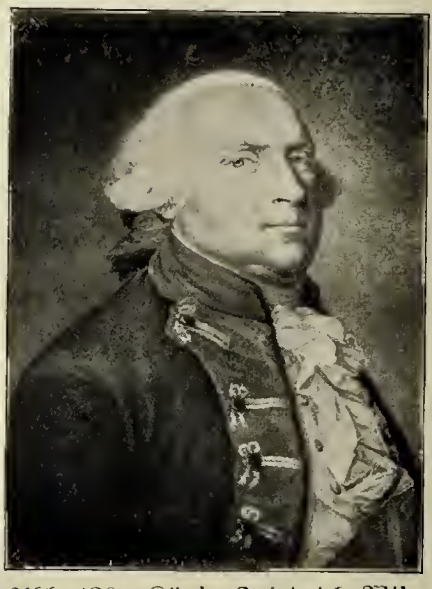


Abb. 136. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Nach einem Gemälde von Schröder gestochen von Sintzenich.

Wieland heiratete erst mit fünfunddreißig Jahren. Er lebte zwanzig Jahre in glücklichster Ehe mit seiner Gattin, die ihm vierzehn Kinder gebar. Ihr Tod konnte ihn zu keiner zweiten Heiratveranlassen, obwohl er seine Frau noch zwölf Jahre überlebte.

Lessings eheliche Verbindung mit der Hamburger Kaufmannswitwe Eva König stellten sich sieben Jahre lang verschiedenartige Hindernisse in den Weg. Endlich erreichte er das lang erstrebte Ziel, doch das eheliche Glück dauerte nur ein Jahr. Bei der Geburt des ersten Kindes starb sie. Lessing war noch drei Jahre Witwer bis zu seinem im Jahre 1781 erfolgten Tode.

Der größte französische Lustspieldichter Molière führte eine sehr unglückliche Ehe mit Armande Bejart, die ihm durch ihr hochmütiges, kokettes Wesen sein ganzes Leben verbitterte. Sie überlebte ihn.

Shakespeare (Abb. 77) heiratete mit neunzehn Jahren die bereits sechsundzwanzigjährige Anna Hathaway. Die Ehe soll eine glückliche gewesen sein. Die Frau überlebte ihren Mann um sieben Jahre, da Shakespeare bekanntlich verhältnismäßig jung, im zweiundfünfzigsten Lebensjahre, seiner unermüdlich schöpferischen Tätigkeit durch den Tod entrissen wurde.

Milton (Abb. 139), dessen Dichterruhm sich würdig an den Shakespeares anreiht, wenn er auch, selbst ein glühender Verehrer Shakespeares, bekannte, daß vor Shakespeares Größe „der Betrachter zu Stein erstarre", war in erster Ehe mit Mary Powel, der Tochter eines Landedelmannes, verheiratet. Die in Heiterkeit und Frohsinn erzogene Frau entfloh bereits nach einem Monat ihrem sittenstrengen Gatten, dem sie anderseits geistig zu unbedeutend schien.

Abb. 137.
Kaiser Leopold I. von Österreich.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Trotzdem sandte Milton einen Boten, um sie zurückzuführen, und verfaßte nun vier Schriften über die Ehescheidung, welche er entgegen den Anschauungen der damaligen Zeit verteidigte, und zwar will er die Entscheidung über die Trennung der Ehe nicht den Gerichten, sondern, der altjüdischen Anschauung entsprechend, nur dem Gewissen des Mannes überlassen. Tatsächlich kehrte seine Frau nach zwei Jahren zu ihm zurück und schenkte ihm drei Töchter. Nach sieben Jahren ehelichen Zusammenlebens starb sie. Milton blieb vier Jahre Witwer und heiratete hierauf Katharina Woodcok, die aber schon 1658 ebenfalls starb. Daß der fünfzigjährige Mann noch eine dritte Ehe mit Elisabeth Minshull einging, ist wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, daß er wegen seiner Blindheit hilfesuchend und hilfebedürftig war und tatsächlich eine treue, aufopfernde Gattin in seiner dritten Frau fand, die ihn bis zu seinem Tode pflegte.

Byron, der berühmteste englische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, war mit Anna Isabella Milbanke vermählt. Die Ehe war jedoch nicht glücklich, so daß es bald zu einer förmlichen Scheidung kam. Nach Byrons Tod machte die amerikanische Schriftstellerin Beecher-Stowe die ungeheures Aufsehen erregende Enthüllung, daß die Scheidung darin ihren Grund gehabt habe, daß Byron blutschänderischen Umgang mit seiner Halbschwester Augusta getrieben hätte. Schlagende Gegenbeweise ergaben bald die völlige Grundlosigkeit dieser Beschuldigung. Byron lebte übrigens nach der Trennung von seiner Gattin in einer freien Gemeinschaft mit der schönen Gräfin Guiccioli, ohne daß es zu einer gesetzlichen Eheschließung gekommen wäre.

Rubens war in erster Ehe mit Isabella Braut (s. die Kunstbeilage im 7. Kapitel) vermählt. Die Ehe dauerte fünfzehn Jahre. Nach dreijähriger Witwerschaft vermählte er sich mit der schönen Helene Fourment, welche ihm häufig als Modell diente. Rembrandt heiratete mit achtundzwanzig Jahren und war mit der schönen Saskia (s. die Kunstbeilage im 10. Kapitel des nächsten Teiles) acht Jahre vermählt. Seine Frau starb, und er konnte sich zu einer zweiten Ehe nicht mehr entschließen, obwohl er seine Frau um siebenundzwanzig Jahre überlebte. Beethoven (Abb. 74) war zeitlebens Junggeselle. Mozart heiratete eine Schwester seiner ersten Jugendliebe, Konstanze Weber. Seine Frau überlebte ihn, da Mozart bekanntlich sehr jung, im sechsunddreißigsten Lebensjahre, das Zeitliche segnete. Rich. Wagner (Abb. 75) war in erster Ehe mit der Schauspielerin Minna Planer verheiratet. Die Ehe war nicht glücklich, und Wagner lebte lange Zeit von seiner ersten Frau getrennt. Die Ehe währte

Abb. 138.
Kaiser Franz II. von Österreich.
Nach einem Stich von Pfeiffer.

neunundzwanzig Jahre. Im Jahr 1866 starb seine erste Frau, und nach dreieinhalbjähriger Witwerschaft schloß er ein zweites Ehebündnis mit einer Tochter Franz Liszts. Frau Kosima überlebte ihn, sie hat bekanntlich mit seltener Energie das Vermächtnis Bayreuths von ihrem verstorbenen Gatten durchgeführt.

Eheschließung, Scheidung und Wiederverheiratung ist bei den Großen und Mächtigen der Erde von ganz anderen Gesichtspunkten zu beurteilen, als bei der großen Masse der Allgemeinheit. Bei fürstlichen Persönlichkeiten spielt die leidige Politik, die Notwendigkeit, den Mannesstamm fortzupflanzen, die Neigung, neue Länder den alten Stammländern hinzuzufügen, durch die eigene Person, ohne Blutvergießen zum Eroberer zu werden, eine bedeutsame Rolle. Bedenkt man weiter, daß namentlich unter der absoluten Königsherrschaft früherer Zeiten auch das angetraute Eheweib ein willenloser Untertan war, so begreift man die Mannigfaltigkeit der Eheschließungen, die rasche Wiederverheiratung nach kurzem Witwertum, die Ehescheidung, der oft die Kirche willig ihre Hand bot, während sie bei Bürgerlichen die Strenge der Satzungen unerbittlich wahrte.

Bei den Fürsten des Geistes ist die Eheschließung, wenn nicht besondere Umstände, wie zum Beispiel bei Milton seine Blindheit, eine Rolle spielen, viel einfacher und seltener. Meist zeigt sich eher eine Abneigung gegen die Ehe, zumeist gegen eine zweite Ehe. Sind es ja gerade die Dichter und Schriftsteller, die das Rätsel „Weib" mannigfach studieren, die uns in den Gestalten ihrer dramatischen Schöpfungen Weiber aller Art in der Vielfältigkeit ihrer Tugenden und Fehler vor Augen führen, die in treffend witzigen Gedichten, in scharfen Aussprüchen, in Sonetten und Epigrammen Liebe und Ehe, Frauenschönheit und -falschheit vielfältig behandeln. Aus der großen Auswahl solcher dichterischen Aussprüche seien nur einige zu unserem speziellen Thema gehörige zitiert: „Das glücklichste Familienleben," sagte Paul von Schönthan, „führt — ein kinderloser Witwer." — „Der Witwer wird meist ein ausgezeichneter Gatte; darum verzeihen die Frauen ihm auch leicht ein Dutzend Jahre," sagt P. Mantegazza.

Abb. 139. John Milton.
Nach einem alten Stich.

„Tritt man das erste Mal in Hymens Tempel ein
Und nimmt sich eine Frau, so ist es zu verzeihn.
Tritt man zum zweitenmal hinein,
Wird man als Wagehals bewundert.
Wer sich die dritte freit, verdient zur Strafe hundert"

dichtete Johann Nikolaus Götz, ein Dichter der Zeit Friedrichs des Großen — der König, sonst bekanntlich kein Freund deutscher Literatur, spendete den harmonischen und launigen Versen des Dichters besonderes Lob.

Kürzer und bekannter ist das geflügelte Wort des Franzosen Beaumarchais: „Wer die zweite Frau nimmt, ist nicht wert, daß er die erste verloren hat."

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Abb. 140. Vergnügliche Vorbereitungen. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner.

Zehntes Kapitel.

Der Mann als Hagestolz.

Von Professor Dr. O. Schrader in Jena.

Was ist ein Hagestolz? Ein Hagestolz ist ein Mann, der über das bei seinen Volks- und Standesgenossen übliche Heiratsalter hinaus unverehelicht geblieben ist. Da nun die Ehe vor Tausenden von Jahren ebenso wie heute die Grundlage des Staates gewesen ist, so erhellt, daß der Hagestolz, insofern sein Dasein diese Grundlage untergräbt, als ein Erzfeind des Staates zu betrachten ist, und es fragt sich, wie der Staat aus sich heraus einen solchen Widersacher gebären konnte, und mehr noch, wie er ihn in sich dulden kann. Seit Tausenden von Jahren ist ferner die Ehe als das schönste Glück der Erdenkinder gepriesen worden. Wer erinnert sich nicht des dankbaren Wunsches, den bei Homer Odysseus seiner Retterin Nausikaa gegenüber ausspricht: „Möchten dir die Götter alles geben, was du in deinem Sinn begehrst: einen Mann und ein Haus und holde Eintracht! Denn nichts ist schöner und besser auf Erden, als wenn Mann und Frau einträchtigen Sinnes einem Hause vorstehn.“ Kann es Männer geben, die dieses vielgelobte Glück von sich weisen? Und ein drittes! Die gesellschaftliche Moral unserer Zeit — hier befinden wir uns in einem teilweisen Gegensatz zu den Anschauungen des Altertums — hat die Befriedigung des gewaltigsten Naturtriebs der Menschheit in die Schranken des ehelichen Lebens gebannt. Man mag dies loben oder tadeln, für heuchlerisch halten

oder nicht, Tatsache ist, daß jeder, der sich offenkundig gegen dieses Gebot auflehnt, namentlich, wenn er eine öffentliche Stellung einnimmt, nicht nur seinen Ruf, sondern oft auch seine Existenz aufs Spiel setzt. Diese Anschauung gilt auch gegenüber dem Hagestolzen, der sich daher während der besten Zeit seines Lebens in einem fortwährenden Kampfe befindet, ob er sich selbst zu klösterlicher, die männliche Spannkraft lähmender Enthaltsamkeit verdammen, oder sich den eben beschriebenen Gefahren aussetzen und dadurch zugleich dasjenige fördern soll, was eben diese gesellschaftliche Moral, mit einer charakteristischen Einschränkung des Begriffes auf das geschlechtliche Leben, als „Unsittlichkeit" bezeichnet. Wie kann es Männer geben, die sich aus dieser wahrhaft peinlichen Lage nicht durch einen raschen Entschluß befreien und damit zugleich ihr soziales Gewissen gegenüber der täglich energischer eine Antwort heischenden Frauenfrage erleichtern?

Alle diese Punkte werden uns klarer werden, wenn wir zunächst die Entwicklungsgeschichte des Hagestolzentums in ihren Hauptzügen an uns vorüberziehen lassen, und erst dann zur Betrachtung des Hagestolzen in der Gegenwart und zu der Frage: „was soll mit ihm werden?" uns wenden.

Richten wir unseren Blick zuvörderst auf die großen Kulturstaaten des europäischen Altertums, so treffen wir im Anfang ihrer Geschichte überall auf einen Zustand, in dem sich Staat und Gesellschaft herzhaft gegen die offenbar noch neue Gestalt des Hagestolzen zur Wehr setzt. So lesen wir bei dem Geschichtschreiber Plutarch von dem großen spartanischen Gesetzgeber Lykurg das Folgende: „Er setzte auch die Strafe der Ehrlosigkeit für die Hagestolzen fest. Sie wurden bei den Spielen von dem Anblick (der nackten Knaben- und Mädchengestalten) ausgeschlossen. Im Winter befahlen ihnen die Archonten, nackt im Kreis rings um den Markt herumzuziehen, und indem sie so herumzogen, sangen sie ein Spottgedicht auf sich selbst, daß sie Gerechtes erduldeten, weil sie den Gesetzen nicht gehorchten. Auch von der Verehrung und Pflege, die Jüngere den Älteren erwiesen, wurden sie ausgeschlossen. Daher tadelte auch niemand die zu Derkyllidas gesprochenen Worte, obschon dieser ein sehr berühmter Feldherr war. Als dieser nämlich einstmals herannahte, wich einer der jüngeren Leute nicht von seinem Sitz, indem er sagte: „Hast du doch niemanden erzeugt, der dereinst mir weichen wird". Nach einer anderen Nachricht schleppten in Sparta bei einer festlichen Gelegenheit die Frauen die Hagestolzen um den Altar und peitschten sie mit Ruten, damit sie, den Frevel der Ehelosigkeit meidend, der Liebe ihr Herz öffneten und „sich bei zeiten berieten". Wie gegen das Hagestolzentum, gab es aber in Sparta auch Strafen gegen das späte Heiraten, dessen für den Nachwuchs schädliche Folgen man also wohl erkannt hatte, und gegen das „schlechte Heiraten", so wenn ein großer Mann eine kleine Frau heimführte. Wegen dieses Vergehens strafte man zum Beispiel den König Archidamos, indem man mit einem nicht übersetzbaren Wortspiel sagte: „Er wird uns keine Könige (griech. basiléus), sondern Basilisken (griech. basilískos ‚der kleine König' und ‚der Basilisk') erzeugen." Doch sollte bei der Wahl des Mädchens

im übrigen Rücksicht auf Schönheit und Mitgift nicht genommen werden. Deswegen schloß man in Sparta alle heiratsfähigen Mädchen und Jünglinge in ein dunkles Haus ein, und jeder mußte die heimführen, die er in der Finsternis erwischte. Viel früher müssen derartige barbarische Sitten in der freien und großen Handelsstadt Athen außer Übung gekommen sein; doch wissen wir aufs bestimmteste, daß noch Solon in seine Gesetzgebung Strafbestimmungen gegen den Hagestolzen aufgenommen hatte, und dasselbe ist hinsichtlich der ältesten römischen Gesetze, von denen wir einige Kunde haben, den sogenannten „Königsgesetzen", der Fall.

Die Volksanschauung, aus der alle diese Sitten und Satzungen, die wir im höchsten Altertum angetroffen haben, hervorgegangen sind, kann nur die gewesen sein, daß die Ehe für den Mann als eine unumgängliche Notwendigkeit zu betrachten und der gegen diese Notwendigkeit sich auflehnende Hagestolz als ein minderwertiger Wicht aufzufassen sei. Die Spuren des fernsten Altertums, ja der Urzeit der Völker unseres Stammes finden sich anderseits, wenn man sie nur richtig sucht, noch heute in abgelegenen Teilen Europas, und so ist jene die Ehe betreffende Volksanschauung noch heute in zahlreichen Gegenden unseres Erdteils so lebendig wie ehemals. Besonders gilt dies von dem ganzen Osten und Südosten Europas. Hören wir, wie ein ausgezeichneter russischer Staatsmann, der ein vortreffliches Werk über Montenegro veröffentlicht hat (P. A. Rovinsky), sich über die Heiratsverhältnisse dieses Landes und seines eigenen äußert: „Bei uns blickt das Volk auf einen unverheirateten Burschen wie auf etwas Unvollendetes und Unvollkommenes, und das Leben ohne Frau gilt für ungesetzlich. In Montenegro wird diese unabänderliche Notwendigkeit der Ehe noch nachdrücklicher betont: Ein Mann kann nur dann als ein wirklicher Mensch (čoek) bezeichnet werden, wenn er sich verheiratet. Sonst wird man ihn immer nur „Bursche", eigentlich „Kind" (djete) nennen. Auch in Serbien und Bulgarien wird noch heute das Heiraten für eine unumgängliche Pflicht gehalten, die jeder erfüllen muß. In Griechenland bleiben nur die durch ein Leiden zur Heirat Untauglichen unverheiratet; die über die Zeit hinaus unbeweibt Gebliebenen schätzt man gering. Aber auch in unserem Vaterland herrschen teilweise noch jetzt die gleichen Anschauungen. Im Odenwald bezeichnete man noch vor kurzem schon Burschen von fünfundzwanzig Jahren als „Hagestölze", wenn sie heiraten konnten und nicht wollten, und aus Schlesien erfahren wir, daß man dort, ganz ähnlich wie in Montenegro, die Bezeichnung „Mann" und die Anrede mit „Ihr" nur dem Verheirateten zukommen läßt, während man die Unverheirateten, und wenn sie noch so alt sind, einfach „ledige Kalle" (ledige Kerle) nennt.

Diese Übereinstimmung der geschichtlichen Nachrichten mit dem noch an zahlreichen Stellen unseres Erdteils heute nachweislich herrschenden Volksbewußtsein berechtigt den Kulturhistoriker zu dem Schluß, daß die Völker Europas einmal eine Epoche durchlebt haben, in der jeder einzelne von der unabwendbaren Notwendigkeit der Ehe überzeugt war, so daß auf diesem

Boden ein eigentliches Hagestolzentum nicht gedeihen konnte. Auch lassen sich die Gründe dieser heiratsfrohen Stimmung der europäischen Urzeit unschwer verstehen. Sie liegen nicht in einer besonders hohen Verehrung, die man damals den Frauen entgegenbrachte, deren Stellung vielmehr im hohen Altertum eine ungemein niedrige war. Sie liegen auch nicht auf geschlechtlichem Gebiet, da in alten Zeiten dem Mann überall unbehinderter Verkehr mit Beischläferinnen und Sklavinnen offen stand. Sie liegen endlich auch nicht in einer damals etwa noch lebendigeren Überzeugung, daß der Mann um des Staates willen heiraten und Kinder erzeugen müsse, schon wegen der ganz einfachen Tatsache, daß es damals noch keinen Staat gab. Die Menschen der europäischen Urzeit lebten vielmehr, wie dies noch ganz vor kurzem zum Beispiel in Montenegro und in der Herzegowina der Fall war, in verwandtschaftlichen Verbänden, in Großfamilien und Sippen, die sich wiederum zu ebenfalls verwandtschaftlich gedachten Stämmen zusammenschlossen. Nur in seiner Familie und Sippe fand der einzelne Schutz und Schirm gegen von außen drohende Gewalttat, nur in seiner Familie und Sippe durfte der einzelne hoffen, daß ihm ein Bluträcher entstehen würde, wenn er an Gut und Blut geschädigt oder erschlagen werden sollte. Von der Stärke der Familie und Sippe an waffenfähigen Männern hing daher so augenscheinlich die Sicherheit und der Einfluß des einzelnen ab, daß wir ohne weiteres den lauten Wunsch nach Söhnen, nicht nach Töchtern verstehen, der aus allen Teilen der ältesten Völkerwelt an unser Ohr klingt. Wie charakteristisch ist in dieser Beziehung das Klagelied eines angelsächsischen Hagestolzen:

„Nicht wähnen darf ich,
Daß ein Sohn mich räche an des Schlägers Leben,
Wenn mich der Feinde einer fällt im Kampfe:
Vermehret wird die Magschaft nicht
Durch meine Abkömmlinge, welcher ich entstammte"

wenn auch der Umstand, daß er außerdem des „süßen Spiels" mit einer Frau entbehren müsse, nicht ganz unerwähnt bleibt. Zu diesem weltlichen Gesichtspunkt, aus dem sich die Notwendigkeit der Eheschließung erklärt, kommt ein religiöser. Die älteste Form des Gottesdienstes unserer Vorfahren ist der Ahnenkultus. An bestimmten Tagen des Jahres trägt man den Geistern der verstorbenen Vorfahren, die über dem Wohl und Wehe der Familie und Sippe walten, an ihren Gräbern oder in den Wohnungen Speise und Trank auf und ruft die Abgeschiedenen feierlich zur Bewirtung herbei. Wehe, wenn man es unterläßt! Furchtbare Strafen würden die Folge sein; denn jene Abgeschiedenen bedürfen, wie die Lebenden, der Speise und des Trankes, und würden ohne sie ruhelos umherstreifen. Solche Totenopfer aber können nur in richtiger Ehe erzeugte Söhne darbringen. Nur ihr Besitz sichert daher dem Manne den Frieden der Seele im Jenseits. Der Hagestolz ist schutzlos im Leben, ruhelos im Jenseits.

So ist der Mann um Lebens und Sterbens willen auf die dauernde Verbindung mit dem Weibe angewiesen, auf daß sie ihm Söhne gebäre. Jeder

weiß, daß in Indien noch unter der englischen Herrschaft und bis nicht vor allzu langer Zeit dem toten Gatten sein Weib oder eins seiner Weiber auf den Scheiterhaufen folgen mußte, um mit ihm verbrannt zu werden und mit ihm ins Jenseits einzugehen. Nicht alle aber werden wissen, daß dieselbe Sitte auch aus Europa, besonders aus dem nördlichen, bei Slawen, Preußen, Thrakern, Germanen, Skythen, in Spuren aber auch bei Griechen und Römern, aufs beste bezeugt ist. Wie man dem Toten seine Waffen, sein Pferd, seine Sklaven, zuweilen sein Schiff, Gefäße mit Speise und Trank u. s. w. mitgibt, so tut man das Gleiche mit seinem Weibe, damit sie, wie jene, ihm in jener Welt zu Willen sei. Der Mann kann eben nicht ohne Weib gedacht werden. Mit äußerster Konsequenz wird dieser Gedanke bis zu Ende geführt in dem an mehreren Stellen unseres Erdteils direkt oder indirekt nachweisbaren Brauch, selbst dem toten Junggesellen ein Mädchen ausschließlich zu dem Zwecke anzutrauen, damit es ihm in den Tod folge. Die nahezu ältesten Nachrichten über die heutigen Russen verdanken wir den Arabern, die im Laufe des zehnten Jahrhunderts auf Handelsreisen in den Osten kamen. Einer derselben, namens Massudi, berichtet mit nackten Worten folgendes: „Sie verbrennen ihre Toten, indem sie auf denselben Scheiterhaufen ihre Waffen, ihre Lasttiere und ihren Schmuck legen. Wenn einer stirbt, so wird sein Weib lebendig mit ihm verbrannt, wenn aber das Weib stirbt, unterzieht sich der Mann nicht solchem Los. Wenn aber einer als Junggeselle stirbt, so verheiraten sie ihn nach seinem Tode.“ Ein anderer dieser Araber, mit Namen Ibn Fadhlan, hat selbst dem Leichenbegängnis eines russischen Häuptlings beigewohnt und es nach dem Bericht seines Dolmetschers ausführlich beschrieben.

Abb. 141. Verbrennung der Leiche eines russischen Häuptlings.
Nach einem Wandgemälde von H. v. Siemiradzki.

Ein imposantes Bild des russischen Malers H. v. Siemiradzki (vgl. Abb. 141) im Historischen Museum zu Moskau gibt uns eine lebendige Vorstellung von diesen Vorgängen. Rechts ruht in seinem Schiff die aufgebahrte Leiche des Häuptlings. Zu seinen Füßen sitzt, gestützt von zwei Freundinnen, das Mädchen, das ihm in den Tod mitgegeben werden soll. Hinter ihr steht ein grausiges Weib, „der Engel des Todes", bereit, den Mordstahl in die Brust der Unglücklichen zu versenken, ganz links ein Mann, des Winkes gewärtig, mit dem Feuerbrand den Scheiterhaufen und das Schiff in Flammen zu setzen. Belegt ist der erstere mit den Kadavern geschlachteter Rinder und Rosse. Wilde Krieger erheben Waffengetöse, um das Todesgeschrei des Mädchens zu übertäuben. Ein grausiges Bild! Allerdings sagt Ibn Fadhlan nicht ausdrücklich, daß es sich hier gerade um die Leiche eines Junggesellen handle, allein die von ihm geschilderten seltsamen, von dem Mädchen und mit dem Mädchen vorgenommenen Zeremonien sind ohne Zweifel Hochzeitszeremonien (vgl. darüber meine Schrift Totenhochzeit, Jena 1904), so daß nicht in Abrede gestellt werden kann, daß wir es hier mit einer der von Massudi genannten Totenhochzeiten zu tun haben. Das aber, was der Kulturforscher als „Überbleibsel" (survivals) eines einst allgemeiner herrschenden Zustands bezeichnet, läßt sich auch im Hinblick auf diese Sitte der Totenhochzeiten in weitem Umfang in Europa nachweisen. Bei den Serben wird, wenn ein Jüngling stirbt, noch heute irgend ein Mädchen wie zur Hochzeit angezogen, sie nimmt zwei Kränze und trägt sie hinter dem Sarge her, zwei Brautführer begleiten sie. In Podolien trägt die Bestattung eines Burschen die Bezeichnung der Hochzeit (vesilĭe „Ergötzlichkeit") und wird wie eine Hochzeit begangen. Auch dem toten Mädchen — hier liegt eine offenbare Neuerung vor — wird ein Bräutigam bestimmt, der von den Angehörigen der Verstorbenen „Schwiegersohn" genannt wird. Ebenso müssen in Hessen die Särge der Junggesellen von Kranzmädchen begleitet sein, die vier Wochen lang Trauer tragen u. s. w. Hierher darf es auch gestellt werden, wenn im Altertum auf den athenischen Friedhöfen auf dem Grabe unverheiratet Gestorbener Lutrophoren (vgl. Abb. 142) aufgestellt wurden, das heißt solche Wassergefäße, in denen bei der Hochzeit für Braut und Bräutigam das Wasser zum Brautbad herbeigeschafft wurde.

So liegt nunmehr auf das deutlichste eine Epoche vor unseren Augen, in der bei den Völkern unseres Stammes jeder geschlechtsreife Mann aus sehr handgreiflichen weltlichen und religiösen Gründen sich zu einer Heirat verpflichtet fühlte, und der Besitz eines Weibes für ihn als so unumgänglich notwendig erachtet wurde, daß man dem gestorbenen Ehemann sein Eheweib in den Tod mitgab, ja dem gestorbenen Junggesellen ein Mädchen für das Leben im Jenseits antraute.

Wie konnte aus diesem Boden heraus sich die Gestalt des Hagestolzen entwickeln?

Wenden wir uns auch hier wieder zuerst nach dem klassischen Süden Europas, so läßt sich für ihn die aufgeworfene Frage, wie ich dies schon

in meiner Schrift „Die Schwiegermutter und der Hagestolz" (Braunschweig 1904) getan habe, mit dem einen Satze beantworten: Die Stadt hat den Hagestolzen hervorgebracht. Die Stadt ist im Altertum der Staat, und an die Stelle der Verwandtschaft ist als volksverbindender Begriff der des Bürgertums getreten. Wohl und Sicherheit des einzelnen wird nicht mehr durch die an den verwandtschaftlichen Verbänden haftenden Satzungen der Blutrache, sondern durch die allen Bürgern gemeinsamen Gesetze des Staates, das heißt der Stadt gewährleistet. Höhere Religionsvorstellungen, der Kult des Vater Zeus oder des Jupiter Optimus Maximus, in marmornen, allen Bürgern offenstehenden Tempeln haben den urväterlichen Ahnendienst in den Hintergrund gedrängt. Kurz, alle die Gesichtspunkte, die, wie wir gesehen haben, in der Urzeit die Eheschließung zu etwas Selbstverständlichem und unumgänglich Notwendigem gemacht hatten, sind verblaßt oder ganz in Wegfall gekommen. Dazu werden die Städte immer mehr der Mittelpunkt eines unerhörten, vom Orient herübergekommenen Luxus. Die käufliche Liebe baut an allen Orten und in tausenderlei Gestalt ihre Tempel auf. Die wahrscheinlich ebenfalls aus dem Osten stammende Knabenliebe nimmt an Verbreitung zu und schwächt den geschlechtlichen Zug zum Weibe. Die Emanzipation der Frauen schreitet vorwärts, und die Gestalt der reichen und darum herrschsüchtigen und zanksüchtigen Gattin tritt hervor.

Abb. 142. Lutrophor.

Alles dies zusammengenommen macht es begreiflich, daß man anfängt, skeptisch über die Vorzüge der Ehe zu denken und die Frage ernstlich in Erwägung zu ziehen, ob ein Hagestolzendasein nicht den Vorzug verdiene.

Schon Sokrates, der Gemahl der Xantippe, antwortete einem Jüngling auf die Frage, ob er heiraten solle oder nicht, daß er seinen Entschluß in beiden Fällen bereuen werde: „Hier", sagte er, „erwarten dich Vereinsamung, Kinderlosigkeit, der Untergang deines Geschlechts, ein fremder Erbe, dort fortwährende Unruhe, ein ewiges Klagelied, das Vorhalten der Mitgift, der

Übermut der Verwandten, die geschwätzige Zunge deiner Schwiegermutter, der Nebenbuhler, das ungewisse Los deiner Kinder." Aus dem Zeitalter Alexanders des Großen ist uns durch den Kirchenvater Hieronymus — diesen hervorragendsten Kirchenvater zeigt uns Dürer (Abb. 143) als mönchischen Einsiedler — ein Fragment aus dem „Goldenen Buch" des Theophrast erhalten worden, in dem ein Ehefeind in höchst lehrreicher und amüsanter Weise alle Schattenseiten des damaligen Ehelebens aufführt. Menander, der Schüler des Theophrast, bezeichnete in seinen Gedichten jede Frau als ein Übel, und Bion, ein Dichter des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, gab einem jungen Mann den Rat:

„Nimmst du 'ne Schöne, nur mit Sorgen schlafe!
Doch eine Häßliche ist eine ew'ge Strafe.
Da also beide sichtlich dir zum Schaden,
Mögst du, mein Freund, mit keiner dich beladen!"

Ebenso dachte man in Rom, so sehr auch die Zensoren die Menschen im Interesse des Staates zur Ehe anhielten. „Was brauche ich Kinder?" läßt Plautus einen Hagestolzen sagen, „da ich viele Verwandte habe. Jetzt lebe ich gut und glücklich, wie ich will, und wie es mir gefällt ... Meine Verwandten sorgen (in der Hoffnung auf die Erbschaft) wie Kinder für mich. Sie besuchen mich und fragen, wie es mir ginge, ob ich etwas wünsche. Vor Tagesanbruch sind sie da und erkundigen sich, wie ich des Nachts geschlafen habe" u. s. w. Schon in heidnischer Zeit deutete man daher auch das lateinische Wort für Junggeselle, caelebs, als „den im Himmel (caelum) Lebenden". Cicero, aufgefordert, ein zweites Mal zu heiraten, erklärte, man könne nicht zugleich einer Frau und der Philosophie dienen.

Wohl fehlte es auch später nicht an gesetzgeberischen Maßregeln oder Vorschlägen für solche, um der immer mehr um sich greifenden Ehelosigkeit entgegenzutreten. So schlug Plato, obwohl selbst ein Junggeselle, für Männer, die mit fünfunddreißig Jahren noch nicht geheiratet hätten, eine progressive Steuer von dreißig bis hundert Drachmen vor, oder er wollte, daß jeder Hagestolz den Betrag des Unterhaltes einer Frau in die Staatskasse entrichten solle; denn „wenn die Leute nicht heiraten und, so viel an ihnen liegt, Kinder erzeugen, verursachen sie Menschenmangel und vernichten die Städte und die staatliche Ordnung". Allein mit wenig Erfolg!

Schon aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert erfahren wir durch den Geschichtschreiber Polybius von den Verheerungen, welche die Ehelosigkeit in Griechenland angerichtet hatte. Er erörtert in einem Fragment seines Werkes, wie töricht es sei, die Götter zu befragen, wenn man sich selbst beraten könne: „So herrschte", sagt er, „zu meiner Zeit in ganz Griechenland Kinderlosigkeit und Menschenmangel, weshalb die Städte verödeten und die Felder keinen Ertrag brachten. Wenn nun deshalb jemand geraten hätte, zu den Göttern zu schicken, um sie zu befragen, wie wir es anstellen könnten, damit wir zahlreicher und unsere Städte blühender würden, wäre das nicht ein Narr gewesen, da doch der Grund dieser Erscheinung auf der Hand und die Mög-

lichkeit, Besserung zu schaffen, bei uns lag? Denn da die Menschen üppig, habsüchtig und leichtfertig geworden waren, und weder heiraten noch, wenn sie wirklich heirateten, ihre Kinder, mit Ausnahme von einem oder zweien, aufziehen wollten, war ganz im stillen das Übel schnell herangewachsen."

Abb. 143. Hieronymus im Gehäuse.
Nach dem Originalkupferstich von Albrecht Dürer, im Besitz des Kgl. Kupferstichkabinetts in Stuttgart.

Und in Rom rief im ersten Jahrhundert nach Christus Petronius Arbiter aus: „Niemand zieht mehr in dieser Stadt Kinder auf, weil, wer eigene Erben hat, nicht zu Mahlzeiten oder Schauspielen zugelassen, sondern von allen Vorteilen ferngehalten wird und in der Einsamkeit ein klägliches Leben führt."

So standen die Dinge zur Zeit des Ausgangs des klassischen Altertums, als durch das aufstrebende Christentum in die Beurteilung des Verhältnisses von Mann und Weib ein überaus verhängnisvoller Gesichtspunkt hineingetragen wurde, indem die Ausübung des geschlechtlichen Aktes zwischen den beiden sowohl innerhalb wie außerhalb der Ehe schlechthin als Sünde aufgefaßt und das keusche Leben des Hagestolzen als das allein gottgefällige hingestellt wurde. Allerdings kann der Gedanke, daß man allein im Zustand der geschlechtlichen Reinheit am besten Gott dienen könne, nicht als etwas spezifisch Christliches bezeichnet werden. Vielmehr treffen wir schon im heidnischen Europa bei dem barbarischen Volk der Thraker auf einen ohne Weiber lebenden Stamm, der Ktistai (vgl. russ. čist „rein") hieß und für heilig gehalten wurde. Aber von kulturhistorischer Bedeutung ist dieser Grundsatz der gottgefälligen Keuschheit für Europa doch erst durch das Christentum geworden. Freilich läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, wie der Stifter dieser Religion selbst über die Ehe gedacht hat. Auf der einen Seite sagt er (Matth. 19): „Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann

und Weib sein sollte. Und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleisch sein? So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Auf der andern Seite spricht er, als die Jünger bemerken, daß es unter diesen Umständen nicht gut sei, ehelich zu werden, die vielumstrittenen Worte: „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es." (Auf diese Stelle beruft sich die russische Sekte der Skopcy oder „Verschnittenen". Sie erhoffen das ewige Heil von der Ertötung des Fleisches und kastrieren sich daher. Sie leben hauptsächlich im Gouvernement Orel, in Sibirien und St. Petersburg. Ihr Gewerbe ist das Wechselgeschäft. Alle ihre Leidenschaften haben sich in Erwerblust und Habsucht verwandelt.) Umso klarer ist die Anschauung des Paulus (1. Korinth. 7): „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigenes Weib, und eine jegliche habe ihren eigenen Mann .... Ich sage zwar den Ledigen und Witwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie aber sich nicht enthalten, so laß sie freien; es ist besser freien als Brunst leiden." Von diesem Standpunkt aus, dem also völlige Keuschheit als höchstes Ideal erschien, suchte die christliche Kirche überall in den bekehrten Ländern das geschlechtliche Leben auch innerhalb der Ehe dadurch zu beeinflussen, daß sie den Eheleuten den Beischlaf an kirchlichen Fest- und Fasttagen aufs strengste verbot. Wie weit man hierin ging, zeigen zum Beispiel angelsächsische Verordnungen wie die: „Es sollen Laien um geschlechtlichen Verkehrs willen, wenn sie Gottes Gnade besitzen wollen, keine Gemeinschaft mit ihrem Weibe haben in den Nächten auf den Sonntag, noch auf Festtage, noch auf den Mittwoch, noch auf den Freitag, noch je in der Frühlingsfastenzeit, noch je dann, wenn überhaupt Fasten geboten ist." Noch heute würde es im bäuerlichen Rußland als eine schwere Sünde betrachtet werden, wenn an einem der unzähligen Fastentage ein Bauer sich seiner Frau nähern wollte, was übrigens nicht verhindert, daß die Russen zu den kinderreichsten Völkern Europas gehören. Kann das Vorgehen der Geistlichen bis hierher vom hygienischen Gesichtspunkt aus immerhin als heilsam betrachtet werden, insofern wir allen Grund zu der Annahme haben, daß in den heidnischen Ländern vor ihrer Bekehrung innerhalb und außerhalb der Ehe im allgemeinen eine ungezügelte und maßlose Sinnlichkeit herrschte, so überschritt die Kirche nun ihrerseits die heiligen von der Natur gegebenen Gesetze, indem sie in strikter Durchführung des Paulinischen Gedankens durch das Zölibat Hunderttausende zeugungskräftiger Priester zum Hagestolzentum verdammte. Nur die östliche Kirche machte diesen verhängnisvollen Schritt nicht oder nur teilweise mit, indem hier, zum Beispiel in Rußland, nur die „schwarze" oder Klostergeistlichkeit dem Zölibat unterliegt, während die „weiße" oder Weltgeistlichkeit sogar verheiratet sein muß.

Während die im Bisherigen geschilderten Umstände im Süden Europas wirkten und ohne Zweifel in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt in Griechenland ebenso wie in Italien eine, wie wir sahen, schon von Polybius hervorgehobene, bedrohliche Menschenarmut hervorriefen, der erst durch den Einbruch der barbarischen Nordstämme in die Grenzen des Römischen Reichs neues Blut zugeführt wurde, müssen wir uns d e n e u r o p ä i s c h e n N o r d e n s e l b s t in den urväterlichen Vorstellungen von einer durch religiöse wie weltliche Rücksichten vorgeschriebenen Unerläßlichkeit der Ehe weiterlebend denken. Gleichwohl lassen sich auch hier frühzeitige, wenn auch andersartige und langsamer fließende Quellen eines allmählich aufkommenden Hagestolzentums ermitteln, über die wir, da geschichtliche Nachrichten so gut wie ganz fehlen, durch die Benennungen des Hagestolzen in den nördlichen Sprachen einigen Aufschluß erhalten. Interessant ist es zum Beispiel, daß auf der ganzen Balkanhalbinsel, also im Neugriechischen, Serbischen, Bulgarischen, Rumänischen und Albanischen der Hagestolz mit einem türkischen Ausdruck (bek'ár) benannt wird, zum Beweis dafür, daß die bäuerliche Bevölkerung dieser Länder erst durch die türkische Herrschaft und die türkischen Beamten mit diesem Begriff bekannt wurden. Nicht minder lehrreich sind aber auch drei volkstümliche russische Bezeichnungen des Hagestolzen: b a j b á k , b o b ý l' und b u r l á k. Von diesen hat das erstere die Grundbedeutung „Faulpelz", das zweite bezeichnet den Proletarier, den Bauer ohne Land, den Schmarotzer, das dritte ist der eigentliche Ausdruck für die Leute, die sich früher ihr Brot verdien'en, indem sie große mit Korn beladene Schiffe auf der Wolga stromaufwärts zogen. Ein ergreifendes russisches Volkslied („Ei Uchnem") schildert anschaulich die unsäglich schwere Arbeit dieser Armen. Wie man sieht, sind es also, ganz in Einklang mit unseren früheren Ausführungen, die niedrigsten, ärmsten und verachtetsten Menschenklassen, aus denen im bäuerlichen Rußland ein vereinzeltes Hagestolzentum erwachsen ist.

Weiter rückwärts lassen sich die Spuren desselben im germanischen Westen verfolgen. Auf eine solche weist schon unser deutsches Wort „Hagestolz", das auch im Angelsächsischen (haegsteald) wiederkehrt, so daß Wort und Sache also schon bei den Germanen bekannt gewesen sein müssen, bevor die Angeln nach dem heutigen England auswanderten. Der Sinn des Wortes ist „der in einen Hag Gestellte"; doch streitet man darüber, was die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks „Hag" sei. Sicher ist, daß im Mittelalter die h a i s t a l d i , „Hagestolzen", eine zwischen Freien und Sklaven stehende bäuerliche Bevölkerungsklasse bildeten, die (aus nicht ganz klaren Gründen) meist oder immer unverheiratet waren (daher altfranzösisch hestaudeau, entlehnt aus dem deutschen „Hagestolz": „der Kapaun"). Bemerkenswert ist ferner, daß auf germanischem Boden die Hagestolzen auch in angesehenen Stellungen genannt werden, zum Beispiel im altsächsischen Heliand als edle Genossen des Königs, und wenn wir uns nun erinnern an das, was schon Tacitus in seiner Germania von den Gefolgsleuten der altgermanischen Fürsten erzählt, von denen diese in Krieg und Frieden ständig umgeben waren, so wird man

schwerlich irren, wenn man in diesen altgermanischen Gefolgsleuten, die von ihrem Gefolgsherrn Unterhalt, Waffen und Kleidung empfingen, und die man sich schwerlich als verheiratet vorstellen kann, gewissermaßen berufsmäßige altgermanische Hagestolze erblickt. Und noch ein zweiter Ansatz ihrer Heranbildung läßt sich schon in der Germania des Tacitus nachweisen. Im allgemeinen erbten bei den alten Germanen nach Kap. 20 die Kinder, das heißt die Söhne gleichmäßig. Bei dem Stamm der Tencterer aber, die im ersten nachchristlichen Jahrhundert an der Ruhr und Sieg saßen, herrschte nach Kap. 32 das Erstgeburtsrecht. Nun läßt sich zeigen, daß überall, wo ein solches Erstgeburtsrecht auf dem Lande besteht, dieses sehr ungünstig auf die Zahl der Eheschließungen einwirkt. „Ganz ungewöhnlich groß", berichtet Friedrich Prinzing (Die alten Junggesellen und alten Jungfern in den europäischen Staaten jetzt und früher [Zeitschrift für Sozialwissenschaft VIII]), „ist die Zahl der alten Ledigen in den österreichischen Alpenländern (Tirol und Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Kärnten); die Ursache liegt vor allem in den dortigen Agrarverhältnissen, insofern die Durchführung des Hofsystems den Bauernsohn, der das Gut übernimmt, erst spät und die anderen Söhne oft gar nicht zum Heiraten kommen läßt." Es wird daher nicht zu kühn sein, die gleichen Wirkungen schon für die von Tacitus geschilderten Zustände vorauszusetzen. Auf ähnliche Verhältnisse deutet auch der dänische Ausdruck für Hagestolz: ungkarl hin als Gegensatz zu karl „freier Grundbesitzer, Bauer", während das derselben Sprache angehörige pebersvend „Junggeselle", eigentlich aber „Pfefferbursche", uns in die Handelswelt des Mittelalters führt. Der Pfeffer war eine Hauptware des Altertums, und so waren die pebersvend Handelsbeflissene, die mit dieser Ware in der Welt herumgeschickt wurden und dabei natürlich keine Frau gebrauchen konnten.

So springen denn unter veränderten Kulturverhältnissen die Hagestolzen an verschiedenen Stellen wie Pilze aus der Erde, und je mehr nun auch im Norden unseres Erdteils der vom Süden ausgehende Städtebau zusammen mit städtischem Wohlleben sich verbreitete, umsomehr sehen wir auch bei uns die Stadt denselben unheilvollen Einfluß wie in Griechenland und Italien auf die Eheschließungen ausüben. Schon im dreizehnten Jahrhundert hören wir den gewaltigen Volksredner und Priester Berthold von Regensburg gegen die zunehmende Ehelosigkeit eifern, und schon seit dem elften Jahrhundert sind bei uns Rechtsdenkmäler nachweisbar, die dem Hagestolzentum durch ein besonderes „Hagestolzenrecht" entgegenzuwirken suchen, das den Nachlaß eines Hagestolzen dem Kloster, der Kirche, dem Gebietsherrn oder Fiskus zuweist. Denn tief im Volke lebte und lebt noch immer die Vorstellung von der sittlichen Notwendigkeit der Ehe, die sich auch in dem Spott äußert, den der Volksmund über „Hagestolze" und „Hagestolzinnen" ausgießt. In Thüringen müssen die Junggesellen die Frösche nach Jerusalem treiben, in Rudolstadt müssen sie die Blitze im Himmel wetzen. In Tirol müssen die „alten Madeln" die Felsen abreiben u. s. w. Auch an Sprichwörter wie: „Wie länger Jongesäll, wie dêfer en de Häll" wäre zu erinnern.

So liegt nunmehr die Geschichte des Hagestolzentums in ihren Grundzügen vor uns, und es ist Zeit, daß wir uns der Hagestolzenfrage der Gegenwart zuwenden. Gibt es eine solche? Das heißt: Ist in Deutschland (denn mit diesem werden wir uns im folgenden vorwiegend zu beschäftigen haben) die Zahl der Ehelosen eine so große, daß sie für das Wohl der Gesamtheit bedrohlich geworden ist, oder bedrohlich zu werden anfängt? Diese Frage muß zum Teil verneint, zum Teil bejaht werden. Verneint muß sie werden, wenn man die Gesamtheit der Eheschließungen ins Auge faßt. „Der Prozentsatz der alten Ledigen," so faßt Friedrich Prinzing das Ergebnis seiner statistischen Untersuchungen zusammen, „hat in den meisten europäischen Staaten, mit Ausnahme von Schweden, Frankreich und Irland, abgenommen. Die über Eheschließungen in europäischen Ländern bekannten Ziffern sind der sicherste Beweis dafür, daß von einer geringeren Neigung beim männlichen Geschlecht, eine Ehe einzugehen, wie dies so oft in Schriften über die Frauenfrage behauptet wird, keine Rede ist, insbesondere geht aus diesen und den später mitgeteilten Ziffern hervor, daß in Deutschland in allen Teilen des Reichs die Prozentsätze der alten Junggesellen zurückgegangen sind." Auch nach der neuesten Statistik ist die Eheziffer von 8,05 auf 8,07 von je tausend Einwohnern gestiegen. Indessen ist auch in dieser Beziehung Vorsicht am Platze. Bedenklich ist, daß in Frankreich die Zahl der Eheschließungen stetig zurückgeht; denn allzuoft hat die Geschichte gezeigt, wie in Europa die sozialen Veränderungen von Westen nach Osten vorwärts schreiten. Dazu kommt ein zweites. Es scheint, daß bei uns trotz des Steigens der Eheziffer die Geburtsziffer langsam zurückgeht, die nach den zuletzt bekannten Zahlen von 35,18 auf 34,00 vom Tausend sank, ein Umstand, der sich durch die Einführung der in den Zeitungen so angelegen lich empfohlenen Mittel zur Verhütung des Kindersegens auch bei der ländlichen (Belege hierfür findet man in der kulturhistorisch äußerst wertvollen Enquete: „Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reich" I und II, Leipzig 1895 und 1896) und Arbeiterbevölkerung unschwer erklärt. Sollte dieser Zustand andauern, so würde ihm nur durch eine beträchtliche Erhöhung der Eheziffer begegnet werden können, wenn man die in Frankreich schon hereingebrochene Gefahr der Entvölkerung abwenden wollte. Immerhin könnte man dies als spätere Sorgen bezeichnen.

Ganz anders aber ist die oben gestellte Frage zu beantworten, wenn man die Häufigkeit der Eheschließungen innerhalb der verschiedenen Stände der deutschen Bevölkerung bedenkt, obgleich die Statistik hier noch viel zu wünschen übrig läßt. In dieser Beziehung stimmen alle Forscher mit der Lebenserfahrung jedes einzelnen aufmerksamen Beobachters dahin überein, daß in den sogenannten besseren, meistens in den Städten lebenden Kreisen die Zunahme der Ehelosigkeit eine beträchtliche ist, und es erhebt sich daher die weitere Frage, welchen Schaden dieses zweifellose Anschwellen des Hagestolzentums in den oberen Schichten der Gesellschaft der Allgemeinheit zufügt? Zunächst ohne Zweifel den, daß jedes Ledigbleiben

Titelkupfer aus „Hippels Buch über die Ehe"

Abb. 144. Der glückliche Familienvater.
Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki.

eines Junggesellen die Erscheinung einer alten Jungfer ins Leben ruft und die gerade in den oberen Ständen besonders verwickelte Frauenfrage noch verwickelter macht. Zweitens kann nicht bezweifelt werden, daß eine schnelle Proletarisierung der Gesellschaft durch dieses zunehmende Hagestolzentum herbeigeführt wird, indem es im Verein mit den von ihm nicht zu trennenden, wie wir sahen schon im Altertum in ihrer Staatsgefährlichkeit erkannten Erscheinungen der Opfigamia, der „Spätheirat", und der Kakogamia, der „schlechten Heirat", das heißt der Verbindung eines Mannes um äußerer Vorteile willen mit einem zur Fortpflanzung und zur Erziehung der Kinder ungeeigneten Weibe, die nationale Nachwuchserzeugung mehr und mehr in die unteren Volksschichten hinabgleiten läßt. „Vor allem liegt es aber im Interesse des Ganzen, die ererbten und generationsweise gesteigerten Anpassungen an höhere soziale und kulturelle Aufgaben, durch welche die Mitglieder der höheren Stände denen der niederen durchschnittlich überlegen sind, möglichst voll auszubeuten und auch für die Zukunft des Prozesses nach Möglichkeit durch Weitervererbung zu verwerten" (E. v. Hartmann).

Alles dies ist schon oft gesagt worden. Noch niemals aber, soviel ich sehe, ist die Frage erörtert worden, ob der Hagestolz an sich, das heißt abgesehen von den an seine Existenz geknüpften bedenklichen Folgen, eine für die Gesellschaft erfreuliche Erscheinung sei, ob mit anderen Worten die Allgemeinheit von ihm gleich nützliche Dienste wie von dem Verheirateten erwarten könne. Diese Frage muß schon um eines sehr einfachen Grundes willen verneint werden. Es steht fest, daß die Lebensdauer der Hagestolzen eine wesentlich kürzere ist als die der Verheirateten, und mag nun der Gesundheitszustand des ersteren durch das Ungeregelte seiner Lebensweise, durch die andauernde Unterdrückung des geschlechtlichen Triebes oder umgekehrt durch die Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehrs untergraben werden, auf jeden Fall erhellt, daß der Staat oder die Gemeinde oder wer immer ihn in seine Dienste nimmt, mit ihm ein schlechteres Geschäft macht als mit dem Verheirateten. Dazu

kommen andere und tiefer liegende Ursachen, welche den geringeren Durchschnittswert des Hagestolzen innerhalb der menschlichen Gesellschaft begründen. Die Ehe ist kein Kinderspiel und kein ewiger Honigmonat, wohl aber ist sie eine Schule des Lebens, in der Mann und Weib in Erfüllung der ihnen erwachsenden Pflichten ihre äußersten Kräfte anzuspannen lernen. Auch erziehen nicht nur die Eltern ihre Kinder, sondern die Kinder erziehen auch ihre Eltern, indem sie dieselben zwingen, allen selbstsüchtigen Trieben zum Heile der Familie und dadurch zum Heile des Staates mehr und mehr zu entsagen. Nur an der Seite des Weibes, halb im Kampf, halb im Frieden mit ihr, wird der Jüngling zum Manne, der Mann zur Persönlichkeit. Dieser Schule des Lebens entbehrt der Hagestolz, der darum von dem ersten Augenblick an, wo wir ihn beobachten können, die Neigung zeigt, sich zum selbstsüchtigen und eigenwilligen Sonderling zu entwickeln. Schon aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert besitzen wir das Fragment eines attischen Komödienschreibers, namens Phrynichus, aus einem Stück, das Monotropos: „Der Einsiedler" hieß. In ihm werden dem Helden die folgenden bezeichnenden Verse in den Mund gelegt:

„Einsiedel heiß' ich, und als Hagestolz
Führ' ich, gleich Timon, ach, ein einsam Leben.
Wer fragt nach meinem hitz'gen Eigensinn?
Kein Lachen und kein Plaudern dringt zum Ohr."

So ist es noch heute! Sehen wir uns die beiden Kupfer an, mit denen Chodowiecki das berühmte Buch Hippels über die Ehe geschmückt hat (Abb. 144 und 145). Links der glückliche Familienvater im Kreise der Seinen, rechts der frühzeitig gealterte Hagestolz, wie er von seinem einsamen Spaziergang zurückkehrt. Nur der Hund, auf den er alles Liebesbedürfnis seines Herzens überträgt, begrüßt ihn wedelnd. Auf Stuhl und Tisch hat es sich der Haushahn der Wirtin bequem gemacht, die im Hintergrund mit Pantoffeln und Nachmittagskaffee erscheint. Kann man zweifeln, auf welcher Seite das freiere und höhere Menschentum zu suchen ist? Oder schauen wir auf den Hagestolzen in der Dachstube (Abb. 146), wie er seine Vögel und Blumen pflegt, ohne einen Blick für die Menschenblume gegenüber übrig zu haben, die halb sehnsuchts-, halb entsagungsvoll zu ihm herüberblickt. Zwei Menschen, die ein blühendes Geschlecht erzeugen könnten, und nun beide in Einsamkeit verdorren!

Abb. 145. Der Hagestolz.
Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki.

Wohl können wir die Wahrnehmung machen, daß, wo, wie im Kloster, zahlreiche Hagestolze beieinander leben, sich gewisse, nicht unsympathische Züge einer Art

von Familienleben ausbilden, aus dem die Künstlerhand Eduard Grützners eine Reihe von Szenen (Abb. 140 und 147) entworfen hat. Aber welche Leiden und Leidenschaften mögen diese Mauern gesehen und diese Männer durchlebt haben, die sich hier in scheinbarem Glück beim Schmaus oder bei der Musik zusammengefunden haben. Auch von diesen Leiden legt ein Bild Grützners (siehe die Kunstbeilage „Versuchung") ein lebendiges Zeugnis ab. Am ergreifendsten aber hat doch diese Qualen seines Standes der Bruder Martin in Goethes Götz von Berlichingen geschildert:

Götz: Da kommt der Wein eben recht.

Martin: Für mich einen Trunk Wasser. Ich darf keinen Wein trinken

Götz: Ist das Euer Gelübde?

Martin: Nein, gnädiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein . . . Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden . . . Aber wir, wenn wir gegessen und getrunken haben, sind wir grad das Gegenteil von dem, was wir sein sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen. . . . Armut, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. . . O Herr! was sind die Mühseligkeiten Eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt? . . . Und Eure Weiber? Auf Gesundheit Eurer Frau! Ihr habt doch eine?

Götz: Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin: Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! des lebet er noch eins so lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

So glaube ich, daß jene schlesischen Bauern recht haben, wenn sie, wie wir sahen, nur den Verheirateten als „Mann" und den Hagestolzen als „ledigen Kerl" bezeichnen. Und endlich ein letztes. Mag, wo es sich um die Beurteilung der Dinge lediglich auf dem Wege des Verstandes handelt, der Hagestolz dem Verheirateten die Wage halten. In der praktischen Arbeit des Lebens, bei der nicht nur Verstand, sondern auch Verständnis und Mitempfinden für die Realität der Verhältnisse und für die Höhen und Tiefen, die Licht- und Schattenseiten der menschlichen Seele in Frage kommt, wird immer der Verheiratete, der selbst in dem breiten Strom des Lebens schwimmt, dem Hagestolzen überlegen sein, der, wie ein müßiger Spaziergänger, diesen Strom an sich vorüberrauschen sieht. Weder als Erzieher, noch als Richter (wenigstens nicht in den unteren Instanzen), noch als Geschworener, noch als Schöffe, noch als Geistlicher, noch als praktischer Arzt, noch als Abgeordneter, noch in irgend einer Stellung, in der ihm das Wohl und Wehe verheirateter Menschen anvertraut ist, dürfte der Hagestolz an seinem Platze sein.

Birgt aber somit das um sich greifende Hagestolzentum der besseren Stände nach den verschiedensten Richtungen nicht zu unterschätzende Gefahren für die Allgemeinheit in sich, so fragt es sich weiter, wie diesen Gefahren begegnet werden kann.

Das geistliche Hagestolzentum hat die katholische Kirche zähe gewahrt, während der Protestantismus das evangelische Pfarrhaus als Vorbild eines gesegneten Familienlebens begründet hat. In der Griechischen Kirche sind, wie wir sahen, die Weltgeistlichen verheiratet, die Mönchsgeistlichen Hagestolze. Merkwürdig aber ist, daß ganz auf christlich-paulinischer Grundlage ein vielgenannter

moderner Dichter und Philosoph, der immer rätselhafter werdende Alte von Krasnoje Selo, Graf Leo Tolstoi, schon in seiner „Kreuzersonate" und in einem besonderen Buch über die sexuelle Frage (Berlin 1901) die Forderung völliger Keuschheit und Enthaltsamkeit inner- und außerhalb der Ehe jetzt für alle Menschen erhebt. Dem naheliegenden Einwand, daß auf diesem Wege die Menschen, statt immer mehr, wie doch Tolstoi es wünscht, Gott und dem Nächsten dienen zu lernen, aussterben würden, begegnet er mit den Sätzen, daß so wie so die Welt auf mechanischem Wege zu Grunde gehen werde, und daß es in der Natur eines Ideals, das seine Lehre darstelle, liege, niemals erreicht zu werden, letzteres eine Anschauung, mit der Tolstoi glücklicherweise recht behalten dürfte.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 146. Dachstube. Nach einem Gemälde von C. Spitzweg.

Was das Hagestolzentum der Laien anbetrifft, so haben diejenigen, welche sich mit seinen Gründen in alter oder neuer Zeit beschäftigt haben, mit Vorliebe die Frauen dafür verantwortlich gemacht. So tut es jener Ehefeind in dem goldenen Buche des Theophrast, von dem wir oben hörten, so tut es Eduard v. Hartmann in seinen Modernen Problemen (Die Lebensfrage der Familie), in denen er in den gesteigerten Lebensansprüchen unserer Töchter verbunden mit einer bei ihnen wachsenden Scheu vor häuslichen Verrichtungen die Hauptursache erblickt, die den Mann von dem Eingehen einer Ehe zurückschrecken lasse. Daran ist nun leider gewiß sehr viel Richtiges. Zu bemerken ist aber doch ein doppeltes, nämlich erstens, daß, wo die Lebensführung eines Volkes, wie dies bei uns jetzt der Fall ist, sich gehoben hat, es ein nutzloses Beginnen ist, sie durch Vorstellungen bei Männern oder Frauen auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken zu wollen, und zweitens, daß gegenüber dem mit elementarer Macht hervortretenden Wunsch unserer Frauen, an den religiösen und wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart

lebhafteren Anteil als bisher zu nehmen, es keinen Erfolg verspricht, an die Bildungsstufe unserer allerdings wirtschaftlicheren Groß- und Urgroßmütter zu erinnern. Ich glaube also, daß mit dieser gesteigerten Lebensführung beider Geschlechter und aller Stände sowie mit diesem erhöhten, leicht die Gefahr einer gewissen Unwirtschaftlichkeit in sich schließenden Bildungsbedürfnis der Frauen wie mit unabänderlichen Tatsachen für Gegenwart und Zukunft gerechnet werden muß.

Prüfen wir die Statistik der Ehe, so ergibt sich, daß die Häufigkeit der Eheschließungen in erster Linie nicht von subjektiven Erwägungen und Stimmungen der Heiratskandidaten, sondern von den wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen sie leben, abhängig ist. Dasselbe wird daher auch von den Eheschließungen der besseren Stände gelten, und da nun innerhalb dieser besseren Stände ohne Zweifel das große Heer der im Dienste des Staates oder der Gemeinde wirkenden Beamten das Hauptkontingent bildet, so ergibt sich, daß die Bezüge dieser Beamten im allgemeinen zu gering sein müssen, als daß der vermögenslose Mann in verhältnismäßig jungen Jahren ein vermögensloses Mädchen heimführen könnte. Überblicken wir diese Gehaltsverhältnisse im ganzen, so muß hervorgehoben werden, daß man im Reich und in Preußen immer um eine leidliche Versorgung der Beamten bemüht gewesen ist. Hinter diesen preußischen Gehältern aber, die vor einiger Zeit im preußischen Abgeordnetenhaus von den Rednern aller Parteien als ungenügend für die Gegenwart bezeichnet worden sind, stehen die der meisten übrigen deutschen Staaten schon jetzt teilweise um geradezu unglaubliche Beträge zurück, und es ist leider zu befürchten, daß diese Kluft sich mit der Zeit immer mehr erweitern werde. Was dieser Zustand für die Qualität der Beamten für unausbleibliche Folgen haben muß, ist hier nicht der Platz zu erörtern. Sicher aber ist, daß das Hagestolzentum, die „Spät-" und die „schlechte" Heirat in dem Beamtentum solcher außerpreußischen Bundesstaaten immer mehr um sich greifen müssen. Eine bis jetzt leider fehlende Heiratsstatistik des Deutschen Reichs nach Stand und Beruf würde diese Verhältnisse, soweit es möglich ist, auch zahlenmäßig festlegen. Wenn aber eine Besserung in dieser Hinsicht nur erzielt werden kann, wenn alle Einzelstaaten und ihnen folgend die Gemeindeverwaltungen sich entschließen würden, ihren Beamten ein auskömmliches und den modernen Lebensbedingungen angepaßtes Gehalt auszusetzen, so würden die Aufwendungen, welche hierfür nötig wären, wesentlich verringert werden können, wenn man sich zu einer Maßregel entschließen würde, die der gesunde Menschenverstand eigentlich von selbst empfiehlt, nämlich den Hagestolzen auf die Hälfte der Bezüge des Verheirateten herabzusetzen. Allerdings wird man einwenden, daß Hagestolz und Verheirateter in gleicher Stellung dasselbe leisten, und also auch den gleichen Lohn empfangen müßten. Aber selbst die Richtigkeit dieses Vordersatzes zugegeben — wir haben sie oben bezweifelt —, würde der daraus gezogene Schluß nicht zwingend sein. Denn das Gehalt eines Beamten ist nicht einfach dasselbe wie Arbeitslohn, sondern umfaßte, wie schon die Sprachgeschichte lehrt (vgl. Ausdrücke wie „Witwengehalt", „Ruhegehalt", „Ehren-

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl.

Verſuchung.

Nach einem Gemälde von Ed. Grützner.

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl.

Abb. 147. Quartett im Kloster. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner.

gehalt") von Haus aus nichts als den Unterhalt, der dem Beamten vom Fürsten oder vom Staate dargereicht wurde. Auf diese Grundbedeutung des Wortes braucht man nur zurückzugehen, um sofort zu erkennen, daß es ein Unding ist, dem Hausvater mit Frau und Kindern dasselbe „Gehalt" wie dem Hagestolzen zu geben. Wie weit man freilich heutzutage davon entfernt ist, so einfache Erwägungen anzustellen, beweist, daß man in mehreren Staaten (zum Beispiel zur Zeit noch in Preußen) sogar den Wohnungsgeldzuschuß trotz seines augenfälligen Zweckes dem Verheirateten und dem Unverheirateten

in gleicher Höhe zubilligt, während man im Königreich Sachsen sowie in Hessen verständigerweise den Junggesellen nur mit der Hälfte angesetzt hat.

Ergänzend müßte dieser Maßregel gegenüber den nicht als Staats- oder Gemeindebeamten wirkenden Personen höherer Einkommenstufen eine schon von Plato ebenso wie von Eduard von Hartmann empfohlene, progressive Junggesellensteuer zur Seite treten: „Der behaglich lebende Junggeselle muß aufhören, sich vergnügt die Hände zu reiben, sich seiner Pfiffigkeit zu rühmen und hohnlachend auf den dummen Tropf herabzusehen, der sich im Schweiße seines Angesichts für eine zahlreiche Familie plagt." Der Staat aber, der sogenannte soziale Staat, der jetzt mit verschränkten Armen alle diese Dinge gehen läßt, wie sie gerade gehen, würde durch solche Einrichtungen — und das wäre das Beste an ihnen — mit Frakturschrift verkünden, daß er die vielleicht wertvollste aller unserer Kulturerrungenschaften, die Ehe, hoch und heilig zu halten bereit ist.

Erleichterung der Eheschließung und -führung, sowie Bekämpfung des Hagestolzentums sind zugleich die einzigen Wege, auf denen man sich mit Erfolg der Lösung der Frauenfrage und der Eindämmung der Prostitution nähern könnte. Statt dessen werden wir alljährlich mit einem Meer von Schriften überschwemmt, in denen für die Frauen weit über das oben zugestandene Maß hinaus Ziele erstrebt werden, die sie niemals erreichen werden. Zudem müssen wir Jahr für Jahr dieselben Jeremiaden anhören, durch welche die angeblich nie so schwer wie jetzt bedrohte Sittlichkeit unserer Nation von der Polizei gerettet werden soll. Der Kulturhistoriker lächelt. Naturam furca expellere non potes (du kannst die Natur mit dem Stock austreiben, sie kehrt doch wieder). Sorgt, daß der tüchtige Mann zur rechten Zeit ein geliebtes Weib heimführen könne, und nicht erliege unter der Pflicht, die aus diesem Bund hervorsprießende vielköpfige Kinderschar bis zur Selbsterhaltung aufzuziehen.

Du aber, mein lieber Hagestolz, gehe in dich! Es kommen für dich schwere Zeiten. Darum spute dich, dir einen — Korb zu holen, aber nur, um darin, wie du es auf dem untenstehenden Chodowieckischen Bilde von der Heimführung der Braut (Abb. 148) siehst, die Braut nach Hause zu tragen.

Abb. 148. Heimführung der Braut. Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki.

Elftes Kapitel.

Der Mann als Greis.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Worin besteht das Altwerden? Jede Lebenstätigkeit beruht auf dem ewigen Wechsel zwischen Verfall und Aufbau der höchst kompliziert zusammengesetzten Bestandteile des Körpers, beziehungsweise seiner kleinsten Teilchen, die man allgemein als Zellen bezeichnet. Der Lebensvorgang bildet Stoffe, die zum Wiederaufbau der Körpersubstanz dienen, und solche, die als sogenannte Schlacken zur Ausfuhr gelangen.

Der gesamte Organismus und seine einzelnen Teilchen, die Zellen, werden selbstverständlich durch die ohne Unterbrechung während des ganzen Lebens dauernde Arbeitstätigkeit abgenützt und es verändert sich auch ihre chemische Zusammensetzung. Mit dem zunehmenden Alter zeigt sich eine stete Verminderung des Wassergehaltes der Gewebe und eine mit ihm in Zusammenhang stehende Vermehrung ihrer festen Bestandteile. So enthält der Körper des Erwachsenen in 100 Teilen: 60 Teile Wasser, 16 Teile Eiweiß und Leim, 19 Teile Fett, 5 Teile Asche.

Dagegen enthält der Körper des Neugeborenen in 100 Teilen: 71,2 Teile Wasser, 11,4 Teile Eiweiß und Leim, 13,4 Teile Fett, 2,4 Teile Asche, 1,6 Teile Extraktivstoffe.

Gerade so wie es für jedes Individuum eine Zeit gibt, in welcher das Wachstum aufhört, so gibt es auch eine Grenze für die Wiedererneuerung der Zellen. Ist diese Grenze überschritten, dann beginnt für die Zellen ein langsames Hinsterben. Der Forscher Mühlmann hat nachgewiesen, daß in jeder Entwicklungszeit des Körpers neben den fortschreitenden Entwicklungsprozessen rückschrittliche Erscheinungen auftreten. Zellen gehen zu Grunde, schrumpfen, werden verflüssigt. Zellen höheren Wertes werden in minderwertige umgewandelt. Freilich kommt dann die Zeit, bei der die rückschrittlichen Prozesse überwiegen. Das ist die Zeit des Alters. Es beginnt nicht plötzlich, sondern allmählich, schleichend, ungleichmäßig.

Solche Zellarten, welche jenen Zellen am ähnlichsten sind, die den menschlichen Keim zusammensetzen, altern am wenigsten. Es sind dies die Epithelzellen, jene Zellen, welche die Auskleidung der Mund-, der Nasenhöhle, des Darmes u. s. w. bilden. Dagegen altern jene Gewebe, welche sich in ihrer Entwicklung am weitesten von der Beschaffenheit der ursprünglichen Keimzellen beziehungsweise des Epithelgewebes entfernt haben, am allermeisten und frühesten. Es sind dies die sogenannten Bindegewebssubstanzen. Das

Bindegewebe ist das Stützgewebe des ganzen Körpers. Es füllt alle Lücken und Höhlen aus, es unterpolstert die Haut, es verbindet die einzelnen Körperteile miteinander und bildet endlich die Grundlage der Knochen und Knorpel. So ist es begreiflich, daß überall dort, wo das Bindegewebe schrumpft, die Haut einsinkt, das heißt sich Falten und Runzeln bilden, daß die Knochen an Stärke abnehmen, daß sie gebrechlich werden, daß endlich die Rundungen und schönen Formen einzelner Körperteile, insbesondere auch des Unterleibes, in Verlust geraten.

Trotz dieser Beeinträchtigung der Formen und der Schönheit des Körpers kann der Eindruck, den beispielsweise ein schöner Greisenkopf wie jener auf dem Gemälde von Rubens (Abb. 149) auf uns macht, ein harmonisch angenehmer sein, der geradezu unsere Bewunderung hervorruft. Die erhabene Ruhe, die von dem Greisenantlitz ausstrahlt, erfüllt uns mit Ehrfurcht, wir fühlen den Blick, der unser jugendliches Ungestüm zügelt, und glauben, wenigstens für eine Weile ebenso gerecht, so leidenschaftslos, so welterfahren zu sein, wie der Alte auf dem Bilde.

In viel geringerem Maße werden jene Gewebsbestandteile alt, welche man als Muskeln bezeichnet. — Das Nervengewebe, das „nach sehr großen Umwälzungen" sich aus den Keimzellen entwickelt hat, wird frühzeitig von Alterserscheinungen befallen. Bedenkt man nun, daß die einzelnen Organe aus diesen vier Gewebsarten sich aufbauen, dem Epithelgewebe, dem Bindegewebe, dem Muskel- und dem Nervengewebe, und daß der Anteil, den diese einzelnen Gewebsarten an den einzelnen Organen haben, ein so verschiedener ist, so wird man auch verstehen, daß die einzelnen Organe in verschiedener Art und verschiedenem Grade alt werden.

In der Haut betrifft der Altersvorgang wesentlich die tiefen Schichten, die aus Bindegewebe gebildet werden, während die oberflächlichen Hautschichten während der ganzen Dauer des Lebens wachsen und neu gebildet werden. Das gleiche gilt für die Schleimhäute, welche die Auskleidung von Nase, Mund, Magen- und Darmkanal bilden. In den Lungen wird hauptsächlich das Zwischengewebe betroffen. Die sogenannten elastischen Fasern verlieren ihre Leistungsfähigkeit, wodurch die Lungen selbst ihre elastische Ausdehnungsfähigkeit einbüßen und in den Zustand übergehen, den man den Alterslungendampf oder richtiger Alterslungenschwund bezeichnet. Dagegen werden wieder die die Lungenbläschen zusammensetzenden Zellen von den Altersveränderungen gar nicht getroffen. Sie bleiben bis in das späteste Alter wachstumsfähig.

Der Herzmuskel hat einen von den übrigen Muskeln abweichenden Bau, eine Beschaffenheit, welche ihn zu rückschrittlichen Veränderungen veranlagt. Milz und Lymphdrüsen sind bis in das höchste Alter wachstumsfähig. Die Leber neigt merkwürdigerweise zu frühzeitigen rückschrittlichen Veränderungen, was man ursprünglich in einer schlechten Blutversorgung gesucht hat. Das gleiche gilt für die Nieren. An den Körpermuskeln sind die rückschrittlichen Veränderungen gering. Bezüglich des Gehirns gilt

das schon vom Nervengewebe Gesagte.

Photographieverlag von J. Löwy in Wien.

Abb. 149. Greisenkopf.
Nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Wir wissen somit, daß die einzelnen Körpergewebe und Körperorgane in verschiedenem Grade alt werden. Den Schluß der rückschrittlichen Veränderungen bildet der Tod. Das Wechselspiel zwischen Aufbau und Zerfall der Zellteilchen hört auf. Das reizbare, zur Nahrungsstoffaufnahme fähige Protoplasma, das ist der Grundstoff der Zellen, wird allmählich immer mehr durch leblose Zerfallsprodukte ersetzt. Sauerstoff und Nahrungsstoffe können nicht mehr eingreifen, sie finden keine aufnahmsfähige Zellmasse mehr vor, wenn sie auch zugeführt werden. Die Lebenstätigkeit der Zellen nimmt allmählich und stetig ab.

Unter allen Organen verrichten die Schlagadern während des Lebens die stärkste Arbeit. Nicht nur das Herz, sondern auch die Adern ziehen sich fortwährend zusammen und treiben das Blut in alle Teile des Organismus. Bei einem sechzigjährigen Menschen hat sich das Adernsystem über zweimilliardenmal zusammengezogen. — Schon nach dem dreißigsten Jahre beginnt die Elastizität der Gefäße abzunehmen, und bereits nach dem vierzigsten Lebensjahre kann man durch eine mikroskopische Untersuchung einen Schwund der in den Gefäßwänden liegenden elastischen Fasern nachweisen. Gleichzeitig beginnt nun allmählich die innere Haut der Gefäße an Dicke zuzunehmen. Die Adern werden in ihrer Gesamtheit starr, und das Herz, welches das Blut in diese Adern hineinzupumpen hat, muß eine größere Arbeitsleistung aufbringen. Deshalb muß es mit zunehmendem Alter größer werden und wachsen, was tatsächlich nachgewiesen wurde. Das Herzgewicht beträgt bei

einem Neugeborenen . . .	24	Gramm		im Alter von	41—50	Jahren	290 Gramm
im Alter von 1—10	Jahren	82	„	„ „ „	51—60	„	305 „
„ „ „ 11—20	„	108	„	„ „ „	61—70	„	321 „
„ „ „ 21—30	„	263	„	„ „ „	71—80	„	317 „
„ „ „ 31—40	„	276	„				

Wie man sieht, tritt erst im höchsten Alter, nach dem einundsiebzigsten Jahre, eine geringe Abnahme des Herzgewichtes ein.

Auch an den Blutadern (Venen) kommt die Erweiterung infolge Abnahme der Spannkraft der Blutaderwände durch Schwund ihrer elastischen Fasern zu stande. So ist es zu erklären, warum mit zunehmendem Alter, selbstver-

ständlich mehr oder minder beeinflußt durch persönliche Umstände, Krampfader, Zustände der goldenen Ader, Blutstauung im kleinen Lungenkreislauf und damit verbundene katarrhalische Zustände leicht vorkommen.

Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, bedarf es nur der Überschreitung gewisser Grenzen, um aus einem normalen Alterszustand einen krankhaften entstehen zu lassen. Aus der Steigerung der eben erwähnten Veränderungen der Gefäßwände entwickelt sich jene Krankheit, die als Gefäßverkalkung bekannt und gefürchtet ist.

Bei der Entstehung dieser Erkrankung spielen aber auch entzündliche Veränderungen eine gewisse Rolle. Die Wände der Gefäße werden von einem schleichenden Entzündungsprozeß befallen, dessen Wesen darin besteht, daß innerhalb des Gewebes eine Wucherung der einzelnen Zellen zu stande kommt und sich in großer Menge sogenannte Kleinzellen entwickeln, welche die Lücken zwischen dem normalen Gewebe erfüllen und es vollständig durchsetzen. Die Ursache dieses Vorganges sieht man wieder in gewissen Veränderungen des Blutes, namentlich aber in der Anhäufung giftiger Stoffe in ihm. Solche Gifte sind der Alkohol, das Syphilisgift, das Bleigift u. s. w. Anderseits scheinen aber verschiedene andere Umstände die Ausbildung der Gefäßverkalkung zu begünstigen. Es sind dies: Schwere körperliche Arbeit, übermäßige Nahrung, namentlich mit einseitiger Fleischkost, endlich angestrengte geistige Tätigkeit.

Es muß ferner besonders hervorgehoben werden, daß die Gefäßverkalkung die Gefäße des ganzen Körpers betrifft und sich sehr verschieden bei den einzelnen Personen bald auf dieses, bald auf jenes Körpergebiet beschränkt. So kommt es vor, daß die Gefäßverkalkung die Gefäße der unteren Gliedmaßen betrifft, was sich in Kältegefühl und Krampfzuständen äußert und endlich auch zum Absterben der Zehen und der Ferse (Brand) führen kann. Im Beginne äußert sich die Gefäßverkalkung der unteren Gliedmaßen mit der Erscheinung des zeitweiligen Hinkens. Solche Personen müssen plötzlich stehen bleiben und können nicht von der Stelle, weil es zu örtlichen Blutstockungen kommt, bis nach einigen Minuten der Blutabfluß wieder frei wird.

Eine seltenere Form der Gefäßverkalkung betrifft die Blutadern des Unterleibes und äußert sich in anfallsweise auftretenden Kolikzuständen, die mitunter sehr schmerzhaft werden. Ebenso selten sind örtliche Gefäßverkalkungen im Bereiche des Hinterkopfes und des Nackens, die sich gleichfalls in sehr schmerzhafter Form in diesem Gebiete äußern.

Am häufigsten findet sich die Gefäßverkalkung im Bereiche der Gefäße des Herzens. Da nun diese die Blutversorgung des Herzens zu versehen haben, ist es klar, daß bei einer Störung des Blutabflusses innerhalb desselben es zu sehr schweren Erkrankungszuständen des ganzen Körpers kommen muß, was wieder schwere Folgezustände hat. Die Ursache der Herzgefäßverkalkung liegt in den bereits oben genannten Umständen, insbesondere auch im Tabakmißbrauch.

Fragen wir nun, in welchem Verhältnis der auf Seite 245 geschilderte Schwund von Gewebsteilchen innerhalb der Gefäße, wie er als Alters-

veränderung vorkommt, zu der Krankheit der Gefäßverkalkung steht, so müssen wir antworten, daß dieser erstere einen begünstigenden Umstand für die Entwicklung der Gefäßverkalkung darstellt. Anderseits ist es wissenschaftlich festgestellt, daß auch bei Greisen sehr hohen Alters keine Spur von Gefäßverkalkung weder im Leben, noch auch später auf dem Leichentisch zu finden ist. Den Gegensatz hierzu bietet die Tatsache, daß sehr oft Individuen des dreißigsten und vierzigsten Jahres schwere Erscheinungen von Gefäßverkalkung darbieten.

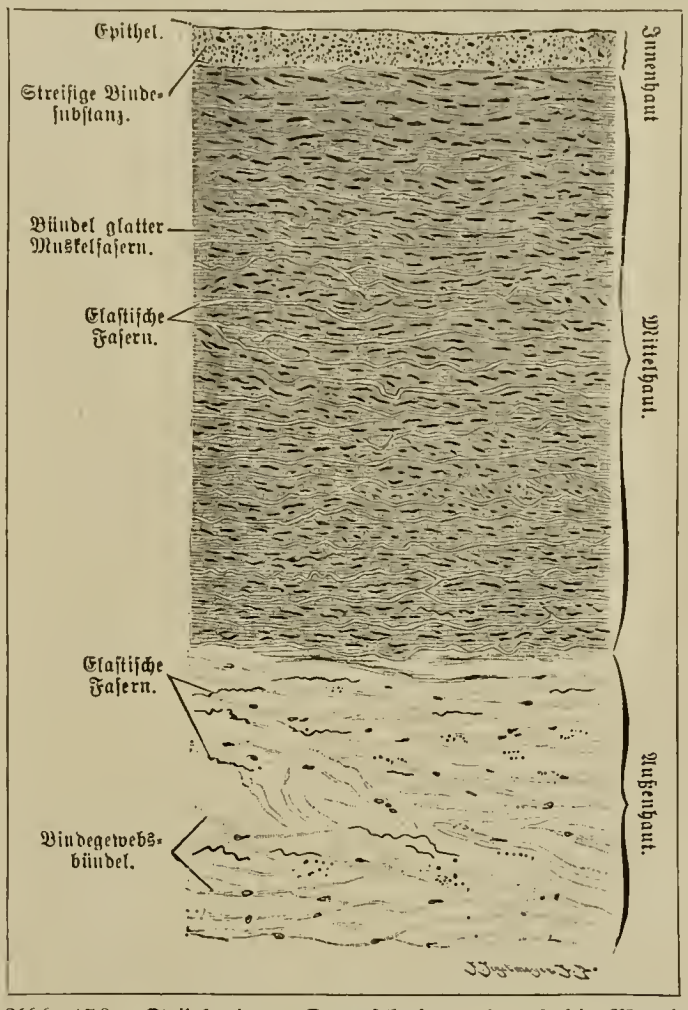


Abb. 150. Stück eines Querschnittes durch die Wand der großen Schlagader. 100mal vergrößert.

Das tatsächliche Wesen der Gefäßverkalkung besteht in einer Zunahme des Bindegewebes innerhalb der drei Schichten, aus denen sich die Wände der Blutadern zusammensetzen (Abb. 150). Die Innenhaut der Gefäße wird zum Teil in Fett verwandelt, zum Teil in kalkige Massen, die sich wie Mörtel von einer Wand abbröckeln. Daher der Name „Gefäßverkalkung".

Die Erscheinungen, welche die Gefäßverkalkung darbietet, bestehen in Schmerzen in der Herzgegend, die in den Arm ausstrahlen. Hierzu gesellen sich Beklemmungen, Herzklopfen, ein unangenehmes Gefühl des Brustdruckes, und endlich, namentlich bei Verkalkung der Herzgefäße, Anfälle von Atemnot unter dem Bilde der sogenannten „Herzbräune".

Im Gefolge der Verkalkung der großen Schlagader bildet sich eine Erweiterung dieses Blutgefäßes, die in Form einer Geschwulst den Brustinhalt beengt. Die Verkalkung kann auch die Herzklappen betreffen und infolge Verbildung ihrer Ränder zur Schlußunfähigkeit führen (Entstehung von Herzklappenfehlern).

Die Gefäßverkalkung in anderen Gebieten äußert sich in anfallsweise auftretenden Schmerzen, die oft fälschlich als Rheumatismus gedeutet werden. Die Beschwerden, welche die Gefäßverkalkung bei den einzelnen Personen her-

vorruft, sind sehr verschieden. Auch bedeutet nicht jede Gefäßverkalkung den nahen Tod, wie manche furchtsame Laien wohl glauben mögen. Unter entsprechender Pflege, Fürsorge, und vor allem unter entsprechender Selbstzucht, die alles Übermaß von Speisen und Getränken, Rauchen u. s. w. vermeidet, können Personen mit Gefäßverkalkung auch ein hohes Alter erreichen.

Die Altersveränderungen in den Lungen bestehen darin, daß die elastischen Gewebe zu Grunde gehen und die Lungenbläschen sich erweitern. Dadurch werden die Lungen als Ganzes vergrößert, und es bildet sich der Zustand der sogenannten Lungenerweiterung, der subjektiv zu Atemnot, Husten, Beklemmungen führt. Hierbei wäre weiter zu bedenken, daß der Brustkorb im Alter in seiner Ausdehnbarkeit sehr beeinträchtigt wird. Es kommt zu einer Verknöcherung der Knorpelteile der Rippen, und diese verhindert die in der Jugend so bedeutende Ausdehnung des Brustkorbes. Selbstverständlich leidet darunter die gesamte Atmung.

Das Gehirn wird im höheren Alter gleichfalls von Schwund betroffen. Es kommt zu einer Volumen- und Gewichtsverminderung. Noch schwerer wird das Gehirn aber dadurch geschädigt, daß die Gehirnadern verkalken und der Blut- und Nahrungszufluß zu diesem edlen Organ gehemmt wird. Das Rückenmark zeigt ähnliche Veränderungen wie das Gehirn, nur machen sich diese viel weniger bemerkbar.

Durch die Altersveränderungen des Gehirns leidet die Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke, wobei die Abschwächung der Sinnesorgane, von der noch die Rede sein wird, gleichfalls ihren Anteil hat. Daher nimmt im Alter die schöpferische Phantasie ab, während die Urteilskraft ungeschwächt bleibt, ja sogar eine reifere ist, als in der Jugend. Das Gedächtnis läßt immer mehr nach, merkwürdigerweise für die unmittelbar vorangegangenen Eindrücke viel mehr, als für die alten in der Jugendzeit aufgenommenen. Im hohen Alter tauchen oft Szenen aus der Kindheit mit frischer Lebendigkeit vor unseren Augen auf und rufen bald süße, bald traurige Erinnerungen hervor. Leidenschaftliche Äußerungen und Regungen des Gefühls werden seltener, ja oft zeigt sich ein gewisser Grad von Gleichgültigkeit, namentlich wenn es sich nicht um die eigene Person handelt. Infolge der sinkenden Fähigkeit, Neues zu erwerben, herrscht die Neigung vor, das Erworbene festzuhalten und so wenig als möglich davon abzugeben. Daher findet man nicht so selten im Greisenalter Habsucht und Geiz. Alle Handlungen werden vorsichtig, langsam, bedächtig vorgenommen, was schon auch der Schwächung sämtlicher Bewegungs- und Empfindungstätigkeiten entspricht. Die Muskeln werden schwach, der Gang unsicher, langsam, und infolge der Krümmung der Wirbelsäule vornübergebeugt. Häufig macht sich ein Zittern in den oberen Gliedmaßen bemerkbar. Der Schlaf ist im hohen Alter häufig gestört. Alte Leute begnügen sich häufig mit vier bis fünf Stunden Schlaf vollkommen, sie werden namentlich frühzeitig wach, während die Jugend gerade oft in den Morgenstunden am besten schläft. Nur in Fällen von Gehirnschwund stellt sich gesteigertes Schlafbedürfnis ein.

Das Auge zeigt ebenfalls eine Reihe von Veränderungen. Die Erweiterung des Sehloches ist eine schwächere, ja häufig begegnen wir einer dauernden Verkleinerung bis auf Stecknadelkopfgröße. Die Linse verhärtet, es stellt sich eine Schwäche des Gesichtssinnes ein; wir bemerken häufig, daß alte Leute beim Lesen das Buch weit von sich weg halten müssen. Diese Störungen treten bei Personen, die früher kurzsichtig waren, in viel geringerem Maße auf als bei Personen, die bisher ein normales Auge hatten. Auf den oberflächlichen Schichten der Hornhaut zeigt sich ein eigentümlich gelblicher Ring, den man als Greisenring bezeichnet. Sehr häufig stellt sich im hohen Alter eine vollständige Trübung der Linse ein, eine Veränderung, die den Namen „Star" bekommen hat. Um sie zu beheben, wird häufig auch noch im hohen Alter die Entfernung der Linse (Staroperation) vorgenommen. — Noch unangenehmer sind die Veränderungen im Bereiche des Gehörsinnes. Das Trommelfell verdickt sich, die sogenannten Gehörknöchelchen verkalken, wodurch die Gehörschärfe wesentlich leidet. Auch der Geruchsinn nimmt im hohen Alter ab, viel weniger und am seltensten der Geschmacksinn.

Von geringerer Bedeutung sind jene Veränderungen, welche den Magen-Darmapparat im Alter betreffen. Im allgemeinen ist die Verdauungsfähigkeit auch noch im höchsten Alter befriedigend, unter der Voraussetzung, daß dem Betreffenden nicht sehr schwer verdauliche oder allzuviel Speisen zugemutet werden. Das Nahrungsbedürfnis ist im allgemeinen ein geringeres. Infolge des Ausfallens der Zähne muß im höheren Alter, wenn nicht rechtzeitig ein künstliches Gebiß eingefügt wird, auf den Genuß fester Speisen verzichtet werden.

Die Geschlechtsorgane zeigen verschieden hohe Grade der Altersveränderung. Jene Zellen, welche die Samenfäden bilden, sind fettig entartet, wenngleich diese Entartung nicht alle Samenbildner auf einmal trifft, so daß oft bis ins höchste Alter lebende Samenkörperchen entstehen können, was mit der Zeugungsfähigkeit gleichbedeutend ist. Die äußeren Geschlechtsteile schrumpfen, die Schwellkörper des Gliedes veröden, die Möglichkeit der Steifung nimmt ab. Die Haut erschlafft und wird runzlig. Nur ein Teil der Geschlechtsorgane, „die Vorsteherdrüse", vergrößert sich und verursacht sehr unangenehme Beschwerden mühsamer oder vollständig behinderter Blasenentleerung, Harnstauung, die eine Entfernung des Harnes vermittels Katheter nötig macht und wieder zu schweren, unangenehmen Blasenkatarrhen führt.

Die Niere geht im hohen Alter ebenfalls dem Schwunde entgegen. Die Harnmenge nimmt ab.

Die Knochen büßen im Alter an Festigkeit ein. Es kommt daher leicht zu Knochenbrüchen, insbesondere sind die Schenkelhalsbrüche sehr gefürchtet, weil sie die alten Leute ans Bett fesseln und dann zu Lungenentzündungen Anlaß geben.

Die Haut zeigt Runzeln und Falten, was durch den Schwund des Unterhautzellgewebes bedingt ist. Hierdurch erhalten namentlich die Gesichtszüge

Abb. 151. Der Gelehrte. Nach einer Ölstudie von Otto Seitz.

scharfe, eckige Formen, die Backenknochen treten vor, die Nase springt schärfer nach außen, die Augen treten in ihre Höhlen zurück, das Kinn erhält statt der wohlgeformten Rundung eine spitze Form. Treffend sieht man diese Veränderung auf dem Bilde des alten Malers Michael Wohlgemuth, den sein berühmter Schüler Albrecht Dürer porträtiert hat (Abb. 152). Daß starke Runzelbildung den geistigen Ausdruck des Gesichtes nicht verdeckt, zeigt uns die Abb. 151.

Der berühmte römische Schriftsteller Cicero hat in seinem Buche vom Greisenalter vier Tatsachen angeführt, weshalb das Greisenalter unglücklich erscheint:

Erstens, weil es von der Verrichtung der Geschäfte abruft.

Zweitens, weil es den Körper schwächer macht.

Drittens, weil es fast allen Vergnügens beraubt.

Viertens, weil es nicht mehr weit vom Tode entfernt ist.

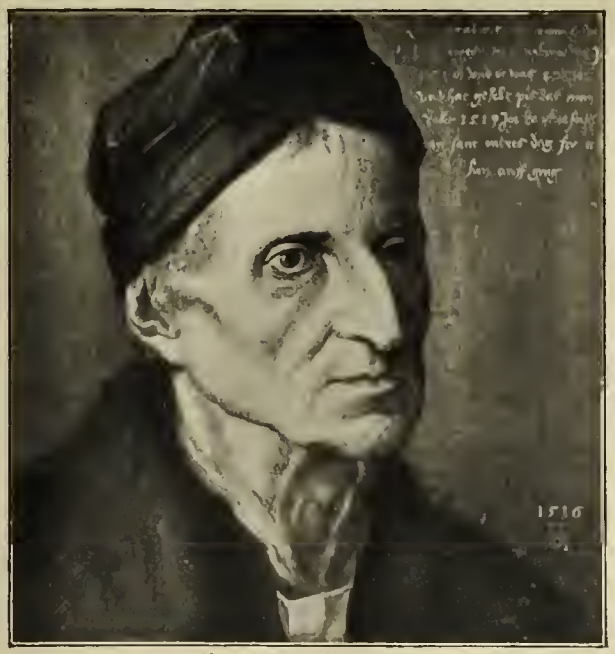
Den ersten Einwurf widerlegt Cicero durch den Mund des fünfundachtzigjährigen Cato, des Weisen, der ein Gespräch mit zwei jungen Leuten führt, indem er darauf hinweist, daß die Geschäfte im Greisenalter wesentlich im Erteilen weiser Ratschläge bestehen. Der Greis sei mit dem Steuermann zu vergleichen, der zwar nicht wie die jungen Matrosen auf den Mastbaum steigen und auf den Gängen herumlaufen müsse, sondern ruhig auf dem Hinterteile des Schiffes sitze und das Schiff steuere. Nicht durch Lebensstärke und jugendliche Behendigkeit werden große Taten ausgeführt, sondern durch Überlegung, Einsicht und Urteil, Eigenschaften, die gerade im hohen Alter vermehrt zu sein pflegen.

Gegen den zweiten Einwand, sagt Cato in Ciceros Buch, läßt sich hervor-

heben, daß die Geisteskräfte den Greisen erhalten bleiben, wenn sie dieselben nur durch Übung stärken und kräftigen. Nur im amtslosen ruhigen Leben nehmen die Geisteskräfte ab. Noch bis in das höchste Alter hat Sophokles Trauerspiele gedichtet und Pythagoras gab bis in das höchste Alter seinen Schülern Unterricht in der Weisheitslehre. Solon, der berühmte Gesetzgeber, sagte, daß man unter täglichem Hinzulernen alt werde. Cato selbst hat sich erst im höchsten Greisenalter mit den griechischen Schriften bekannt gemacht.

Das Lebensalter hat seine bestimmte Bahn und es gibt nur einen Weg der Natur, und zwar einen einfachen, und jedem Abschnitte des Lebens ist seine gehörige Zeit zugewiesen, indem die Schwäche der Kinder, die Wildheit des Jünglings, der Ernst des männlichen Alters und die Reife des Greisenalters etwas Naturgemäßes hat, was zu seiner Zeit benützt werden muß.

Der dritte Tadel des Greisenalters, daß es der sinnlichen Vergnügungen entbehre, ist eigentlich das höchste Lob. Es ist gleichsam ein Vorzug. Denn die Sinnenlust ist, wie schon der gelehrte Grieche Archytas, ein berühmter Philosoph um die Zeit vor 370 vor Christus, bemerkt hat, eine verderbliche Pest, die dem Menschen von der Natur gegeben sei. Es gäbe keine Frevel, keine Übeltat, zu deren Ausübung die sinnliche Begierde nicht anreizt. Wo die Sinnenlust herrsche, da ist für die Besonnenheit kein Raum. Im Reiche der Sinnenlust kann die Tugend nicht bestehen. — Etwa um dieselbe Zeit, wie der eben genannte Philosoph, lebte noch ein zweiter zu Athen, der behauptete, daß alles, was wir täten, auf das sinnliche Vergnügen bezogen werden müsse. „Die Lust", sagt Epikur — dies der Name dieses Weltweisen, von dem das Wort „Epikuräer", das heißt nur der sinnlichen Lust Lebende, abgeleitet ist, — „sei das höchste Gut und der Schmerz sei das größte Übel."



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 152. Brustbild des Michael Wohlgemuth.
Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer

Zu den sinnlichen Gelüsten zählen die reichen Mahlzeiten, die üppigen Zechgelage, der Genuß auserlesener Gerichte, in denen ja auch die alten Griechen und Römer Kenner und Meister waren, während als Getränk in den alten Zeiten fast einzig und allein nur der Wein diente. Richtig ist es nun, daß man im Alter nicht mehr so viel verträgt wie in der Jünglingszeit. Der mäßige Genuß wird jedoch niemals schaden, und gerade das, was die Mahlzeit würzt, das Zusammentrinken und Zu-

sammenspeisen, die Unterhaltung mit Freunden und Gleichgesinnten, wird im Alter noch viel mehr gepflegt als in der Jugend.

Der vierte Vorwurf, den das Greisenalter betrifft, ist die Nähe des Todes. Der Jüngling hofft, er werde noch lange leben können, was beim Greis nicht mehr der Fall ist. Der Greis fürchtet den Tod nicht so wie der Jüngling. Für den Jüngling und vollkräftigen Mann bedeutet der Tod etwas Gewaltsames, Furchtbares, und er tritt ja, wenn man von plötzlichen Unglücksfällen, denen schon an und für sich das Merkmal plötzlicher Gewalt innewohnt, absieht, nur nach schweren, schmerzhaften Krankheiten ein. Im Greisenalter bedeutet das Sterben eine langsame Auflösung, „gleich wie das Obst," sagt Cicero, „wenn es noch unreif ist, und sich nur mit Mühe vom Baume abreißen läßt, wenn es aber reif und durch die Sonne gezeitigt ist, abfällt, so nimmt jungen Leuten die Gewalt, alten die Reife das Leben."

Das Sterben selbst ist im hohen Greisenalter meist leicht. Jeder Arzt kennt der Beispiele genug, in denen alte Leute ihr Tagwerk in gewohnter Weise rüstig vollendeten, Abends zu Bett gingen und frühmorgens tot im Bette aufgefunden wurden. Der Tod hat sich seinem Zwillingsbruder Schlaf zugesellt und ihm seinen Besitz ganz stille und sachte entrissen. Man beobachtet den Eintritt des Todes im Greisenalter wie ein sanftes Einschlummern. Schiller gibt uns eine solche Szene im vierten Aufzug seines „Wilhelm Tell", wo er den Tod der Freiherren von Attinghausen schildert.

Nach dem lebenswahren Muster dieser Szene stirbt tatsächlich oft der Greis ruhig wie ein Prophet, wie einer, der eine weite Reise tut und Abschied nimmt von allen seinen Lieben. Er erlischt wie eine Lampe, der das Öl allmählich vergeht — sie brennt mit einer kleineren, schwächeren Flamme — ein Windhauch und sie erlischt für immer. Ob sich der Tod für gläubige oder ungläubige Seelen leichter gestaltet, ist wohl eine Frage, die nicht so leicht beantwortet werden kann. Am tiefsinnigsten hat sie wieder Cicero durch den Mund des älteren Cato beantwortet, indem er ihn sagen läßt: „O des herrlichen Tages, an dem ich zu jener göttlichen Versammlung und Zusammenkunft der Geister gehen und aus diesem Gewühle und Gewirre scheiden werde. — — — Solche Vorstellungen machen mir das Alter leicht und nicht allein nicht beschwerlich, sondern sogar erfreulich. — Wenn ich nun nicht irre, daß ich an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaube, so irre ich gerne, und ich werde mir diesen Irrtum, an dem ich Freude finde, solange ich lebe, nicht entreißen lassen. Sollte ich aber nach meinem Tode, wie gewisse kleinmütige Philosophen meinen, kein Bewußtsein mehr haben, so fürchte ich nicht, daß die toten Philosophen diesen meinen Irrtum verspotten."

Der Eintritt des Todes, das Sterben, hat für den Laien meist etwas Schreckliches, Furchtbares, Grauenerregendes. In Wirklichkeit tritt jedoch der Tod in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ganz ruhig und ohne besonderen Kampf ein. Im Gegensatz zu den in der Laienwelt bestehenden Anschauungen muß hervorgehoben werden, daß das Sterben nichts anderes bedeutet, als das Aufhören der Herztätigkeit. Alle anderen Organe können

ihre Tätigkeit versagen, können verletzt und in schwerem Maße in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt sein, ohne daß der Tod eintreten muß. *Nur das Herz darf in seiner unablässigen Tätigkeit nicht behindert sein.* Wenn den Krieger in der Schlacht eine Kugel in den Kopf trifft und er plötzlich tot zusammensinkt, so ist dies immer nur dann der Fall, wenn die Kugel jene Teile des Gehirns trifft, welche der Regulierung der Herztätigkeit vorstehen. Bleibt die Kugel in irgend einem anderen Teile des Gehirns sitzen, dann kann sie Lähmungen, Krämpfe, Bewußtlosigkeit, aber nicht den Tod herbeiführen. Dringt ein Bajonettstich in den Brustkorb und verletzt die Lunge, so kann der Verletzte am Leben bleiben. Er stirbt jedenfalls gewiß nicht sofort, unter Umständen später, wenn nämlich der Blutverlust ein so bedeutender ist, daß der Blutumlauf und die Herztätigkeit versagt. Ist letzteres nicht der Fall, dann kann er am Leben bleiben. Wird jedoch durch den Stich das Herz selbst durchbohrt oder etwa die große Schlagader eröffnet, dann tritt in wenigen Minuten der Tod ein.

Der Blitz oder irgend ein anderer elektrischer Strom, der den menschlichen Körper trifft, tötet nur dann, wenn er die das Herz regulierenden Gehirnteile oder die davon abhängigen Nerven beziehungsweise die Nerven des Herzens selbst lähmt.

Im Bette liegt ein bejahrter Mann, an dem der Arzt eine Lungenentzündung feststellt. Der Kranke befindet sich in hohem Fieber und das Herz muß, durch die Fiebergifte, die im Blute kreisen, angepeitscht, die doppelte Arbeit leisten als bisher. Da erlahmt das Herz, es hört auf zu schlagen, der Tod tritt ein. . . .

In einer Heilstätte liegt ein Lungenkranker. Ein Teil seiner Lunge ist nicht mehr leistungsfähig. Aber er lebt schon seit vielen Monaten mit nur einem geringen Bruchteil gesunder Lungenpartien. Plötzlich genügt dieser Teil nicht mehr, um das Blut genügend sauerstoffreich zu erhalten. Lippen und Nägel färben sich blau, das mit Kohlensäure überladene Blut lähmt die Herznerven, und ganz plötzlich tritt der Tod ein.

Auch bei allen fieberhaften Infektionskrankheiten wie Scharlach, Typhus, Blattern, Influenza u. s. w. kann das Krankheitsgift alle möglichen Organe treffen. Der Kranke lebt fort, solange die Herztätigkeit regelrecht vor sich geht. Bald früher, bald später wird jedoch der Herzmuskel geschädigt, das Herz stellt seine Tätigkeit ein, der Augenblick des Todes ist gekommen.

Bei allen Arten von Krankheiten, ebenso wie bei allen Arten äußerer Gewalteinwirkungen, ist das Sterben immer nur durch das Aufhören der Herztätigkeit bedingt. *Wir alle sterben schließlich immer nur an Herzschlag oder Herzlähmung*, wie der Laie sich auszudrücken pflegt.

Der Grund für diese Tatsache ist ganz klar für denjenigen, der einigermaßen in den Bau und die Tätigkeit des menschlichen Körpers eingeweiht ist. Alles Leben ist an eine fortwährende Tätigkeit der kleinsten Körperteilchen, Zellen genannt, gebunden. In ihnen finden fortwährend chemische Um-

setzungen statt. Es gehen innerhalb ihrer Leiber Verbrennungsprozesse vor sich. Die Feuerung für diesen Verbrennungsprozeß liefert ihnen jenes Gas, das mit dem Blute zugeführt wird, der Sauerstoff. Alle Körperteile müssen fortwährend Sauerstoff zugeführt erhalten. Diese Zuführung geschieht durch das in allen Körperteilen umlaufende Blut. Der Umlauf des Blutes aber wird wieder durch die Herzpumpe veranlaßt. Erlahmt das Herz, dann hört der Blutumlauf auf, dann wird die Zufuhr von Sauerstoff zu den kleinsten Körperteilchen, zu allen Organen gehemmt, dann hören alle Lebensvorgänge in diesen Körperteilchen vollständig auf.

Es gibt einige wenige Todesarten, bei denen das Aufhören der Lebensvorgänge in den kleinsten Körperteilchen früher stattfindet, als der Herzstillstand. Es sind dies jene Fälle, in denen durch mechanische Hindernisse der Luftzutritt gehemmt wird: wie beim Tod durch Ersticken, Ertrinken, Erhängen, endlich bei Einnahme gewisser Gifte, welche direkt den Lebensvorgang in den Zellen verhindern, so bei der Kohlenoxydgas-, Blausäure- oder Cyankalivergiftung.

Nicht der Tod, der Augenblick des Sterbens, ist schmerzhaft, wohl aber die dem Tode vorangehenden Krankheiten, die den davon Befallenen in ganz verschiedener Weise treffen. Der Tod im Greisenalter geht meist ohne Kämpfe und ohne Schmerzen vor sich, alle Körperteile sind welk geworden, ihre Tätigkeit ist träge, der allgemeine Trieb zum Leben ist schwach. Das Sterben tritt plötzlich klaglos ein.

Den Beginn des Greisenalters pflegt man gewöhnlich bei Männern mit den Sechzigerjahren anzunehmen, und das siebente Jahrzehnt, das ist also zwischen dem siebzigsten und achtzigsten Lebensjahre, ist unter gewöhnlichen Umständen als das Höchstmaß anzusehen. Freilich sind uns eine große Reihe von Beispielen höheren Alters bekannt. Im Alten Testament wird uns von dem hohen Alter der Patriarchen und Propheten berichtet. Abraham soll ein Alter von 175, Isaak von 180, Jakob von 147 Jahren erreicht haben. Moses, der als Führer und Gesetzgeber eines Volkes ein angestrengtes mühevolles Leben führte, brachte es bis auf 120 Jahre.

Von dem hohen Alter unter den griechischen Philosophen wurde bereits an anderer Stelle gesprochen. Das höchste Alter unter ihnen erreichte Epimenides von Kreta, der 157 Jahre alt geworden sein soll. Ihm am nächsten kommt Demokrit, dessen Alter auf 109 Jahre stieg. Der römische Geschichtschreiber Plinius, der zu Zeiten des Kaisers Vespasian lebte, erzählt in seinen Schriften von Leuten, welche 130 und 140 Jahre alt wurden. Der Eremit Paulus soll 113, der heilige Antonius 105 Jahre alt geworden sein. In stiller Einsamkeit lebende Einsiedler erreichen meist ein sehr hohes Alter und ein Eremit wird auch bildlich in der Regel immer als sehr alter Mann dargestellt (siehe Kunstbeilage „Der Eremit").

Von dreihundert Päpsten haben nur sechs ein Alter von 80 Jahren und darüber erreicht. Zu diesen zählen wir Papst Paul III., der ein Alter von 81 Jahren erreichte, ein feingebildeter Mann und Gönner Michelangelos,

der unter seiner Fürsorge die Peterskirche zu bauen fortsetzte, nachdem vorher ein Stillstand im Baue eingetreten war. Tizian hat ihn uns im Bilde verewigt (Abb. 153). Auch Paul IV. der im 79. Lebensjahre den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde 84 Jahre alt; Gregor XVI., einer der mächtigsten Förderer der päpstlichen Herrschaft, 81 Jahre (geboren 1765, gestorben 1846). Einer der ältesten Päpste war Leo XIII. (Abb. 154), er starb im Alter von 90 Jahren. — Aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert werden uns eine Reihe von Beispielen sehr alter Leute mitgeteilt.

Im Jahre 1670 starb der Engländer Jenkins im 161. Lebensjahre. Er war bis in sein höchstes Alter überaus kräftig und konnte noch mit über 100 Jahren in starken Strömen schwimmen. Ein zweiter Engländer, namens Th. Parr, wurde 152 Jahre alt, und hatte sein Leben unter neun englischen Königen verbracht. Im Jahre 1773 starb in Dänemark ein gewisser Draakenberg im 146. Jahre. Er diente bis in sein 91. Jahr als Matrose bei der königlichen Flotte. Im Jahre 1792 starb in Preußen ein Mann namens Mittelstedt, der alle Feldzüge unter König Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. mitgemacht hatte. In unzähligen Schlachten bot er dem Tode Trotz und erreichte ein Alter von 112 Jahren. Im preußischen Archiv ist das Lebensschicksal eines gewissen Peter Albrecht beschrieben, der von 1670 bis 1793 lebte, also 123 Jahre alt geworden war. Von seiner Lebenshaltung wird folgendes berichtet:

Photographieverlag von J. Löwy in Wien.

Abb. 153. Papst Paul III. Nach einem Gemälde von Tizian.

„Sein Körperbau ist eben nicht robust und seine Statur ziemlich klein. Daß aber seine inneren Teile von seltener Güte sein müssen, beweist der Umstand, daß er noch jetzt ziemlich harte Speisen verträgt, und mehr für diese als für weiche Nahrungsmittel ist, mehr für kaltes Fleisch und grobes Brot, als für warme Suppen und Semmeln. Seine Sinne sind noch nicht ganz schwach und sein Gehör noch besonders scharf, nur in seinem Gesicht hat das rechte Auge schon in früheren Jahren durch einen unvorsichtigen Stoß, sowie durch einen unbehutsamen Wurf sehr viel gelitten. Was zu seiner Erhaltung viel beigetragen, ist unstreitig, daß er keiner Art der Ausschweifungen ergeben gewesen und in wahrer Herzenseinfalt oder vielmehr Herzensunschuld vor Gott und Menschen gewandelt hat. An eine sklavische Diät hat er sich zwar nie gewöhnt, nie eine besondere Gattung von Speisen und Getränken sich zum Gesetz gemacht, nur

aber die Mäßigkeit nie aus den Augen gelassen. Ebenso ist's mit der Ausbildung seiner Seelenkräfte. Schulen waren zu seiner Zeit wenig oder gar keine auf dem Lande, höchstens nur eine oder zwei in großen Kirchspielen, aber er hat aus eigenem Triebe und durch eigene Bemühung sehr gut lesen gelernt. Bei einem sehr gesunden Menschenverstande und einem offenen Kopfe faßte er alles bald und leicht, und da er stets mit wohlerzogenen Menschen umging, hatte es auch um seine Ausbildung keine Not. Jetzt sind seine Seelenkräfte ziemlich schwach, und es schwebt ihm nur noch alles vor, wie er zu sagen pflegt. Die meiste Zeit hält er sich in seinem Bette auf, und ist dann munterer und gesünder, als wenn er außer demselben ist. Hier und da verläßt ihn sein Gedächtnis, doch erinnert er sich der Gegenstände aus der früheren Zeit leichter, als derjenigen aus der mittleren Zeit, nur das vergißt er nie, daß er unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm geboren wurde."

Aus Salzburg stammte ein Mann namens Georg Wunder, der am 23. April 1626 geboren wurde und am 12. Dezember 1761 in Greiz starb. In einem kleinen Dorfe unweit Bergen in Norwegen starb im Jahre 1797 ein Mann namens Joseph Surrington im 160. Jahre. Über einen Veteranen des preußischen Heeres, Karl Leopold, erzählt uns Hufeland, dem zum Teil die vorstehenden Beispiele entnommen wurden, folgendes:

Abb. 154. Papst Leo XIII.

„Geboren 1734 zu Storchnest in der Woiwodschaft Posen, wurde er 1755 Husar im Regiment Wartenberg, und wohnte im Siebenjährigen Kriege den Schlachten bei Prag, Roßbach, Leuthen und Liegnitz bei. Bei Prag und Liegnitz wurde er leicht verwundet. 1778 zog er mit in den bayrischen Erbfolgekrieg, und 1792 in den Krieg gegen Frankreich, in welchem er den Gefechten bei Blieskastel, Kreuznach und Bitsch beiwohnte und bei Kreuznach verwundet wurde. Wegen seiner Auszeichnung bei Bitsch erhielt er, damals Unteroffizier, die goldene Verdienstmedaille. 1794 diente er im Szekulischen Korps und wurde bei Ostrowo leicht verwundet. 1806 war er zu Neiße, als es belagert wurde. 1812 kam er in das Invalidenhaus zu Rybnik. Aber als im Jahre 1813 der Ruf des Königs zur Verteidigung des Vaterlandes erscholl, ließ er sich nicht zurückhalten, noch im neunundsiebzigsten Jahre die Waffen zu ergreifen und den Feldzug bis Paris mitzumachen. Er trat in das fünfte schlesische Landwehrkavallerieregiment als Unteroffizier ein und war in den Schlachten bei Bautzen, an der Katzbach, bei Leipzig und bei Paris. Nach dem Frieden von 1814 erhielt er für Auszeichnung in den Feldzügen 1813 und 1814 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Im Jahre 1815 ernannte Seine Majestät der König ihn zum Sekondeleutnant beim Invalidenkorps."

Als Beispiel der neueren Zeit führen wir noch an: Jakob Pichler, genannt der Högger Jaggele (Abb. 155).

„Er starb am 1. März 1905 auf dem Höggerhof bei Meran und ist hundertundvier Jahre, sieben Monate und acht Tage alt geworden. Bis in die letzte Zeit hinein war er frisch wie sonst einer. Freilich, das Laufen wollte nicht mehr so recht von statten gehen und die Augen machten auch nicht mehr mit; aber Wein und Tabak, den die zahlreichen Besucher dem Jaggele auf seinen heimatlichen Hof brachten, für die hatte er viel, viel Verständnis. ‚I kann nix mehr tian as bet'n und rach'n,' hat der Jaggele gesagt. Am 20. Juli 1800 auf dem Höggerhof geboren, konnte er sich noch deutlich an den wehmütigen Zug erinnern, wie Andreas Hofer gefangen aus dem Tale gebracht wurde. Im Jahre 1899 bei der Hoferfeier wurde der Jaggele fast hundertjährig dem österreichischen Kaiser vorgestellt. Davon erzählte er allzugern. Auch daß Defregger ihn 1897 in seinem Skizzenbuch verewigte, vergaß er nicht zu erzählen. An Altersschwäche ist er nicht gestorben, bewahre, an der modernen Influenza."

Viel häufiger sind Alter von 80 bis 100 Jahren, und alljährlich liest man von einigen Todesfällen aus dem Alter von ungefähr 100 Jahren, die sich da und dort ereignet haben. S. Schröter hat in seinem Buche „Das Alter und

Der Eremit.

Nach einem Gemälde von Salomon Koninck.

(Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München)

die Mittel alt zu werden" 744 Fälle angeführt, in denen die Betreffenden ihr Leben über 80 Jahre brachten. Es waren:

Apotheker	2	Kaufleute	11
Ärzte	6	Maler	3
Astronomen	1	Matrosen	2
Bauern	87	Musiker	2
Bürger	55	Gutsbesitzer	10
Dichter	3	Offiziere, darunter drei Feldmarschälle	21
Fürsten und Grafen	2	Päpste	1
Gärtner	4	Philosophen	18
Geistliche	26	Rechtsgelehrte	23
Handarbeiter	8	Schulmänner	4
Handwerker*)	71	Soldaten	12
Hebammen	2	Staatsminister	4
Hirten	3	Totengräber	1
Kardinäle und Bischöfe	6	Wundärzte	6

*) Darunter die, die am meisten Beispiele lieferten: Bäcker 3, Fleischhauer 4, Lohgerber 3, Müller 3, Schneider 3, Schuhmacher 5, Strumpfwirker 11, Zimmerleute 3.

In den nordischen Ländern, Schottland, Schweden, Norwegen, Dänemark, finden sich die meisten Beispiele ältester Leute. Hieran reihen sich Preußen, England und Rußland. In den heißen, namentlich aber in den Tropenländern ist das Leben ein viel kürzeres. Das Klima der Inseln scheint das Altwerden viel mehr zu begünstigen, als das des Festlandes. Auf der Insel Zypern werden die Leute älter als in Syrien, auf Formosa und Japan älter als in China, auf den Inseln des Archipels älter als auf dem Festlande von Asien. Die auf dem Lande lebenden Menschen erreichen ein viel höheres Alter, als die in der Stadt. Bauern, Matrosen, Soldaten, Hirten und Jäger werden viel älter als Stadtmenschen. Daß die Sterblichkeit in großen Städten ganz bedeutend ist, ist ja eine allgemein bekannte Tatsache.

Alle sehr alten Leute waren ein- bis mehrmal verheiratet. Ein gewisser Reichtum an Fortpflanzungskraft scheint der Verlängerung des Lebens zuträglich zu sein. Ebenso ist es ja gar kein Zweifel, daß das geordnete Leben des Ehestandes lebenverlängernd wirkt.

Je älter Mann und Weib im Ehestand werden, desto mehr schließen sie sich aneinander an, desto einträchtiger wird das Zusammenleben. Am Lebensabend führt der Mann das Weib und dieses legt ebenso stützend die Hand in jene des Mannes, wie uns dies van Hove in einem rührend einfachen Gemälde zeigt (Abb. 156).

Im allgemeinen kann man behaupten, daß aus der allerneuesten Zeit viel weniger Beispiele hohen Alters bekannt werden, als aus früheren Zeiten. Man schiebt die Schuld zum Teil auf ungenaue Führung der Geburtsregister in früheren Zeiten, ebenso wie ja auch das hohe Alter der Patriarchen oder des Methusalem, der 900 Jahre alt geworden sein soll, darauf zurückgeführt wird, daß man in den ältesten Zeiten das Jahr mit drei und später mit acht Monaten berechnete. Unzweifelhaft ist aber anderseits die Tatsache, daß die allgemeine Sterblichkeit, namentlich die Kindersterblichkeit, in der neuesten Zeit bedeutend abgenommen hat, was den verbesserten hygienischen Zuständen, der Errichtung von Heilstätten aller Art, der Assanierung

der Städte, der Errichtung von Säuglingsasylen und Findelhäusern zuzuschreiben ist.

Was verkürzt das Leben und wie wird man alt? Das sind wohl zwei Fragen, die sich jeder vorlegen muß. Denn es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß, wenn die Menschen noch so sehr über die Bürden des Lebens klagen, doch die überwiegende Mehrzahl gern lange leben möchte. Wir Ärzte wissen dies am besten zu beurteilen, da selbst Kranke, die jahrelang von den schwersten Leiden befallen sind, sehnlichst die *Verlängerung* ihres Lebens wünschen. Und wenn mancher auch hie und da sein Leben verwünscht, so ist es ihm doch meist darum nicht ernst zu tun.

Die Verkürzungsmittel des Lebens sind auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Zunächst kommt da eine angeborene Schwäche des ganzen Körpers oder einzelner Organe in Betracht. Es ist aber falsch, zu glauben, daß magere und von Natur aus schwächlich aussehende Menschen eine kürzere Lebensdauer haben, als kräftige und robuste. Gerade die Körperfülle täuscht zuweilen und gerade solche Menschen erliegen oft einem frühen Tode.

Abb. 155. Jakob Pichler, genannt der Högger Jaggele.

Ein weiteres Verkürzungsmittel des Lebens sind die äußeren Lebensbedingungen, in erster Linie die Wohnungsverhältnisse. In den dichtbevölkerten Stadtteilen, in den Arbeitervierteln, in denen die Menschen eingepfercht in kleinen Räumen beisammen wohnen, herrscht die größte Sterblichkeit. Der Mangel an Luft und Licht, die Anhäufung von Kohlensäure und anderen für die Atmung untauglichen Gasen in der Luft, deren Schwängerung mit Rauch- und Staubteilchen — zumeist befinden sich in der Nähe der Arbeiterviertel die meisten Fabriken —, endlich die mangelhafte Reinigung der Wohnungsräume, die teilweise dadurch bedingt ist, daß die Wohnungen gleichzeitig als Werk- und Arbeitsstätten dienen, teilweise dadurch, daß nicht nur der Mann, sondern auch das Weib in die Arbeit geht, und daher der letzteren die Zeit mangelt, für gründliche Reinigung Sorge zu tragen. Befindet sich in einem dieser Schlupfwinkel des Elends und der Armut irgend ein Kranker, namentlich ein Lungenkranker, so werden Krankheitsgifte allseitig ausgestreut, leicht verbreitet, und es bilden sich Seuchenherde, die meist schwer ausrottbar sind.

Aber auch die *Ernährung* des Proletariats läßt viel zu wünschen übrig. Die zum Leben nötige Menge an Eiweißstoffen, stärkemehlhaltigen Nahrungsmitteln und Fetten wird nicht in der gleich zweckmäßigen Art dem Körper zugeführt, wie bei den bemittelten Ständen. Da die Fleischpreise

immer unerschwinglicher werden, muß das Eiweiß in Form von eiweißhaltiger Pflanzenkost, namentlich Hülsenfrüchten, dem Körper übermittelt werden. Auch die Kartoffel spielt eine große Rolle im Haushalte der Minderbemittelten, obwohl sie nur wenig Nährwert besitzt und als Verbrennungsmaterial in großen Mengen zugeführt werden muß. Die Unterernährung beginnt bereits im frühesten Kindesalter, weil die Mütter nicht in der Lage sind, ihre Kinder selbst zu stillen und sich meist mit mehr oder minder verfälschter Milch und dem für die Organe des Säuglings sehr unzuträglichen Mehlbrei behelfen müssen. Darum ist schon die Säuglingssterblichkeit eine ganz gewaltige.

Abb. 156. Lebensabend. Nach einem Gemälde von van Hove.

Aber selbst wenn die Kinder über die ersten Jahre ihres Lebens glücklich aufgepäppelt wurden, so ist gerade die unzweckmäßige und ungenügende Ernährung schuld daran, daß sich englische Krankheit, Skrofulose, Blutarmut, allgemeine Körperschwäche entwickeln, und solche Individuen kein hohes Alter erreichen.

Lebensverkürzend wirkt ferner übermäßige körperliche und geistige Anstrengung. Was die körperliche Anstrengung betrifft, so wirkt sie nur dann schädlich, wenn Körperbau und Körperanlage, was man gewöhnlich mit dem Worte „Konstitution" bezeichnet, die zur Arbeit notwendigen Kräfte nicht aufzubringen vermag. Darum sollte die Berufswahl immer von einer körperlichen ärztlichen Begutachtung abhängig gemacht werden. In anderer Weise wirkt körperliche Arbeit dann schädlich, wenn entweder

die Arbeitsstätten irgendwelche Schädlichkeiten darbieten (ungenügende Größe, ungenügende Ventilation, abnorm hohe oder abnorm tiefe Temperatur u. s. w.) oder wenn die Arbeit selbst dem Körper Gifte zuführt. Das bekannteste Beispiel ist die Bleivergiftung, der eine große Reihe von Arbeitern verschiedener Gewerbe zum Opfer fällt.

Die Schäden übermäßiger geistiger Arbeit betreffen natürlicherweise wesentlich die sogenannten Kopfarbeiter. Nicht nur die Masse der geistigen Arbeit, die der einzelne in bestimmter Zeit zu bewältigen hat, kann Schaden bringen, sondern auch die Hast, in der er dieselbe zu vollbringen hat. Die schaffende, neue Gedanken erzeugende Geistesarbeit ist viel anstrengender als jene, welche nur in dem Aufnehmen fremder Gedanken besteht. Im Greisenalter ist das Gehirn überhaupt mehr zum Aufnehmen fremder Gedanken (Lesen, Zuhören u. s. w.) als zu eigener schöpferischer Tätigkeit befähigt. Gewisse mit der Nahrung zugeführte Genußmittel, wie Kaffee, Tee, und das Tabakrauchen regen die Geistesarbeit entschieden an. Werden aber die Reizmittel im Übermaß genossen, so schaden sie nicht nur an und für sich, sondern auch dadurch, daß sie scheinbar auf kurze Zeit die Geistesarbeit anpeitschen, in Wirklichkeit aber bloß die Ermüdung verdecken und das Gehirn mehr anstrengen, als zuträglich ist. Lebenverkürzend wirkt endlich die Geistesarbeit, welche einen Teil des Schlafes dem geistig Arbeitenden entzieht.

Den größten Anteil an der Verkürzung des Lebens haben die Krankheiten. Drei Vierteile der Menschheit gehen frühzeitig durch Krankheit zu Grunde. Nur ein Viertel verfällt dem natürlichen Tode im hohen Alter. Ungeheuer ist die Zahl jener kleinen Lebewesen, die unseren Organismus fortwährend bedrohen, und die als ansteckende Krankheiten nicht nur den einzelnen, sondern ganze Familien, Geschlechter, die Einwohnerschaft einer Stadt und eines ganzen Landes zu befallen pflegen. Im Laufe der Zeiten haben diese Seuchen ihren Charakter geändert. Im Mittelalter hat eine der furchtbarsten Krankheiten, die Pest, oder wie man sie damals nannte, der schwarze Tod, die Bevölkerung Europas in schreckenerregenden Epidemien befallen, während sie heutzutage nur mehr in ihrem Stammlande Indien unter den Eingeborenen des Landes ihre Todesopfer sucht. Ebenso waren die Blattern bis zu den Zeiten, da man durch des englischen Arztes Jenner unsterbliche Entdeckung der Blatterngiftansteckung durch frühzeitige Impfung vorbeugen konnte, eine allgemein verbreitete Volkskrankheit. Desgleichen war der Typhus der unheimliche Gast in allen großen Städten bis fast in unsere Gegenwart, während er gegenwärtig eine nur vereinzelt vorkommende Krankheit darstellt. Kanalisation und Beschaffung guten Trinkwassers haben dieses Wunder erreicht. Masern, Scharlach, Keuchhusten, Diphtherie haben an Häufigkeit nur wenig abgenommen, nur die Sterblichkeit an diesen Krankheiten hat sich infolge der Anwendung wirksamer Heilmethoden vermindert. Aber noch immer haust eine einzige Krankheit furchtbar unter unserer Bevölkerung, die Tuberkulose, der etwa der siebente Teil der Menschheit zum Opfer fällt. Den meisten Anteil daran haben wieder die minderbemittelten Stände, ins-

besondere die Arbeiter. Für Wien hat beispielsweise Professor Sternberg nachgewiesen, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose in den Arbeitervierteln eine bedeutend größere ist, als in jenen Stadtteilen, die von anderen Ständen bewohnt werden. In England starben zwischen den Jahren 1851 und 1860 noch doppelt so viel Menschen an Tuberkulose, als in den Jahren 1891 bis 1900; ein Beweis, daß sich die Tuberkulosesterblichkeit in diesem Lande wesentlich vermindert hat. Nach Durchschnittszahlen starben an tuberkulösen Krankheiten auf 1000 der männlichen Bewohner in England 3,08 bis 3,30 und der weiblichen Bewohner 2,69 bis 3,51, in Preußen dagegen 3,46 bis 3,67 der männlichen und 2,89 bis 3,02 der weiblichen Bewohner. Nach einer Statistik der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften starben in einem Jahre von 1000 männlichen Versicherten 3,69 an Tuberkulose. Sehr interessant ist auch die Tatsache, daß, nach einem Bericht über den Gesundheitszustand Englands, das Alter, in dem der Tod an Tuberkulose erfolgt, in den letzten fünfzig Jahren viel weiter hinaufgerückt wurde. Während vor fünfzig Jahren die Tuberkulose meist ihre Opfer in den Jahren zwischen 25 und 35 fand, starben in den darauffolgenden zwanzig Jahren die meisten Männer zwischen 35 und 45.

An die Infektionskrankheiten reiht sich das Heer der anderen Organkrankheiten. Krankheiten des Herzens und der Niere wirken lebensverkürzender ein, als Krankheiten der Leber, der Milz, des Magens und Darmes. Auch die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks zeichnen sich durch einen meist sehr langsam schleichenden Verlauf aus und wirken im Durchschnitt nur in geringem Maße lebensverkürzend. Eine besondere Stellung nehmen die Neugebilde ein, insbesondere der Krebs, der alle Organe befallen kann.

An Krebs starben pro 1000 der Bevölkerung in England 0,20 bis 0,47; in Preußen 0,24 bis 0,39. Da der Krebs jedoch in der Regel erst im fünften und sechsten Jahrzehnt auftritt, wirkt er, auf die Gesamtmasse der Bevölkerung bezogen, nicht in dem Maße lebensverkürzend, wie andere Krankheiten. Unter 13 735 Todesfällen, die in England unter 1 Million Menschen vorkamen, fanden sich in dem Jahrzehnt von 35 auf 45: 241 Fälle von Krebs. Unter der mehr als fünffachen Zahl von Todesfällen in dem Jahrzehnt 65 bis 75 konnte die zehnfache Anzahl von Krebstodesfällen konstatiert werden, nämlich 2623 Krebstodesfälle unter 69 574 Todesfällen überhaupt.

Eine große Anzahl von Menschen unterliegt den sogenannten gewaltsamen Todesarten. Seit den geschichtlichen Zeiten sind gegen sieben Milliarden Menschen auf den Schlachtfeldern zu Grunde gegangen. Durch Überschwemmungen, Erdbeben, Vulkanausbrüche u. s. w. sind eine Unzahl von Menschen im Laufe der Zeiten dem Tode anheimgefallen. Abgenommen hat das Sterben im Kampfe mit den wilden Tieren, da diese immer mehr und mehr in die unwirtlichen Gegenden verdrängt und teilweise auch durch die stete Verfolgung des Menschen dem Aussterben nahe gebracht werden. Dagegen hat sich die Zahl der Todesfälle vermehrt, die durch die Einrichtungen des modernen Verkehrs bedingt sind. Eisenbahnkatastrophen und Automobilunfälle, der Tod durch Überfahren, der Tod durch mannigfache Unfälle in den verschiedenen Fabrikbetrieben haben ganz bedeutend zugenommen und zählen in den großen Städten zu den alltäglichen Ereignissen der lokalen Chronik.

Die Länge der Lebensdauer des Menschen ist für zahlreiche und wichtige Fragen von besonderer Bedeutung. Namentlich haben sich die Versicherungsgesellschaften mit diesen Fragen vielfach und eingehend beschäftigt. Die wahrscheinliche Lebensdauer eines Neugeborenen beträgt nach den in den meisten europäischen Staaten ermittelten Zahlen zwischen 39 bis 49 Jahre. Lehrreich ist diesbezüglich nachfolgende Aufstellung, welcher die Ermittlung von siebzehn englischen Lebensversicherungsgesellschaften während 78 Jahren mit 83 905 Versicherten und 13 781 Todesfällen zu Grunde liegt.

Lebensalter	Lebende	Sterbende	Mittlere Lebensdauer	Lebensalter	Lebende	Sterbende	Mittlere Lebensdauer	Lebensalter	Lebende	Sterbende	Mittlere Lebensdauer
10	100000	676	48,36	30	86292	727	34,43	50	69517	1108	20,18
11	99324	674	47,68	31	85565	734	33,72	51	68409	1156	19,50
12	98650	672	47,01	32	84831	742	33,01	52	67253	1207	18,82
13	97978	671	46,33	33	84089	750	32,30	53	66046	1261	18,16
14	97307	671	45,64	34	83339	758	31,58	54	64785	1316	17,50
15	96636	671	44,96	35	82518	767	30,87	55	63469	1375	16,86
16	95965	672	44,27	36	81814	776	30,15	56	62094	1436	16,22
17	95293	673	43,58	37	81038	785	29,44	57	60658	1497	15,59
18	94620	675	42,88	38	80253	795	28,72	58	59161	1561	14,97
19	93945	677	42,19	39	79458	805	28,00	59	57600	1627	14,37
20	93268	680	41,49	40	78653	815	27,28	60	55973	1698	13,77
21	92588	683	40,79	41	77838	826	26,56	61	54272	1770	13,18
22	91905	686	40,09	42	77012	839	25,84	62	52505	1844	12,61
23	91219	690	39,39	43	76173	857	25,12	63	50661	1917	12,05
24	90529	694	38,68	44	75316	881	24,40	64	48744	1990	11,51
25	89835	698	37,98	45	74435	909	23,69	65	46754	2061	10,97
26	89137	703	37,27	46	73526	944	22,97	66	44693	2128	10,46
27	88434	708	36,56	47	72582	981	22,27	67	42565	2191	9,96
28	87726	714	35,86	48	71601	1021	21,56	68	40374	2246	9,47
29	87012	720	35,15	49	70580	1063	20,87	69	38128	2291	9,00

Wie aus vorstehender und anderen Zusammenstellungen ersichtlich ist, schwankt in der Tat die mittlere Lebensdauer des Menschen in Europa zwischen 35 bis 45 Jahren. Den Unterschied zwischen der Sterblichkeit in einem ganzen Lande und der speziellen Sterblichkeit in einer großen Stadt zeigt die nachfolgende Tabelle, welche das Königreich Preußen mit Berlin vergleicht.

Von je 100 000 Personen jeder Altersstufe starben:

Alter	Männer		Weiber	
	Preußen	Berlin	Preußen	Berlin
10 Jahre	549	748	532	495
20 „	762	886	639	774
30 „	975	1071	976	1265
40 „	1437	1908	1247	1405
50 „	2226	2918	1777	1807
60 „	3866	4358	3432	3212
70 „	7909	7860	7567	6834

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens erwähnt, daß die große Sterblichkeit der städtischen Bevölkerung hauptsächlich und wesentlich durch eine Reihe wirtschaftlicher und sozialer Einflüsse veranlaßt wird, und daß dort, wo in den Landgemeinden ähnliche Verhältnisse auftreten — das ist in jenen Orten, wo die Bevölkerung wesentlich industriell ist —, die Sterblichkeit sofort in jener Weise zunimmt, wie in den großen Städten.

Von den besonderen Umständen und Verhältnissen, welche die einzelne Person betreffen, ist wieder die Ernährung von wesentlichem Einfluß auf die Lebensdauer. Das zu viele Essen strengt die Verdauungskräfte unmäßig an und kann zunächst allerlei Magen- und Darmbeschwerden hervorrufen, je mehr den einzelnen Nahrungsmitteln reizende Stoffe (Gewürze, pikante Saucen, übermäßige Versüßung) beigemengt werden. Je einförmiger die Kost ist, desto weniger verleitet sie zur Übermäßigkeit. Je vielfältiger und mannigfacher die Gerichte bereitet werden, desto mehr wird man zum Essen verführt. Daher kommt es, daß reiche Leute, welche sich den raffinierten Genüssen der Tafelfreuden Tag für Tag hinzugeben pflegen, sehr häufig zunächst an Verdauungsbeschwerden erkranken, und weiters, weil sie zu viel essen und zu viel Würzstoffe und Genußmittel dem Körper zuführen, ihr Blut mit übermäßiger Säure (Harnsäure) und Eiweißstoffzerfallsprodukten überladen und dadurch an Zuständen von Blutfülle, Rheumatismus und Gicht zu leiden haben. Ein Beweis, daß jedoch auch Feinschmecker ein hohes Alter erreichen können, ist der Franzose Brillat-Savarin, der den Hauptzweck seines Lebens darin sah, der Feinschmeckerei zu frönen, und von dem der berühmte Ausspruch stammt: „Die Entdeckung eines neuen Gerichtes ist für das Glück der Menschheit wichtiger, als die Entdeckung eines neuen Gestirnes." Savarin erreichte das hohe Alter von 71 Jahren.

Alkohol, beziehungsweise die alkoholischen Getränke, werden von alters her als Lebensverkürzer bezeichnet. Die Anhänger der strengen Abstinenz schildern die Schäden des Alkoholgenusses in den düstersten Farben. Daß mit diesen Warnungen etwas zu weit gegangen wird, zeigen uns am besten einige historische Tatsachen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde beispielsweise dem Alkoholgenuß viel mehr gefrönt als heutzutage. Die Kellerordnung Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen vom Jahre 1648 rechnete auf die jungen Herren „und Fräulein" bei jeder Mahlzeit insgesamt zwei Maß Wein und fünftehalb Maß Bier — für die Mägde und Offizierstische auf jede Person eine Maß Bier, dreieinhalb Maß Landwein — an den Feiertagen auf jede Person zu Mittag eine halbe Maß Wein; für das „gräfliche und adelige Frauenzimmer" zum Früh- und Vespertrunke vier Maß Bier und des Abends zum Abschenken drei Maß Bier; für die Dienerschaft Vormittags neun Uhr auf jede Person eine Maß Bier und Nachmittags um vier Uhr wieder ebensoviel. — Wenn es auch ausgemacht ist, daß der Alkohol kein Nahrungsmittel, sondern nur ein Genußmittel ist, der insbesondere in der Form starker Weine und Schnäpse geradezu die Eigenschaft eines Giftes hat, so wissen wir doch anderseits, daß sich der Mensch an den Genuß von Giften gewöhnen kann und daß daher vielen Menschen der gewohnheitsmäßige Alkoholgenuß nicht schadet. Nur so ist es zu erklären, daß zum Beispiel Professor Pflüger in seiner Schrift „Über die Kunst der Verlängerung des menschlichen Lebens" von einer Reihe von Personen Mitteilung macht, die trotz andauernden starken Alkoholgenusses ein hohes Alter erreichten. So erwähnt er einen französischen Metzger, der sich jede Woche zweimal betrank, aber doch 102 Jahre alt wurde, und einen irischen Landwirt, namens Brawn, der 120 Jahre alt starb und folgende naive Grabschrift erhielt: „Unter diesem Stein liegt Brawn, der nur durch die Kraft starken Bieres 120 Jahre zu leben vermochte. Er war immer betrunken, und in diesem Zustande so schrecklich, daß sogar der Tod sich vor ihm fürchtete. Als er eines Tages gegen seine Gewohnheit sich ruhig verhielt, nahm sich der Tod ein Herz, griff ihn an und triumphierte über diesen Trunkenbold ohnegleichen." — Den größten Schaden stiftet der Alkohol unter den minderbemittelten Volksklassen, die ihn in konzentriertester Form als Branntwein genießen, höchst wahrscheinlich deshalb, weil dieser eine besonders giftige Art von Alkohol enthält. Hierbei kommt weiter der Umstand in Betracht, daß Trinker dieser Sorte zu wenig Nahrungsstoffe zu sich nehmen und den Alkohol gleichsam an Stelle unbedingt notwendiger Nährmittel dem

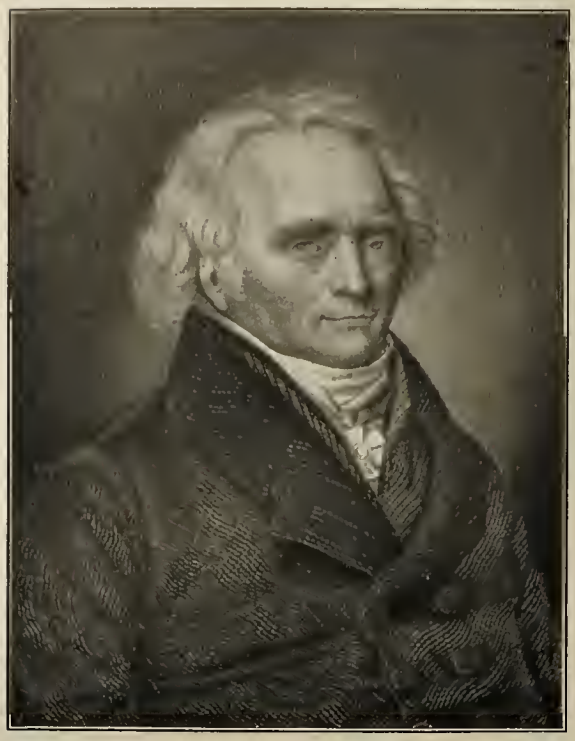


Abb. 157. Chr. W. Hufeland. Nach einem Stich.

Körper zuführen, was auf die Dauer schädlich wirkt. Jeder unmäßige Genuß von Alkohol wirkt lebensverkürzend, sofern man nicht einzelne Personen, sondern die ganze Masse der Bevölkerung in Betracht zieht. Alkohol in Tagesmengen von 0,3 Liter Wein und 0,3 bis 0,5 Liter Bier wirken auch zeitlebens genossen nicht schädlich. Eine Ausnahme erleidet dieser Satz nur in jenen Fällen, in denen infolge gewisser bestehender Erkrankungen einzelner Organe des Nervensystems, des Herzens, der Leber, der Nieren Alkohol schädlich wirkt und auch in kleinen Mengen untersagt ist.

Zu den Verkürzungsmitteln des menschlichen Lebens zählen auch gewisse Erregungszustände des geistigen Lebens, die sich in Form von Aufregungszuständen und Gemütsverstimmung zeigen und durch Sorgen, Kummer, aufregende und angestrengte berufliche Tätigkeit bedingt sind. Dagegen ist Arbeit, wenn sie nicht in allzu große Geschäftigkeit und Überbürdung ausartet, dem Leben nur zuträglich. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß Personen, die sich frühzeitig von ihrem gewohnten Berufe zurückziehen, dann beschäftigungslos in den Tag hinein leben, meist frühzeitig altern und kein hohes Alter erreichen.

Den Verkürzungsmitteln des menschlichen Lebens muß man die Verlängerungsmittel gegenüber stellen. Ein Anrecht auf ein langes Leben hat vor allem der, der von gesunden, langlebigen Eltern stammt. Wenn man Personen einen Rat zur Verlängerung ihres Lebens geben will, so muß man vor allem nach den Todesursachen ihrer Eltern und Blutsverwandten forschen, um möglichst früh die Anlage zu den Krankheiten, welche den Tod veranlaßt haben, zu bekämpfen. Regelmäßige körperliche Übungen, Spazierengehen, Atmungsgymnastik, Mäßigkeit in Speise und Trank wirken krankheitsverhütend. Die Gesundheit des Herzens und der Blutgefäße, von welcher die Ernährung der Organe und Gewebe abhängt, wird dadurch unterhalten, daß man das Blutgefäßsystem in fortwährender Tätigkeit erhält. Dies geschieht durch die Verbindung der Atmung mit Muskelübungen. Die natürlichste Form solcher Übung ist das Gehen. Hierdurch werden Herz- und Atmungstätigkeit beschleunigt. Es wird mehr Blut in die Blutgefäße getrieben und dieses in verstärkter Menge den einzelnen Organen zugeführt, wodurch diese besser ernährt werden. Durch regelmäßige tiefe Atmung in frischer, freier Luft wird mehr Sauerstoff in die Lunge und in das Blut aufgenommen und die schädliche Kohlensäure rascher und schneller ausgeschieden. Durch die Zusammenziehung der Beinmuskeln wird mehr Blut von ihnen angezogen und das Herz entlastet, während die abführenden Blutadern gleichzeitig wieder

das unbrauchbar gewordene Blut zum Herzen zurückführen. Aber auch der Blutumlauf des Unterleibes wird durch das Gehen befördert, das den wichtigen Organen des Verdauungsapparates, die in der Unterleibshöhle lagern, zu gute kommt. Die Dauer des für die Gesundheit zuträglichen Spazierganges wechselt je nach dem Alter und dem Gesundheitszustand der betreffenden Personen zwischen einer bis drei Stunden für den Tag und soll gleichmäßig auf den Vor- und Nachmittag verteilt werden. Schlechtes Wetter soll im allgemeinen kein Grund für eine Unterbrechung der täglichen Spaziergänge bilden. Nur ist es notwendig, für entsprechende Kleidung und Schutz vor Durchnässung Sorge zu tragen. Ständige Bewohner der Städte sollen womöglich einen Tag in der Woche auf dem Lande zubringen, nicht nur wegen des Genusses reiner, staubfreier Luft, sondern auch wegen der günstigen Einwirkung, die eine veränderte Umgebung auf den Zustand des Gehirns auszuüben pflegt. Als man den neunzigjährigen Moltke fragte, wieso er seine Gesundheit und Körperkraft so lange erhalten habe, antwortete er: „Durch große Mäßigkeit in allen Dingen, durch regelmäßige Bewegung im Freien, bei jedem Wetter, gut oder schlecht: niemals einen ganzen Tag im Hause."

Die ganze Lebenshaltung darf von Jugend auf nie verweichlicht sein. Sehr bemerkenswert sind diesbezüglich die schönen Worte, die Hufeland (Abb. 157), einer der berühmtesten Ärzte des achtzehnten Jahrhunderts, in seinem berühmten Buche „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" zum ewigen Gedächtnis niedergeschrieben hat:

„Ich muß hier einen Hauptfehler unserer heutigen Erziehung rügen, der jenen Grundsätzen ganz entgegen ist, die physische und moralische Weichlichkeit. Ich verstehe darunter die Gewohnheit und das Bestreben, Kindern und jungen Leuten das Leben so leicht und bequem wie möglich zu machen, und allen Widerstand und Druck, alles Harte und Beschwerliche sorgfältig aus dem Wege zu räumen. Dies gilt sowohl vom Physischen, als auch vom Moralischen. Im Physischen rechne ich dahin bequeme Möbel, Sofa, Federbetten, ein immer gleiches, warmes Stubenklima, weiche, schon vorgearbeitete Speisen u. dgl. Im Moralischen eine zu weiche, nachgiebige Behandlung, Vermeidung aller Strenge, alles direkten Widerstandes, aller Strafen, die Methode, alles spielend zu lernen — eine große Torheit —, da es ja nicht bloß darauf ankommt, daß man lernt, sondern gewiß ebensosehr, wie man es lernt, das heißt, daß man zugleich die Kunst lernt, zu lernen, sich Mühe zu geben, Schwierigkeiten zu überwinden und sich's sauer werden zu lassen. Eine solche Erziehung erzeugt Schlaffheit und Schwäche, denn nur Widerstand bildet wahre Kraft, nur die Überwindung von Schwierigkeiten und Mühseligkeiten gibt Selbsttätigkeit, Energie und Charakter. Ist es denn nicht unser ganzes Leben hindurch die Mühe, die Arbeit, die Widerwärtigkeit, wodurch uns das Schicksal erzieht, und unsere edelsten Kräfte, unseren Mut, unsere Erhebung über das Irdische und Gemeine ausbildet?"

Abb. 158. Ad. v. Menzel.
Nach der Natur gezeichnet von Jan Veth.

Daß anstrengende Geistesarbeit dem Erreichen eines hohen Alters nicht abträglich erscheint, beweisen einige aufs Geratewohl aus verschiedenen Geistesgebieten gewählte Beispiele. So wurde Goethe (Abb. 120) 83 Jahre, Ad. v. Menzel

(Abb. 158) 80 Jahre, Lukas Cranach (Abb. 160) 82 Jahre, Ludwig Windthorst (Abb. 159) 80 Jahre, Alexander v. Humboldt (Abb. 161) 91 Jahre, Rudolf v. Alt (Abb. 162) 93 Jahre alt.

Der in seiner Vaterstadt Wien im 93. Lebensjahre verstorbene berühmte Aquarellmaler Rudolf v. Alt entstammte einer bürgerlichen Künstlerfamilie. Er wurde am 28. August 1812 geboren, bildete sich an der Wiener Akademie sowie auf Reisen durch Österreich, Italien u. s. w. und errang sich durch seine meisterhaften Landschafts- und Architekturbilder einen großen und wohlbegründeten Ruf. Seine zahlreichen Verehrer nannten ihn den Klassiker der österreichischen und italienischen Renaissance- und Barockpaläste, den Entdecker intimer Naturschönheiten in Tirol und Kärnten, in Dalmatien, Böhmen und Galizien, den farbigen Schilderer Venedigs und der Lombardei, den „Menzel der Landschaft" und wiesen ihm als Maler aller historisch oder künstlerisch bedeutenden Bauwerke seiner Heimat eine einzigartige Stellung an. Erst im Alter wurde ihm die verdiente Anerkennung zu teil. Er erhielt den Professorentitel, die goldene Staatsmedaille und das Ehrendiplom, den persönlichen Adel und wurde zum Ehrenmitglied der Wiener Akademie, sowie einer Anzahl ausländischer Künstlergenossenschaften ernannt.

In der Art der Nahrung liegen auch gewisse Momente zur Verlängerung des Lebens. Zunächst muß alles aus der Nahrung ausgeschaltet werden, was lebensverkürzend wirkt, und worüber bereits an anderer Stelle gesprochen wurde. Je älter der Mensch wird, desto weniger Nahrung soll er zu sich nehmen, namentlich die Abendmahlzeiten sollen ringfügig sein oder ganz wegfallen. Es genügt oft ein Glas Milch — der sauren Milch hat der berühmte russische Forscher Metschnikoff besondere lebensverlängernde Eigenschaften zugeschrieben — oder ein Stück Obst, ein Apfel, eine Traube, mehr als Anregungs- denn als Nahrungsmittel. Die Fleischnahrung soll, je älter der Mensch wird, immer mehr eingeschränkt werden. Die meisten Menschen, die über achtzig Jahre alt wurden, waren keine starken Fleischesser. „Ich habe Gelegenheit gehabt," so schreibt der berühmte Arzt am Deutschen Hospital zu London, Sir Hermann Weber, „der Lebensweise von mehr als achtzig Personen nachzuforschen, welche ein Alter von 86 bis 100 Jahren erreicht haben. Obgleich die Mehrzahl dieser Leute zu den wohlhabenden Klassen gehörte und nicht genötigt war, sich einzuschränken, so waren darunter doch nur sechs, welche die Gewohnheit hatten, viel zu essen und zu trinken; viele von ihnen aßen und tranken auffallend wenig; einige lebten fast ganz von grünen Gemüsen, Kohlehydraten mit Zusatz von etwas Milch, Käse und Butter, gelegentlich Eiern und nur ganz ausnahmsweise Fleisch, Fisch oder Geflügel."

Abb. 159. Ludwig Windthorst.

Wenn nun auch eine vorwiegend vegetarische Kost für das höhere Alter zweckentsprechend befunden wird, so darf anderseits der Vegetarismus nicht als alleiniges Elixir zur Erreichung eines hohen Alters angesehen werden. Die ausschließliche Pflanzenkost schadet nämlich dadurch, daß sie in zu großen

Mengen genossen werden muß. Alle Speisen müssen gründlich gekaut werden. Nicht nur die möglichste Zerkleinerung der Nahrungsstoffe, sondern auch die möglichst eindringliche Durchtränkung mit Speichel ist für die Verdauung der Speisen notwendig. Da aber im höheren Alter naturgemäß die Zähne ausfallen, muß frühzeitig für ein möglichst gut passendes, künstliches Gebiß Sorge getragen werden, wodurch auch das unschöne Einsinken der Kieferknochen, das bei Zähnemangel eintritt, verhindert wird.

Vom Alkoholgenuß haben wir bereits unter den Verkürzungsmitteln des Lebens gesprochen. Geringe Quantitäten oder ab und zu ein Glas leichten Bieres kann für Personen des Greisenalters eher zu- als abträglich bezeichnet werden. Tee darf in einer Tagesmenge von 4 bis 6 g von alten Leuten genossen werden, wenn er rasch aufgegossen und nur ganz kurze Zeit stehen gelassen wird. Kaffee darf nur in geringen Mengen und nicht zu stark getrunken werden und wird meist schlechter vertragen als der Tee. Sowohl Tee als auch Kaffee wirken als Anregungsmittel und haben gleichzeitig, was sehr wichtig erscheint, gefäßerweiternde Eigenschaften. In dieser Wirkung beeinflussen sie beginnende oder vorgeschrittene Gefäßverkalkung in günstigem Sinne. Gleichzeitig wirken beide Getränke harntreibend.

Abb. 160. Lukas Cranach.
Nach einem Selbstporträt gestochen von M. Steinla.

Das Rauchen ist namentlich für Leute im höheren Alter ein unentbehrliches Genußmittel. Es wirkt gewiß nicht schädlich, wenn es mäßig betrieben wird. Als solches Maß gelten ein bis zwei Zigarren, drei oder vier Zigaretten, auch zwei Pfeifen.

Geistige Beschäftigung ist ein unbedingtes Gebot auch für Personen des hohen und höchsten Greisenalters. Wenn die betreffende Person nicht selbst dafür Sorge trägt, müssen die Angehörigen die entsprechenden Mittel finden. Jede geistige Beschäftigung wirkt ebenso blutantreibend, wie die körperliche Arbeit. Sir Weber berichtet von einem Spitalverwalter, der mit 75 Jahren schwere Alterserscheinungen zeigte, im 82. Lebensjahre war er an Händen und Füßen geschwollen, seine Herztätigkeit war schwach, seine Intelligenz war völlig gebrochen. Da wollte man plötzlich Einrichtungen, die er im Hospital getroffen hatte, umstoßen, dies versetzte ihn in eine ungeahnte Aufregung und trieb ihn zu fieberhafter Tätigkeit an. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um diese Reformen zu verhindern. Und siehe da, seine Herztätigkeit wurde von Tag zu Tag besser, die Schwellungen an Händen und Füßen schwanden vollkommen, der intelligente Gesichtsausdruck kehrte wieder zurück, die geistige Arbeit, die Freude über den Erfolg hatte den Mann zauberhaft verjüngt. Mehr als ein Jahr dauerte dieser günstige

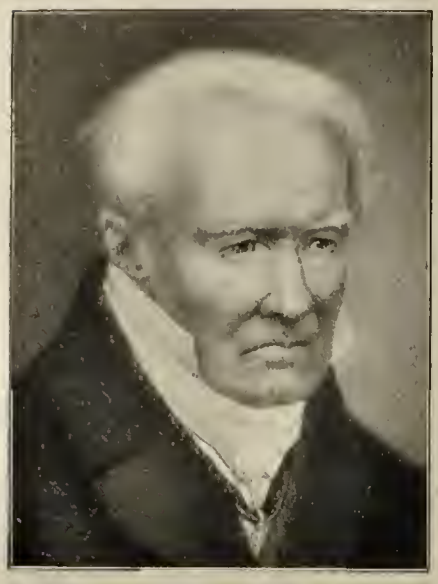


Abb. 161. Alexander v. Humboldt.

Zustand, als plötzlich eine Influenza den Dreiundachtzigjährigen dahinraffte. Ein zweites Beispiel betrifft eine siebzigjährige Frau, die neben schweren körperlichen Alterserscheinungen in einen Zustand von absoluter Teilnahmlosigkeit, die fast wie Blödsinn zu betrachten war, verfiel. In diesem Zustand erwartete sie ihren baldigen Tod. „Da brachte man ihr," so berichtet Sir Weber, „als einen letzten Versuch eine dringende Botschaft von einer Tochter, welche seit Jahren ihr Bett nicht hatte verlassen können und einzig an dieser Mutter hing. Die Tochter flehte darum, sie noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Die Mutter wurde zu ihr getragen, und die mütterliche Teilnahme wurde durch den Zustand der Hilflosigkeit, des Kummers und der Liebe wieder erweckt. Sie nahm etwas Nahrung und Wein mit der Tochter, sie wurde wieder etwas geistig belebt, wurde eine Zeitlang täglich zu der Tochter getragen, deren Freude über die Ankunft der Mutter wie ein mächtiger Reiz auf diese oder in der Tat auf beide zu wirken schien. Allmählich gewann die Kranke auch wieder Interesse an den anderen Familienmitgliedern, genas im Laufe von mehreren Monaten vollständig, mit Ausnahme einer gewissen Herzschwäche, und blieb dann noch fünfzehn Jahre der Mittelpunkt ihrer großen Familie."

Die angeführten Beispiele sind sehr lehrreich und zeigen, daß Beschäftigung für alte Leute, die sich von ihrem Berufe zurückgezogen haben, unbedingt notwendig ist. Personen, die neben ihrem Berufe irgend einer Sammlertätigkeit gefrönt haben, sollen diese jedenfalls weiter fortsetzen. Auch Spiele jeder Art, wie Schach, Karten, Domino, können für alte Leute als zeitweilige Anregung nur empfohlen werden. Freilich dürfen sie nicht im Übermaß aus Gewinnsucht und auch nicht in schlecht ventilierten, rauchigen Lokalen, Kaffee- oder Gasthäusern, sondern zweckmäßiger im bequemen eigenen Heim oder in dem befreundeter Altersgenossen betrieben werden. Aus letztgenanntem Grunde ist auch der Besuch von Gasthäusern in den Abendstunden, wenn die daselbst getriebene Bierbankpolitik auch nicht sehr geistesermüdend wirkt, doch nur mit besonderer Berücksichtigung der betreffenden Person zu empfehlen. Sehr zweckmäßig ist für alte Leute Beschäftigung in

Abb. 162. Rudolf v. Alt.

der Landwirtschaft und Gartenpflege, wie dies auch schon Cicero in seiner oben genannten berühmten Schrift empfiehlt.

Starke Erregungen, wie sie Sorge, Kummer, plötzliche Unglücksfälle mit sich bringen, sollen von alten Leuten möglichst ferngehalten werden. Es gehört zu den alltäglichen Vorkommnissen, daß alte Leute infolge von unerwarteten Unglücksbotschaften plötzlich starben. Personen, die von Jugend auf eine gewisse Selbsterziehung gepflegt, und die es verstanden haben, die eigenen Leidenschaften zu beherrschen, werden auch von äußeren Erregungen meist weniger schwer betroffen und sind Unglücksfällen aller Art gegenüber viel unempfindlicher und widerstandsfähiger.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 163. Bildnis eines alten Mannes.
Nach einem Gemälde von Jan Lievens.

Naturgemäß pflegen sich im Alter die Leidenschaften der Jugend zu dämpfen. Leichte Erregbarkeit, Jähzorn, unüberlegte Handlungsweise und rasches, unvorherbedachtes Reden erfahren ja meist schon im höheren Mannesalter eine gewisse Mäßigung. Auch die Sucht nach Erwerb, die mit Neid und Mißgunst gegen die anderen einhergeht, pflegt schon aus rein natürlichen Gründen im Alter langsam zu schwinden. Reiche Lebenserfahrungen machen den Greis ruhiger, gefaßter und auch nachsichtiger gegen die Fehler und Schwächen der Mitmenschen. Ein Zug erhabener Ruhe und stiller Beschaulichkeit liegt auf dem Antlitz des Greises, wie uns dies Jan Lievens in seinem Bildnis eines alten Mannes (Abb. 163) treffend darstellt.

Anderseits pflegen sich gerade im Greisenalter manche unangenehme Eigenschaften zu entwickeln. Weil die Möglichkeit fehlt, neue Güter zu erwerben, sucht das Alter das Erworbene krampfhaft zusammenzuhalten. Beispiele von ganz unglaublichem Geiz, der zuweilen geradezu krankhaft zu sein pflegt, sind ja allbekannt. Der Tod nimmt dann all die Schätze mit sich, wie dies Holbein in dem bekannten Holzschnitt (Abb. 164) unübertrefflich zum Ausdruck bringt. Eine gewisse Schwatzhaftigkeit pflegt als eine sonst nur dem weiblichen Geschlecht anhaftende Eigenschaft im hohen Greisenalter auch bei Männern vorzukommen. Sie zieht die alten Männer an den Wirtshaustisch und verleitet sie oft, ein Gläschen Wein mehr zu trinken, als ihnen dienlich ist. So entwickelt sich manchmal die berühmte Kupfernase, die schon äußerlich den Trinker kennzeichnet (Abb. 165), wenngleich sie keineswegs ihre Ursache

Abb. 164. Der Geizhals.
Aus dem „Totentanz" von Hans Holbein d. J.

im Trinken allein, sondern sehr häufig auch in örtlichen Ernährungsstörungen der Hautadern ihre Ursache hat.

Eine gewisse Ruhe und Zufriedenheit pflegt das Greisenalter zu begleiten. Ernst und fast traurig ist der Blick des alten Mannes auf dem berühmten Gemälde von Tintoretto (Abb. 166) neben dem offenen, munter in die Welt schauenden Blick des jungen Knaben, der neben ihm steht.

Besondere Bedeutung hat noch weiter der Schlaf. Das Schlafbedürfnis ist bei verschiedenen Personen sehr wechselnd. Nicht nur Beschäftigung und Lebensweise, sondern auch Gewohnheit sind hier von großem Einfluß. Für Erwachsene genügen meist fünfeinhalb bis sieben Stunden Schlaf. Neun und zehn Stunden im Bette zuzubringen, ist ganz entschieden ein Mißbrauch und, wie schon der große Philosoph Immanuel Kant bemerkt, gleichbedeutend mit Schwächung der Energie unseres Geistes und Körpers und geradezu lebensverkürzend. Greise pflegen im allgemeinen weniger zu schlafen, ohne daß dies ihr Allgemeinbefinden wesentlich stören würde. Manchmal steigert sich das geringe Schlafbedürfnis im Alter zur völligen Schlaflosigkeit. Während des Schlafes ruhen unser Gehirn, unsere Sinne, unsere Nerven, aber auch unser ganzer übriger Körper aus. Was treibt die Seele unterdessen? fragt Brillat-Savarin, und antwortet darauf: Sie lebt in sich; wie der Pilot bei Meeresstille, wie ein Spiegel im Dunkeln, wie eine Leier, die niemand schlägt, harrt sie neuer Reize.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 165. Der Mann mit der Kupfernase.
Nach einem Gemälde von Rembrandt.

Über Hautpflege, Bekleidung, Abhärtung ist schon sehr viel von berufener und unberufener Seite geschrieben worden. Im allgemeinen gilt die Regel, daß man im hohen Alter von seit Jahren üblichen Lebensgewohnheiten nicht abgehen soll. Wer kalte Bäder von Jugend auf

gewöhnt ist, kann das Kaltbaden auch bis in das hohe Alter fortsetzen, vielleicht mit dem Unterschiede, daß die Badedauer etwas kürzer und die Abtrocknung etwas energischer vorgenommen wird. Wer gewohnt ist, wollene Unterkleider zu tragen, der darf sie gewiß nicht ablegen, wenn er in die höheren Jahre kommt.

Besondere Veränderungen spielen sich auf der Kopfhaut ab, insofern, als ihre schützende Bedeckung, die Haare, ausfallen. Oft zeigt sich dieses Ausfallen schon in den Vierzigerjahren und Männer in den Fünfzigern haben oft schon ganz bedeutende Glatzen. Diesen veränderten Verhältnissen muß durch Tragen schützender Kopfbedeckungen, Hauskappen, Mützen, durch eine Perücke Rechnung getragen werden.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 166. Bildnis eines alten Mannes.
Nach einem Gemälde von Tintoretto.

Wechsel des Aufenthaltes und Reisen werden ebenfalls zu den Verlängerungsmitteln des Lebens gezählt. Für die Zeit bis zu den Sechzigerjahren mag dies wohl richtig sein. Für Personen, die sich bereits dem siebenten Jahrzehnt nähern oder dasselbe gar überschritten haben, ist dagegen häufiger Wechsel des Aufenthaltes nicht sehr zuträglich. Die Lebensweise im Greisenalter soll pünktlich nach der Uhr eingerichtet sein. Die Kost soll eine tunlichst gleichmäßige, die Unterkunft eine den Gewohnheiten der betreffenden Person möglichst entsprechende sein. Alle diese wichtigen Forderungen für die gleichmäßige Lebenstätigkeit können auf Reisen nicht erfüllt werden. Der schnelle Übergang von der Hitze in die Kälte und umgekehrt kann leicht Erkältung und hierdurch entstehende Krankheiten hervorrufen. Auch diese Übelstände können auf Reisen leichter zu stande kommen, als unter den genau abwägbaren Verhältnissen des seit Jahren bekannten Wohnortes.

In alten Zeiten hat man von einer geheimnisvollen Lebenskraft gefaselt

und man glaubte auch an die Möglichkeit des geheimnisvollen Mittels, das Leben verlängern zu können. Hufeland erzählt von einer Grabschrift, worin ein gewisser Claudius Hermipus der Welt kundtut, er habe sein Leben durch den Atem junger Mädchen verlängert. Aber selbst der große Boerhave ließ einen Amsterdamer Bürgermeister zwischen zwei jungen Leuten schlafen, um dadurch sein Leben zu verlängern.

Der berühmte Theophrastus Bombastus Paracelsus (Abb. 167) rühmte sich, ein unfehlbares Mittel zur Lebensverlängerung zu besitzen. Nur bei ihm selbst scheint es nicht wirksam gewesen zu sein, denn er starb bereits im achtundvierzigsten Lebensjahre. Dann kamen die Sterndeuter, welche vorgaben, aus den Sternen Mittel zur Verlängerung des Lebens zu finden. Man nahm an, daß jeder Mensch unter dem Einfluß eines gewissen Gestirns stände. Und da man damals einen gewissen Zusammenhang zwischen den Sternen und den Metallen als sicher vorhanden hielt, so war es nur notwendig, Gegenstände aus diesen Metallen am Körper zu tragen, um sich die ganze Kraft der damit verbundenen Sterne zu sichern. Der berühmte Bako von Verulam hing auch an der Idee einer Lebensverlängerung und empfahl den Gebrauch des Opiums, um die inneren Bewegungen des Körpers zu mäßigen und hierdurch gleichsam der Abnützung vorzubeugen. Der Tee des Grafen Saint Germain war nichts anderes als ein noch heute beliebtes Abführmittel.

Unbekannt ist die Zusammensetzung des Lebenselixirs von Cagliostro, des berüchtigten Abenteurers, und bis in die neueste Zeit wird der Lebensbalsam von Sbudeus, eine Tinktur aus Enzian, Rhabarber und Aloe, die Lebenstropfen von Heß, eine Mischung von Alkohol mit Essigäther, der Lebenswecker von Wolferstädter, eine Mischung von Abführ- und Bittermitteln, aufgelöst in gemeinem Branntwein, und so noch viele andere Geheimmittel, teils offen, teils heimlich dem leichtgläubigen Publikum für schweres Geld weit über dem Erzeugungspreis verkauft.

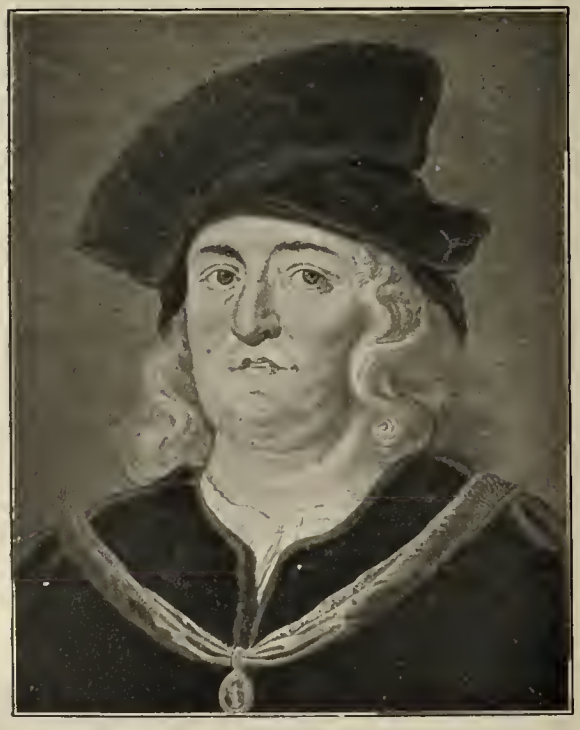


Abb. 167.
Theophrastus Bombastus Paracelsus.
Nach einem alten Stich.

Trotz aller Fortschritte in den Naturwissenschaften, trotz aller Aufklärung und Volksbelehrung lebt in der großen Masse der geheime Drang nach dem Übernatürlichen, Wunderbaren, Unerklärlichen. Das Volk ist ein großes Kind, es hört gerne Märchen und läßt sich täuschen, auch wenn es die Fopperei voraussieht.

Das Weib.

Das Leben. Nach einem Gemälde von Raphael Schuster-Woldan.

Erstes Kapitel.

Der Körperbau des Weibes
(verglichen mit dem des Mannes).

Von Privatdozent Dr. Otto Großer in Wien.

In zwei anatomisch wohlgekennzeichneten Formen tritt uns die Menschheit wie die Arten der höheren Tiere überhaupt entgegen: männlich und weiblich. Die Unterschiede aber, die beim erwachsenen Menschen sich bis auf so feine Einzelheiten erstrecken, daß die Feststellung der Tatsachen unseren Hilfsmitteln gerade noch möglich bleibt, sind wenigstens für unser Beobachtungsvermögen nicht von Anfang an gegeben, sondern im Laufe der Entwicklung des Individuums erworben. Der Ausgangspunkt dieser Entwicklung, Ei- und Samenzelle, dann das befruchtete Ei, ja selbst der Embryo in den ersten Wochen seiner Entwicklung besitzen bei allen höheren Wirbeltieren keinerlei Merkmale, die uns gestatten würden, das Geschlecht des werdenden Organismus zu bestimmen, und dies noch zu einer Zeit, wo die Geschlechtsorgane bereits angelegt sind.

Diese Unbestimmtheit geht so weit, daß bei jedem Embryo die Geschlechtsorgane *beider* Geschlechter angelegt werden. Allerdings betrifft dies nicht sämtliche Teile dieses Organsystems; die Anlage der Geschlechtsdrüse (Keimdrüse) selbst ist — auf jeder Körperseite — nur eine einfache, sexuell zunächst unbestimmte, und ebenso werden die äußeren Organe zunächst in indifferenter Form ausgebildet, die eine Weiterentwicklung nach der einen

oder der anderen Seite gestattet. Die Ausführungsgänge der Keimdrüse aber, aus welchen die an die Drüse anschließenden inneren Geschlechtsorgane hervorgehen, werden jederseits zunächst als zweifaches Rohr angelegt; von diesem Doppelrohr ist je nach der späteren Entwicklung des Embryos der eine oder der andere Teil später der Rückbildung verfallen.

Wir können somit sagen, daß der Embryo — es gilt dies für alle Wirbeltiere — zunächst (vor Anlage der Keimdrüse) ein geschlechtsloses und dann ein zweites Stadium durchläuft, in dem er zwar schon Geschlechtsorgane besitzt, aber, wenigstens für unsere Untersuchungsmethoden, als Zwitter erscheint.

Für den Menschen gilt das erstere Stadium etwa bis zur vierten Woche, das zweite für eine Altersstufe von etwa vier bis fünf Wochen. Der Embryo wächst im Laufe der letzteren von etwa zehn bis zu etwa fünfzehn Millimeter heran, besitzt bereits einen wohlabgegrenzten Kopf und Hals und kurze, stummelförmige Gliedmaßen mit beginnender Gliederung, Gliedmaßen, an denen Hand und Fuß als fünfstrahlige plattenartige Verbreiterung des Endes erscheinen.

Nun erst, also am Ende der fünften Woche des Embryonallebens, beginnt eine Differenzierung, zunächst in der Keimdrüse, deren zellige Elemente sich in bestimmter, für eines der beiden Geschlechter charakteristischer Weise gruppieren; sie lassen bereits erkennen, ob aus ihnen die samenbereitenden Schläuche der männlichen oder die Eikammern der weiblichen Keimdrüse, welche die Eizellen bergen, hervorgehen werden.

Immer noch sind aber die übrigen inneren Geschlechtsorgane zwitterig angelegt; doch erlangt die der Keimdrüse entsprechende Anlage bald das Übergewicht über die andere, die nunmehr wieder rückgebildet wird. Reste derselben aber finden sich das ganze Leben hindurch auch beim Erwachsenen, in Form von unscheinbaren Anhangsgebilden des Geschlechtsapparates, die meist schon lange bekannt sind, deren Deutung aber erst das Studium der Entwicklungsgeschichte ermöglicht hat. Manche von ihnen geben noch im späteren Lebensalter Anlaß zur Entstehung von Neubildungen und Cysten. Zuletzt, erst gegen Ende des dritten Monates, differenzieren sich auch die äußeren Organe in charakteristischer Weise.

Das anatomische Verhalten des Embryo bringt uns auch dem Verständnis der Zwitter näher, wenn wir auch über die eigentliche Ursache der Zwitterbildung nichts Sicheres wissen. Echte Zwitter, die beide Arten von Geschlechtsdrüsen enthalten, sind jedenfalls ungemein selten; diese treten in der Regel in der Form auf, daß die Keimdrüse der einen Seite männlich, die der anderen Seite weiblich ist. Noch viel seltener ist der Fall, daß auf derselben Seite beide Arten der Drüse ausgebildet werden. Dagegen finden sich sogenannte Scheinzwitter, bei denen die Geschlechtsdrüse des einen mit den übrigen Attributen des anderen Geschlechtes verbunden ist, viel häufiger, meist derart, daß eine männliche Keimdrüse in einem sonst weiblich gebauten Individuum sich findet. Übrigens gelangen auf diesem Gebiete

alle möglichen Kombinationen und Zwischenstufen der Sexualcharaktere zur Beobachtung, so daß die Einreihung eines einzelnen Falles in eine bestimmte Kategorie oft große Schwierigkeiten macht. Die Erklärung der Fälle liegt darin, daß sich aus der doppelten Anlage der ableitenden Drüsenwege die der Keimdrüse nicht entsprechende weiterentwickelt hat, wobei diese Entwicklung im übrigen normal verlaufen oder unvollständig bleiben kann; überdies kann die mit der Drüse gleichgeschlechtliche Anlage entweder rückgebildet werden oder gleichfalls einen mehr oder minder hohen Grad der Ausbildung erlangen. Die äußeren Geschlechtsorgane folgen dann entweder der Keimdrüse oder, was häufiger ist, den ableitenden Drüsenwegen.

Die Tatsache, daß der Embryo zunächst geschlechtslos und dann für kurze Zeit als Zwitter erscheint, darf aber nicht dahin gedeutet werden, daß in dieser Periode der Entwicklung tatsächlich noch gar kein Geschlechtsunterschied vorhanden sei; wir können bloß aussagen, daß sich durch unsere Untersuchungsmethoden bisher noch kein Unterschied nachweisen läßt. Wir müssen im Gegenteil annehmen, daß die Bestimmung des Geschlechtes schon viel früher erfolgt, also im Momente des Entwicklungsbeginnes bereits eingetreten ist. Es ist diese Erkenntnis nicht ohne Bedeutung, weil wir damit den Einfluß äußerer Ursachen auf die Geschlechtsbildung vom Augenblick der Befruchtung an ausschließen können. Einer der Fehler der bekannten „Theorie Schenk" liegt darin, daß sie einen solchen Einfluß für möglich hält.

Nach den Untersuchungen der letzten Jahre ist es höchst wahrscheinlich geworden, daß das Geschlecht in der Eizelle, also im mütterlichen Organismus, schon vor der Befruchtung bestimmt wird, und daß die väterlichen Keimzellen zwar die Fähigkeit besitzen, körperliche und geistige Eigenschaften in demselben Ausmaße wie die mütterlichen zu übertragen, daß sie aber für das Geschlecht der Nachkommenschaft ebensowenig Bedeutung haben wie etwa Zeitpunkt und nähere Umstände der Befruchtung.

Allerdings kann hier die Beobachtung am Menschen selbst nur in sehr beschränktem Maße herangezogen werden; auch das Studium der höheren Tiere gibt uns bisher nur sehr unvollständige Aufschlüsse. Viel klarer liegen die Dinge bei niederen Tieren, an denen sich der oben aufgestellte Satz vielfach überzeugend beweisen läßt. Die ganze Frage ist erst vor kurzem ausführlich von den Anatomen v. Lenhossek und O. Schultze behandelt worden. Ihren Arbeiten sind die nachfolgenden Argumente im wesentlichen entnommen.

Zunächst einmal läßt sich auch durch die Beobachtungen am Menschen und den Säugetieren der Nachweis erbringen, daß das Geschlecht schon zur Zeit der Befruchtung festgestellt wird. Dies ergibt sich aus dem Geschlechtsverhältnisse bei Zwillings- und Mehrlingsschwangerschaften, bei denen mehrere gleichzeitig befruchtete Eier sich vom Anfang an unter ganz gleichen äußeren Bedingungen entwickeln, wobei aber sehr häufig, ja bei Tieren mit einer größeren Anzahl von Jungen fast immer, beide Geschlechter vertreten sind.

Jede Eizelle entwickelt außer dem Embryo auch noch eine Reihe von Umhüllungen für denselben, von sogenannten Eihäuten, die mit der Gebärmutterschleimhaut in innige Beziehung treten und die Ernährung der Frucht vermitteln, anderseits auch deren allseitig unbehinderte Entwicklung ermöglichen. In der Regel besitzt jeder Zwilling seine eigenen Eihäute. Nun kommt aber in rund 25 Prozent der Zwillingsgeburten beim Menschen (sehr selten allerdings beim Tier) die Tatsache zur Beobachtung, daß Zwillinge gemeinsame Eihäute besitzen. Sie sind dann immer, ohne jede Ausnahme, gleichen Geschlechtes. Es sind dies gleichzeitig die Fälle, in denen sie einander sehr ähnlich sind, oft so ähnlich, daß selbst in späteren Lebensaltern ferner- und selbst nahestehende Personen sie nicht zu unterscheiden vermögen.

Das Vorkommen dieser Form der Zwillingsschwangerschaft ist nachweislich darauf zurückzuführen, daß sich aus einer Eizelle zwei Keime entwickelt haben, eine Erscheinung, die gleichzeitig den höchsten Grad der sogenannten Doppelmißbildungen darstellt, zu denen als tiefere Stufen die teilweise verwachsenen „siamesischen" Zwillinge und weiterhin Mißgeburten mit zwei Köpfen oder Verdopplung des Beckens und der unteren Gliedmaßen gehören. Wir nennen daher solche Zwillinge „eineiige". Während also die Zwillingsschwangerschaften im allgemeinen die Einflußlosigkeit der äußeren Umstände auf das Geschlecht des befruchteten Eies demonstrieren, beweisen die gleichgeschlechtlichen eineiigen Zwillinge, daß jedes befruchtete Ei nur ein bestimmtes Geschlecht zu entwickeln im stande ist.

Nun haben die Versuche von Loeb gezeigt, daß zur Entwicklung (wenigstens bis über die ersten Stadien der Larvenbildung) bei einigen sich geschlechtlich fortpflanzenden niederen Tieren der Samen durch eine Lösung bestimmter Salze ersetzt werden kann. Allerdings gelang es bisher nicht, solche Tiere bis zur Unterscheidbarkeit des Geschlechtes aufzuziehen. Ferner finden wir, daß bei einer Reihe von Tieren (gewisse Würmer, Rädertiere und Insekten) von vornherein große und kleine Eier im Eierstock gebildet werden, und daß sich nach der Befruchtung aus den großen Eiern weibliche, aus den kleinen männliche Individuen entwickeln. Wir kennen andere Tiere (wieder aus den Klassen der Rädertiere und Insekten, dann auch der Krebse), welche während der günstigen Jahreszeit Eier legen, aus denen sich, ohne Befruchtung, nur Weibchen entwickeln, während bei Eintritt schlechter Tage, im Herbst, aus gleichfalls unbefruchteten Eiern auch Männchen hervorgehen. In allen diesen Fällen ist es also klar, daß das Geschlecht nicht durch die Befruchtung bestimmt wird; in dem Falle der Bildung verschieden großer Eier ist seine Festlegung in der Eizelle schon vor der Befruchtung ganz evident. Und zu dem gleichen Ergebnis führen sogar gewisse Versuchsreihen an niederen Wirbeltieren (Versuche von Pflüger am Frosch). Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß in solchen grundlegenden Verhältnissen sich Unterschiede in den einzelnen Abteilungen des Tierreiches finden, daß also Ergebnisse, die für Wirbellose und niedere Wirbeltiere gelten, nicht auch auf höhere Wirbeltiere übertragbar sein sollten. Damit gelangen wir zu dem paradoxen Satze, daß in Bezug auf die Nachkommenschaft die weiblichen Organismen eigentlich Zwitter, die männlichen aber geschlechtslos sind.

v. Lenhossek verficht weiter die sehr ansprechende Idee, daß auch abgesehen von der Keimdrüse die Geschlechtsorgane niemals streng hermaphroditisch angelegt seien, sondern daß es nur unserem Unterscheidungsvermögen nicht gelinge, den Unterschied zu erkennen. Die paarige Anlage der Ausführungsgänge bei beiden Geschlechtern hat ihren Grund in Vererbungserscheinungen, die mit den stammesgeschichtlichen Anfängen des Harn- und Geschlechtsapparates zusammenhängen, die auseinanderzusetzen aber hier zu weit führen würde. Dadurch entfällt auch die Nötigung, für den Embryo eine wiederholte Geschlechtsbestimmung anzunehmen, etwa zuerst für die Keimdrüse, dann für die übrigen inneren, dann für die äußeren Geschlechtsorgane, entsprechend dem Zeitpunkt, in welchem die Unterschiede in den betreffenden Abschnitten erkennbar werden.

Müssen wir also annehmen, daß sich im Eierstocke männliche und weibliche Eizellen finden, so ist die Frage nach dem zahlenmäßigen Verhältnis derselben und nach den Bedingungen, welche die Lösung der einen oder der anderen Art aus dem Eierstocke und damit die Möglichkeit ihrer Befruchtung und Entwicklung beeinflussen, naheliegend. In Hinsicht auf den ersten Punkt lehrt die Statistik, daß sich die Zahl der Knabengeburten zu der der Mädchengeburten wie 106 : 100 verhält, daß also die männlichen Eier überwiegen. Berücksichtigt man die Tatsache, daß die bei Fehlgeburten und Totgeburten abgehenden Früchte in einem noch viel höheren Prozentverhältnis (nahezu 160 : 100) männlichen Geschlechtes sind, so gelangt man zur Annahme, daß für die befruchteten Eier im ganzen sich das Verhältnis etwa wie 111 : 100 stellt.

Mit der Tatsache der größeren Sterblichkeit männlicher Früchte bringt Ellis eine Reihe von anderen Angaben in Beziehung, aus denen er eine größere Neigung des männlichen Geschlechtes zu Krankheiten und Mißbildungen ableitet. Diese erklärt er aus einer allgemeinen Eigenschaft, der größeren Variabilität des Mannes

überhaupt. Wenn auch zugegeben werden mag, daß eine solche besteht, so ist sie doch einer präzisen Formulierung und wirklichem Verständnis noch gänzlich unzugänglich.

Hinsichtlich der zweiten Frage, der nach den Gründen für die Reifung der einen oder anderen Eiart, haben wir bestimmte Anhaltspunkte nur für manche niedere Tiere (Blattläuse, Rädertiere, Krebse), wo der Ernährungszustand des eierlegenden Weibchens das Geschlecht der Nachkommen bestimmt, und zwar in dem Sinne, daß bei reichlicher Ernährung überwiegend oder ausschließlich weibliche Eier geliefert werden, während bei mangelhafter Ernährung auch männliche Eier auftreten. Für die Säugetiere und den Menschen ist schon wiederholt ähnliches behauptet worden, doch sind sichere statistische Nachweise hierüber nicht erbracht, und die einzige ausgedehnte Versuchsreihe, die bisher in dieser Richtung an einem Säugetier angestellt wurde (Schultzes Versuche an Mäusen), haben ein durchaus negatives Ergebnis gehabt. Die Hoffnung, das Geschlecht der menschlichen Nachkommen willkürlich beeinflussen zu können, muß vorläufig als Utopie gelten.

Schultzes Versuche haben die Wirkungslosigkeit auch noch einiger anderer Umstände, denen man bisher einen Einfluß auf das Geschlecht der Nachkommen zugeschrieben hat, dargetan; so die Bedeutungslosigkeit des Alters der Eltern, ihrer geschlechtlichen Inanspruchnahme, beziehungsweise der Zahl der vorausgegangenen Geburten, des Grades ihrer gegenseitigen Verwandtschaft. — Gegen die Lehre von der Vorausbestimmung des Geschlechtes im Ei und von der Einflußlosigkeit des männlichen Samens, beziehungsweise der Befruchtung, auf das Geschlecht der Nachkommen spricht nur eine, vollständig sicher festgestellte Tatsache: daß nämlich bei den Bienen aus unbefruchteten Eiern immer Männchen, aus befruchteten Eiern immer Weibchen hervorgehen. Gegenüber dem Gewicht der übrigen Tatsachen muß aber die Möglichkeit einer Erklärung dieser Erscheinung, welche sie mit den andern in Einklang bringt, zugegeben werden: sie besteht darin, „daß das weiblich vorgebildete Ei sich nur dann zu entwickeln vermag, wenn es ein Spermatozoon (Samentierchen) aufnimmt, dessen die männlich vorgebildeten Eier nicht bedürfen" (Schultze).

Eine kurze Erörterung verdient noch die Frage, in welcher Beziehung die einzelnen Geschlechtsmerkmale zueinander stehen. Das Wichtigste und das Geschlecht Entscheidende ist jedenfalls die Beschaffenheit der Keimdrüse. Ihr wird heute allgemein ein bestimmender Einfluß auf die Ausbildung der übrigen Merkmale zugeschrieben, namentlich derjenigen, welche erst mit dem Zeitpunkte des Funktionierens der Keimdrüse auftreten und die wir unter dem Namen der sekundären Charaktere kennen lernen werden. Wohl am schärfsten hat diese Ansicht Exner ausgesprochen, der zu der Annahme gelangt, daß die Keimdrüse einen Stoff, der Genol genannt werden möge, abscheide und dem Blutkreislauf zuführe, und daß dieser Stoff die Fähigkeit habe, die verschiedenen Organe des Körpers zur Entwicklung nach der einen oder der anderen Richtung zu veranlassen. Doch ist auch eine andere, von Halban vertretene Ansicht, die sogar mit einer Reihe von Tatsachen besser übereinzustimmen scheint, möglich; sie wurde gleichzeitig mit der Annahme v. Leuhosseks, daß die Geschlechtsorgane von allem Anfang an geschlechtlich differenziert seien, aufgestellt, geht aber weiter als diese. Nach ihr sind ebenso wie das Geschlecht der Keimdrüse auch die geschlechtlichen Eigentümlichkeiten aller übrigen Organe schon in der Eizelle vorgebildet,

und es bedarf nur des Einflusses der Keimdrüse, um diese Eigentümlichkeiten zur vollen Entwicklung zu bringen; bei Fehlen der Keimdrüse bleibt der kindliche Zustand erhalten. (Die Bartlosigkeit und hohe Stimme des Eunuchen ist nicht als weibliches, sondern als kindliches Merkmal aufzufassen.) In der Regel stimmen die Anlagen der verschiedenen Körperteile in Bezug auf das Geschlecht untereinander überein; ist das nicht der Fall, so treten Scheinzwitterbildungen der verschiedenen Grade auf, zu denen auch schon Abnormitäten, wie Bartbildung beim Weibe, zu rechnen sind.

Die Geschlechtscharaktere selbst lassen sich je nach ihrer Wertigkeit in zwei Hauptgruppen einteilen: in primäre und sekundäre. Die erste Gruppe umfaßt alle direkt im Dienste der Fortpflanzung stehenden Organe, die Geschlechtsorgane, also vor allem die Keimdrüse, das eigentlich geschlechtsbestimmende Element des Körpers, dann die Organe, welche die Produkte dieser Drüse aufzubewahren, weiterzuleiten und mit denen des anderen Geschlechtes zu vereinigen, sowie das Ergebnis der Befruchtung, den Embryo, bis zu dem Augenblick der Geburt aufzunehmen haben. Sie sind sämtlich schon bei der Geburt in bestimmter Richtung entwickelt. Der zweiten Gruppe gehören alle nicht unmittelbar der Reproduktion dienenden körperlichen und geistigen Unterschiede an. In voller Schärfe gelangen dieselben erst in der Zeit der Mannbarwerdung des Individuums zur Ausbildung. Eine Art Mittelstellung nimmt die Milchdrüse ein, die zwar in ganz hervorragendem Maße dem Einflusse der Geschlechtsorgane unterliegt und für die Erhaltung der Arten so gut wie unentbehrlich ist, aber doch nicht den Geschlechtsorganen zugezählt werden kann, zumal sie ihrer Abstammung und Entwicklung nach den Hautdrüsen angehört. Die Grenzen sind übrigens überhaupt schwer zu ziehen, und schon Darwin hat hervorgehoben, daß eigentlich nur eine Art der Gruppierung scharfe Abgrenzungen ermöglichen würde, diejenige, bei der der Begriff „primär" auf die Keimdrüsen allein beschränkt bliebe.

Für die Gruppe der sekundären Charaktere nach obiger Definition hat Ellis noch eine weitere Einteilung aufzustellen versucht, wodurch die Gruppe in sekundäre Charaktere in engerem Sinne und in tertiäre zerfallen würde. Die ersteren definiert er „als solche, welche die beiden Geschlechter, indem sie sich stärker differenzieren, anziehender füreinander machen" und so indirekt der Fortpflanzung dienen; diese Gruppe würde die unmittelbar sinnfälligen Geschlechtsunterschiede, zum Beispiel in Bezug auf Behaarung und Stimme, umfassen. Als tertiäre wären dann „zahlreiche Unterschiede weniger augenfälliger Natur, die oft relativ sind und sich nur bemerkbar machen, wenn man den Durchschnitt in Betracht zieht," anzusehen. Hierher gehören zum Beispiel die Unterschiede der Schilddrüse und des Blutes. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Einteilungsprinzip praktisch gewisse Vorteile hat, und daß die Unterbringung der meisten Charaktere in diese Gruppen leicht möglich ist; doch fließen die Grenzen ineinander, und der Autor ist sich selbst dessen bewußt, daß die tertiären Charaktere wahrscheinlich indirekt mit primären und sekundären zusammenhängen. Überdies gibt es Charaktere, welche in diese Gruppierung nicht hineinpassen, wie zum Beispiel die größere Beckenweite der Frau, die in direkter Beziehung zur Geschlechtstätigkeit selbst steht, also einer anderen Ursache ihre Entstehung verdankt als die anderen sinnfälligen Unterschiede. Freilich will zum Beispiel Waldeyer dieselbe eher zu den primären als zu den sekundären Charakteren gerechnet wissen. Wir wollen am Schlusse unserer Untersuchung versuchen, eine Gruppierung der Charaktere zu geben, welche für die meisten der nach Ellis tertiären Charaktere einen gemeinsamen Gesichtspunkt aufstellt.

Bau und Funktion der primären Charaktere zu beschreiben, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Den Gegenstand unserer Darstellung sollen die somatischen (körperlichen) sekundären Geschlechtscharaktere im weiteren Sinne bilden. Die vergleichende Betrachtung des Körperbaues der Geschlechter möge beginnen mit den Unterschieden in den Proportionen, wie sie am lebenden Menschen jederzeit feststellbar sind und bei Betrachtung der Kunstwerke in Erscheinung treten. An sie schließe sich die Untersuchung der Baumittel der menschlichen Gestalt, deren Unterschiede erst dem zergliedernden Untersucher in voller Schärfe entgegentreten. Mit Hilfe der hierbei festgestellten Tatsachen läßt sich das genaue Studium der einzelnen Körperabschnitte durchführen; endlich mögen die Eingeweide betrachtet werden.

Die auf den folgenden Blättern angeführten Zahlen, die eine ziffermäßige Vergleichung der Geschlechtscharaktere ermöglichen sollen, sind im allgemeinen Mittelwerte aus einer Reihe von Bestimmungen. Die Schwankungen, welche alle diese Zahlenwerte bei den einzelnen Individuen, dann aber auch im Durchschnitt bei verschiedenen Völkern und Rassen aufweisen, sind die Ursache für die oft sehr beträchtlichen Unterschiede in den Angaben verschiedener Autoren. Wo nur kleine Untersuchungsreihen vorliegen, kann der Zufall eine sehr große Rolle spielen, und solche Zahlen passen dann oft gar nicht zu denen anderer Untersucher. Da aber nicht über alle Fragen bereits ausgedehnte Untersuchungen vorliegen, werden wir genötigt sein, gelegentlich auch von solchen unvollkommenen Ergebnissen Gebrauch zu machen.

In erster Linie gelten unsere Angaben für die am besten untersuchte weiße Rasse. Doch finden sich fast alle zu besprechenden Unterschiede auch bei den übrigen Menschenrassen, ja manche sind bei einigen von diesen noch schärfer ausgesprochen, wie zum Beispiel der größere Fettansatz beim weiblichen Geschlecht, namentlich in einzelnen Körpergebieten. Andere wieder, wie die Entwicklung der Muskulatur, sind oft weniger deutlich, was mit dem geringeren Unterschied in den Lebensgewohnheiten der Geschlechter, beziehungsweise mit angestrengterer körperlicher Tätigkeit der Frauen zu erklären ist.

Gegen die vielfach übliche Verallgemeinerung dieser Beobachtung aber, also gegen die Auffassung, „daß bei den sogenannten ‚wilden Völkern' die Differenzen zwischen beiden Geschlechtern (überhaupt) geringer ausgeprägt sind als bei den Kulturvölkern," wendet sich zum Beispiel Bartels, der zumindest am Schädel auf Grund einer großen vergleichenden Untersuchungsreihe in allen wesentlichen Punkten Übereinstimmung der untersuchten Rassen feststellen konnte.

Zu den auffallendsten Geschlechtsunterschieden gehören wohl die der Größe und des Gewichtes. Bezüglich der ersteren finden wir zum Beispiel bei Vierordt als Durchschnittsgröße für den Mann 172, für das Weib 160 cm; im einzelnen im Elsaß nach Pfitzner 166 und 155 cm, in Norddeutschland nach Krause 173 cm und 163 cm, in Paris nach Tenon 166 und 151 cm, in Belgien nach Quetelet 169 und 158 cm. Der Unterschied beträgt also durchschnittlich 11 bis 12 cm, schwankt aber etwas innerhalb der einzelnen Rassen. Schon beim Neugeborenen ist der Unterschied merklich und beträgt bei einer durchschnittlichen Länge von 50 cm etwa 1 cm. Als rundes Gewichtsmittel kann für Erwachsene 65 und 54 kg gelten (für Süddeutschland ist das Gewichtsmittel gewiß höher anzusetzen); für Neugeborene 3333 g (als Merkzahl) und 3200 g (nach Vierordt). Auch hier zeigen die Mittelzahlen nach dem untersuchten Material gewisse Schwankungen wie bei der Länge und liegen für den Mann zwischen 60 und 70 kg, für das Weib zwischen 52 und 56 kg.

Wichtige Unterschiede finden wir in den Proportionen der einzelnen

Abb. 1. Männliches Modell von etwa 30 Jahren.

Körperteile. Mit der Proportionslehre hat sich die künstlerische Anatomie lange vor der Anthropologie beschäftigt, und wir verdanken einer Reihe bedeutender Künstler, unter ihnen Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, Untersuchungen am Lebenden und die Aufstellung von Normalfiguren und Kanons, welche die Verhältnisse der einzelnen Körperabschnitte zur Darstellung bringen. Erst im letzten Jahrhundert hat sich die Fachanatomie an diesen Studien beteiligt. Allerdings sind die Ergebnisse im einzelnen nicht immer genau übereinstimmend.

Abb. 2. Weibliches Modell von 26 Jahren.

Die von Künstlern aufgestellten Normalfiguren sind das Ergebnis von Messungen und Schätzungen an künstlerischen Modellen; damit sind sie aber, wie schon Pfitzner hervorhebt, für wissenschaftliche Betrachtungen nicht ohne weiteres als Vorbilder verwendbar. Denn in der Auswahl des Modelles liegt schon ein subjektives Moment, da der Künstler nur das, was er persönlich als schön empfindet, zum Gegenstand seiner Darstellung machen wird. Die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse ist aber nur auf objektive vergleichende Untersuchungen sicher zu begründen. Daß der Künstler zumeist mit raschem Blick erfaßt, was diese Untersuchung oft nur mühevoll feststellen kann, ist in dem Wesen künstlerischer Begabung gelegen. Freilich muß er das Wesentliche oft besonders hervorheben, um es zur Geltung zu bringen, und sich hierdurch bewußt von der Natur entfernen. Die Abbildungen von Kunstwerken, welche unserer Darstellung beigegeben sind, werden Gelegenheit bieten, die Art, in welcher die Künstler dieses Wesentliche hervorgehoben haben, zu beleuchten.

Daß die sekundären Geschlechtscharaktere, die wir durch Vergleichung feststellen können, Mittelwerte innerhalb der bei den einzelnen Individuen zu beobachtenden Schwankungen darstellen, geht auch daraus hervor, daß es schwierig erscheint, Menschen zu finden, an denen alle Charaktere gleichmäßig scharf ausgeprägt sind. Die Modelle, deren Photographien in den Abb. 1, 2, 16 und 17 wiedergegeben sind, zeigen — wie Kunstwerke, die sich in der Ausführung strenge an das Modell halten — noch manche Fehler, auf die der Text verweisen wird. — Für die anatomischen Abbildungen sind natürlich auch besonders charakteristische Fälle ausgewählt worden, und insofern liegt auch in diesen das Original genau wiedergebenden Bildern ein subjektives Moment.

Die Horizontalebene, welche den aufrechtstehenden Körper in zwei gleichlange Hälften teilt, liegt beim Manne unterhalb des oberen Randes der Schoßfuge, beim Weibe geht sie durch denselben. Daraus ergibt sich ein Überwiegen der relativen Rumpflänge, ein Zurückbleiben der unteren Gliedmaßen beim weiblichen Geschlecht. Bei allen unseren Abbildungen kommt dies zum Ausdruck. Dementsprechend ist auch die Sitzhöhe, auf die gesamte Körperlänge bezogen, beim Weibe größer als beim Manne.

Dieser Unterschied ist lange bekannt; er wird aber, wie genaue, messende Untersuchung ergibt, zumeist beträchtlich überschätzt. Nach Quetelet verhält sich der Oberkörper (vom oberen Rand der Schoßfuge) zum ganzen Körper beim Manne wie 1:1,97, beim Weibe wie 1:2. Die Messungen Pfitzners an 4387 Individuen ergeben einen um etwa ein Drittel geringeren Unterschied der relativen Beinlänge; er mag teils aus dem verschiedenen Material, teils aus der Verschiedenheit der gemessenen Größen zu erklären sein, da Pfitzner nicht von der Schoßfuge, sondern vom Sitzknorren aus gemessen hat. Nach ihm verhält sich die Sitzhöhe (anatomisch ausgedrückt die Stammlänge) zur Beinlänge beim Manne wie 526:474, beim Weibe wie 531:469. Das untere Ende des Rumpfes liegt also im Vergleich zu den männlichen Proportionen beim Weibe „um ½ Prozent der Körperlänge zu tief, bei einer mittleren Statur von 155 cm also um weniger als — 8 mm!" Die Beine sind bei einer mittelgroßen Frau um bloß 15 mm kürzer als bei einem gleichfalls mittelgroßen Mann, und Pfitzner bezweifelt, daß dieser Unterschied bei Betrachtung der Figur merklich werden könne.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 3. Apoxyomenos, Statue eines griechischen Ringkämpfers, nach Lysipp.

Nun läßt sich aber allgemein nachweisen, daß bei großen Menschen die Körpergröße hauptsächlich durch bedeutendere Beinlänge bedingt ist, und daß anderseits bei Abnahme der Körpergröße unter das Mittel die Beinlänge schneller abnimmt als die Rumpflänge. Vergleicht man Individuen gleicher Körperlänge, so ergeben sich nach Pfitzner (innerhalb der Körpergrößen von 146 bis 170 cm; gemessen: 880 Männer, 809 Frauen) sogar gleiche Zahlen, oder selbst Umkehrung des Verhältnisses für die Geschlechter (vgl.

Nach einer Photographie der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., in Steglitz-Berlin.

Abb. 4. David. Von Michelangelo.

die Tabelle auf S. 13). „Bei gleicher Statur ist das Verhältnis zwischen Stammlänge und Beinlänge bei beiden Geschlechtern das gleiche, das Weib ist also in diesem Punkte ebenso schön proportioniert wie der Mann!"

„Die Gliederung der Körperlänge in Stammlänge und Beinlänge wird ausschließlich durch die Statur beeinflußt und ist vom Geschlecht durchaus unabhängig."

Neben dem großen Zahlenmaterial Pfitzners kommen die Angaben anderer Autoren weniger in Betracht; doch sei noch bemerkt, daß sich aus den von Hoffmann (zitiert bei Vierordt) gegebenen Maßen, die an zweihundertfünfzig Individuen bestimmt wurden, ein Unterschied der Beinlänge von 1,2 Prozent berechnen läßt. Nach Harleß entfällt auch bei gleicher Körpergröße auf das männliche Bein ein etwas größerer Teil der Gesamtlänge als auf das weibliche; der Unterschied beträgt 0,8 Prozent der Gesamtlänge.

Der Grund für die allgemeine Verbreitung der Meinung, daß das weibliche Geschlecht verhältnismäßig sehr kurze Beine besitze, ist einmal eben darin zu suchen, daß es mehr kleine Frauen als Männer gibt, anderseits aber in dem Einfluß, den die antike Plastik heute noch auf unser ästhetisches Fühlen nimmt. Die Griechen pflegten den männlichen Idealgestalten lange Beine zu geben, um sie höher und schlanker erscheinen zu lassen; ein Blick auf den Apoxyomenos (Abb. 3) wird dies illustrieren. Bei weiblichen Statuen zeigt sich eher das Gegenteil (s. Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"). Für die männlichen griechischen Statuen läßt sich nach Quetelet (zitiert bei Harleß) das Verhältnis von Sitzhöhe zur Beinlänge im Mittel durch die Proportion 518 : 482, beim modernen Elsässer nach Pfitzner, wie erwähnt, durch die Zahl 526 : 474 ausdrücken. Beim Apoll von Belvedere beträgt die Höhe vom oberen Rand der Schoßfuge zum Scheitel nach Zeising 47,3 Prozent der Gesamtlänge, bei der Mediceischen Venus dagegen nach Harleß 52,5 Prozent, eine Zahl, welche sogar als abnorm niedrig bezeichnet werden muß.

Mit der Beinlänge möge gleich die Armlänge verglichen werden. Hier zeigt sich regelmäßiger als beim Bein ein Unterschied. Aus Pfitzners Zahlenreihen folgt, daß durchschnittlich die Länge des männlichen Armes zu der des weiblichen sich wie 100 : 91,5 verhält, während die Körperlängen sich wie 100 : 93,6 verhalten. Der weibliche Arm ist also ausgesprochen kürzer;

wird die Körperlänge gleich 100 angenommen, so ergibt sich, daß der männliche Arm 46,6 Prozent, der weibliche 45,5 Prozent derselben mißt. Der Unterschied wird bei Berücksichtigung von Individuen gleicher Körpergröße geringer, aber er verschwindet nicht, wie der der Beinlänge (vgl. die Tabelle auf S. 13). Auch dieser Unterschied läßt sich an fast allen abgebildeten Kunstwerken und Modellen feststellen; beim Manne liegt das Handgelenk tiefer als der obere Rand der Schoßfuge (Abb. 1 und 4), beim Weibe in der Höhe desselben (s. Kunstbeilage „Kapitolinische Venus", Abb. 2 und 20). Am deutlichsten wird der Unterschied in den abgebildeten Skeletten (Abb. 18 und 19), welche gleich großen Individuen entstammen.

Auch an Hand und Fuß zeigen sich Unterschiede. Abgesehen von Größe und Breite der männlichen Hand ist nach Ecker und Mantegazza (zitiert nach Waldeyer) beim Manne der Ringfinger in der Regel länger als der Zeigefinger, bei der Frau umgekehrt. Die männliche Hand wird hierdurch affenähnlicher, wie ja auch der längere Arm ein „pithekoides" Merkmal ist. Daumen und große Zehe sind beim Weibe in der Regel verhältnismäßig kürzer, ebenso nach Pfitzner die mittleren Knochen der freien Zehen, die Mittelphalangen.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 5. Venus.

Nach einem Gemälde von Franciabigio.

Ein dritter wichtiger Faktor der Proportionslehre ist die Größe des Kopfes; eine ganze Reihe der von Künstlern aufgestellten Kanons benutzt die Kopfhöhe als Maßeinheit. Sie stellt uns den vertikalen Abstand der unteren Fläche des Kinnes von einer durch den höchsten Punkt des Scheitels gelegten Horizontalebene dar, wobei als Normalhaltung des Kopfes die beim ruhigen Blick geradeaus in die Ferne angenommen wird.

Als Mittelzahl für Männer gibt Harleß 134 Tausendstel der Gesamtlänge als Kopfhöhe an, Topinard 133; danach würde die ganze Figur 7½ Kopfhöhen hoch sein. Nach Langer beträgt die Kopfhöhe etwa 22 cm, die Körperhöhe 7 bis 7½mal soviel. Für das von ihm genau gemessene Weib gibt Harleß eine ganz wenig größere Zahl, nämlich 135 Tausendstel an, für einen gleich großen Mann aber 138 Tausendstel. Aus Hoffmanns Zahlen (zitiert bei Vierordt) läßt sich ein Verhältnis der absoluten Werte für männliche und weibliche Kopfhöhe gleich 100 : 94 berechnen; die relativen Kopfhöhen verhalten sich aber wie 100 : 100,8 was einen absolut kleinern, aber relativ etwas größeren Kopf für das Weib ergibt. (Hier ist das Maß „vom Unterkieferwinkel zum Scheitel" genommen, was etwas kleinere Zahlen ergibt, als wenn von der unteren Fläche des Kinnes gemessen wird. Die relative Kopfhöhe des Mannes läßt sich aus diesen Zahlen mit 111 Tausendstel, die des Weibes mit 110 Tausendstel berechnen.)

Ausführliche Zahlenangaben verdanken wir wieder Pfitzner; doch hat dieser nicht die Kopfhöhe in dem vorhin genannten Sinn bestimmt, sondern

die Kopflänge, „die größte Dimension des Kopfes", gemessen vom Kinne schräg gegen die hintere Abdachung des Scheitels. (Pfitzners absolute Zahlenwerte für die Kopflänge sind, wie aus der später gegebenen Tabelle hervorgeht, auffallend klein. Eine Erklärung für den Unterschied zwischen seinen Zahlen und denen anderer Autoren hat er nicht gegeben.) Die so gewonnenen Zahlenwerte werden bei Betrachtung der ganzen Figur allerdings nicht unmittelbar empfunden, da die Kopflänge nicht mit der Körperachse zusammenfällt, bringen aber den Einfluß der Bildung des Gesichtsskelettes, über den später noch berichtet werden wird, eher stärker zur Geltung und lassen damit den Geschlechtsunterschied stärker hervortreten. Nach Pfitzner verhalten sich nun die absoluten Kopflängen wie 100 : 96,1; der männliche Kopf ist, absolut genommen, größer. Die relative Kopflänge des Mannes aber verhält sich zu der des Weibes wie 100 : 103 (die Kopflänge verhält sich nach Pfitzners Zahlen zur Körperlänge beim Manne wie 111 : 100, beim Weibe wie 114 : 100); hier wird der relativ größere Kopf des Weibes etwas deutlicher ersichtlich als an den früher zitierten Zahlen anderer Autoren. Wir werden weiterhin sehen, daß diese Zahlen hauptsächlich aus dem relativ größeren Hirnschädel des Weibes zu erklären sind.

Die absoluten Werte für den Kopfumfang betragen nach Pfitzner im Mittel für Individuen von 146 bis 150 cm Länge beim Manne 542 mm, beim Weib 525 mm, für eine Körpergröße von 171 bis 175 cm 555 und 536 mm; als Mittel aus sämtlichen Werten läßt sich berechnen, daß bei gleicher Statur der Kopfumfang des Mannes zu dem des Weibes sich wie 1000 : 971 verhält.

Allerdings wird hier, wie bei der relativen Beinlänge, das Verhältnis ein anderes, wenn wir Individuen von gleicher Körperlänge vergleichen. Während aber bei der letzteren Größe ein Ausgleich eintrat und beide Geschlechter sich gleich verhielten, bleibt für die Kopflänge der absolute Unterschied bestehen und wird damit zu einem relativen; bei gleicher Statur hat das Weib eine geringere Kopflänge, außerdem, wie Pfitzner nachweist, einen kleineren Kopfumfang, und somit einen kleineren Kopf überhaupt.

Wieder läßt sich sagen, daß im allgemeinen die relative Kopfgröße des Weibes überschätzt, die des Mannes unterschätzt wird. Jedenfalls ist die Angabe, die sich in künstlerischen Anatomien findet, daß die männliche Figur acht Kopfhöhen betrage, nur für große Männer gültig, während entsprechend große Frauen nicht mehr als Norm betrachtet werden können. Wieder hat hier die Antike die Proportionen anders dargestellt, als wir sie durchschnittlich finden, um die Figur höher erscheinen zu lassen, und Männerstatuen von acht bis neun Kopfhöhen sind keine Seltenheit. Der Apoxyomenos (Abb. 3) hat fast acht Kopfhöhen. Michelangelo dagegen hat seinem David (Abb. 4) einen größeren Kopf gegeben; die Figur hat nur etwa siebeneinhalb Kopfhöhen. Auch der Farnesische Herkules (vgl. die betreffende Kunstbeilage im ersten Teil dieses Bandes) hat etwa siebeneinhalb Kopfhöhen; die scheinbare Kleinheit des Kopfes wird durch die Breite des Rumpfes bedingt. Die Kapitolinische Venus (siehe die Kunstbeilage) und

das weibliche Modell der Abb. 2 haben etwa sieben Kopfhöhen, die Statue der Jugend (Abb. 20) nicht einmal so viel. An der Venus von Francia-bigio (Abb. 5), ist die Kleinheit des Kopfes unmittelbar auffallend, die ganze Figur hat über siebeneinhalb Kopfhöhen.

Da nun beim Weibe Kopf und Beine relativ kleiner sind als beim Manne, so ergibt sich, daß es einen längeren Rumpf besitzt. Diese größere Länge des Rumpfes ist, wie noch auszuführen sein wird, auf eine größere Entwicklung des Bauches zurückzuführen.

Es mag hier der Platz sein, die Hauptproportion der männlichen und weiblichen Durchschnittsfigur und das gegenseitige Verhältnis dieser Proportionszahlen nach Pfitzner zusammenzustellen, daneben dann die Proportionen gleich großer Männer und Weiber.

	Absolute Maße in mm		Proportionen des Körpers (Gesamtlänge = 1000)		Relative Maße des Weibes		Proportionen von Individuen von 146 bis 150 cm		Proportionen von Individuen von 166 bis 170 cm	
	Mann	Weib	Mann	Weib	Verhältnis der absolut. Maße (die des Mannes = 100)	Verhältnis der Proportionen	Männer	Weiber	Männer	Weiber
Gesamtlänge	1675	1567	1000	1000	93,6	*1*	1000	1000	1000	1000
Sitzhöhe	880	835	526	531	94,3	*1,01*	535	531	524	525
Beinlänge	*795*	*732*	*474*	*469*	*92,1*	*0,99*	465	469	476	475
Armlänge	780	715	466	455	91,5	*0,98*	—	—	—	—
Kopflänge	187	179	*111*	*114*	96,1	*1,03*	—	—	—	—
Kopfumfang	550	530	328	335	96,2	*1,02*	366	355	321	310

Für die Beinlänge sind in der ersten bis vierten Kolumne Werte, welche die Sitzhöhe auf die Gesamtlänge ergänzen, eingesetzt, und nicht die von Pfitzner angegebenen Zahlen, da seine Mittelzahlen für die Beinlänge, aus anderen Einzelwerten als die für die Sitzhöhe verwendeten berechnet, die letztere nicht genau auf 1000 ergänzen, sondern in den Einheiten kleine Unterschiede zeigen. Die in Kursivschrift eingesetzten Zahlen sind aus Pfitzners Daten nachträglich berechnet.

In dieser Tabelle enthalten die beiden ersten Rubriken die absoluten Werte in Millimetern, die dritte und vierte die Proportionen, die sich als Durchschnitt sämtlicher Messungen ergeben. Die fünfte Rubrik ist das Verhältnis der für die beiden Geschlechter bestimmten absoluten Durchschnittswerte der einzelnen Körperregionen, läßt also unmittelbar erkennen, um wie viel die betreffende Region beim Weibe kleiner ist als beim Mann. Die sechste Rubrik stellt das Verhältnis der Zahlen der vierten Rubrik zu denen der dritten dar, gibt also an, um wie viel die betreffende Region im Verhältnis zum ganzen Körper beim Weibe größer oder kleiner ist als beim Mann.

Gleichartige Proportionsunterschiede finden sich, wenn auch die Proportionen selbst andere sind, beim Neugeborenen. Allerdings sind die Unterschiede etwas kleiner und werden daher überhaupt nur bei Messung größerer Reihen von Individuen rechnerisch merkbar, sind aber der direkten Beobachtung

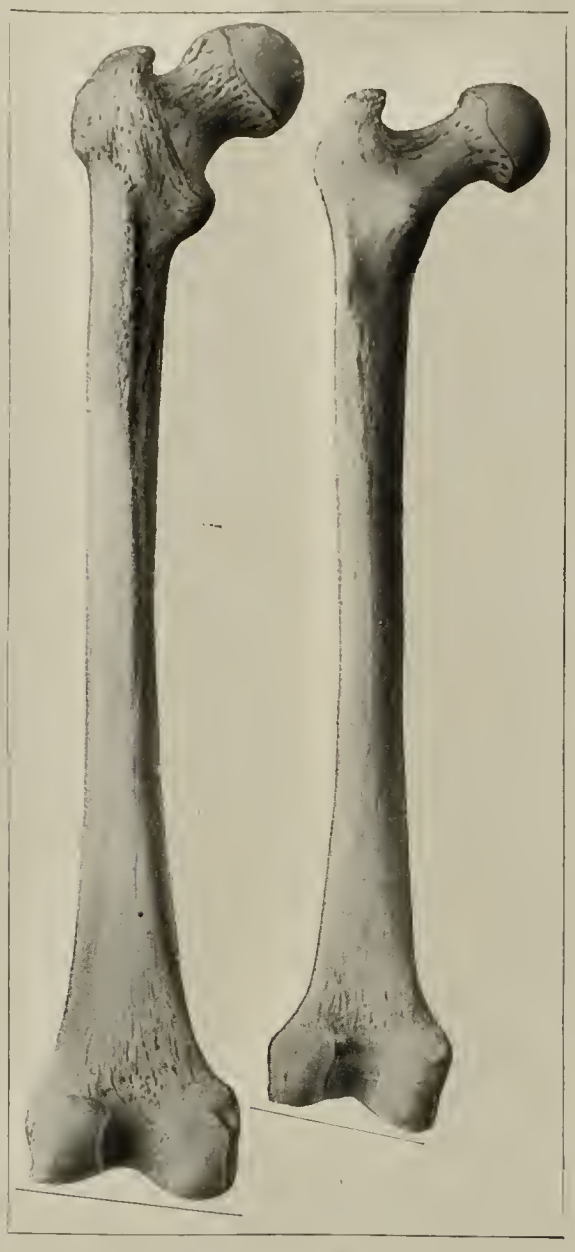


Abb. 6. Abb. 7.
Männlicher (links) und weiblicher (rechts) Schenkelknochen von hinten.
Die Linie unterhalb desselben gibt die Stellung der Kniegelenksachse an.

nicht zugänglich. Doch beweist die Tatsache ihres Vorkommens allein schon, daß man die weiblichen Proportionen nicht ohne weiteres aus einem Stehenbleiben auf einer kindlichen Entwicklungsstufe erklären kann, wenn sie auch denen des Kindes ähnlicher sind als die männlichen.

Die Proportionen der Breitendurchmesser des Körpers liefern ebenfalls charakteristische Ergebnisse; doch sind sie zahlenmäßig nicht so genau untersucht wie die Längsgliederung. Die Kopfbreite ist beim Weibe durchschnittlich geringer; Näheres wird noch in dem Abschnitt über den Schädel (S. 18 ff.) zu sagen sein. Wichtig ist das gegenseitige Verhältnis von Schulter- und Hüft- oder Beckenbreite.

Nach Hoffmann (zitiert bei Vierordt) beträgt die Schulterbreite beim Manne im Mittel 39,1 cm, beim Weibe 35,2 cm; die Beckenbreite (Hüftbreite) zwischen den äußeren Rändern der Darmbeinkämme beim Manne 30,5 cm, beim Weibe 31,4 cm. Die Schulterbreite ist beim Manne größer, die Beckenbreite dagegen bei der Frau, trotz ihrer kleineren Statur. Es hängt dies mit der sehr charakteristischen Form des weiblichen Beckens zusammen, bezüglich derer auf S. 30 verwiesen sei.

Der breiteste Teil des Unterkörpers liegt übrigens nicht in der Höhe der Darmbeinkämme, sondern tiefer unten, in der Höhe des Anfangs der Oberschenkel, im Bereiche der sogenannten Rollhügel. Die Breite an dieser Stelle übertrifft sogar beim Weibe, wenn auch nicht normalerweise, so doch gelegentlich, die Schulterbreite. Sie muß „schon ziemlich weit über die Breite der Schultern hinausgehen, wenn die weibliche Gestalt dadurch dem Auge mißfällt" (Schultze). Man vergleiche hierzu auch Abb. 1 und 2; dabei ist zu bemerken, daß beide Modelle verhältnismäßig sehr breite Becken be-

sitzen. Auch die Abb. 3, 4, 5, 20 und die Kunstbeilagen: „Kapitolinische Venus", „Farnesischer Herkules" (letztere im ersten Teil dieses Bandes) illustrieren die relative Beckenbreite. Sie ist besonders auffallend bei der Venus von Franciabigio, relativ gering bei der Kapitolinischen Venus.

Da die Proportionen durch das Skelett bedingt sind, müssen sich ihre sämtlichen Unterschiede an diesem wiederfinden. Das weibliche Skelett ist aber nicht nur in sämtlichen Dimensionen kleiner; die einzelnen Knochen sind auch zarter gebaut und an der Oberfläche glatter, denn die schwächere Muskulatur bedarf weniger rauher Flächen und scharfer Kanten (Muskelleisten) zum Ansatz. Am Oberschenkel (Abb. 6 und 7) gelangt dieses Ver-

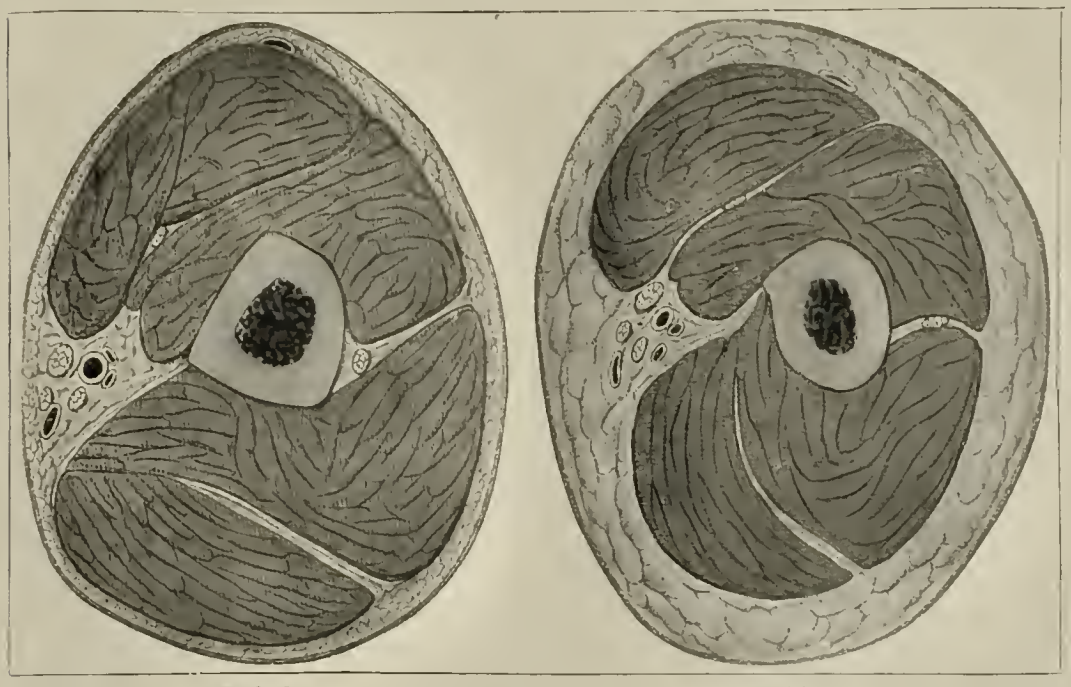


Abb. 8. Abb. 9.

Querschnitt durch den männlichen (links) und weiblichen (rechts) Oberarm an der Grenze von mittlerem und unterem Drittel.

halten zum deutlichen Ausdruck. Dementsprechend ist der Unterschied der Skelettgewichte sehr auffallend. So beträgt nach Daffner (zitiert nach Vierordt) das Gewicht eines trockenen männlichen Skelettes 4264 g, eines weiblichen 2918 g (Verhältnis 146 : 100). Für das frisch präparierte nicht getrocknete Skelett gibt Dursy 9814 und 5866 g, Bischoff 11080 und 8390 g als Gewicht an (zitiert nach Waldeyer).

Die geringere Entwicklung der Muskulatur ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Weibes. Sie äußert sich in der geringeren Dicke der einzelnen Muskeln, überdies sind die Muskeln des Weibes weicher und wasserreicher. (Der Wassergehalt der Muskulatur beträgt nach v. Bibra beim Manne 72,5 Prozent, beim Weibe 74,4 Prozent [zitiert nach Vierordt]. Das Gesamtgewicht der Muskulatur soll in abgerundeten Zahlen beim Manne 24,5 kg, beim Weibe 14,75 kg betragen [Vierordt].) Schon durch ihre geringere Stärke tritt die weibliche Muskulatur in ihrem Einfluß auf

die Körperplastik (vgl. I. Teil, 1. Kapitel dieses Bandes) gegen die beim Manne zurück. Eine Entwicklung derselben wie beim Farnesischen Herkules wäre ein Ding der Unmöglichkeit.

Diesem Verhalten der Muskulatur steht ein umgekehrtes des Fettgewebes gegenüber. Es ist beim Weibe bedeutend reichlicher entwickelt als beim Manne. Die an Leichen gewonnenen Zahlen sind allerdings, namentlich was Fett und Muskulatur betrifft, nur mit Vorsicht zu verwerten, da gerade diese Organe durch krankhafte Prozesse stark beeinflußt werden. Die Angaben der einzelnen Untersucher gehen daher auch weit auseinander. Immerhin mögen zur Illustration die Gewichte der einzelnen Organsysteme zweier gleich schwerer Personen, wie sie von Liebig für einen Mann von fünfundzwanzig Jahren und von Bischoff für ein Weib von zweiundzwanzig Jahren bestimmt wurden, in Kilogrammen ausgedrückt, hier Platz finden. Die Größe des Mannes ist leider nicht angegeben, die des Weibes betrug 159 cm.

	Mann	Weib
Gesamtgewicht	55,75	55,40
Skelett	11,46	8,39
Muskulatur	23,06	19,85
Fett	6,16	15,67
Eingeweide, einschließlich zentrales Nervensystem und Sinnesorgane	8,62	6,76

Das Hautfett rundet die Unebenheiten der Körperoberfläche beim Weibe stärker ab und gibt seinen plastischen Formen die charakteristische Weichheit der Linienführung; die ohnehin zartere Muskulatur gelangt unter dieser Bedeckung vielfach überhaupt nicht dazu, die Oberfläche durch ihr Vorspringen zu modellieren (Abb. 2, 5, 17, 20 und Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"). Selbst bei kräftiger Entwicklung, wie bei Athletinnen, bleibt der Unterschied gegen den Mann noch immer klar ersichtlich.

Unsere Abb. 8 und 9 bringen die hier erörterten Tatsachen an Querschnitten des Oberarmes möglichst normaler, nicht abgemagerter Individuen zum Ausdruck. Sie zeigen den zarteren, weniger kantigen Knochen, die schwächere Muskulatur und die stärkere Fettschichte beim Weibe.

Stärkere Fettanhäufung kommt überdies noch regelmäßig an bestimmten Punkten des weiblichen Körpers vor, wie an den Brüsten und am Gesäß. An letzterem bildet sie bei manchen Rassen (in Südafrika) unförmliche Höcker.

Bei seitlichen Bewegungen des Rumpfes legt sich das reichlichere Hautfett immer in deutliche Falten (Abb. 5).

Die allgemeine Bedeckung des Körpers, die Haut, ist beim Weibe zarter und dünner und durch das Fettpolster der Haut etwas straffer gespannt. Durch die dünnere Oberhaut schimmert das Blut der tiefen Schichten hindurch und verleiht ihr den zarten rötlichgelben Farbenton, das Inkarnat, das für die lebende Haut charakteristisch ist, aber bei Männern nie gleiche Lebhaftigkeit erreicht.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Die Kapitolinische Venus.

Antike Skulptur im Museo Capitolino zu Rom.

Mit der zarteren Haut steht die schwächere Behaarung des Weibes am Körper im Einklang. Brust und Bauch sind bei ihm gewöhnlich nur mit Härchen, die mit freiem Auge kaum sichtbar sind, besetzt, während beim Manne meist stärkere Behaarung der Brust und überdies regelmäßig ein Haarstreifen, der in der Mittellinie des Bauches von unten gegen den Nabel verläuft, vorkommt (vgl. Abb. 1 und 2).

Dem Fehlen des Barthaares steht die stärkere Entwicklung des Haupthaares gegenüber. Das männliche Haupthaar erreicht, auch wenn es nicht geschnitten wird, nie die Länge des weiblichen; es fällt früher aus. Auch sind die einzelnen Haare nach Waldeyer schwächer als die des Weibes.

Der Reichtum der Haut an Farbstoff prägt sich bei der weißen Rasse am deutlichsten in der Haarfarbe aus. Ihr läßt sich die Farbe der Regenbogenhaut (Iris) des Auges an die Seite stellen. Ausgedehnte Untersuchungen ergeben nun, daß im allgemeinen die dunkleren Nüancen von Haar- und Irisfarbe bei Frauen häufiger vorkommen; und Pfitzner kommt nach möglichster Ausschaltung der Fehlerquellen an dem Materiale der Straßburger Anatomie zu dem Schlusse: das Weib ist „in Bezug auf Haarfarbe um etwa 7 Prozent, in Bezug auf Irisfarbe aber nur um etwa 3 Prozent brünetter als der Mann".

Den Haaren sind anatomisch die Nägel nahe verwandt; der geringeren Entwicklung der Körperbehaarung entsprechen beim Weibe auch schmalere und zartere Nägel.

Endlich wäre noch kurz der Brustdrüse zu gedenken, die vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte und Abstammungslehre als Hautdrüse aufzufassen ist. Ihre eigentümliche Stellung innerhalb der Reihe der sekundären Geschlechtsmerkmale wurde bereits am Eingange dieses Kapitels gekennzeichnet. Bei beiden Geschlechtern gleich angelegt und bis zum Eintritt der Pubertät auch gleich gebaut, bleibt sie beim Manne auf der kindlichen Entwicklungsstufe stehen und besteht aus einer Reihe von Schläuchen, welche die Warze durchsetzen und innerhalb der Drüsensubstanz keine oder nur wenige Verästelungen zeigen, während beim Weibe zur Zeit des Pubertätseintrittes eine mächtige Wucherung und Verzweigung dieses Schlauchsystems erfolgt; doch bleibt die Lichtung dieser Schläuche eng, bis, nach einer Geburt, die Milchabsonderung beginnt und die Schläuche ausdehnt. Straffes Bindegewebe und reichliche Unterpolsterung mit Fett gibt der jungfräulichen Brust ihre Gestalt und Festigkeit; die Dehnung des Bindegewebes nach wiederholter Milchabsonderung läßt die Brust herabsinken.

Skelett, Muskulatur und Fett, die Baumittel der Gestalt, und die Haut mit ihren Abkömmlingen, Haare und Nägel, nähern sich in ihrem Verhalten beim Weibe dem beim Kinde. Kopfhaar und Brustdrüse sind hiervon ausgenommen, und wenn wir auch für die letztere die biologische Wichtigkeit ihrer Funktion zur Erklärung ihrer Entwicklung heranziehen können, so bleibt doch der Unterschied in der Ausbildung des Haupthaares bestehen als einer der Faktoren, welche der Verallgemeinerung des Satzes von

Abb. 10. Männlicher Schädel.
(Aus Dalmatien, 44 Jahre alt; Wiener anatom. Mus. Nr. 1128.)

der größeren Kindlichkeit des Weibes widerstreiten. Auch bezüglich des Fettansatzes wäre hervorzuheben, daß dieser sich nicht vom Anfang der Entwicklung an fortdauernd erhält, sondern meist im vorgeschrittenen Kindesalter auch bei Mädchen schwindet, um erst beim vollentwickelten Weibe wieder aufzutreten; auch er ist also kein primär kindlicher Charakter.

An die Darstellung der Proportionslehre und der Baumittel der Gestalt möge sich nun die Besprechung der einzelnen Abschnitte des Körpers, an diese der Vergleich der inneren Organe schließen.

Skelett, Muskulatur und Fett bestimmen den Charakter des Kopfes. Der zartere weibliche Knochenbau tritt beim knöchernen Schädel ungemein klar in Erscheinung (Abb. 10 und 11). Über die Schädelunterschiede der Geschlechter existiert gleichfalls eine umfangreiche Literatur; hier mögen vor allem die ausführlichsten Darstellungen der Frage, die Arbeit von Pfitzner und die Abhandlung von Bartels über Geschlechtsunterschiede am Schädel, Berücksichtigung finden. An die Spitze muß allerdings der Satz Bartels' gestellt werden, daß ein durchgreifendes, in jedem einzelnen Fall nachweisbares Merkmal für die Zugehörigkeit eines Schädels zu einem der beiden Geschlechter bisher nicht bekannt ist und wohl überhaupt nicht existiert; doch weisen typische Schädel deren eine ganze Anzahl auf, und die Fälle, in denen sie gänzlich verwischt sind, bilden jedenfalls eine verschwindende Minderheit. Wieder gelangt allerdings der Geschlechtsunterschied in den Mittelwerten aus größeren Messungsreihen am schärfsten zum Ausdruck.

Die für die Kopfmaße angegebenen Werte gelten selbstverständlich auch für die Maße des knöchernen Schädels, da die Weichteile das Ergebnis der Messung nur unwesentlich beeinflussen. Wir haben die bedeutendere absolute Größe des männlichen Kopfes auf Grund der Messungen Pfitzners bereits hervorgehoben, ebenso die Tatsache, daß die relativen Werte für das Weib größere Zahlen ergeben, solange nicht Individuen gleicher Körpergröße verglichen werden. Auch nach Bartels ist der männliche Schädel, absolut genommen, in sämtlichen Dimensionen größer als beim Weibe. Dementsprechend ist auch der Schädelinnenraum und das Gewicht größer. Bartels selbst ermittelte an deutschen Schädeln den Inhalt beim Mann mit 1420, beim Weibe mit 1206 ccm. Aus sämtlichen von ihm angeführten Zahlen verschiedener Autoren über deutsche Schädel (272 Männer, 249 Weiber) ergibt sich ein Mittelwert von 1462 ccm für den Mann und 1298 ccm für das Weib. (Verhältnis 1000 : 888). Das durchschnittliche Schädelgewicht beträgt für trockene Schädel in Deutschland 755 g, beziehungsweise 595 g. Es ist auch relativ, auf den Schädelinhalt bezogen, beim Manne größer und beweist mächtigere Knochenentwicklung, die sich in kräftigerer Ausbildung der Muskelfortsätze und bedeutenderer Dicke der Knochen äußert.

Die gesonderte Betrachtung von Hirn- und Gesichtsschädel führt aber zu etwas anderen Ergebnissen. Der letztere ist beim Manne nicht nur absolut, sondern auch relativ größer. Zahlenmäßig kommt dies namentlich bei Bestimmung der Gesichtshöhe zum Ausdruck (gemessen von der Nasenwurzel zum unteren Rand des Unterkiefers). Nach Pfitzner verhalten sich die Mittelwerte bei Mann und Weib wie 100 : 89,6, während die Gesichtsbreiten an den Jochbogen gemessen sich wie 100:93,5 und die Körperlängen,

Abb. 11. Weiblicher Schädel, im gleichen Maßstab wie der männliche.
(Aus Oberösterreich, 22 Jahre alt; Wiener anat. Mus. Nr. 969.)

wie schon erwähnt, wie 100 : 93,6 verhalten. Etwas anders lauten die Zahlen von Bartels, die aber doch zu dem gleichen Endergebnis führen.

Dagegen sind die Dimensionen des Hirnschädels, solange wir die Mittelwerte sämtlicher Bestimmungen verwenden, beim Weibe nach Pfitzner durchweg relativ größer. Die Kopfumfänge verhalten sich wie 100 : 96,2; die größte Breite am Hirnschädel verhält sich wie 100 : 96,5, die Kopfhöhe, gemessen vom äußeren Gehörgang zum Scheitel, wie 100 : 95,5. Sämtliche Verhältniszahlen überschreiten die für die Körperlänge. (Doch gelten sie, wie gleichfalls schon erwähnt, nur für den Durchschnitt aus allen Werten, nicht für den Durchschnitt gleich großer Personen, da dann für das Weib kleinere Zahlen als für den Mann erhalten werden.) Auch aus den für den Schädelinhalt angeführten Zahlen ergibt sich ein relativ größerer Schädel für das Weib. Die Schädelinhalte verhalten sich wie 100 : 89, während die Körpergewichte, nach den eingangs gegebenen Zahlen, sich wie 100 : 83 verhalten. Ein ähnliches Zahlenverhältnis läßt sich, wie gezeigt werden soll, beim Gehirn feststellen, das ja auf den Schädelinhalt bestimmenden Einfluß nimmt.

Bezüglich der allgemeinen Form des Hirnschädels finden sich in der Literatur merkwürdig entgegengesetzte Angaben, indem ein Teil der Autoren die weiblichen Schädel im Durchschnitt länger (mehr dolichozephal) findet, während andere sie für kürzer (mehr brachyzephal) halten. Die Zahlen von Bartels beweisen, daß das Verhältnis innerhalb der einzelnen untersuchten Gruppen ein sehr wechselndes ist und jedenfalls keinen Geschlechtscharakter bilden kann.

Im einzelnen ist über Unterschiede am Hirnschädel folgendes zu sagen: Die vordere Hälfte des Schädeldaches ist oft beim Weibe mehr abgeflacht, beim Manne auch über die Mitte mehr gleichmäßig gewölbt. Damit hängt zusammen, daß die weiblichen Scheitelbeine meist nicht annähernd gleichmäßig gekrümmt sind, wie beim Manne, sondern etwa in ihrer Mitte ziemlich rasch in die Seitenfläche des Schädels umbiegen. Die Mitte des Scheitelbeines ist nun meist ein wenig höckerartig vorgewölbt, und durch die Form der Schädelkrümmung treten diese Scheitelhöcker beim Weibe meist deutlicher hervor als beim Manne. Beide Charaktere finden sich beim Kinde noch schärfer ausgesprochen. Sie sind aber beim erwachsenen Weibe nur häufiger als beim Manne, keineswegs regelmäßig oder gar ausschließlich vorhanden. (Einen ähnlichen Höcker trägt jederseits auch das Stirnbein, und auch für diesen wurde stärkere Ausbildung beim weiblichen Geschlecht angegeben; doch spricht die zusammenfassende Darstellung von Bartels dagegen. An unseren Abb. 10 und 11 treten alle diese Verhältnisse übrigens kaum hervor.)

Endlich wäre noch zu erwähnen, daß dem Manne auch ein absolut und relativ größeres Hinterhauptsloch zukommt, vielleicht aus einem größeren Querschnitt des Rückenmarks zu erklären, und daß die Muskelfortsätze (Warzenfortsatz, Griffelfortsatz, Hinterhauptsvorsprung) und die Muskellinien

(für die Kaumuskeln in der Schläfengegend, für die Nackenmuskeln am Hinterhauptsbein) beim Manne stärker entwickelt sind.

Viel größer sind die Unterschiede am Gesichtsschädel. Er charakterisiert sich hauptsächlich durch eine mächtigere Entfaltung des Kauapparates; dementsprechend sind Ober- und Unterkiefer und die Zähne kräftiger. Dies drückt sich schon im Gewicht des Unterkiefers aus, das nach Bartels bei deutschen Schädeln beim Manne 11,3, beim Weibe 10,5 Prozent des gesamten Schädelgewichtes beträgt. Beim Manne ist der Zahnbogen mehr abgerundet, der Kreisform genähert, beim Weibe mehr nach vorne zugespitzt oder parabolisch. Auch dies hängt wohl mit der verschiedenen Mächtigkeit des Gebisses zusammen. Als weiblicher Charakter wurde von Schaafhausen auch die relative Größe der beiden oberen mittleren Schneidezähne hervorgehoben; Ploß-Bartels bringen hierüber eine Reihe von Abbildungen. Auch an unseren Abb. 10 und 11 ist der Unterschied noch erkennbar. Größere Messungsreihen ergeben tatsächlich ein Überwiegen der relativen (nicht der absoluten) Breite, doch wird der Unterschied im Durchschnitt wenig auffallend.

Abb. 12. Stirnhöhle eines männlichen Schädels.
(Wiener anatom. Mus., ohne Nummer.)

Das kräftigere Gebiß bedingt kräftigere Entwicklung und größeren Abstand der Jochbogen. Es hat neben der Größen- auch Formenveränderungen am Unterkiefer zur Folge. So ist das männliche Kinn breiter, der Unterkieferrand vorn häufig mit zwei Höckern besetzt und etwas stärker vortretend als das mehr zugespitzte weibliche Kinn (Abb. 10 und 11). Der Winkel am hinteren Ende des unteren Unterkieferrandes ist beim Manne stärker ausgeprägt, der von hier zur Schädelbasis aufsteigende Unterkieferast schärfer abgeknickt. Aus der geringeren Knochenentwicklung, die engeren Anschluß der Zahnwurzeln bedingt, erklärt sich wohl auch, daß beim Weibe die Schneidezähne etwas häufiger schräg in den Kiefer eingepflanzt sind, so daß die Schneiden mehr nach vorn stehen — sogenannte „alveoläre Prognathie" des Weibes.

Diesen Unterschieden in der unteren Gesichtshälfte reihen sich andere in der oberen Hälfte an. So zunächst in der Modellierung der Stirne, die

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 13. Selbstporträt Rembrandts. Aus dem Jahre 1634, im 28. Lebensjahre.

zwar anatomisch zum Hirnschädel gehört, sich aber hier besser einfügen läßt. Die männliche Stirn ist durch die starken Augenbrauenbogen, die als Wülste oberhalb der Augenhöhle vorragen, ausgezeichnet; dem Weibe fehlen diese Wülste in der Regel vollständig. In ihrem Bereiche und noch oberhalb desselben besteht das Stirnbein aus zwei Knochentafeln, zwischen welchen sich ein von der Nasenhöhle aus zugänglicher, mit Luft gefüllter Hohlraum, die Stirnhöhle, findet (Abb. 12). Aus der stärkeren Entfaltung dieser Höhle im Verein mit den Augenbrauenbogen ergibt sich ein etwas mehr geneigtes

Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Abb. 14. La Fornarina, genannt La Velata (Detail). Nach einem Gemälde von Raffael.

Ansteigen der Stirne beim Manne, gegenüber der steileren, annähernd vertikalen Stirne der Frau.

Geschlechtsunterschiede der Augenhöhlen sind wiederholt behauptet worden, aber noch strittig. So wird von mehreren Seiten angegeben, daß die weibliche Augenhöhle relativ größer sei, auch wird behauptet, daß ihr äußerer Winkel tiefer herabgezogen sei als beim Manne. Andere Angaben sprechen dagegen. An den Abb. 10 und 11 ist der Unterschied wenig auffallend.

Neben den knöchernen sind auch die Weichteile des Kopfes bei den

Geschlechtern verschieden. Die schwächere Gesichtsmuskulatur gräbt die charakteristischen Furchen der Gesichtshaut, wie die vom Nasenflügel jederseits gegen den Mundwinkel verlaufende Nasenlippenfurche, später und weniger tief in das weibliche Gesicht ein, die schwächeren Kaumuskeln wölben die seitlichen Wangenpartien weniger vor. Die stärkere Fettschicht rundet das ganze Gesicht gleichmäßiger ab.

Die Nase des Mannes ist durchschnittlich kräftiger als die der Frau. Allerdings ergeben Messungen der Breite der Nasenwurzel am knöchernen Schädel kein einheitliches Bild. In Bezug auf die Form aber läßt sich sagen (Hoyer), daß man gewölbte Nasen häufiger bei Männern, flache oder leicht eingesunkene Nasen mit etwas vortretender oder aufgestülpter Spitze, wenigstens in deutschen Ländern, häufiger bei Frauen findet. Auch die Ohrmuschel des Mannes ist relativ größer und gröber geformt.

Scharf ausgeprägt sind die Geschlechtscharaktere des Gesichtes an den beiden Porträten der Abb. 13 und 14. Am Rembrandtschen Selbstbildnis erkennen wir die relative Größe des Gesichtes im Verhältnis zum Schädel, die kräftige Nase, die vortretenden Augenbrauenbogen und die über denselben etwas zurücktretende Stirne, die trotz der Kappe noch sichtbar wird; Jochbogen, Kaumuskulatur und Unterkiefer lassen durch ihre kräftige Entwicklung das Gesicht bis in die Höhe der Mundspalte breit erscheinen, erst unterhalb derselben beginnt die Verschmälerung zum Kinn, das selbst breit und in der Mitte geteilt erscheint. Während die Breite des Kinnes durch die Form des Unterkiefers bedingt ist, wird die Teilung, die übrigens kein regelmäßiges Merkmal des Mannes darstellt, durch Muskelanordnung hervorgerufen. Die kräftige Muskulatur und das nur wenig entwickelte Fett lassen das Gesicht, trotz der Jugend des Künstlers (er war damals achtundzwanzig Jahre alt) kräftig modelliert erscheinen; namentlich tritt die Nasenlippenfurche und die Faltung der Augenlider hervor. Raffaels Fornarina dagegen zeigt uns ein im Verhältnis zum Schädel kleines Gesicht, ein Gesichtsoval, dessen größte Breite in Augenhöhe liegt und sich allmählich in das zarte Kinn verschmälert. Über der viel schwächeren Nase erhebt sich steil ansteigend die Stirne, an der beiderseits von der Mittellinie, vom Haar nur teilweise gedeckt, die Stirnhöcker eben noch erkennbar sind. Die Gesichtshaut erscheint fast vollständig glatt, die Nasenlippenfurche ist nur angedeutet. — Beide Bildnisse lassen eine

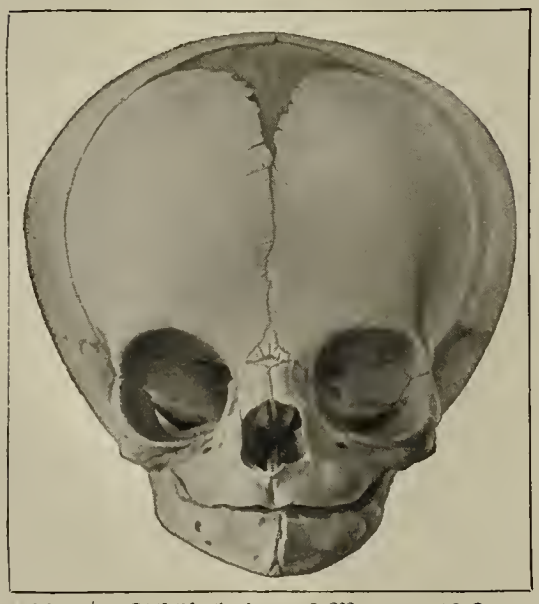


Abb. 15. Schädel eines 2 Monate 10 Tage alten Kindes.
(Wiener anatom. Mus. Nr. 23.)

auffallend weitgehende Ähnlichkeit der Schädelbildung mit den hier wiedergegebenen Schädeln (Abb. 10 und 11) erkennen.

Die Merkmale des weiblichen Kopfes lassen sich fast durchweg als Annäherung an den kindlichen Typus, als Stehenbleiben auf der kindlichen Entwicklungsstufe auffassen. So die Bildung des knöchernen Schädels (vgl. Abb. 15 mit 10 und 11), namentlich die Kleinheit des Gesichtes und die Höckerbildung von Stirn- und Scheitelbein, so das Verhalten von Fett und Muskulatur. Das mächtige Gebiß des Mannes dagegen bedingt eine Annäherung seiner Schädelform an die des Affen. Betreffs des inneren Zusammenhangs dieser Erscheinungen sei wieder auf den Schluß dieses Kapitels verwiesen. — Die relativ bedeutendere Länge des weiblichen Halses ist hauptsächlich aus dem Verhalten der Muskulatur zu erklären, während die Skelettgrundlage, die Halswirbelsäule, keine besonderen Eigentümlichkeiten

Abb. 16. Männliches Modell in Seitenansicht zur Demonstration der Wirbelsäulenkrümmung.

Abb. 17. Weibliches Modell in Seitenansicht zur Demonstration der Wirbelsäulenkrümmung.

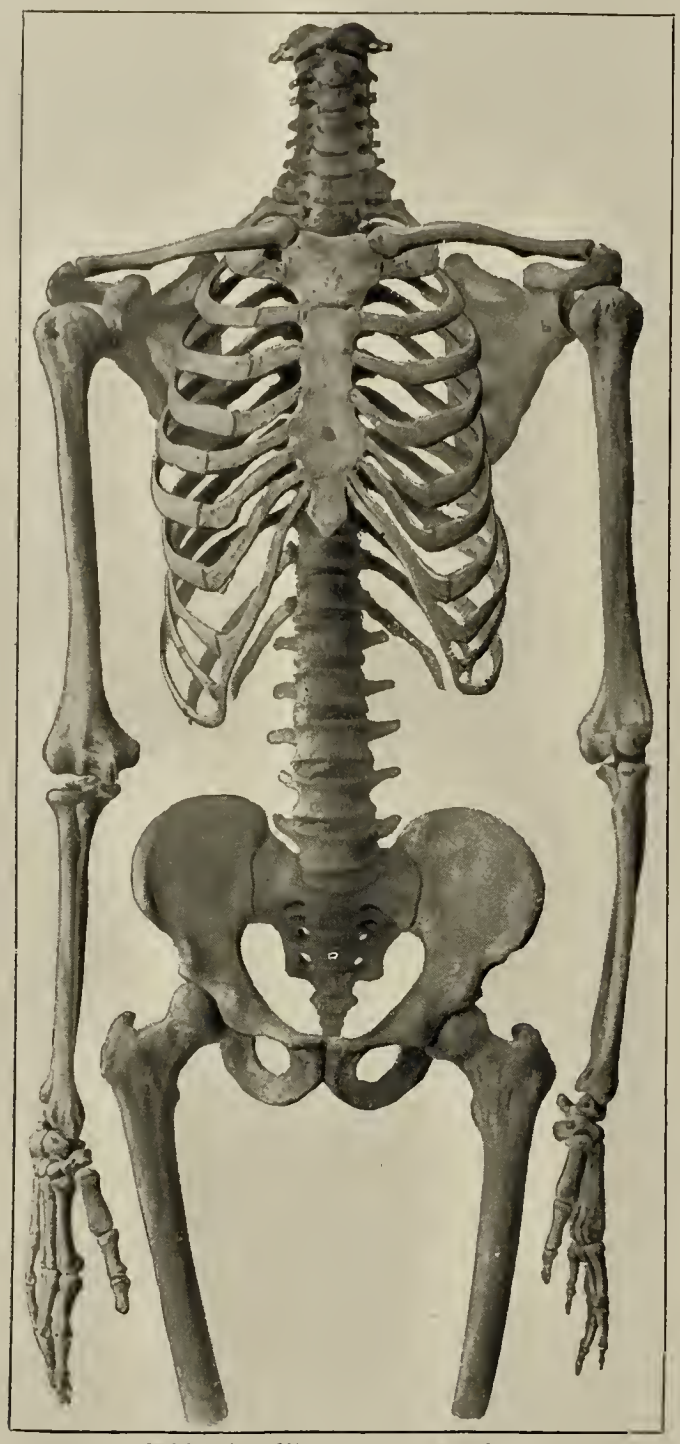


Abb. 18. Männliches Skelett.
(Wiener anatom. Mus. Nr. 64.) 150 cm hoch. Stellung der Oberschenkel durch Aneinanderschluß der Fersen gegeben.

zeigt. Die schwächere Muskulatur bedingt einerseits größere Schlankheit, die den Hals länger erscheinen läßt, anderseits steht die seitliche Konturlinie des Nackens, die durch den Kapuzenmuskel (vgl. Bd. I, Teil 1, 1. Kapitel) bedingt wird, tiefer, da der Muskel weniger stark vorspringt (Abb. 4, 5 und Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"). Im übrigen bedingt wieder beim Weibe die reichlichere Fettentwicklung vorn eine weniger scharfe Absetzung des Halses vom Rumpfe (Abb. 3 und Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"). An der Vorderfläche des Halses wird die Modellierung durch Kehlkopf und Schilddrüse bedingt; über diese möge bei Besprechung der inneren Organe das Nähere gebracht werden.

Die Gliederung des Rumpfes in Brust und Bauch erfolgt bei beiden Geschlechtern nach verschiedenem Verhältnis. Beim Weibe ist der Brustkorb verhältnismäßig kürzer, der Bauch länger. Nach Cunningham sind die Dimensionen des Bauches bei beiden Geschlechtern trotz der geringeren Körpergröße des Weibes absolut genommen die gleichen. Die relativ größere Sitzhöhe des Weibes, die auf S. 9 besprochen ist, wird durch die stärkere Entwicklung des Bauches bedingt.

Diese Unterschiede lassen sich auch an der Wirbelsäule erkennen. Die Lendenwirbelsäule ist beim Weibe relativ länger; dazu kommen auch noch Unterschiede in der Krümmung. Die Lendenkrümmung ist physiologisch beim Weibe stärker als beim Manne (vgl. Abb. 16 und 17). Durch sie

ist auch eine stärkere Neigung des Beckens (siehe S. 31) bedingt, die mit zur Verlängerung des Bauches beiträgt; auch auf die Gesamtform des Bauches ist diese Krümmung, wie wir noch sehen werden, nicht ohne Einfluß.

Mehr noch als die Brustwirbelsäule ist die vordere Wand des Brustkorbes, das Brustbein, beim Weibe verkürzt (Abb. 18 und 19). Dessen Gesamtlänge schwankt beim Manne zwischen 18 und 20 cm, beim Weibe zwischen 16 und 17 cm (Luschka, zitiert nach Vierordt). Diese Verkürzung betrifft aber nicht alle Teile gleichmäßig, da der oberste Abschnitt, der Handgriff, der zwischen den Schlüsselbeinen und dem ersten Rippenpaar liegt, bei beiden Geschlechtern annähernd gleich groß ist. Auch der unterste Abschnitt, der Schwertfortsatz, kommt nicht in Betracht, da er überhaupt sehr verschieden ausgebildet ist. Es ist also das Mittelstück, an dem die Verkürzung auftritt. Hierdurch und durch den zarteren Bau der Rippen erscheint der weibliche Brustkorb kürzer und gedrungener als der männliche. Nach Liharzik ist er verhältnismäßig um eine Rippenbreite kürzer, was sich aus geringerer Breite der einzelnen Rippen erklärt. Er ist gleichzeitig mehr faßförmig, auf dem Querschnitt der Kreisform mehr genähert als der vorn und hinten mehr abgeplattete, im Querschnitt ovale männliche Brustkorb. Nach unten erweitert er sich bei beiden Geschlechtern, soweit der weibliche Brustkorb nicht durch Mieder und Schnürbrust verunstaltet ist; ja die Erweiterung ist beim Weibe sogar im allgemeinen stärker. (An dem männlichen Skelett der Abb. 18 ist übrigens der Brustkorb nicht tadel-

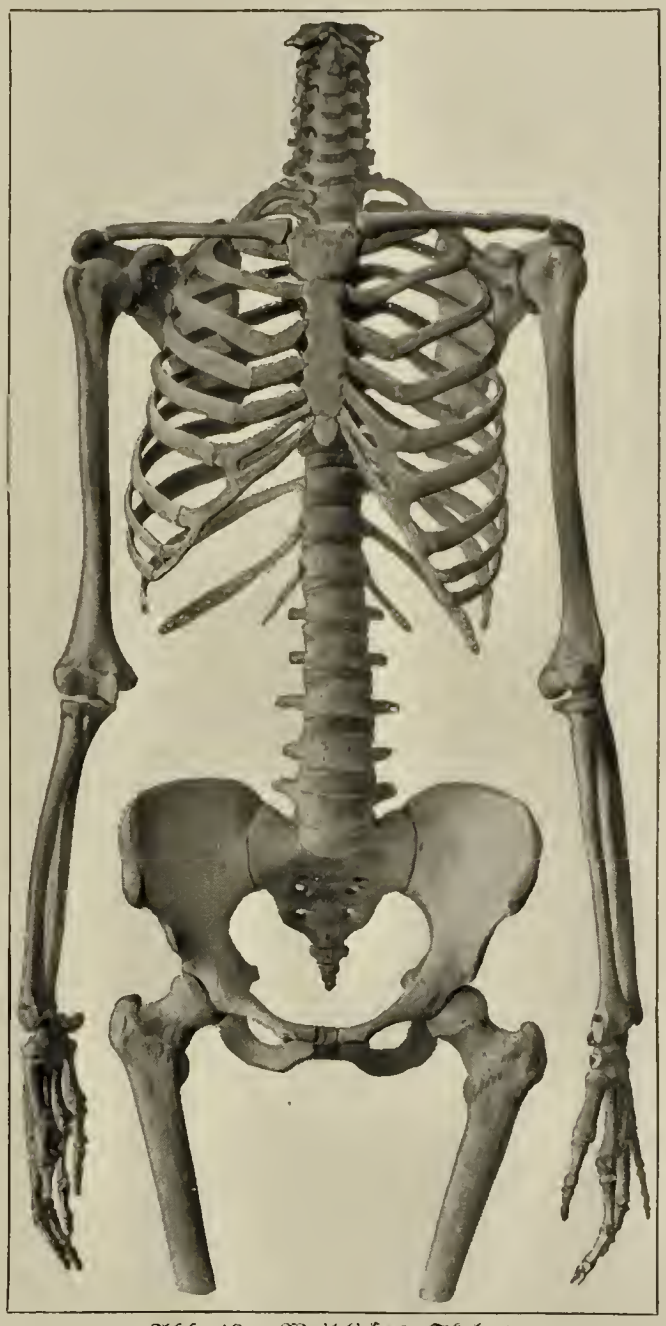


Abb. 19. Weibliches Skelett.
(Wiener anatom. Mus. Nr. 66.) 148,5 cm hoch. Stellung der Oberschenkel durch Aneinanderschluß der Fersen gegeben.

los geformt. Er ist unten jedenfalls zu schmal.) Beim Modell der Abb. 2 ist er durch Schnüren verengt.

Mann und Weib unterscheiden sich durch die Art ihrer Atmung. Beim Manne wird, solange kein gesteigertes Atmungsbedürfnis vorhanden ist, nur das Zwerchfell verwendet (Bauchatmung). Beim Weib ist die Beteiligung des Zwerchfells an der Atmung normalerweise nur eine geringe; die Atmung erfolgt in der Regel durch Hebung der Rippen (Brustatmung). Bei erhöhter Atmungstätigkeit werden von beiden Geschlechtern beide Typen angewendet.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob diese Verschiedenheit wirklich einen sekundären Geschlechtscharakter darstellt. Zur Erklärung desselben wurde namentlich angeführt, daß die Bauchorgane des Weibes zur Zeit der Schwangerschaft eine bedeutende Massenzunahme erfahren und die Zwerchfellatmung behindern müssen; die beständige Brustatmung wäre also eine Anpassung an die Geschlechtsfunktionen. Anderseits wurde die Ansicht verfochten, daß die weibliche Kleidung, namentlich das einschnürende Korsett, die Zwerchfellatmung unterdrückt: und tatsächlich haben Untersuchungen an unkultivierten Völkerschaften und an Frauen, welche nie Mieder getragen haben, ergeben, daß bei ihnen gleichfalls die Zwerchfellatmung vorwiegt, daß also zumindest ein nennenswerter Unterschied gegenüber dem Manne bei ihnen nicht vorhanden ist. Die Brustatmung der meisten Frauen bei den Kulturvölkern ist eine schlechte Angewöhnung, welche auch in den Zeiträumen, in welchen das Mieder nicht getragen wird, nicht abgelegt wird.

Über die dem Brustabschnitt angehörige obere Rumpfbreite, die Schulterbreite, sind die notwendigen Angaben bereits im ersten Kapitel des ersten Teiles gemacht worden. Betreffs der Skelettstücke, welche für die Schulterbreite in Betracht kommen, Schulterblatt und Schlüsselbein, ist nur noch nachzutragen, daß sich auch an ihnen der zartere Knochenbau des Weibes deutlich ausprägt. Namentlich gilt dies für das Schlüsselbein (Abb. 18 und 19). Das weibliche Schlüsselbein ist auf dem Querschnitt annähernd kreisrund, das des Mannes von oben nach unten abgeplattet; das erstere ist überdies weniger stark S-förmig gekrümmt (v. Lenhossek).

Der Bauch ist beim Weibe nicht nur länger (S. 26), sondern auch stärker vorgewölbt. Die Wölbung ist gegen die Beckenregion meist mit einer nach unten konvexen Linie abgegrenzt. Ein wohlgerundeter Bauch, unter dessen Fettschicht die Muskelplastik verschwindet, ist stets ein Attribut weiblicher Schönheit gewesen (Abb. 5 und Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"), während beim Manne die Bauchwand vorn sich mehr flach zwischen Rippenbogen und Becken ausspannt und wenigstens bei jugendlichen Individuen stets die Muskulatur erkennen läßt (Abb. 3 und 4). Die Wölbung der vorderen Bauchwand beim Weibe bedingt einen größeren Rauminhalt. Sie kann aber nicht vollständig für denselben ausgenützt werden, da ein Teil des Raumes durch das stärkere Vorspringen der Lendenwirbelsäule wieder in Anspruch genommen wird. Bei jungen Mädchen ist dieses Merkmal noch wenig ausgesprochen (Abb. 20); hier kommt auch unter der dünneren Fettschicht die Muskulatur noch zur Geltung. An dem Modell der Abb. 2 und 17 ist die Bauchgegend nicht fehlerfrei, da unter dem Einfluß des früher getragenen Mieders die Unterbauchgegend zu stark vortritt.

Der untere Rand des Brustkorbes und der obere Rand des Beckens haben beim Manne ungefähr denselben Querdurchmesser. Zwischen ihnen sinkt auch bei muskelkräftigen, aber nicht fetten Individuen die Bauchwand seitlich ein wenig ein; der männliche Rumpf besitzt eine Taille, die bei der

Betrachtung von vorn deutlich sichtbar wird (Abb. 1, 3 und 4). Beim Weibe ist der Durchmesser des Brustkorbes eher kleiner als der des Beckens; eine eingezogene Taille kommt wohlgenährten Individuen normalerweise nicht oder nur andeutungsweise zu (Abb. 5 und Kunstbeilage „Kapitolinische Venus"). Was in modernen Kunstwerken als Taille erscheint, stellt sich bei genauerem Zusehen häufig bloß als körperliche Verbildung des Künstlermodelles dar, hervorgerufen durch den Einfluß des Korsetts, als Schnürfurche. So zum Beispiel an der bekannten Statue der Tänzerin von Falguière. Auch das Modell der Abb. 2 verdankt seine Taille, wie sich namentlich bei unmittelbarer Beobachtung feststellen ließ, dem Einfluß des Mieders. Die Taille, welche die weiblichen Figuren Botticellis zeigen, ist nur ein Beweis mehr dafür, daß der Maler sein Schönheitsideal nicht in blühenden, kräftigen Individuen gesucht hat. Trotzdem grenzt sich bei wohlgestalteten Frauen der Rumpf in der Profillinie sehr gut gegen das Becken ab, aber nicht durch eine deutliche Einsenkung, sondern dadurch, daß der Querdurchmesser des Leibes in der Beckenregion rasch zunimmt (Abb. 5 und 20).

Abb. 20. Jugend. Von W. Wandschneider.

Das Überwiegen des Bauches über den Brustkorb und die stärkere Wölbung des ersteren sind Charaktere, welche das Weib dem Kinde wieder näher bringen als den Mann. Sie sind aber trotzdem nicht einfach als ein Stehenbleiben des Rumpfes auf dem kindlichen Typus aufzufassen, sondern sind bedingt durch die Geschlechtstätigkeit, durch die Notwendigkeit, Raum zu gewinnen für die Zeit der Schwangerschaft. Mit ihnen stehen die stärkere Wirbelsäulenkrümmung und Beckenneigung in Beziehung, beides Eigentümlichkeiten, die das Weib mehr vom Kinde unterscheiden als den Mann.

Zu den stärksten Unterschieden der Geschlechter gehören die am Becken. Wie sehr die Beckenbreite die allgemeinen Proportionen beeinflußt, wurde bereits (S. 14) dargelegt. Die Durchschnittswerte für die absoluten Maße

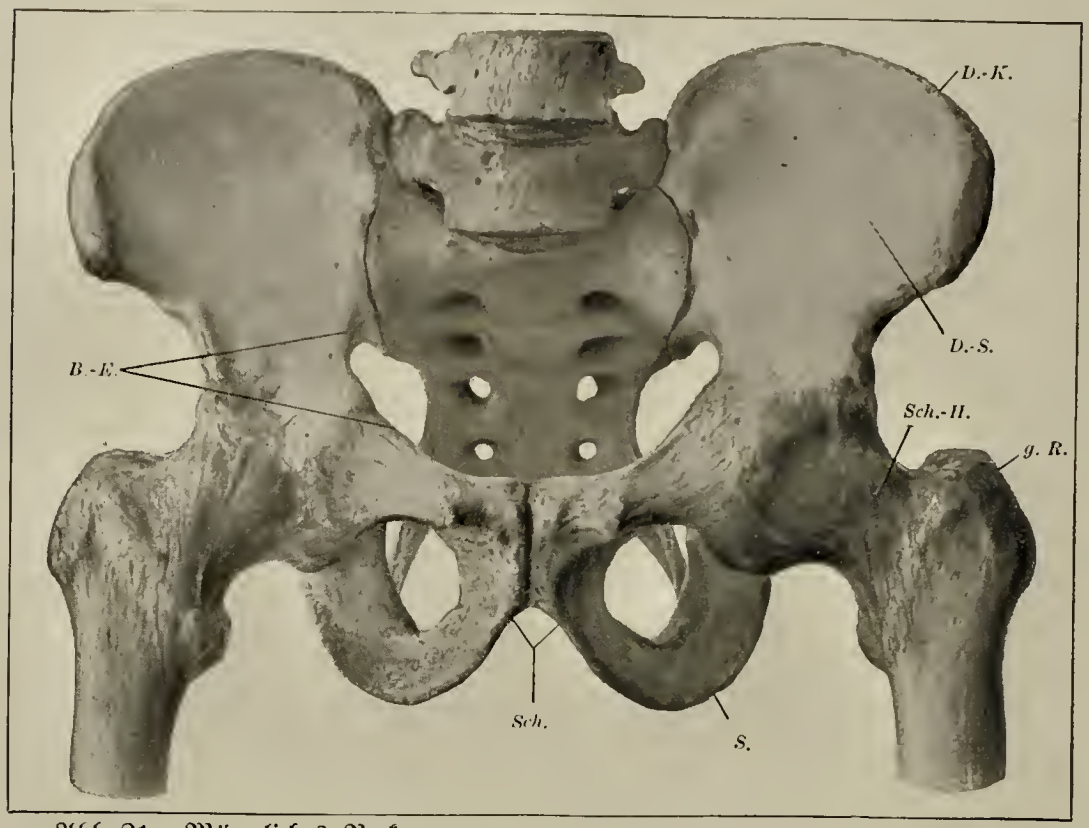


Abb. 21. Männliches Becken von vorne. (Wiener anatom. Mus., ohne Nummer.)
B.-E. = Kontur des Beckeneinganges, D.-K. = Darmbeinkamm, D.-S. = Darmbeinschaufel, Sch.-H. = Schenkelhals, g. R. = großer Rollhügel, S. = Sitzknorren, Sch. = Schambeinwinkel.

am knöchernen Becken sind beim Weibe zum Teil sogar höher als beim Mann. Dabei fällt naturgemäß die Beckenbreite angesichts der kleineren Statur des Weibes mehr auf, und die reichlichere Fettansammlung bedingt eine Vermehrung dieses Unterschiedes. Sie verwischt auch größtenteils die beim Manne durch die Haut hindurch erkennbaren Knochenvorsprünge.

Wichtiger als die Größen- sind die Formunterschiede. Sie finden sich sowohl am großen als am kleinen Becken (vgl. Bd. I, Teil 1, 1. Kapitel). Im Bereiche des großen Beckens erscheinen beim Weibe die Darmbeinschaufeln mehr schräg gestellt, das große Becken dadurch breiter und geräumiger (Abb. 18, 19, 21 und 22). Beim kleinen Becken zeigt schon der Beckeneingang deutliche Unterschiede. Beim Manne hat er eine mehr kartenherzförmige Form, indem das schmale Kreuzbein (Abb. 21) gegen den Beckeneingang vorspringt (Abb. 18); der Längsdurchmesser ist größer als der Querdurchmesser. Beim Weibe ist der Eingang gleichmäßiger gerundet (Abb. 19), das breitere Kreuzbein (Abb. 22) tritt aus dieser Linie nicht heraus, der Querdurchmesser übertrifft (wenigstens bei europäischen Rassen) den Längsdurchmesser. Beim Manne verengt sich der Beckenkanal gegen seinen Ausgang durch Annäherung der Sitzhöcker ein wenig, nimmt also die Form eines langgezogenen Trichters an, beim Weibe bleibt er gleich weit und ist dabei kürzer. Die Annäherung der Sitzhöcker bedingt beim Manne einen deutlichen Schambeinwinkel, während beim Weibe unter der Schoßfuge die Knochen in einen breiten, mehr gleichmäßig gewölbten Schambeinbogen

ineinander übergehen (Abb. 21 und 22). Der Beckenkanal ist im ganzen beim Manne stärker gekrümmt, beim Weibe ist seine Krümmung infolge größerer Streckung des Kreuzbeins eine geringere. Die Beckenneigung des Weibes ist eine größere, was wohl mit der stärkeren Krümmung der Lendenwirbelsäule zusammenhängt. Die zahlenmäßigen Angaben über den Neigungswinkel sind aber bei den einzelnen Autoren recht verschieden. In Abb. 18 und 19 wird diese Neigung und ihr Unterschied daraus erkennbar, daß beim weiblichen Becken Kreuzbein und Schambein viel stärker verkürzt erscheinen. Die stärkere Beckenneigung läßt auch an der lebenden Frau das Gesäß stärker nach hinten ausladen.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Beckenmaße (nach Waldeyer) läßt die Geschlechtsunterschiede deutlich hervortreten. Von den am lebenden Menschen von außen bestimmbaren Maßen ist beim Weibe der Abstand der Darmbeinkämme, der äußere Längsdurchmesser des Beckens (Abstand der hinteren Kreuzbeinfläche von der vorderen Wand der Schoßfuge) und der Abstand der Sitzhöcker absolut größer als beim Manne. Daß die Abstände der Rollhügel gleich sind, wird durch die bedeutendere Größe des männlichen Oberschenkels erklärt.

	Maße in Zentimetern	
	Mann	Weib
Abstand der Darmbeinkämme	26	29
Abstand der Rollhügel	31,5	31,5
Äußerer Längsdurchmesser des Beckens	18	20
Beckeneingang:		
Längsdurchmesser	10,5	11
Querdurchmesser	12,5	13,5
Beckenausgang:		
Längsdurchmesser	7,5	9
Querdurchmesser (= Abstand der Sitzhöcker)	8	11
Schambeinwinkel	75°	95°.

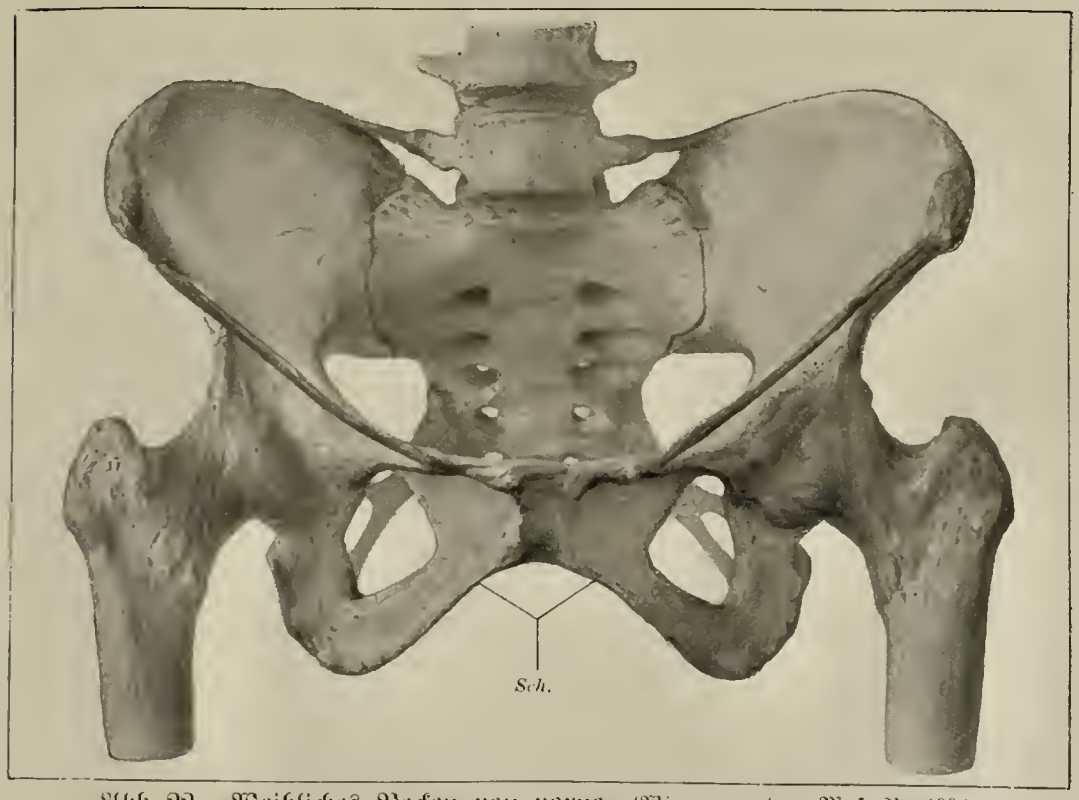


Abb. 22. Weibliches Becken von vorne. (Wiener anatom. Mus. Nr. 100.)
Sch. = Schambeinbogen.

In der Plastik des Körpers treten in der Seitenansicht namentlich die stärkere Beckenneigung und Gesäßwölbung (Abb. 16 und 17), bei Betrachtung von vorn aber die flachere Lage der Darmbeine, die sich im Verlaufe der Leistenbeuge ausspricht, hervor (vgl. Abb. 3, 4 und Kunstbeilage „Farnesischer Herkules" — letztere in Bd. I, Teil 1, 1. Kapitel — mit Abb. 5 und 20, ferner Abb. 1 und 2). In der Rückansicht wird die Breite des Kreuzbeins merklich. Letztere kennzeichnet sich durch die Lage der Kreuzbeingrübchen (Stratz), richtiger Darmbeingrübchen, die als grubige Vertiefungen der Haut auf dem hinteren Ende des Darmbeinkammes gelegen sind; sie entstehen dadurch, daß dort der Knochen von Muskelansätzen frei bleibt und mit der Haut innig verwachsen ist. Ihre Distanz ist beim Weibe durchschnittlich um 2 bis 3 cm größer.

Die Unterschiede am Becken lassen sich in klarer Weise auf funktionelle Ursachen zurückführen. Sie sind durch Schwangerschaft und Geburt bedingt. Die Form des großen Beckens und die vermehrte Beckenneigung vergrößern den Bauchraum. Das kleine Becken muß bei der Geburt dem kindlichen Körper, namentlich dem kindlichen Schädel, welcher den größten und starrsten Abschnitt desselben bildet, den Durchtritt gestatten. Daher seine Geräumigkeit, die gleichmäßige Rundung seines Einganges, der Mangel einer trichterförmigen Verengerung. Die Unterschiede sind schon beim Neugeborenen vorhanden, ja sollen sich sogar schon in der Mitte der Schwangerschaft nachweisen lassen.

Mit der Beckenform, mit der Weite seines Ausganges steht auch die Form des Oberschenkelknochens im Zusammenhang. Der Schaft desselben, die Achse des Oberschenkels, ist beim Weibe nach außen verschoben, um den Beckenausgang besser freizuhalten. Daher ist der Schenkelhals beim Weibe mehr horizontal gestellt (Abb. 6 und 7, 18 und 19). So wird der Abstand der beiden großen Rollhügel nicht nur durch die Beckenbreite, sondern auch durch die Stellung des Schenkelhalses vermehrt. Dieser große Abstand der Achse des Beines von der Mittellinie, durch welche die Schwerlinie geht, bedingt eine gewisse Unbehilflichkeit des Weibes bei rascher Bewegung, infolge der Notwendigkeit, die Schwerlinie durch Drehung des Beckens jederzeit möglichst zu unterstützen. Hyrtl hat sie treffend gekennzeichnet durch den Ausspruch, das Laufen sei die einzige Bewegung, welche das Weib ohne Grazie vollführe.

Die Beckenbreite ist auch auf die Achse des gesamten Beines von Einfluß; während die Unterschenkel bei aufrechter Normalstellung nahezu parallel stehen, müssen die Oberschenkel beim Weibe stärker als beim Manne nach oben auseinanderweichen. Hieraus ergibt sich eine leichte X-Form der Beine als normaler weiblicher Charakter (Abb. 3 und 5; ferner Abb. 18 und 19, bei welchen die Stellung der Oberschenkel durch Aneinanderschluß der Fersen bedingt war). Sie wird auch an der Art, in welcher die Kniegelenksknorren an den Oberschenkelschaft angefügt sind, kenntlich. Legen wir ein Lineal an ihren freien Rand, so finden wir, daß dieses beim Weibe stärker schräg

steht als beim Manne (Abb. 5 und 20). Stellen wir den Knochen auf die Kniegelenksknorren auf, so wird die stärker schiefe Stellung desselben beim Weibe sofort ersichtlich.

Künstler suchen diese Form des Beines beim Weibe meist zu maskieren, namentlich durch die Abknickung des einen Beines im Kniegelenk und teilweise Verdeckung des anderen. So bei der Venus der Abb. 5; versucht man aber in das gestreckte Bein dieser Figur das Skelett einzuzeichnen, so tritt die charakteristische Knickung der Beinachse hervor. Bei der Kapitolinischen Venus dagegen — siehe die Kunstbeilage — ist mit relativ geringer Beckenbreite (vgl. S. 15) ein ziemlich gerades Bein verbunden. Stramme militärische Haltung erscheint beim Weibe nicht nur mit Rücksicht auf die schwächere Muskulatur unnatürlich, sondern auch durch die geschilderte Form des Beines, die vermehrte Beckenneigung und stärkere Lendenkrümmung der Wirbelsäule unschön.

Daß die Knickung der Achse des Beines von der Beckenbreite abhängt, geht auch aus Abb. 1 hervor. Das dargestellte männliche Modell besitzt ein verhältnismäßig breites Becken und dementsprechend eine Andeutung von X-Beinen.

Von den inneren Organen verdient zunächst der Kehlkopf Beachtung (Abb. 23 und 24). Der männliche Kehlkopf ist durch größere Dimensionen im allgemeinen, besonders aber durch die Form des Schildknorpels ausgezeichnet. Während beim Weibe seine beiden Platten in allmählicher gleichmäßiger Krümmung ineinander übergehen, stoßen sie beim Manne in einem Winkel zusammen, der manchmal sogar durch eine förmliche Kante an der Außenseite markiert sein kann. Dabei ist die Verbindungsbrücke der beiden Platten unterhalb des Einschnittes des oberen Schildknorpelrandes ein wenig vorgewölbt, so daß sie wie mit einer Spitze nach vorn vorragt. Diese bildet den „Adamsapfel", der am männlichen Halse als deutlicher Orientierungspunkt hervortritt (Abb. 1, 3 und 4). Durch die Stellung der Schildknorpelplatten wird die Ausdehnung des Kehlkopfes in der Richtung von vorn nach hinten vergrößert, die Stimmbänder werden länger und hierdurch auf tiefere Töne gestimmt.

Musikalisch beträgt der Unterschied der Stimmlagen Baß und Alt, beziehungsweise Tenor und Sopran gerade eine Oktave; das weibliche Stimmband macht also in der Sekunde doppelt so viel Schwingungen als das männliche. Wären die Stimmbänder weiter nichts als schwingende Saiten von gleicher Spannung, so müßten sie beim Weibe genau die Hälfte der Länge wie beim Manne haben. Tatsächlich ist der Unterschied nicht so groß; nach Johannes Müller (zitiert nach Schultze) beträgt die Stimmbandlänge durchschnittlich 18, beziehungsweise 12 mm, die Schwingungszahl wird eben auch durch die Dicke des Stimmbandes und durch Unterschiede in der Stärke und Anordnung der Muskulatur bestimmt.

Der weibliche Kehlkopf ist zweifellos dem kindlichen viel ähnlicher als der männliche, er ist also in seiner Entwicklung auf einer früheren Stufe stehen geblieben. Daß er aber nicht geradezu ein kindlicher Kehlkopf ist, erhellt schon daraus, daß er so wie der männliche in der Zeit der Mannbarkeit stärker wächst, und daß auch die weibliche Stimme dabei etwas tiefer wird. Nach Langer erfolgt dieses Wachstum beim Manne im Verhältnis von 10:5, beim Weibe im Verhältnis von 7:5.

Betreffs der übrigen Eingeweide können wir uns verhältnismäßig kurz fassen. Unterschiede der Form bestehen vielleicht beim Magen und

bei den Lungen. Der Magen soll beim Weibe dem kindlichen Zustand ähnlicher sein. Bei Neugeborenen ist der Magengrund oder Magenblindsack, der sich links von dem Eintritt der Speiseröhre nach oben vorwölbt, noch wenig entwickelt. „Auch beim Weibe ist er in der Regel minder als beim Manne entfaltet" (Gegenbaur). Auch die Lungen dürften entsprechend der besonderen Gestalt des weiblichen Brustkorbes (siehe S. 27) Formeigentümlichkeiten zeigen, doch sind diese noch nicht untersucht.

Solchen Untersuchungen stellen sich große, ja fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, die auch für das vergleichende Studium der übrigen Eingeweide gelten: einerseits der Umstand, daß angesichts der individuellen Schwankungen nur aus großen Reihen gewonnene Mittelzahlen

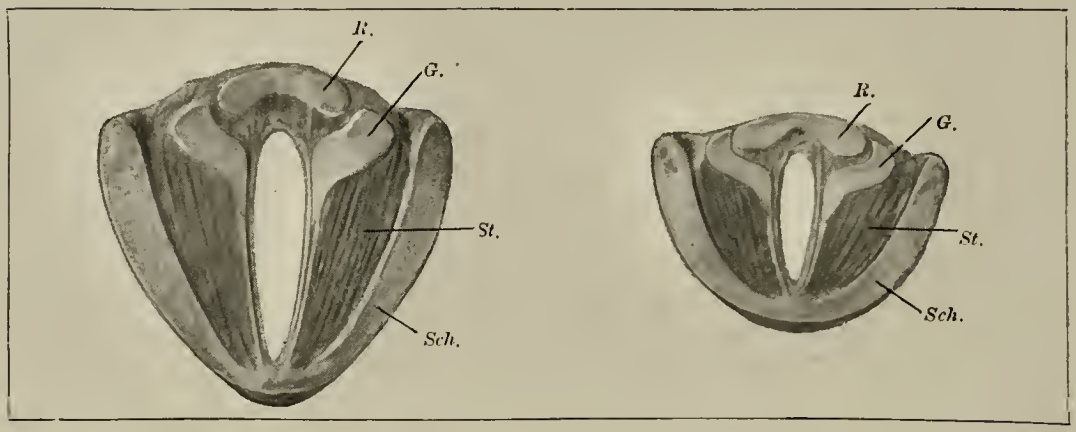


Abb. 23 und 24. Horizontalschnitt durch den männlichen und weiblichen Kehlkopf in der Höhe der Stimmbänder. (Wiener anatom. Mus., ohne Nummer.) Natürliche Größe.
R. = Ringknorpel, G. = Gießbeckenknorpel (Stellknorpel), St. = Stimmband, Sch. = Schildknorpel.

von Wert sind, anderseits die Tatsache, daß naturgemäß fast nur Organe, die bereits den Schädigungen eines Krankheitsprozesses ausgesetzt waren, für das Studium zur Verfügung stehen. Daher gelangt die Anatomie äußerst selten in den Besitz einer für das Studium der äußeren Formverhältnisse geeigneten Lunge; daher sind auch Wägungen normaler innerer Organe in größerer Zahl fast undurchführbar. Am deutlichsten wird dies vielleicht bei der Milz, die auf Krankheitsprozesse der verschiedensten Art und Intensität mit besonders großen Veränderungen antwortet.

Dementsprechend erscheint es wenig zweckdienlich, ausführliche Angaben über absolutes und relatives Gewicht von Schilddrüse, Herz, Lunge, Leber, Nieren, Nebennieren, Milz zu bringen; es widersprechen sich die Angaben der Autoren oft sehr bedeutend. Dasselbe gilt für die Angaben über die Größe des Magens und der Harnblase und über die Länge des Darmes. So nimmt Ellis für das weibliche Geschlecht einen größeren Magen und längeren Darm an, die Angaben der Anatomen lauten zumeist entgegengesetzt. Der größere Fassungsraum der weiblichen Blase scheint ziemlich sichergestellt, dürfte aber nur auf die schlechte Gewohnheit seltenerer Entleerung zurückzuführen sein. Die Verschiedenheiten der Angaben einzelner Autoren über relative Organgewichte werden schlagend durch die Zahlen

bewiesen, welche Schultze für das Herzgewicht zusammengestellt hat. Zwei Autoren finden ein relativ höheres Gewicht beim Manne, vier andere beim Weibe. Aber auch die Zahlen selbst schwanken innerhalb erstaunlich weiter Grenzen — zum Teil vielleicht infolge verschiedener Methodik beim Wägen, infolge verschiedener Präparation des Herzens. So verhält sich das Herzgewicht zum Körpergewicht beim Manne nach Vierordt wie 1 : 215, nach Clendinning wie 1 : 158, beim Weibe nach denselben Autoren wie 1 : 206 beziehungsweise 1 : 149.

Unter den hierher gehörigen Angaben ist übrigens die über die relative Größe der Schilddrüse beim Weibe vielleicht noch die bestbegründete. Wir sehen die durch diese Drüse beeinflußte Modellierung des Halses zum Beispiel deutlich auf Abb. 14.

Im allgemeinen kann man wohl annehmen, daß die weiblichen Eingeweide, wenn auch meist absolut kleiner, so doch relativ, auf das Körpergewicht bezogen, schwerer sind. (Für die Milz wird sogar behauptet, daß sie beim Weibe, absolut genommen, beträchtlich schwerer sei. Nach Vierordt beträgt ihr Gewicht im „rohen Mittel" beim Manne 149 g, beim Weibe 180 g. Die Bedeutung dieser Erscheinung, wenn konstant, ist gänzlich unklar, wie ja die Funktion der Milz überhaupt noch nicht in allen Einzelheiten geklärt ist.) Die Erklärung des relativ größeren Gewichtes der Eingeweide liegt wohl einerseits darin, daß das Körpergewicht des Weibes infolge geringerer Entwicklung von Skelett und Muskulatur ein relativ niedriges ist, anderseits wieder darin, daß das Weib überhaupt kleiner ist als der Mann. Die inneren Organe dürfen nicht in demselben Maße an Gewicht abnehmen wie die Körpergröße, um ihre Funktionen ausreichend erfüllen zu können. Dabei ist nicht zu leugnen, daß das Weib hierin dem Kinde näher steht als der Mann; wir sahen ja, wie beim Kinde der Verdauungsapparat eine ganz hervorragende Rolle spielt. Zur Illustration dieser Erscheinung möge hier eine Tabelle aus der Abhandlung Schultzes über das Weib Platz finden, deren Zahlen aus den Angaben Vierordts berechnet sind, aber auf Grund des eben Gesagten nicht als feststehende Mittelwerte gelten können. Angegeben ist das Gewicht der Organe in Prozenten des gesamten Körpergewichtes, wobei als Gewicht des Mannes 62,5 kg, des Weibes 52,8 kg, des Neugeborenen 3,1 kg angenommen sind.

	Mann	Weib	Neugeborener
Gehirn	2,29	2,32	12,40
Herz	0,48	0,49	0,76
Rechte Lunge . .	0,82	0,88	0,94
Linke Lunge . .	0,77	0,79	0,77
Leber	2,91	3,15	4,57
Nieren	0,49	0,55	0,75
Milz	0,26	0,33	0,34.

„Hieraus geht hervor, daß das Weib in den Prozentgewichten dieser Organe dem kindlichen Verhalten etwas näher bleibt als der Mann."

Im Anschlusse an die inneren Organe wäre noch das Verhalten von Blut, Puls und Körpertemperatur zu berücksichtigen. Für das erstere ergibt sich (nach Vierordt) ein etwas größerer Wassergehalt (80,11 Prozent gegen 78,15 Prozent), eine geringere Zahl von Blutzellen (Blutkörperchen) in der Raumeinheit (4,5 gegen 5 Millionen im Kubikmillimeter) und ein geringerer Gehalt an Blutfarbstoff, dem Körper, der auf chemischem Wege den Luftsauerstoff aus der Lunge an die Zellen des Körpers überträgt und die Kohlensäure aus dem Körper in die Lunge befördert. (Der Unterschied beträgt nach Ellis 8 Prozent.) Durch diese Eigenschaften des Blutes ist die körperliche Leistungsfähigkeit des Weibes jedenfalls eine eingeschränktere. Sie wird vielleicht teilweise ausgeglichen durch eine erhöhte Pulszahl. In der Regel (nach Guy, zitiert nach Vierordt) wird diese um sieben bis zehn Schläge in der Minute höher gefunden, doch ist die Steigerung etwa zur Hälfte wieder durch die kleinere Statur bedingt, wie sich aus den bei Vierordt gegebenen Formeln zur Berechnung der Pulszahl aus der Körperlänge ergibt. Andere Autoren geben einen viel geringeren Unterschied an; so Quetelet 1 bis 4,5 Schläge. So kleine Unterschiede sind gänzlich aus der geringeren Körpergröße erklärt. Auch die Körpertemperatur des Weibes soll im Durchschnitt um 0,15° höher sein (Schultze). Alle drei Merkmale würden wieder das Weib dem Kinde näher bringen.

Nur eines der inneren Organe, das Gehirn, erfordert eine eingehendere Besprechung. Die an ihm feststellbaren Geschlechtsunterschiede haben bereits eine ausführliche Literatur hervorgerufen und bilden, je nach der Auffassung der Verhältnisse, eines der beliebtesten Argumente für Freund und Feind bei Erörterung der „Frauenfrage". Sie stellen für die einen die Überlegenheit, für die anderen die Minderwertigkeit des Weibes unzweifelhaft fest.

Die Untersuchung hat sich einerseits auf die Form, anderseits auf die Größe des Gehirns zu erstrecken. Für die erstere kommt eigentlich nur das Großhirn in Betracht, denn die Variabilität des Gehirns betrifft, wie bereits im ersten Kapitel des ersten Teiles auseinandergesetzt wurde, fast ausschließlich das Großhirn, den Sitz der Verstandestätigkeit. Für Kleinhirn und Hirnstamm wurde das Bestehen von Geschlechtsmerkmalen der Form bisher nicht behauptet und erscheint auch kaum denkbar. Die Angaben über Verschiedenheiten der relativen Größe dieser beiden Abschnitte — relatives Überwiegen beim Weibe — sind nicht hinlänglich sichergestellt, wären aber vielleicht aus der geringeren Körpergröße zu erklären.

Aber auch für das Großhirn ist das Ergebnis der bisherigen Untersuchungen ein recht dürftiges. Die Hirnrinde zeigt in der Anordnung der Windungen eine ungemein große Mannigfaltigkeit; kein Gehirn ist dem anderen ganz gleich, und windungsreiche und windungsarme Gehirne kommen bei beiden Geschlechtern vor. Nur sehr ausgedehnte Untersuchungen können hier einigermaßen vor Störung des Gesamtergebnisses durch zufällig auftretende Abweichungen schützen.

Ellis hat nun die Ergebnisse der verschiedenen Autoren über die Ausbildungen der verschiedenen Windungsgruppen und der Hauptabschnitte der Hirnhemisphären, der sogenannten Hirnlappen, ausführlich zusammengestellt. Dabei zeigt sich fast in jedem einzelnen Detail, daß verschiedene Untersucher zu entgegengesetzten Schlüssen gelangen, so daß nennenswerte Unterschiede wohl nicht bestehen. Eine Ausnahme scheint nur der Teil der Hirnoberfläche zu bilden, der zur Ausführung der willkürlichen Bewegungen in Beziehung steht, der also mit dem Muskelsystem durch ziemlich direkte

Bahnen verbunden ist: die sogenannte Zentralgegend. Ihr, beziehungsweise dem Scheitellappen, wird von einer ganzen Reihe von Untersuchern übereinstimmend beim Manne eine etwas bedeutendere Entwicklung zugeschrieben.

Viel leichter als die Untersuchung der Form erscheint die Prüfung des Hirngewichtes; und doch ist auch hier schon die Feststellung der grundlegenden Daten, mehr noch die Art ihrer kritischen Verwertung eine recht schwierige. Wieder können nur sehr große Untersuchungsreihen unter möglichstem Ausschluß der Fehlerquellen durch krankhafte Erscheinungen zu allgemein verwertbaren Grundlagen führen. Zu gute kommt solchen Untersuchungen nur der eine Umstand, daß selbst langdauernde Erkrankungen des Organismus, die nicht das Gehirn direkt betreffen, keine wesentlichen Veränderungen an demselben hervorrufen, daß namentlich der Einfluß allgemeiner Abmagerung auf das Hirngewicht nur ein geringer ist.

Die Angaben verschiedener Autoren sind meist nicht ohne weiteres miteinander vergleichbar, da die Art der Wägung (Berücksichtigung der Hirnhäute und der Flüssigkeit in den Binnenräumen des Gehirns) und die Ansichten über die Grenzen des Normalen nicht bei allen Autoren dieselben sind. Trotz der Verschiedenheit der so gewonnenen Zahlen stimmt übrigens das Verhältnis derselben zueinander bei den einzelnen Autoren im allgemeinen gut überein. Die nachfolgenden Daten halten sich jedoch ausschließlich an die zuletzt erschienene und ausführlichste derartige Untersuchung, die von Marchand, die wohl auch in Bezug auf Sichtung des Materials und Ausschluß des krankhaft Veränderten den höchsten Anforderungen entspricht. Sie umfaßt 1234 Wägungen und wurde in Marburg a. L. ausgeführt, liefert also Zahlen, die für die Bevölkerung Norddeutschlands Geltung haben. Erwähnt möge noch werden, daß die Zahlen, zu welchen Retzius in Schweden auf Grund der Wägung von 700 Gehirnen gelangt ist, nur um etwa ½ Prozent von denen Marchands abweichen, so daß dessen Mittelwerte als Ergebnis von fast 2000 Bestimmungen angesehen werden können.

Als Mittelzahl für sämtliche normale Gehirne erwachsener Personen ergibt sich für den Mann ein Gewicht von 1388 g, für das Weib von 1252 g; doch wird dieses Ergebnis beeinflußt dadurch, daß in höherem Alter eine nicht unbeträchtliche Abnahme des Gewichtes (im Mittel bis zu etwa 100 g) eintritt. Schaltet man die älteren Individuen überhaupt aus, so erhält man nach Marchand für die Altersstufe von 15 bis 50 Jahren ein mittleres Gewicht von 1405 g, rund 1400 g, für den Mann, von 1275 g für das Weib; und diese Zahlen sollen uns weiterhin beschäftigen. (Das Gewicht hat zwar mit dem Abschluß des fünfzehnten Lebensjahres noch nicht seine volle Höhe erreicht, die Zunahme ist aber nur mehr eine ganz geringe.) Hieraus ergibt sich, und darin stimmen alle Autoren überein, ein beträchtliches absolutes Überwiegen des männlichen Gehirns über das weibliche.

Nun sind aber diese Gewichte nicht direkt vergleichbar, da das Weib

ja überhaupt kleiner ist als der Mann. Wir sind also auf Feststellung des relativen Hirngewichtes angewiesen, und hierfür stehen uns drei Wege zur Verfügung: der Vergleich mit der Körperlänge, der Vergleich mit dem Körpergewicht und der Vergleich von gleich großen Individuen.

Das erste Verfahren erscheint schon von vornherein nicht korrekt; denn die Körperlänge bestimmt nur eine Dimension, das Gewicht beruht auf der Ausdehnung nach drei Dimensionen. Trotzdem ist dieser Weg vielfach eingeschlagen worden. Natürlich sind die erhaltenen Zahlen verschieden, je nach dem hierzu verwendeten Material. Berechnen wir das Verhältnis aus den Zahlen Marchands und den von Pfitzner gegebenen mittleren Körperlängen (166 und 155 cm), so erhalten wir beim Manne auf den Zentimeter Körperlänge 8,46 g Hirnsubstanz, beim Weibe 8,23 g. Das relative Hirngewicht des Weibes würde also kleiner sein. Bei den einzelnen Individuen schwanken übrigens die Zahlen in weiten Grenzen, nach Marchand beim Manne zwischen 7,7 und 8,8 g, beim Weibe zwischen 7,6 und 8,0 g.

Richtiger erscheint der Vergleich mit dem Körpergewicht, da hierbei Größen derselben Dimension in Beziehung treten. Bei Verwendung der eingangs angeführten Mittelzahlen für das Körpergewicht (65 und 54 kg) entfallen beim Manne 21,6 g, beim Weibe 23,6 g Hirnsubstanz auf das Kilogramm Körpergewicht; und hierdurch ist das relative Überwiegen des weiblichen Hirngewichtes scheinbar einwandfrei sichergestellt. Dasselbe muß noch größer erscheinen durch die Erwägung, daß im weiblichen Körper das Fettgewebe eine wesentlich größere Rolle spielt als im männlichen, und daß dasselbe zum Nervengewebe nur sehr untergeordnete Beziehungen hat. Man müßte also von dem weiblichen Körpergewicht eigentlich zunächst fast den ganzen Überschuß seines Fettgewebes über das des Mannes abziehen und würde dann ein noch beträchtlich höheres relatives Hirngewicht für das Weib berechnen können.

Die Erklärung für dieses Überwiegen wird hauptsächlich in der Tatsache gesucht, daß die weibliche Statur kleiner ist; der Einfluß der Körpergröße auf die Größe des Gehirns wurde im ersten Kapitel des ersten Teiles ausführlich erörtert und es wurde gezeigt, daß kleine Organismen ein relativ größeres Gehirn besitzen müssen. Fraglich bleibt nur, ob ein Unterschied von etwa 11 kg Gewicht einem solchen des Hirngewichtes von 130 g wirklich entspricht. Ellis meint, daß dem männlichen Hirngewicht etwa 2 Prozent, vielleicht etwas weniger, zum Ausgleich der bedeutenderen Körpergröße hinzuzurechnen wäre, also 28 g; dann bliebe aber die relative Überlegenheit des weiblichen Hirngewichtes immer noch fast unverändert bestehen. Würden wir für den Mann statt 1405 g ein mit Rücksicht auf die vermehrte Körperlänge nach Ellis korrigiertes Hirngewicht von 1433 g annehmen, so würden immer erst 22 g Hirnsubstanz auf das Kilogramm Körpergewicht entfallen, gegen 23,6 g beim Weibe. Doch gibt es wenig sichere Anhaltspunkte zur Berechnung dieses Faktors, und überdies liegt die Erklärung nicht so einfach, die Frage des relativen Hirngewichtes ist auf diesem Wege nicht restlos zu lösen.

Marchand selbst sagt: „Der Unterschied zwischen dem relativen Gewicht bei geringer und bei sehr bedeutender Körpergröße ist sehr geringfügig.“ Seine nach der Körpergröße geordnete Tabelle ergibt für die einzelnen Größen noch ziemlich unregelmäßige Zahlenreihen, da die Zahl der Fälle immer noch zu klein ist. Aus seinen Tabellen berechnet sich für sämtliche Altersstufen über 20 Jahren beim Manne auf eine Körpergröße von 151 bis 160 cm 1326 g, für 161 bis 170 cm 1391 g, für 171 bis 192 cm 1404 g; Marchand stellt selbst für Individuen von 20 bis 49 Jahren folgende Werte zusammen: für Männer von 139 bis 160 cm 1335 g, von 161 bis 170 cm 1405 g, von 171 bis 192 cm 1422 g, für Weiber von 126 bis 150 cm 1257 g, von 151 bis 160 cm 1271 g, von 161 bis 180 cm 1302 g. Die mittleren Differenzen sind eher größer als Ellis annimmt.

Der richtige Weg ist jedenfalls der, Personen von möglichst gleichem Körperbau zu vergleichen. Auch hier gibt es Schwierigkeiten in Bezug auf die Wahl der gleichzusetzenden Größen. Das Gewicht können wir nicht verwenden, weil hier der Fehler, der durch das reichlichere Fettgewebe der Frau bedingt wird, noch viel stärker stören würde als bei der eben erörterten Methode, diesmal aber zu Ungunsten des weiblichen Geschlechtes. Überdies wären Bestimmungen des Gewichtes an im Spital verstorbenen Patienten mit Rücksicht auf die vorhergehende Erkrankung praktisch wertlos. Es bleibt also nur die Bestimmung der Körperlänge und der Vergleich von gleich großen Personen übrig. Daß hierbei wieder nur eine Größe der ersten Dimension mit einer der dritten verglichen wird, wirkt dadurch wenig störend, daß gleich große Personen, wie wir schon eingangs erörtert haben, annähernd die gleichen Proportionen aufweisen.

Dabei ergeben nun die Tabellen Marchands, daß das weibliche Hirngewicht für alle Größenklassen ausnahmslos geringer ist als das gleich großer Männer. Bei Berücksichtigung sämtlicher Gehirne vom zwanzigsten Lebensjahre ab ergibt sich für eine Körpergröße von 151 bis 160 cm beim Manne ein mittleres Gewicht von 1326 g, beim Weibe von 1243 g, für die Größenklasse von 161 bis 170 cm beim Manne 1391 g, beim Weibe 1290 g (vgl. übrigens auch den obigen kleingedruckten Absatz). Die Unterschiede, die durch die Körperlänge bedingt werden können, verschwinden neben dem Geschlechtsunterschied. Das Weib besitzt zweifellos ein auch relativ kleineres Gehirn als der Mann, und dies ist nicht durch die Körpergröße, sondern durch die gesamte weibliche Organisation bedingt. Der ganze Begriff des relativen Hirngewichtes, auf das Körpergewicht bezogen, erscheint hierdurch hinfällig und kann nur zu Irrtümern Anlaß geben. Würde man auch die Gewichte gleich großer Personen in Betracht ziehen und danach das relative Hirngewicht berechnen, so wäre der Mann sicher gleichfalls oder noch mehr im Vorteil.

Daß der Unterschied des Hirngewichtes wirklich einen Geschlechtscharakter darstellt, geht schon daraus hervor, daß er schon bei der Geburt vorhanden ist. Die Gehirne des ersten Lebensmonates besitzen, nach Marchands Tabellen berechnet, ein mittleres Gewicht von 395 g beim Knaben, von 370 g beim Mädchen; der Unterschied beträgt 6,3 Prozent, während der Unterschied des Körpergewichtes etwa 4 Prozent und der der Körperlänge nur etwa 2 Prozent beträgt. Besonders auffallend ist diesbezüglich

ein von Waldeyer mitgeteilter Fall, gleichweit entwickelte 400 mm lange Zwillinge verschiedenen Geschlechtes betreffend, in welchem das Mädchen trotz etwas größeren Körpergewichtes (1188 gegen 1185 g) ein leichteres Gehirn besaß (165 gegen 175 g).

Wenn nun auch die Tatsache des absolut und relativ kleineren Hirngewichtes des Weibes feststeht, so wäre es doch ganz ungerechtfertigt, hieraus schon auf eine geistige Minderwertigkeit des Weibes schließen zu wollen; denn hierzu berechtigen uns so grobe Untersuchungsmethoden nicht. Schon Marchand hebt hervor, daß die Kleinheit des weiblichen Gehirnes vielleicht durch größere Feinheit seiner Nerveneleinente bedingt ist; allerdings ist dies noch nicht mikroskopisch nachgewiesen und würde auch nur schwer festzustellen sein. Doch muß im Wege der Analogie darauf hingewiesen werden, daß ja auch Augapfel und Ohrlabyrinth beim Weibe etwas kleiner sind als beim Mann, ohne daß deswegen diese Apparate in irgend einer Hinsicht weniger fein und leistungsfähig wären. Ein weiterer, ja wohl der Hauptgrund für eine wirklich geringere Entwicklung des weiblichen Gehirnes liegt in dem Umstande, daß die weibliche Muskulatur schwächer entwickelt ist. Die willkürlichen Bewegungen werden von der Großhirnrinde aus angeregt und geleitet, und die Größe des betreffenden Rindenbezirkes sowie die Masse der von ihm ausgehenden Nervenfasern ist von der Muskelmasse abhängig. Der hier in Frage kommende Rindenbezirk ist die Gegend der Zentralwindung, deren relative Kleinheit beim Weibe bereits hervorgehoben wurde. Mit der Intelligenz mag der betreffende Bezirk insoweit in Beziehung stehen, als er die körperliche Geschicklichkeit und damit auch die Tätigkeiten und Vorstellungsgebiete, bei welchen diese eine hervorragende Rolle spielt, beeinflußt; in technischen Fertigkeiten, in der Erfindungsgabe für Maschinen und mechanische Vorrichtungen aller Art, aber auch in abstrakten Wissenschaften, die auf die Raumvorstellung zurückgehen und dadurch in ihrer physiologischen Wurzel mit der körperlichen Tätigkeit zusammenhängen, wie Geometrie und Mathematik überhaupt, wird das Weib seiner Natur nach immer hinter dem Mann zurückstehen. Auch die Tatsache, daß das weibliche Geschlecht unter allen schönen Künsten auf dem Gebiete der Musik am wenigsten geleistet hat, daß unter den Namen der bedeutenderen Komponisten sich nicht ein einziger weiblicher findet, mag hieraus ihre Erklärung finden; Musik ist mit der Begabung für Bewegung und Rhythmik untrennbar verbunden, und die Organe für diese sind eben beim Weibe, so überraschend dies klingen mag, weniger ausgebildet.

Überblicken wir nunmehr, am Schlusse der Darstellung der Einzelheiten, die Summe der sekundären Geschlechtscharaktere, so mag der Versuch einer weiteren Gruppierung derselben gerechtfertigt erscheinen, wenn auch zugegeben werden mag, daß dieselbe einerseits noch einen Rest subjektiver Auffassung, wie jede Verallgemeinerung, enthält und insoferne der Kritik und Korrektur zugänglich bleiben muß, und daß anderseits die einzelnen Merk-

male sich meist von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten lassen und daher die Grenzen der Gruppierung keine scharfen sind. Unsere Gruppierung deckt sich bis zu einem gewissen Grade mit der von Ellis (vgl. S. 6), ohne ihr aber zu entsprechen.

In die erste Gruppe fassen wir alle Merkmale zusammen, welche in inniger Beziehung zur Geschlechtstätigkeit selbst stehen und damit die Brücke zu den primären Geschlechtscharakteren bilden. Für die zweite Gruppe erscheint die von Ellis gegebene Definition als Eigentümlichkeiten, „welche die beiden Geschlechter, indem sie sie stärker differenzieren, anziehender füreinander machen", als zutreffender Ausdruck ihrer Besonderheit. Die dritte Gruppe umfaßt die Merkmale, welche, kurz gesagt, die geringere körperliche Leistungsfähigkeit des Weibes bedingen.

Zur ersten Gruppe der sekundären Charaktere rechnen wir vor allem die charakteristische Ausbildung der Brustdrüse, sofern wir ihr nicht überhaupt einen Platz bei den primären Geschlechtscharakteren anweisen wollen, und die Unterschiede am knöchernen Becken. Diese letzteren hängen aber wieder mit einer ganzen Reihe von anderen Merkmalen zusammen. So bedingt die größere Breite des weiblichen Beckens ganz direkt die Form und Stellung des Oberschenkels und die sogenannte physiologische X-Form der Beine. Anderseits sind die Proportionen des Rumpfes im Hinblick auf die anatomischen Verhältnisse bei der Schwangerschaft zu erklären; Größe und Form des Bauches, Krümmung der Wirbelsäule und Grad der Beckenneigung, vielleicht auch der reichlichere Ansatz von Fett als Reservestoff gehören hierher. Auch die relative Kleinheit des weiblichen Brustkorbes mag zum Teil durch die überwiegenden Ansprüche des Bauchraumes erklärt werden; im Wesen dürfte aber dieses Moment mit geringerer Atmungstätigkeit zusammenhängen, also unserer dritten Gruppe zuzurechnen sein. Die stärkere Erweiterung des unteren Durchmessers eines nicht durch das Mieder verbildeten weiblichen Brustkorbes ist aber jedenfalls hierher zu rechnen.

Unsere zweite Gruppe umfaßt die Eigentümlichkeiten, welche in erster Linie zur Aufstellung des Begriffes der sekundären Geschlechtscharaktere überhaupt geführt haben, und welche auch die augenfälligen Unterschiede der Geschlechter bei höheren Tieren bedingen; sie bilden den Schmuck und die Zierde der Geschlechter, bestimmt, auf das andere Geschlecht als anziehende Schönheit zu wirken. Indirekt stehen sie damit wieder im Dienste der Fortpflanzung. Hierher gehören die Unterschiede in der Kehlkopfbildung und Stimme, in der Behaarung, vielleicht auch in Haut- und Augenfärbung. Auch die Unterschiede der physischen Kraft beider Geschlechter wirken gewiß in demselben Sinne; sie sind aber wohl nicht von Anfang an durch dieselbe Ursache bedingt, und dies rechtfertigt ihre Zusammenfassung in eine eigene Gruppe.

Dieser dritten Gruppe, deren Elemente die geringere körperliche Leistungsfähigkeit, die schwächere motorische Entwicklung des Weibes bedingen, ist zunächst die geringere Körpergröße zuzurechnen. Diese mag uns die relative

Größe einzelner inneren Organe erklären. Aber auch einzelne Proportionsunterschiede der Geschlechter fallen unter denselben Gesichtspunkt: die, wenn auch nur geringe, Verkürzung der unteren, die stärkere Verkürzung der oberen Gliedmaßen. Den schärfsten Ausdruck findet das Merkmal der ganzen Gruppe in der Ausbildung der Muskulatur; die Schwäche der weiblichen Muskulatur bedingt die Zartheit des Skelettes und die geringere Hirnentwicklung, bedingt einen weniger intensiven Stoffverbrauch und erklärt uns damit die geringere Entwicklung von Brustkorb und Atmungsapparat sowie den geringeren Gehalt des Blutes an Sauerstoffträgern, den roten Blutkörperchen. Auch der schwächere Kieferapparat mag hieraus verständlich werden, soweit er nicht noch in Beziehung zu nachfolgendem Faktor steht: die Schwäche der Muskulatur weist dem Weibe eine weniger aktive Rolle im physischen Kampfe ums Dasein, im gefahrvollen Ringen mit tierischen und menschlichen Feinden zu, und für diesen physischen Kampf ist der bessere Schutz des Mannes durch den stärkeren Augenbrauenbogen, ist aber vielleicht auch der stärkere Kieferapparat als Waffe von Bedeutung. Wir dürfen hierbei nicht an den modernen Krieg mit weittragenden Feuerwaffen denken, sondern müssen berücksichtigen, daß die menschliche Kulturepoche eine kurze Spanne darstellt im Vergleich zu den Zeiträumen, die für die Umbildung der Arten notwendig sind. So erklärt es sich, daß auch der zivilisierte Mann noch in manchem dem Tier, besonders dem Affen näher steht als das Weib, daß er „pithekoide" Charaktere aufweist, zu denen außer der Entwicklung des Gesichtsskelettes auch die Länge der Gliedmaßen gerechnet werden kann.

Diese geringere körperliche Entwicklung des Weibes ist nicht auf die weiße Rasse beschränkt; sie kehrt, wenn auch in abgeschwächter Form, bei den anderen Rassen wieder, selbst da, wo gewisse Arten physischer Arbeit, wie der Ackerbau, hauptsächlich auf die Schultern des Weibes gelegt sind. Immer ist das Weib kleiner als der Mann (vereinzelte gegenteilige Angaben dürften wohl auf unzureichende Zahl der untersuchten Individuen oder mangelhafte Genauigkeit der Untersuchung zurückzuführen sein), immer bleiben die Leistungen, welche besondere Kraft und Geschicklichkeit und rasches Handeln bedingen, wie Jagd und Krieg, den Männern vorbehalten. Wir können in diesen tiefgehenden Unterschieden der Geschlechter nur den Ausdruck einer Anpassung derselben an verschiedene Aufgaben im Gesamthaushalte der belebten Natur und im besonderen des menschlichen Geschlechtes erblicken, ein Gedanke, der in den Ausführungen fast aller Autoren, die sich mit dem Thema beschäftigt haben, wiederkehrt. Daß speziell die motorische Leistungsfähigkeit der Frau eine geringere ist, mag begründet sein in der langen Dauer menschlicher Entwicklung, der wir auf Seite 51 des ersten Teils dieses Bandes gedacht haben. Die lange Dauer der Schwangerschaft bedingt selbst bei wilden Völkerschaften eine gewisse Schonung der Frau durch Monate, und die mehrjährige Unbehilflichkeit des sich entwickelnden Menschen, die Notwendigkeit der Beaufsichtigung und Erziehung der

Nachkommen fesselt sie mit dem Zwange eines Naturgesetzes an dieselben und hemmt eine freie Tätigkeit nach außen gerade während der kräftigsten Lebensjahre. Nicht die geistigen Ansprüche an das Weib, sondern die körperlichen sind geringer durch seine innigen Beziehungen zur kommenden Generation und müssen zur besonderen Differenzierung des weiblichen Organismus führen.

Dem Manne obliegt schon nach seiner körperlichen Entwicklung die Beschaffung der Nahrung und die Verteidigung seiner Familie nach außen, dem Weibe die Sorge für das Heim und für das sich entwickelnde Geschlecht. Die höchste Auszeichnung des Menschen vor dem Tiere, seine Intelligenz, bedingt gleichzeitig seine lange Kindheit und die Aufrechterhaltung der heute so vielfach bekämpften, aber biologisch begründeten Differenzierung der Menschheit in ein starkes und ein schwaches Geschlecht.

Im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen Dr. O. Großers mögen einige Bemerkungen über die Geschlechtsunterschiede und die Wertigkeit der Geschlechter Platz finden. Es scheint mir dies umsomehr angezeigt zu sein, als in den angeregten Fragen Hypothesen aufgestellt wurden, die von Laien ohne weiteres als über jeden Zweifel erhabene Tatsachen hingenommen werden. Es soll an dieser Stelle untersucht werden, inwieweit man berechtigt ist, Anschauungen, wie die folgenden, zu vertreten.

Sehr gewagte Behauptungen hat Havelock Ellis aufgestellt, indem er sagt:

„Auch der Mensch entfernt sich im Laufe seines Lebens mehr und mehr von dem spezifisch menschlichen Typus, den er in seinen ersten Jahren zeigt, aber der Affe erreicht während der kurzen Dauer seines Lebens einen viel höheren Grad der Degradation und der frühzeitigen Senilität. Der Affe tritt mit reicher menschlicher Veranlagung ins Leben, von der er sich im Laufe seines Lebens sehr weit entfernt; der Mensch wird mit noch reicherer menschlicher, ja übermenschlicher Veranlagung geboren und entfernt sich allmählich auch, wenn auch in geringerem Grade, von dem kindlichen Typus, um sich mehr dem des Affen zu nähern. Bei den höheren Säugetieren, wie Affe und Mensch, scheint bis zur Geburt und noch eine kurze Zeit nachher eine rapide und energische Bewegung in der Richtung der aufsteigenden zoologischen Entwicklungslinie zu bestehen, bis eine Zeit kommt, wo die fötale oder infantile Entwicklung nicht mehr in aufsteigender Richtung vor sich geht, sondern so beschaffen ist, daß sie den besonderen Lebensbedürfnissen der Spezies entspricht, so daß von diesem Zeitpunkt an das ganze Leben hindurch hauptsächlich als eine Entwicklung niederer Charaktere verläuft, eine langsame Bewegung in der Richtung der Degeneration und Senilität, die jedoch absolut

notwendig ist, wenn die Erhaltung und Stabilität der Spezies wie der Individuen gesichert sein soll. Man kann wohl sagen, daß die fötale Entwicklung, die geschützt vor der Welt vor sich geht, eine, abstrakt genommen, aufwärts gerichtete Tendenz zeigt, daß aber nach der Geburt alle weitere Entwicklung nur in einer konkreten Anpassung an die Umgebung besteht, ohne irgendwelche Rücksicht auf fortschreitende zoologische Entwicklung." „In manchen Merkmalen ist . . . der erwachsene Europäer unverkennbar am weitesten entfernt von dem Affen und dem primitiv menschlichen Typus einerseits, dem kindlichen Typus anderseits."

„Daß der erwachsene Mann viel weiter vom kindlichen Typus divergiert als das erwachsene Weib, ist im allgemeinen sehr wahr. — Um die Bedeutung der nahen Beziehungen der weiblichen Organisation zu der des Kindes richtig zu würdigen, müssen wir uns eine klare Vorstellung von der Stellung bilden, welche das Kind beim Menschen und den verwandten Tierarten einnimmt. Im zweiten Kapitel (des Ellisschen Werkes) ist auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen worden, daß die anthropoiden Affen im Säuglingsalter dem Menschen viel näher stehen, als im erwachsenen Alter, das heißt der Affensäugling steht auf der Skala der Entwicklung höher als erwachsene Affen, und die Äffin, dank ihrer Annäherung an den infantilen Typus, etwas höher als der erwachsene Affe. Der menschliche Säugling nimmt in seiner Spezies genau dieselbe Stellung ein, wie der säugende Affe zu seinen Artgenossen, woraus sich ergibt, daß der neugeborene Mensch auch eine entsprechende Stellung in der Richtung der fortschreitenden Entwicklung seiner Rasse einnimmt."

„Wenden wir uns . . . der Betrachtung der höchsten menschlichen Typen zu, wofür ja die genialen Menschen gelten, so finden wir eine überraschende Annäherung an den kindlichen Typus. Geniale Männer sind gewöhnlich von kleiner Statur und mäßigem Gehirn und ihr allgemeiner Gesichtsausdruck wie ihr Temperament erinnert an das Kind."

„Beim Menschen bedeutet etwa vom dritten Jahre an weiteres Wachstum in gewisser Beziehung ein Hineinwachsen in Degeneration und Senilität."

„Es ist noch zu bemerken, daß nach den Ergebnissen vieler Forscher der Gelehrte, dessen Typus der moderne Mensch sich sehr nähert, sowohl physisch wie geistig eine Stellung zwischen der des Weibes und der des Durchschnittsmannes einnimmt. Im ganzen Verlauf der Kulturentwicklung sehen wir, wie der Mann dem Weibe näher kommt und mit mehr Energie, mehr Gründlichkeit und oft größerer Exzentrizität ihre Tätigkeitssphäre okkupiert."

H. Ellis stellt sich also auf den Standpunkt, daß die mehr indifferente Anlage des Kindes den menschlichen Typus am reinsten vertrete, hält demnach den unfertigen Zustand einer Form für den Typus selber, der etwa vom dritten Lebensjahr an in Degradation und Senilität hineinwachsen soll. Warum gerade im dritten und nicht im zweiten, vierten oder fünften Jahr, ist nicht gesagt, obwohl gerade an dieser Stelle die Neugierde des Lesers nach einer ausführlichen Begründung wachgerufen wird. Ein orga-

nischer Typus muß doch durch sinnfällig zum Ausdruck kommende Merkmale charakterisiert sein und gerade auf die Angabe dieser wird in der angeführten Schrift verzichtet. Vom anatomischen Standpunkt aus betrachtet wird wohl der Typus bei allen Lebewesen, und gewiß nicht anders auch beim Menschen, in dem Zeitpunkte am reinsten repräsentiert, in welchem der Organismus seine Blüte erreicht, das heißt sein Wachstum vollendet, die Geschlechtsreife und jene Intelligenzstufe erlangt hat, die ihn befähigt, den Kampf ums Dasein mit Erfolg zu bestehen. In dieser Form, bei welcher nach H. Ellis der Körper schon in den Zustand von Degradation und Senilität hineingewachsen ist, entspricht er am besten der Hauptforderung der Natur, die es doch in erster Reihe auf die Erhaltung der Art und nicht auf die Demonstration einer unfertigen Form abgesehen hat. Gegenüber der angeführten Tatsache treten augenscheinlich alle übrigen Betätigungen der Organismen in den Hintergrund und dementsprechend ist die Idee H. Ellis', daß die Kindlichkeit eine reine Darstellung des menschlichen Typus repräsentiere, unhaltbar.

Über die sekundären Geschlechtsunterschiede hat sich jüngst O. Schultze geäußert. Seine Auffassung geht dahin, daß die Menstruation infolge der durch dieselbe gesetzten Schwächung die wesentliche Ursache für die Tatsache abgibt, daß das Weib an Ausbildung der Muskulatur und an Kraft dem Manne nicht gleichkommt und seine Organe zum großen Teil dem kindlichen Typus näher bleiben. Bei den Säugetieren, die Affen ausgenommen, fehlt die Menstruation und aus diesem Grunde sollen bei ihnen (die Haustiere ausgenommen) die sekundären Geschlechtsunterschiede, soweit es sich um Unterschiede der Muskulatur und Kraft handelt, nicht oder bei weitem nicht so ausgesprochen sein wie beim Menschen. Die sekundären Geschlechtsunterschiede sind aber auch bei wilden Huf- und Raubtieren (wildes Rind, Hirsch, Rehbock, Löwe) wohl sehr deutlich ausgeprägt, und was die weiblichen Tiere (ohne Menstruation) anlangt, so kommt einerseits in Betracht, daß sie zur Brunstzeit körperlich nicht so weit herunterkommen wie die männlichen, trotzdem aber kleiner und schwächer sind, und daß anderseits das Weibchen an Größe und Kraft das Männchen überragen kann (Insekten). Dies beweist, daß die Größen nicht vom Anfang an gleich sind, sondern eine Anpassung an die Lebensverhältnisse darstellen.

Die Diskussion über die geringere oder größere Vollkommenheit der beiden Geschlechter ist eine ziemlich müßige; beide sind vom naturwissenschaftlichen Standpunkt innerhalb der Art, jedes für die ihm gestellte Aufgabe gleich vollkommen.

O. Großer hat es in den vorstehenden Ausführungen versucht, die Geschlechtsunterschiede in Bezug auf die körperliche Leistungsfähigkeit als funktionelle Anpassung an die Arbeitsteilung im Interesse der Erhaltung der Art darzustellen, eine Ansicht, der man sich nur anschließen kann. Die Geschlechtsunterschiede sind nicht durch Schwächung, sondern durch Arbeitsteilung erworben worden. E. Zuckerkandl.

Abb. 25. Geburt der Venus. Nach einem Gemälde von A. Cabanel.

Zweites Kapitel.

Die Schönheit des Weibes.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Seit den urältesten Zeiten haben Dichter aller Nationen des Weibes Schönheit besungen und gepriesen. Vater Homer zum Beispiel hat die Schönheit der Helena nicht treffender schildern können als durch den gewaltigen Eindruck, den sie auf den Rat der Greise ausübte. Ebenso gibt Goethe den „schauerlichen Eindruck", den „ein großes, herrlich gebildetes schönes Frauenzimmer" auf ihn bei einer zufälligen Begegnung auf einer Reise in die Schweiz auszuüben verstand, in treffender Weise wieder: „Ich beschreibe Dir meine Reflektionen, weil ich mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ."

Byron hat die Schönheit an verschiedenen Stellen seiner wehmutsvollen Dichtungen besungen:

„Nichts in den Landen, die ich jüngst gesehn,
Wo Schönheit doch sonst unvergleichlich schien,
Nichts in Visionen, die im Traum erstehn
Und dann, umsonst beseufzt, wie Traum entfliehn,
Gleicht dir, in Wirklichkeit und Phantasien!
— — — — — — — — — — — — — —
Die Reize malen, nimmer darf ich's wagen,
Die stets mit neuem Glanz vorüberziehn,
Wer nie dich sah, dem kann mein Wort nichts sagen,
Und wer dich schaut, der wird nicht mehr nach Worten fragen."

Und an anderer Stelle heißt es:

„Wie schwach sind Worte, von den Himmelsstrahlen,
Der Schönheit einen Funken nur zu malen."

Eine mehr beschreibende Schilderung gibt er in seinem „Don Juan“:

„Das Haar war braun, die Augen aber schienen
Schwarz wie der Tod, und drüber schwarz und lang
Die Wimpern, seidne Schatten, und in ihnen
Lag tiefster Reiz; und triumphierend drang
Der Blick durch seine Samtgardinen.

Die Stirn war weiß und klein, die Wangen rein,
Wie Zwielicht, eh' sein Rosenglanz entflieht.“

Byron an die Seite zu stellen ist der Dichter des „Mirza Schaffy“:

„Die schwarzen Locken wühlen
Um ihres Nackens Fülle,
Der Leib, der Busen fühlen
Sich eng in ihrer Hülle.

Die kleinen zarten Füße,
Die weichen feinen Hände,
Der Mundrubin, der süße,
Der Zauber ohne Ende.“

Am häufigsten begegnet man den Vergleichen weiblicher Reize mit Naturprodukten und Naturschönheiten. So singt Tasso:

„Im Antlitz scheint ein süßer Hauch von Rosen,
Gegossen über zartes Elfenbein;
Nur aus dem Mund, draus Liebeshauche ziehn,
Scheint einfach rot die Rose zu erblühn.“

Ähnlich heißt es in Schultzes „Bezauberter Rose“:

„Kein Meißel kann so reiche Formen ründen,
So züchtig glänzt kein Schnee, kein Elfenbein.“

Und in Hamerlings „Ahasver“ liest man:

„Darüber schwungvoll ausgebreitet sind
Die dunklen Brau'n, geschwungen stolz und hoch,
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienflur.“

Ein moderner, nordischer Dichter (Johannes Jensen-Kopenhagen) läßt sich folgendermaßen vernehmen:

„War sie nicht frisch, war sie nicht schlank und im Rücken geschwungen,
Jung, und lauter Appetit wie ungelöschter Kalk?
War ihre Brust nicht tief und elastisch
Wie ein Weidenkorb gefüllt mit frisch gemähtem Klee?
Hatte sie nicht weiche Arme und klare Zähne,
Einen Metallstrom von dunklen Haaren und Augen wie Büchsenmündungen?“

Es liegt somit eine gewisse Schwierigkeit auch für die großen Meister der Sprache in der Aufgabe der Schilderung körperlicher Schönheit. Darum hat Lessing wohl mit Recht die Maler als die berufensten Verkünder weiblicher Schönheit anerkannt. In seinem „Laokoon“ äußert er sich hierüber folgendermaßen: „Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wir-

kung mannigfaltiger Teile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Teile nebeneinander liegen müssen; und da Dinge, deren Teile nebeneinander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen."

Würdig stellt sich der Malerei die Bildhauerkunst an die Seite. Sie ist noch wahrer und ernster, denn sie duldet weder das Possenhafte, noch das Burleske, noch das Lächerliche, selten das Komische. Der Marmor lacht nicht (Diderot).

Die Beurteilung und Kritik weiblicher Schönheit haben nebst und nach den Dichtern auch Gelehrte verschiedener Fachrichtungen zum Gegenstande ihrer Studien gemacht. In den Werken der großen Philosophen, insbesondere jener, welche den Bau der Schönheitslehre (Ästhetik) aufführen halfen, in den Büchern der Geschichtschreiber allgemeiner und insbesondere der Kunstgeschichte, in den Arbeiten der Gesundheitslehrer (Hygieniker) und endlich in den Schriften der Sozialpolitiker finden sich eine bedeutende Anzahl von Erfahrungen, Beobachtungen und daraus geschöpften Gesetzen, welche als Maßstab für die Schönheit weiblicher Körperformen Geltung besitzen sollen.

Ein Arzt, Dr. C. H. Stratz, hat zum erstenmal einen neuen Weg eingeschlagen, um weibliche Schönheit zu beurteilen, nämlich den, die augenfälligen Fehler körperlicher Formen auszuschalten. Diesem Wege wollen wir folgen.

Eine Reihe von Gelehrten hat versucht, den Typus einer sogenannten Normalgestalt festzustellen. Eine nach bestimmten Maßen konstruierte Figur heißt Kanon, das sie bestimmende Grundmaß wird Modulus genannt. Der ägyptische Kanon nimmt als Grundmaß die Länge des Mittelfingers an, die neunzehnmal in der Körperlänge enthalten sein soll. In anderen Maßsystemen werden die einzelnen Körperteile in ein gewisses Größenverhältnis zur Gesamtlänge des Körpers gebracht. Am bekanntesten ist der Kanon von Polyklet, nach dem das Gesicht ein Zehntel, der Kopf ein Achtel der Gesamthöhe bilden soll. In neuester Zeit hat man eine andere Art zur Feststellung der Normalgestalt gesucht, indem man durch Vergleichen einer möglichst großen Anzahl von Einzelmaßen einzelner Körperteile ein durchschnittliches Normalmaß für jedes Lebensalter, Rasse und Geschlecht konstruiert hat. So hat beispielsweise der amerikanische Gelehrte Sargent zweitausend Jünglinge und Mädchen im Alter von zwanzig Jahren gemessen und nach den Durchschnittsmaßen zwei Tonmodelle angefertigt, die in Chicago ausgestellt wurden.

Am meisten Anerkennung verschaffte sich die Methode des Berliner Anatomen G. Fritsch, als dessen Grundmaß (Modulus) die Länge der Verbindungslinie zwischen dem unteren Rand der Nase und dem oberen Rand der Schamfuge, in vollkommen aufrecht-gerader Körperhaltung, zu gelten hat.

Durch genaue vergleichende Messungen wohlgebauter Personen gelangt man stets zu gleichen Normalmaßen. Um diese Maße an andern Gestalten zu prüfen, das heißt zu finden, ob diese letzteren gut gebaut sind, muß man die Maße nach bestimmten Linien messen, die sich an schon unveränderlich fest-

stehende durch das Knochengerüst und die Gelenke bestimmten Punkte halten. Solche Punkte und Linien hat auch Fritsch in seinem Maßsystem angegeben.

Die Gestalt des menschlichen Körpers wird schon im Mutterleibe bestimmt. Störungen während der Entwicklung, sei es durch äußere Einflüsse, sei es durch uns unbekannte, innere Ursachen, können die gleichmäßige Ausbildung des Körpers stören. Diese Störungen führen zu teilweisen Mißbildungen oder gar zu Mißgeburten, die tot zur Welt kommen oder gleich nach der Geburt sterben.

Krankheiten in der frühesten Säuglings- und Kindheitszeit veranlassen mannigfache Störungen im Wachstum der Formen einzelner Körperteile. So erzeugt die englische Krankheit die säbelförmigen Krümmungen der Schienbeine, die in besonders ausgeprägter Form als O-Beine bekannt sind. Aber auch die Einwärtskrümmung der unteren Gliedmaßen im Winkel der Kniegelenke wird durch die englische Krankheit veranlaßt (X-Beine). Manche Verkrümmungen der Wirbelsäule sind eine Folge der abnormen Weichheit der Wirbelknochen, wie sie die Rhachitis kennzeichnet.

Verfolgen wir das Neugeborene auf seinem Lebenslauf! Je zweckmäßiger die Ernährung des Säuglings, je regelmäßiger er die nötigen Nahrungsstoffe (Eiweiß, Fette, Kohlehydrate, Salze) in der für seinen Körper aufnahmefähigsten Form — in erster Reihe ist das die Mutter- oder Ammenmilch — zugeführt erhält, desto ebenmäßiger erfolgt die Ausbildung seiner Gestalt. Die Haut erhält eine gesunde Farbe und spannt sich straff über die darunterliegenden Teile, Fett unterpolstert gleichmäßig alle jene Stellen, an denen die Haut über Knochen wegzieht und nicht entsprechendes Fleisch (Muskeln) vorhanden ist. Die Muskeln selbst nehmen an Masse und Straffheit zu, alle Ecken werden abgerundet, alle Gruben ausgefüllt, alle Falten geglättet. Ist die Nahrungszufuhr ungenügend oder unzweckmäßig, indem einzelne Nahrungsstoffe fehlen, dann wird der Körper schlecht genährt, er bleibt in seinem Wachstum zurück, seine Form wird unschön, das Ebenmaß der Gestalt kommt nicht zu stande.

Das gilt selbstverständlich nicht nur für das Säuglingsalter und die Kindheit, sondern auch für das spätere Lebensalter, zumal jede Ernährungsstörung, jede Erkrankung ernsterer Natur Körperfülle und Körpergestalt mehr oder minder stark verändern und beeinflussen.

Einzelne Mißstaltungen des Körpers während der Wachstumsperiode und während der späteren Lebenszeit werden durch besondere Umstände der Lebensweise und des Berufes veranlaßt. Die schlechte Haltung in der Schulbank erzeugt Verkrümmungen der Wirbelsäule, das anhaltende Stehen macht Plattfüße und X-Beine, wie die englische Krankheit, ebenso wie Aufenthalt in dumpfen Werkstätten, in schlecht gelüfteten Zimmern Blutarmut und Bleichsucht im Gefolge hat, wie wir solche Zustände namentlich, wenn die Mädchen noch in der Entwicklungszeit in die Arbeit geschickt werden, bei Schneiderinnen, Modistinnen, Miedermacherinnen, Köchinnen u. s. w. so häufig finden. Verderblichen Einfluß üben namentlich jene Gift-

stoffe aus, wie sie solchen Arbeiterinnen in Kapselfabriken, Einlegerinnen in Buchdruckereien, Posamentierarbeiterinnen u. s. w. durch die Einatmung des Bleistaubes zugeführt werden. Junge, blühende Gestalten werden hochgradig blutarm, ein grauer Saum umrandet ihr Zahnfleisch, Verdauungsstörungen verbunden mit heftigen Leibkolikschmerzen hemmen die Nahrungszufuhr; so magern diese armen Geschöpfe ab, nicht nur Gesundheit sondern auch Schönheit geht dauernd verloren.

Körperliche Arbeit allein ist der Gesundheit und Schönheit nicht abträglich, die gesundesten und schönsten Mädchen findet man unter der schwer arbeitenden Bauernbevölkerung und unter den Dienstmädchen in der Stadt. Die Arbeit regt den Blutumlauf an, fördert die Verdauung, stärkt die Muskeln und wirkt wie das Turnen kräftigend und schönheitsfördernd.

Von besonderer Bedeutung ist das Geschlechtsleben für die Frau. Zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife blüht die Jungfrau auf wie eine frische Rosenknospe. Bei sonst günstigem Ernährungs- und Gesundheitszustand entwickeln sich die Formen und bleiben in voller Blüte bis ungefähr zum dreißigsten Lebensjahre. Um diese Zeit beginnt der Verfall, langsam von Jahr zu Jahr fortschreitend bis in die Zeit des Wechsels, der meist zwischen dem vierzigsten bis fünfundvierzigsten Lebensjahre eintritt. Mit dem Aufhören der Geschlechtstätigkeit beginnt das Matronenalter des Weibes, das ungefähr vom fünfundvierzigsten bis sechzigsten Lebensjahr reicht und dann in das Greisenalter übergeht. Das ist der Entwicklungsgang weiblicher Schönheit in unseren Klimaten, etwas rascher sich vollziehend in den südlichen, langsamer in den nördlichen Gegenden.

Originalaufnahme im Atelier Eug. Veit in Wien.

Abb. 26. Junge Frau mit schlaffer Brust, Hängebauch und Schwangerschaftsnarben nach der Geburt eines Kindes.

Wesentlich beeinflußt wird der Reife- und Blüteprozeß weiblicher Schönheit durch die Funktionen des Weibes als Mutter. Jede Geburt nimmt ein Stück Schönheit weg; je häufiger und rascher die Geburten aufeinander folgen, je schwerer sie verlaufen und mit Krankheitsprozessen verwickelt sind, desto mehr leiden die Gestalt und Formen des weiblichen Körpers. Inwiefern die einzelnen Körperteile Veränderungen und Mißstaltungen erfahren, wird an späterer Stelle die Rede sein. Auch das Säugegeschäft beeinflußt die weiblichen Reize, vor allem die Brüste, wie ja leicht erklärlich. Dagegen wirkt das Säugen auf den allgemeinen Organismus nicht schädlich

und schwächend ein, wie früher selbst Ärzte glaubten, sondern kräftigend und stärkend, was hauptsächlich dem erhöhten Stoffwechsel und der vermehrten Nahrungsaufnahme während der Säugeperiode zuzuschreiben ist.

Auch die Schwangerschaft, so tief sie auch den weiblichen Organismus beeinflußt, beeinträchtigt, wenn man von gewissen Veränderungen am Bauche und den Brüsten absieht, die Schönheit gar nicht, sofern nur die Frau genügend Zeit hat, sich nach überstandener Geburt zu schonen und zu kräftigen, und mindestens zwei Jahre von einer neuen Schwangerschaft verschont bleibt. Wiederholt beobachtet man, daß das Glücksgefühl, ein Kind zu besitzen, geradezu verjüngend auf das Weib wirkt, und die junge Mutter blüht oft zu erneuter Schönheit auf.

Originalaufnahme im Atelier Eng. Veit in Wien.

Abb. 27. Dieselbe in Rückenansicht mit schön modelliertem Rücken, ebensolchen oberen und unteren Gliedmaßen.

Rasch aufeinanderfolgende, zu häufige Geburten, verbunden mit Fehlgeburten, die mit großen Blutverlusten einhergehen, bringen nicht nur Frauen des Arbeiterstandes, die bald nach der Entbindung wieder „in die Arbeit" gehen müssen, sondern auch Angehörige bessergestellter Stände in oft schaudererregender Weise herunter; kaum dreißig Jahre alt, sehen wir abgezehrte, abgehärmte Matronen vor uns, bar jeden weiblichen Reizes. Gewisse Ausnahmen von dieser Regel kommen natürlich ab und zu vor.

Wie tiefgreifend anderseits die Schönheit des Weibes oft nur durch eine einzige Geburt geschädigt wird, zeigt das Beispiel eines Modells, das in Wiener Malerkreisen als Schönheit galt und schon nach der Geburt eines Kindes das Bild schweren Verfalls darbot. Man beachte in der zugehörigen Figur (Abb. 26) die schlaff herabhängende Brust, die vortretenden Rippen, den Hängebauch mit den deutlichen Schwangerschaftsnarben. Und trotzdem sind die edlen Linien der gewesenen Schönheit in einer Rückansicht derselben Frau deutlich sichtbar (Abb. 27). Nichts läßt an diesen schönen Formen des Beckens und der Hüften, des Gesäßes und der Schenkel die Häßlichkeit des Vorderaktes ahnen.

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 28. Einundzwanzigjährige Wienerin mit zartem Oberkörper und plump geformten unteren Gliedmaßen, welche deutliche Zeichen von englischer Krankheit aufweisen.

Der Geschlechtsverkehr, der körperliche Umgang mit dem Manne, beeinflußt die Frau, wenn er normal ausgeübt wird, gar nicht. Mit Recht behaupten erfahrene Ärzte, daß sinnlich veranlagte weibliche Personen, die den Geschlechtsverkehr entbehren müssen, ihre Schönheit verlieren und daß sie wunderbar aufblühen, wenn die Gelegenheit zum Verkehr mit dem Manne vorhanden ist. Man ist zwar heute nicht mehr der Ansicht, daß die Heirat das beste Mittel gegen Bleichsucht sei, aber daß nervöse Zustände aller Art durch und in der Ehe gebessert werden und schwinden, ist eine wohlbegründete Tatsache.

Bewegt sich jedoch der Verkehr in abnormen Bahnen, geht er mit sogenannten Perversitäten einher, dann wirkt er jedenfalls schädigend nicht nur auf die Gesundheit, sondern auch auf die Schönheit des Weibes. Schwere Zustände von Nervosität und Hysterie, zu deutsch Mutterweh, sind die Folge derartiger Versündigungen gegen die Natur.

Abgesehen von den Perversitäten ist auch die Übereinstimmung der Geschlechtsempfindung beider Teile für ihr Wohlbefinden und hiermit auf ihre Schönheit von Bedeutung. Überempfindlichkeit und Überreizbarkeit des Mannes, die zu häufigen Geschlechtsverkehr verlangen, bringen die Schönheit des Weibes ebenso in Gefahr, wie geschlechtliche Unempfindlichkeit oder mangelhafte Befriedigung des Weibes seinen Organismus und seine Wohlgestalt in gesundheitlicher und schönheitlicher Beziehung schädigen. Auf dieses Gebiet näher einzugehen ist an dieser Stelle nicht möglich, es sei diesbezüglich auf die Kapitel „Das Geschlechtsleben des Mannes" (1. Teil ds. Bds.) und „Das Geschlechtsleben des Weibes" (zweitnächstes Kapitel) verwiesen.

Viele Krankheiten beeinflussen die Körperform dauernd in verschiedener Weise. Die tiefgreifendsten Veränderungen veranlassen jene Erkrankungen,

deren Prozeß sich wesentlich innerhalb der Knochen abspielt. Das Wesen der englischen Krankheit besteht bekanntlich darin, daß die Knochen während des Wachstums zu wenig Kalksalze aufnehmen, weich werden, wodurch die mannigfachsten Verkrümmungen und Verbiegungen zu stande kommen. Durch geeignete Behandlung gleichen sich sehr oft eine Reihe dieser Veränderungen, die sich im frühesten Kindesalter vorfinden, in späterer Zeit wieder aus. Die bleibenden Mißstaltungen sind natürlich verschiedenen Grades, bald so bedeutend, daß sie auch dem Laienauge und innerhalb der Bekleidung kenntlich erscheinen, bald wieder so unbedeutend, daß sie nur der geübte Kenner, der Arzt, der Künstler zu entdecken vermag. Was den Letztgenannten betrifft, so soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß oft hervorragende Meister der Palette und des Meißels, wie sich aus ihren Schöpfungen kundgibt, Modelle mit deutlichen Zeichen krankhafter Mißstaltung benützt haben. Nur das scharfe Spürauge des Arztes wird zum Beispiel wahrnehmen, daß die Abb. 28, welche die sonst herrlich gebildete Gestalt einer einundzwanzigjährigen Wienerin darstellt, an den unteren Gliedmaßen deutliche Zeichen überstandener Rhachitis aufweist, was sich an der Umgrenzung der Kniegelenksgegenden infolge Verdickung der Gelenksenden deutlich kundgibt und die normalen Grenzlinien zwischen Ober- und Unterschenkel vollständig verwischt. Wer anderseits die Grenzlinien des linken Schienbeins der nebenstehenden Figur (Abb. 29), die ein Berliner Modell wiedergibt, genau verfolgt, wird auch wahrnehmen, daß es, namentlich in seinem unteren Drittel, eine leichte Krümmung aufweist, womit das sogenannte O-Bein gekennzeichnet ist.

Nach einer Photographie von W. Ritter in Berlin-Friedenau.

Abb. 29. Berlinerin mit einer Andeutung von O-Beinen als Zeichen überstandener englischer Krankheit.

Neben der Rhachitis ist es namentlich die Tuberkulose, welche verschiedenartige Mißstaltungen hervorruft. Zunächst kann eine ausgeheilte Tuberkulose der Wirbelknochen leicht buckelförmige Erhabenheiten dauernd zur Folge haben. Knochenfraß innerhalb der Rippenknochen veranlaßt ungleichmäßige Einziehungen und Vertiefungen mit mehr oder minder deutlichen Hautnarben. Die häufigste Art der Tuberkulose, die der Lungen nämlich, hat Muskelschwund, ungleichmäßige Ausdehnung des ganzen

Brustskelettes zur Folge, was namentlich dann deutlich zu Tage tritt, wenn Rippenfellentzündungen, die zu Verwachsungen zwischen Rippen, Brustfell und Lungen führen, im Gefolge der Lungenerkrankung sich entwickelt haben. Aber nicht bloß die bereits mit deutlichen Krankheitserscheinungen einhergehende Lungenerkrankung führt zu diesen Mißstaltungen, auch die ererbte Anlage zur Tuberkulose erzeugt unschöne Körperformen. Man spricht in der Medizin von einem sogenannten „habitus phthisicus", das heißt eine Gestaltung des Brustkorbes und der oberen Halspartien, welche die Eignung zur Lungentuberkulose anzeigen. Abb. 30 gibt uns ein solches Beispiel. Der Brustkorb ist schmal, lang und flach. Die Schlüsselbeine treten stark nach außen. Die Fleischbündel der Kopfnickermuskel treten als zwei Stränge unter der Haut des Halses vor. Die Gruben oberhalb der Schlüsselbeine sind etwas eingesunken. So unschön sich die ganze Figur mit den tiefliegenden Augen, den vortretenden Backenknochen bei einer Ansicht von der Front darbietet, so schön zeigt sich dieselbe Gestalt bei einer Ansicht von hinten, mit leicht nach rück- und aufwärts gewendetem Gesicht (Abb. 31). Die Fehler des Brustkorbes und des Halses treten nicht vor, während die plastisch modellierten unteren Körperpartien voll und schön zur Geltung kommen.

Originalaufnahme im Atelier Eug. Veit in Wien.

Abb. 30. Zweiundzwanzigjährige Schlesierin (der Vater Schlesier, die Mutter Polin) mit tuberkulös veranlagtem Brustkorb.

Der Tuberkulose nahe verwandt ist die sogenannte Skrofulose. Im Wachstum zurückgebliebene Kinder mit geröteten Augenlidern, mit geschwollener Nase, mit wulstförmig aufgetriebenen Lippen, mit Schwellungen zu beiden Seiten des Halses, die bei der Betastung als sogenannte Lymphdrüsen kenntlich sind, sind die Typen dieser Krankheit. Sie ist im Wesen eine Krankheit des Kindesalters, kommt aber auch als Spätform bei erwachsenen, schlecht genährten Personen vor. Die Krankheit selbst wirkt natürlich im höchsten Grade entstellend. Aber auch dauernde Schönheitsfehler, die sich in Form von Narben längs des unteren Kieferrandes und an den Seiten des Halses zeigen, bleiben in vielen Fällen als Reste der in der Kindheit überstandenen Krankheit zurück.

An dieser Stelle sei übrigens besonders erwähnt, daß man gerade oft bei jungen Mädchen, die hübsche, anmutige Gesichtszüge zeigen, große Halsdrüsenschwellungen findet, die der Laie irrtümlich als skrofulös bezeichnet, während sie tatsächlich durch Unreinlichkeiten der Kopfhaut infolge von Läusen bedingt sind.

Großen Einfluß auf die Schönheit der weiblichen Gestalt in ihrem gesamten Eindruck hat die Beschaffenheit der Haut. Schönen reinen Teint zu haben ist der innigste Wunsch vieler junger Mädchen.

Originalaufnahme im Atelier Eug. Veit in Wien.

Abb. 31. Dieselbe in Rückenansicht mit nach rückwärts gewendetem Gesicht, wodurch die unschönen Partien des Halses und der oberen Brust nicht sichtbar sind und die plastisch modellierten übrigen Körperpartien zur Geltung kommen.

Die menschliche Haut sondert zwei Stoffe ab, den Talg und den Schweiß. Beide können zu viel, was das Häufigere ist, seltener zu wenig abgesondert werden. Die Hauptursache des unreinen Teints ist die zu starke Talgabsonderung. Die Haut ist fettig, zieht Schmutz an und bekommt dadurch einen graugelblichen Farbenton. Infolge der zu starken Fettabsonderung verkleben sich die Öffnungen der Hautdrüsen, Schmutz lagert sich in ihnen ab, und so entstehen jene schwarzen Pünktchen, die als Mitesser bekannt sind. Häufig entzündet sich aber auch die Umgebung dieser Drüsen, und es bilden sich gerötete Knoten, die als Pickel bezeichnet werden.

Eine Haut, die zu wenig Fettstoff absondert, schilfert und schuppt ab. Zwischen den Schuppen setzt sich Schmutz an, und so erhält auch eine solche Haut einen unschönen, grauen Farbenton

Die starke Schweißabsonderung ist als Hand-, Fuß- und Achselschweiß bekannt. Bei fettleibigen Frauen sind namentlich die starken Achselschweiße häufig und werden sehr unangenehm empfunden.

Aussehen und Farbe der Haut wird begreiflicherweise bei allen Arten innerer Erkrankungen mehr oder minder stark beeinflußt. Das Gleiche gilt selbstverständlich für alle Hautkrankheiten im weiteren Sinne, die auch dem Laien unter dem Namen Flechten (Schuppenflechte, fressender Wolf, Nesselausschlag u. s. w.) bekannt sind.

Unter der Haut ist das Fett in eigenartiger Anordnung gleichsam als besonderes Organ, Fettgewebe genannt, abgelagert. Es hilft die Körperformen abrunden, überbrückt Falten und Gruben, füllt Vertiefungen aus und trägt

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 32. Anna Hillmayr. Nach einem Gemälde von Jos. Stieler.

wesentlich zur Formung der ganzen Gestalt bei. Jede übermäßige Fettansammlung veranlaßt örtliche oder allgemeine Unförmigkeit. Der Fettbauch ist das bekannteste Beispiel hierfür. Auch das Fettgewebe kann erkranken, es nimmt eine schleimige Beschaffenheit an, merkwürdigerweise als Folge einer Störung der Schilddrüseabsonderung (Schleimkrankheit); oder es nimmt innerhalb seiner Teilchen Wasser auf, Wassersucht, wie sie bei Herz- und Nierenleiden vorkommen kann.

Die Muskeln bilden teils strangförmige, teils plattenförmige Gebilde, an den Knochenvorsprüngen sich ansetzend und zu den Knochenenden hinziehend. In verschiedenen Lagen kunstvoll übereinandergeschichtet, zwischen Fett und Knochen gelagert, stellen sie in ihrer Gesamtheit das dar, was der Laie als Fleisch bezeichnet. Bei den Frauen sind die Muskeln viel zarter und schmächtiger entwickelt als bei Männern, was insbesondere von den Frauen der höheren Stände gilt, die wenig körperliche Arbeit verrichten. Bei allen schweren inneren und allgemeinen Erkrankungen des Körpers magern die Muskeln ab, wodurch die Schönheit der Gestalt eine mehr oder minder starke Einbuße erleidet. Es gibt aber auch eine Erkrankung, welche die Muskeln allein betrifft, der Muskelschwund, der in sehr verschiedenartigen Formen und Arten auftritt, zuweilen sogar verbunden mit einer unförmigen Vergrößerung einzelner Muskelteile.

Es würde das Gebiet vorliegenden Stoffes überschreiten, wenn wir der Reihe nach alle Krankheiten besprechen würden, welche auf die Gestalt und Schönheit der Körperformen einen schädigenden Einfluß ausüben. Es genügt festzustellen, daß es kaum irgend eine ernstere Krankheit, sei sie auch ursprünglich nur örtlicher Art, gibt, die nicht den ganzen Organismus beeinflussen würde und so die Schönheit indirekt zuweilen nur vorübergehend, meist aber dauernd schädigt, ja vernichtet.

Die ideale Schönheit ist jene, bei der alle Körperteile gleichmäßig schön erscheinen. In der Wirklichkeit ist dies eine große Seltenheit. Ein schöner Kopf, ein schöner Leib, ein schöner Arm, ein schöner Fuß kann sich bei sonst häßlichen, ja sogar abstoßend wirkenden Gestalten finden. Darum setzt der Künstler oft aus verschiedenen Modellen die Werke seiner Schöpfung zusammen.

Wir wollen nun die einzelnen Körperteile nach den Forderungen des Schönheitsideals der Reihe nach beurteilen.

Die Form des Kopfes ist im wesentlichen von seiner knöchernen Unterlage, dem Schädel, abhängig. Die besonderen Eigentümlichkeiten des weiblichen Schädels im Vergleich zum männlichen sind in dem vorhergehenden Kapitel ausführlich dargestellt und sei hierauf verwiesen. Echt weibliche Kopf-

Abb. 33. Französin mit schönen Augen.

bildung zeichnet sich durch eine möglichste Abrundung aller Knochenvorsprünge aus. Die Stirn muß rund gewölbt, die Wangenbeine sollen vollständig verdeckt sein, die Kinngegend hat eine sanfte, ovale Rundung darzubieten. Der größte Teil des Schädels wird übrigens beim Weibe durch die Haare verhüllt. Langes, reichliches Kopfhaar bildet einen bekannten Vorzug weiblicher Schönheit.

Für die Beurteilung der weiblichen Schönheit am meisten ausschlaggebend ist das Gesicht. Nicht nur die schon oben erwähnte gleichmäßige Abrundung, nicht nur die besondere Form der einzelnen Gesichtsteile, sondern auch das gesamte Mienenspiel, der Ausdruck der Persönlichkeit, der dem Gesichte anhaftet, bestimmt die Schönheit des Gesichtes und oft auch die der gesamten Persönlichkeit, weil wir ja meist kein sicheres Urteil über die Schönheit der übrigen bekleideten Körperformen abgeben können.

Ein anmutiges Bild schöner Gesichtsbildung zeigt uns das Porträt Anna Hillmayrs (Abb. 32), einer der berühmtesten Münchner Schönheiten aus der Zeit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie war die Tochter eines Münchner Wildbrethändlers und hieß allgemein „das Wildbretmädel".

Den wesentlichen Anteil jenes Eindruckes, den ein Gesicht auf den Beschauer ausübt, nehmen die Augen ein. Schon die Augenbrauen müssen einen bestimmten Verlauf haben, indem es als schön gilt, wenn sie nach den Seiten hin lang und spitz auslaufen, wenn sie nicht zu schwach, aber auch nicht zu buschig sind, und endlich, wenn die beiderseitigen Augenbrauen nicht miteinander verwachsen. Als schön werden ferner regelmäßig gestellte, lange Wimpernhaare bezeichnet. Die Lidränder selbst müssen gleichmäßig verlaufen, und die Lidspalte möglichst weit sein. Da große Augenhöhlen im Vergleich zum Manne ein typisches weibliches Geschlechtsmerkmal bilden, so werden große Augen als besonders schön erscheinen.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 34. Porträt der Marguerite Joséphine Wemmer, genannt Mademoiselle George.
Nach einem Gemälde von François Gérard.

Die auf Seite 57

wiedergegebene Aufnahme einer Französin ist durch das schöne Augenpaar besonders anziehend (Abb. 33). Ebenso wegen ihrer schönen Augen berühmt war eine bekannte Schauspielerin der Napoleonischen Zeit, Marguerite Joséphine Wemmer (Abb. 34).

Die Farbe der Augen ist umso schöner, je intensiver sich ein bestimmter Farbenton darin ausdrückt: also Tiefschwarz oder Himmelblau. Die deutschen Dichter singen meist nur von blauen Augen und blonden Haaren. So findet sich bei Schiller der Vers:

„Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt."

Bei Liliencron heißt es:

„Dann schlägt die blauen Augen auf
Die kleine blonde Komtesse."

In einem bekannten Liedchen beschreibt Otto Julius Bierbaum die „schöne Nachbarin":

„Blaue Augen hat sie und ein Grübchenkinn,
Blonde Haare steigen ihr vom Nacken an ..."

Abb. 35. Französin mit regelmäßig gebauter Nase und schön geformtem Hals.

Dagegen singen die Dichter der Orientalen und die Südslawen dem dortigen Schönheitstypus entsprechend nur von den dunklen Augen. So heißt es in einem serbischen Volksliede:

„Das Mägdlein entflammt's mit ihrem Auge,
Mit schwarzem Aug' durchs Scheibenfenster schauend."

In einem bulgarischen Volksliede preist ein Frauenhändler seine Ware auf dem Markt:

„Für Janas Wohlgestalt neuntausend Groschen,
Für Janas graden Wuchs zehntausend Groschen,
Fürs weiße Angesicht elftausend Groschen,
Für ihren weißen Hals zwölftausend Groschen,
Die schwarzen Augen dreizehntausend Groschen,
Die feinen Brauen vierzehntausend Groschen,
Der Haare Fülle fünfzehntausend Groschen."

Abb. 36. Französin mit Stumpfnase und sehr schön geformtem Mund.

Ein schönes Augenpaar kann sogar ein sonst häßliches Gesicht schön und liebreizend erscheinen lassen. Julie de Lespinasse, von der es hieß, „eine Welt kniee vor einer häßlichen Frau" (sie war blatternarbig), hatte schöne Augen, „geheimnisvolle, dunkle Sterne", wie ein Biograph von ihr mitteilte.

Die Form der Nase fällt für die Beurteilung der weiblichen Schönheit ganz besonders in die Wagschale. Der Nasenrücken muß schmal und vollkommen geradlinig verlaufen. Die Nasenflügel in der Gegend der Nasenlöcher dürfen nicht zu breit ausladen, insbesondere müssen auch die Weichteile eine ebenmäßige Spannung darbieten, wodurch verhütet wird, daß die Nase zu breit erscheint. Das Größenverhältnis zwischen Nase und Gesicht entspricht einer bestimmten Proportion, und sehr oft wird die Nase erst dann unschön, wenn das Gesicht abmagert. Bei regelmäßig gebauter Nase sind die Nasenlöcher direkt nach abwärts gerichtet (Abb. 35). Doch gilt auch anderseits das Stumpfnäschen der slawischen Frauentypen als anmutig schön.

Auch der Mund muß in einem gewissen Größenverhältnis zur Größe des Gesichtes stehen. Die Breite der Mundspalte steht zur Lidspalte in einem Verhältnisse von 3 : 2. Die Oberlippe muß die Unterlippe etwas überragen, das Lippenrot muß in der Mitte am breitesten sein und sich nach außen langsam verschmälern (Abb. 36). Die Form des Mundes hängt übrigens sehr von der Beschaffenheit der Zähne ab. Bei unregelmäßig stehenden oder gar lückenhaften Zähnen innerhalb der vorderen Zahnreihe verliert die Lippe ihren festen Hintergrund und dadurch auch ihre regelmäßige Form, gerade so wie vorstehende Zähne die Lippen nach vorn drängen und zu einer unschönen Mundform Veranlassung bieten. Schlechte Zähne, sei es, daß sie von

Zahnfäule angefressen sind, sei es, daß sie unregelmäßig stehen, sei es endlich, daß sie, statt blendend weiß, infolge abgelagerten Zahnsteines einen schmutzig gelbbraunen Farbton angenommen haben, verunzieren sehr häufig manch liebliches Gesichtchen, wie anderseits schöne Zähne, die von den Dichtern am liebsten mit Perlen verglichen werden, tatsächlich einen herrlichen Schmuck bilden und oft die Fehler einer sonst nicht ganz ebenmäßigen Gesichtsbildung geradezu vergessen lassen.

Die Ohren müssen klein, enganliegend und die Knorpelwindungen nicht zu stark vortretend sich dem Beschauer darbieten.

Der Hals gehört zu denjenigen Körperteilen des Weibes, welche wir am häufigsten, vom Gesichte abgesehen, unbekleidet erblicken. In seiner vorderen Kontur muß er im Durchschnitt eine vom Kinn stumpfwinklig abgebogene Linie, in seiner hinteren Kontur das Bruchstück einer ellipsenförmigen Zeichnung darbieten. Die Kopfnickermuskeln dürfen nicht zu stark vorspringen, die Schilddrüse keine Anschwellung darbieten, da selbst ein leichter Grad von Blähhals unschön ist. Im ganzen muß der Hals eine kurze rundliche Säule darstellen, die in sanften Linien einerseits in den Kopf, anderseits in den Brustkorb übergeht (Abb. 35 und 37).

Die Form des Nackens und der Schultern, die wir auf Bällen häufig in entblößtem Zustande sehen, hängt einerseits wesentlich von der guten Entwicklung der Schulter- und Rückenmuskeln, anderseits von der gleichmäßigen Unterpolsterung mit Fett ab, während lokale Fettanhäufungen, wie sie sich insbesondere in der Umgebung des siebenten Halswirbels finden, eine unschöne Gestaltung der Nackenformen hervorrufen. Auch die blendende Weiße der Haut wird für diese Körperteile gefordert, und es wirkt manchmal schon die

Nach einer Photographie von Eug. Veit in Wien.

Abb. 37. Wienerin mit plastisch modellierten Schulterpartien.

stärkere Behaarung in der Nähe der Haargrenzen des Kopfhaares in dem Gebiete der oberen Rückenpartien schönheitstörend.

Hiermit sind wir bereits beim oberen Teil des Rumpfes angelangt. Die Abb. 38 kennzeichnet die edle Linienführung eines schön ausgebildeten weiblichen Rumpfes. Der Brustkorb ist breit gebaut, schön gewölbt, und namentlich in seinen unteren Partien nicht verengt, wie wir dies besonders bei stark sich schnürenden Frauen regelmäßig finden.

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 38. Zweiundzwanzigjährige Wienerin mit ideal schön geformtem Rumpf.

Der Fettansatz muß überall gleichmäßig und gering sein. Man beachte namentlich, mit welch schöner Linie sich in Abbild. 38 der Rippenbogen unter der Haut abhebt. Die Taille ist deutlich vorhanden, ohne daß irgend eine Spur einer Schnürfurche sichtbar wäre. Ebenso schön und ebenmäßig wie der Brustkorb ist bei demselben Individuum die Form des Bauches, dessen Vorwölbungen genau dem Muskel entsprechen; das Nabelgrübchen ist klein und tritt fast gar nicht hervor, die Haut ist überall straff über die darunterliegenden Muskeln gespannt, und nur an einer Stelle, einen Querfinger unterhalb des Nabels, ist eine kleine Fettanhäufung, die sich durch eine geringe Vorwölbung bemerkbar macht, ganz charakteristisch für den normal schönen Bau des weiblichen Unterleibes.

Die Hauptzierde spezifisch weiblicher Schönheit sind schöngebaute Brüste. Die jungfräuliche Brust, wie sie die Figuren des dreizehnjährigen vollentwickelten Mädchens (Abb. 39) und eines siebzehnjährigen Wiener Modells (Abb. 43) zeigen, stellt das Ideal einer schönen Brustform vor. Die ideale Forderung geht dahin, daß des Weibes Brust immer jungfräulich bleibe: wie eine Halbkugel dem Brustkorb aufgesetzt mit nach vorne gerichteten, oben gut entwickelten Warzen, sich straff und fest anfühlend. Ebenso schön geformt, aber wesentlich schwächer entwickelt sind die Brüste der Abb. 40. Diese

Form bleibt nur wenigen Favoritinnen der Schönheitsgöttin erhalten. Je älter die Jungfrau wird, desto schlaffer wird die Brust, desto mehr wird sie durch Fettansatz nach abwärts gezogen; umso früher findet dies statt, je früher der Geschlechtsverkehr einsetzt und je mehr er Befriedigung findet. So gestalten sich die Brustformen der sogenannten Schönheiten des Teufels (Beauté de diable, Abb. 41). Die Brüste sind voll und noch immer schön geformt, aber bereits zeigt sich die Neigung nach abwärts zu sinken, und das Korsett und Busenleibchen muß nachhelfen und die Formen künstlich in die Höhe pressen (Abb. 41 und 42). Frauen, die geboren oder gesäugt haben, verlieren die schönen Brüste noch mehr, und jene Form zeigt sich, wie sie die Figur auf Seite 50 als traurige Reste früherer Schönheit veranschaulicht. Übermäßiger Fettansatz, wie er namentlich in späteren Jahren gar häufig den Frauenleib verunziert, formt auch die Brüste in zwei gewaltige „Fettklöße" um, deren Anblick eher abstoßend als anziehend wirkt. Tritt im Matronenalter Abmagerung ein oder haben Krankheiten mannigfacher Art den Frauenkörper durchwühlt, dann bilden die Brüste zwei schlaffe Hautlappen mit runzliger, dunkelgefleckter Haut, traurige Überbleibsel früherer Monumente weiblicher Schönheit.

Originalaufnahme im Atelier Eug. Veit in Wien.

Abb. 39. Dreizehnjähriges Mädchen in Seitenansicht: das Bild der zur Jungfrau entwickelten Unschuld mit ideal geformter Brust.

Zuweilen ist eine unschöne Brustform schon angeboren. Dies zeigt deutlich die Abb. 44, eines kleinen, sechzehn Jahre alten Mädchens, aus der Ehe eines Franzosen mit einer Wienerin entstammend.

Für die Grenze zwischen Brust und Bauch ist das Vortreten einer Schnürfurche charakteristisch, sie findet sich fast bei allen Frauen mehr oder minder

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 40. Dreizehnjährige Wienerin mit Knospenbrust.

stark ausgeprägt (Abb. 45), da es nur wenige gibt, die der Korsettmode gänzlich entsagt haben.

Die schönen Konturen des Unterleibes haben wir bei Betrachtung der Abb. 38 auf Seite 62 geschildert. Auch Abb. 46 gibt uns den Typus eines schön gebildeten Unterleibes wieder. — Jede Geburt erschlafft in mehr oder minder hohem Grade die Bauchdecken, die Haut wird schlaff, legt sich in Falten, aber auch die Muskeln sinken nach abwärts, es bildet sich ein Hängebauch verschiedener Grade. Die Haut selbst zeigt weiße Streifen und netzförmige Zeichnungen im Bereiche der unteren seitlichen Bauchpartien (Schwangerschaftsnarben). Nach wiederholten Geburten kommt es auch zuweilen zu einer Spaltbildung zwischen den geraden Bauchmuskeln, welche als zwei parallel verlaufende Stränge vom Brustbeinende zum Schamfugenknorpel herabziehen und normalerweise streng aneinanderpassen. Die Nabelgegend selbst wölbt sich dann vor und nicht selten treten durch die Bauchwandlücke der Nabelgegend Darm- und Netzstücke aus der Bauchhöhle nach außen — es entsteht ein sogenannter Nabelbruch, der selbstverständlich in höchstem Grade entstellend wirkt.

Die Schamteile des Weibes sind in der Regel gar nicht sichtbar (Abb. 47), ein kleines Wäldchen dichter Haare bedeckt züchtig diese Stelle auch am nackten Frauenkörper. Nur bei gespreizter Beinstellung kann die Schamspalte sichtbar werden — eine vollkommen geschlossene schmale Rinne zwischen den beiden großen Schamlippen darstellend.

Bei Frauen, deren Geschlechtsteile durch übermäßigen Verkehr und durch wiederholte Geburten stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, klafft der Schamspalt und zwischen den großen Schamlippen drängen sich die kleinen Schamlippen nach außen vor, oft eigentümliche hahnenkammähnliche Wulstungen darbietend. Zuweilen ist dieses Vortreten der kleinen Schamlippen selbst bei Kindern und Jungfrauen sichtbar, wenn dieselben übermäßig der Selbstbefleckung ergeben waren.

Das Erwachen.

Nach einem Gemälde von P. L. Glaize.

Nach einer Photographie von Eug. Veit in Wien.

Abb. 41. Typus einer Beauté de diable.

Ein schön modellierter Fuß zeigt runde Formen schon von der Hüfte angefangen. Die Abb. 27 und 31 weisen schöne untere Gliedmaßen auf: man beachte insbesondere die spitzwinkligen Gesäßfurchen an der Stelle, wo sich die Gesäßbacken vom Oberschenkel absetzen, die tiefe Kniefurche in der Kniekehle und die Waden, welche eine nach unten sich verschmälernde Form haben müssen, wobei die Wadenrundung deutlich, aber nicht zu übermäßig vortreten soll. Von den Fehlern der unteren Gliedmaßen, wie sie die englische Krankheit erzeugt, ist schon auf Seite 53 die Rede gewesen. Gegen die Knöchel soll sich der Fuß verschmälern und die Knöchel selbst müssen scharf und deutlich vortreten. Der Fuß muß eine entsprechende Wölbung haben, — Plattfüße sind ebenso häßlich wie übermäßig stark gewölbte Füße. Die Größe des Fußes muß zu den übrigen Körperproportionen in einem gewissen Verhältnisse stehen. Ein allzu kleiner Fuß mag vielleicht am bekleideten Frauenkörper schön erscheinen oder, besser gesagt, durch den Modezwang als schön gelten, bei der Betrachtung des nackten Frauenkörpers wirkt er gewiß abstoßend und unnatürlich. Ebenso häßlich wirkt die unnatürliche Verkrüppelung der Zehen, wie sie durch zu enge, kleine Schuhe herbeigeführt wird. Als Merkmal guter weiblicher Bildung für die Zehen setzt

Nach einer Photographie von Eug. Veit in Wien.

Abb. 42. Dieselbe als Brustbild.

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 43. Siebzehnjähriges Wiener Modell.

Stratz fest: lange zweite Zehe, kurze erste und sehr kurze fünfte Zehe.

Auch an die oberen Gliedmaßen ist ein gewisser Maßstab für die Beurteilung der Proportionen der einzelnen Teile und letzterer zum übrigen Körper anzulegen. Das Handgelenk des herabhängenden Armes soll bei richtiger Länge in der Höhe der Schamteile sich befinden und die Länge der Hand ein Neuntel der Körperlänge betragen.

Die häufigste Knochenerkrankung, die Rhachitis, wirkt auf das Ebenmaß der oberen Gliedmaßen ebenso störend wie auf die der unteren. Verdickungen der Gelenksenden, namentlich im Bereiche des Ellbogengelenkes und des Handgelenkes, treten deutlich vor. Die Rundungen der Weichteile sollen an allen Teilen sichtbar sein, doch darf nirgends Fettanhäufung bestehen und die Wölbungen der Muskeln müssen unter der Haut erkenntlich sein.

Die Hand muß schmal sein und weiche Linien zeigen; häßlich wirken zu kurze oder zu dicke oder gar an den Enden aufgetriebene Finger. Die Nägel müssen gebogen sein und ihre Länge muß die Breite übertreffen, was selbstverständlich von den Größenverhältnissen der Fingerknochen in erster Linie abhängig ist. —

Wozu brauchen wir die Kenntnis weiblicher Schönheit? Was nützen die Gesetze schöner Formen? Hängen Liebe und Ehe nicht tausendfältig von anderen Dingen ab als von den Reizen, die das Weib dem Manne bietet? Sind in der Zeit unserer hochentwickelten Kultur die Schätze des Geistes, seiner Anlagen und Äußerungen nicht höher zu achten als die des vergänglichen Körpers?

Nur der Arzt kann auf diese Fragen die richtige Antwort geben: Schönheit und Gesundheit sind Begriffe, die sich in ihren Objekten völlig decken. Wir haben in vorliegenden Ausführungen gezeigt, daß alle Fehler

weiblicher Körperschönheit auf krankhafte Störungen zurückzuführen sind und in ungesunder, unnatürlicher Körperentwicklung, Körperernährung, Körperpflege ihre Ursache und Grundlage haben.

Eltern, Lehrer, Leiter sozialpolitischer und hygienischer Einrichtungen sollen sich genaue Kenntnis von der Schönheit des weiblichen Körpers schaffen, damit sie Gelegenheit haben, ihre Erfahrungen ihren Kindern, Schülern und Pflegebefohlenen in vollstem Maße zukommen zu lassen.

Eine hygienische Forderung, die von den Hygienikern und Ärzten seit jeher gestellt wurde, geht dahin, unsere heranwachsende Jugend über den menschlichen Körperbau und die Funktionen seiner Organe planmäßig zu unterrichten. Es wäre aber weiter wünschenswert, wenn sich dann auch Betrachtungen und Belehrungen über körperliche Schönheit, über die Mittel zu ihrer Vervollkommnung und über die Pflege derselben anschließen würden. Als die besten Erklärungsgegenstände (Demonstrationsobjekte) für körperliche Schönheitsformen dienen die Meisterwerke der Maler und Bildhauer. Zu diesem Zwecke ist der Besuch der Gemäldegalerien und Museen in den großen Städten für die heranwachsende Jugend namentlich unter der Führung kunstgebildeter Lehrer ein Mittel, um das Schönheitsgefühl, den Sinn für schöne Formen zu wecken und zu erziehen.

Gegen die Irrlehre, daß das Nackte geschlechtlich reizend wirke und die Unschuld verderbe, muß mit aller Entschiedenheit Verwahrung eingelegt werden. Nicht das Nackte, sondern das Halbverhüllte reizt die Begierde und erweckt die Sucht, mehr zu sehen, als die Verhüllung gestattet. Man betrachte die Abb. 48 bis 51, von denen die einen zwei völlig nackte Mädchengestalten zeigen, während die anderen halb verhüllte Tänzerinnen aus einem Pariser Tingeltangel darstellen. Schon ein Blick auf diese Bilder lehrt, wie unschuldsvoll die natürliche Nacktheit sich dem Beschauer darbietet, und wie kokett und sinnlich reizend die halbverhüllten Gestalten wirken. Selbst das üppige Weib, welches beispielsweise Glaize in seinem Gemälde „Das Erwachen" (siehe Kunstbeilage) unseren Sinnen enthüllt, oder die Venus auf Abb. 25 wirken keusch und rein neben den

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 44. Sechzehnjähriges Mädchen französischer Abstammung mit unschön geformten Brüsten.

halbnackten Damen aus den Pariser Chantants. Nicht nur zur Wahrung ihrer eigenen Körperformen soll das Weib Kenntnis von Schönheitsformen und Schönheitspflege erwerben, sondern auch, um als Mutter das zart gehegte Pflänzchen des kindlichen Körpers vor allen schädlichen Einflüssen zu bewahren und durch zweckentsprechende Fürsorge zu herrlicher Pracht und Fülle emporwachsen zu lassen.

Und nun noch einige Worte über Schönheitserhaltung, Schönheitsverbesserung und Schönheitspflege.

Eine Reihe von angeborenen und erworbenen Mißbildungen der Körperformen lassen sich durch zweckentsprechende, frühzeitig eingeleitete Behandlung beseitigen. Wir wissen, daß mißgestaltete Fußformen durch unzweckmäßiges Schuhwerk, einseitige Verbiegungen der Wirbelsäule und Schiefstehen der Schultern durch unzweckmäßige Körperhaltung, insbesondere beim Schreiben und Lesen in den Schulen, erzeugt werden. Wir wissen, daß die Zusammenschnürung des Unterleibes und die dadurch bedingten Veränderungen in den inneren Organen (Schnürleber) durch unzweckmäßiges und allzu stark übertriebenes Schnüren veranlaßt werden. Wir haben erfahren, daß Abmagerung und Muskelschwäche einerseits durch zu geringe Übung der entsprechenden Muskelpartien (mangelnde körperliche Arbeit), anderseits durch die verschiedenartigen inneren, abzehrenden Krankheiten verursacht werden. Indem wir also einmal darauf achten, alle die genannten Schädlichkeiten zu vermeiden, und indem wir weiters im Beginne der genannten Mißgestaltungen des Körpers die genannten schädlichen Ursachen womöglich ausschalten, wirken wir schönheitsverbessernd und schönheitserhaltend.

Originalphotographie des Kunstverlags S. Neckuagel Nachfolger in München.

Abb. 45. Dreiundzwanzigjährige Böhmin mit etwas zu üppig entwickelten und daher herabhängenden Brüsten.

Die Chirurgie und ihre Schwesterwissenschaft, die Orthopädie (orthos

= gerade und paideia = Erziehung, also Geradeerziehung — Geradrichtung), haben es in fortschreitender Entwicklung ihrer Forschungen und Versuche dahin gebracht, daß es nicht nur möglich ist, eine angeborene Hüftgelenksverrenkung, eine durch sogenannte Kinderlähmung bedingte Schwächung des Fußes ungesehen zu machen u. s. w., sondern sie bildet auch künstliche Nasen, sie macht schiefe Nasenformen gerade, sie beseitigt Hasenscharten und Wolfsrachen, sie verdeckt häßliche Zahnlücken, sie beseitigt Mutter- und Feuermäler.

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 46. Zweiundzwanzigjährige Wienerin mit schön modellierten Hüftpartien.

Einen großen Anteil an der Erhaltung körperlicher Schönheit hat die Lehre von den Hautkrankheiten, über deren Wesen erst die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts Licht gebracht und uns über die Ursachen einer großen Reihe von Hautveränderungen Aufklärung verschafft haben. Eine kranke Haut ist nie schön, eine kranke Körperdecke macht die schönsten Formen häßlich, wie anderseits eine zarte, glatte Haut manchen Mangel der Körperform verdeckt.

Eine Reihe von Hautveränderungen sind angeboren. Hierzu zählen wir an erster Stelle die Muttermäler, jene warzenartigen, in der Hautoberfläche befindlichen, zuweilen mit Haaren bewachsenen, bräunlich gefärbten Gebilde, die den schönsten Körper entstellen können. Hieran reihen sich die Gefäßmäler, die auf einer örtlichen Erweiterung und überreichen Entwicklung der Blutadern beruhen und meist eine intensiv rote Farbe mit mehr oder minder bläulichem Stich aufweisen (Feuermäler). Die Ausdehnung dieser Feuermäler trifft oft große Hautbezirke, zum Beispiel eine ganze Gesichtshälfte. Alle diese Mäler werden entweder durch das Messer des Arztes, durch die elektrische Nadel, oder endlich durch chemisch wirkende, örtlich aufgetragene Arzneistoffe entfernt.

Eine eigentümliche Erkrankung der Haut ist die sogenannte Fischschuppenkrankheit. Die Haut ist in ihrer ganzen Oberfläche mit Schuppen bedeckt, welche sich zuweilen zu wahren Panzern entwickeln und der Haut ein fisch- oder schlangenartiges Aussehen verleihen. Geringe Grade dieses Leidens sind durch entsprechende Arzneimittel zu beseitigen, schwere sind unheilbar.

Gewisse Veränderungen der Haut sind durch zu geringe oder zu starke Hautfettausscheidung bedingt. Fehlt es der Haut an der genügenden Fettmenge, so wird sie spröde und rauh, schuppt sich ab und es entstehen leichte Risse, die wieder zu Eingangspforten für Ansteckungsstoffe und dadurch bedingte Hautentzündungen Veranlassung bieten können. Personen, die sehr viel mit fettlösenden Stoffen zu tun haben, wie zum Beispiel Wäscherinnen, deren Hände stetig das Seifenwasser berühren, bekommen eine fettarme Haut. So kann tatsächlich auch übermäßiges und zu vieles Waschen eine trockene, spröde Haut zur Folge haben. Personen, die daran leiden,

Originalphotographie des Kunstverlags S. Recknagel Nachfolger in München.

Abb. 47. Siebzehnjährige Wienerin (Modell).

müssen sich der sogenannten überfetteten Seifen bedienen und sollen nach dem Waschen, und namentlich Abends vor dem Schlafengehen, die Haut mit etwas Fett einreiben, wozu man gewöhnlich Vaselin oder Coldcream benützt, während das Glyzerin der Haut nicht so zuträglich erscheint. Das sind die besten Mittel gegen die sogenannten „aufgesprungenen Hände", an denen so zahlreiche Personen leiden. Bei fettarmer, trockener Haut muß die Puderanwendung möglichst vermieden werden. Wendet man aber ein solches an, so darf man nur Fettpuder gebrauchen.

Den Gegensatz zur mangelhaften Fettausscheidung bildet die übermäßige Fettausscheidung der Haut. Eine solche Haut hat ein öliges, fettglänzendes Aussehen und ist meist mehr oder minder schmutzig, weil das Fett sich mit den Schuppen der Haut verbindet und den Schmutz zurückhält. An der Kopfhaut führt der sogenannte Schmerfluß zu übermäßiger Schuppenbildung und zum Haarausfall. Der Schmerfluß des Gesichts ist häufig mit einer krankhaften Rötung desselben bedingt, die nach dem Genuß heißer Speisen und Getränke, insbesondere des Alkohols und des Kaffees, nach körperlicher Anstrengung und bei hohen Hitzegraden auftritt. Die örtliche Rötung an der Nasenspitze gibt zur sogenannten Kupferfinne Veranlassung. Eine Folge des Schmerflusses ist die Verstopfung der Hautdrüsen mit Schmutz (Mitesserbildung) und die Entzündung derselben (Finnenbildung).

Die Verhütung und Beseitigung der übermäßigen, krankhaften Fettausscheidung samt allen ihren eben geschilderten Folgen muß in erster Linie auf die Lebensweise Einfluß nehmen. Alle Speisen und Getränke, welche Blutwallungen gegen das Gesicht veranlassen, sind möglichst zu vermeiden (Kaffee, Tee, Alkohol). Örtlich wirken am besten heiße Waschungen, die man zweimal täglich, früh und Abends, mit 40 bis 50° C. heißem Wasser während ein bis zwei Minuten vornehmen soll. Statt der heißen Waschungen kann man auch Dampfbäder des Gesichtes anwenden. Man beugt das Gesicht über eine Schüssel kochenden Wassers und deckt es dann mit einem dicken Tuche zu. Bequemer ist die Anwendung von Gesichtsdampfapparaten, die in den großen Parfümeriegeschäften käuflich sind. Mitesser werden durch Druck mit dem sogenannten Mitesserquetscher täglich einmal ausgedrückt. Diese Prozedur muß aber vorsichtig geschehen, ohne hierbei die Haut stark zu quetschen. Im übrigen ist es empfehlenswert, daß Personen, die an übermäßiger Fettausscheidung, an Mitessern und Finnenbildung leiden, sich vertrauensvoll an einen Arzt wenden, der dem Einzelfalle entsprechend arzneiliche Maßnahmen verordnen wird. Nebst der Anwendung von Seifen und Salben ist oft auch eine chirurgische Behandlung mit dem Messer, mit der elektrischen Nadel oder dem Platinbrenner notwendig.

Übermäßige Schweißbildung ist meist an gewisse Örtlichkeiten geknüpft. Am unangenehmsten sind die Fußschweiße. Jeder an Fußschweiß Leidende muß die Strümpfe im Winter täglich einmal, im Sommer täglich zweimal wechseln. Zur Bekleidung empfiehlt sich am besten ein niedriger Schnürschuh, der viel Luftzutritt zu den Füßen gestattet. Jeden Abend nehme man ein kühles Fußbad, dem man eine Abkochung von Eichenrinde hinzufügt.

In die Strümpfe und auf die Fußsohlen pudere man eines der bekannten Fußschweißpulver. Am gebräuchlichsten ist eine Mischung von acht Teilen Salizylsäure und zweihundertundfünfzig Teilen venezianischen Talgs. Nützen diese Mittel nichts, dann begebe man sich in die Behandlung eines Arztes, der die entsprechend stärkeren Arzneistoffe anordnen wird.

In gleicher Weise gehe man gegen die starken Achselschweiße vor, die gerade bei Damen sehr häufig sind.

Eine Folge übermäßigen Schwitzens ist der sogenannte W o l f, das ist ein Wundwerden der Hautstellen zwischen den Schenkeln. Bei Frauen tritt er auch unterhalb sehr starker und herabhängender Brustdrüsen auf. Bemerkt man ein solches Wundwerden, so reinige man die Haut zunächst mit etwas Öl. Hierauf pudere man die geröteten Stellen mit etwas Zinkpuder ein, was mehrmals des Tages geschehen muß. Entwickelt sich aus der einfachen Hautröte eine Entzündung (Ekzem der Haut), so muß der Arzt befragt werden, der die entsprechende Behandlung einleiten wird.

Die durch übermäßige Rotverfärbung des Gesichts bedingte Hautveränderung haben wir bereits oben besprochen. Es gibt aber auch Hautverfärbungen, die auf andere Ursachen zurückzuführen sind. Die abnorme Blässe der Haut, die bis zu einem gewissen Grade interessant erscheint, wirkt krankhaft entstellend, wenn sie diesen Grad überschritten hat. Sie ist auf Bleichsucht, Blutarmut, Weißblütigkeit, schwere innere Erkrankungen (Tuberkulose) zurückzuführen. Die Blaufärbung der Haut, wie sie auch manchmal an den Lippen entstellend zu Tage tritt, hat ihre Ursachen in Störungen des Blutumlaufes, insbesondere in Herzerkrankungen. Die Gelbfärbung der Haut ist durch die Erkrankung der Leber, die Graufärbung durch eine solche der Nebennieren bedingt. Örtliche Rötungen und Blaufärbungen der Haut treten als sogenannte Frostbeulen an den Händen und den Füßen auf, manchmal auch an der Nasenspitze. Eine Hauptursache derselben ist der örtliche Druck, der den Blutumlauf hemmt. Enge Handschuhe, enges Schuhwerk, dicht anliegende Schleier sind oft die Ursache. Frosthände und Frostfüße müssen fleißig Gymnastik treiben, müssen in bequemen, warmen Handschuhen beziehungsweise wollenen Strümpfen stecken und fleißig örtliche Bäder (35 bis 50° C.) gebrauchen.

Der Arzt verwendet eine Reihe von Arzneistoffen als Mittel gegen Frostschäden.

Eine der häufigsten Störungen körperlicher Schönheit, insbesondere des Gesichts, sind gewisse örtliche Verfärbungen der Haut, die als S o m m e r s p r o s s e n und L e b e r f l e c k e bekannt sind. Die Sommersprossen treten zwar im Sommer deutlicher hervor, sind aber auch im Winter vorhanden, jedoch nur abgeblaßt. Die Ursache der Sommersprossenbildung ist in einer uns unbekannten örtlichen Empfindlichkeit der Haut gegen das Licht zu suchen. Die Leberflecke hängen meist mit inneren Erkrankungen zusammen. Am häufigsten entstehen sie bei Frauen während der Schwangerschaft.

Um Sommersprossen und Leberflecke zu verhindern, muß man die zu starken Lichtbestrahlungen der Haut ausschalten. Diesem Zwecke dienen die Sonnenschirme und die Schleier. Versuche haben gezeigt, daß hierzu am besten grüne und rote Schleier taugen, da sie die sogenannten ultravioletten Strahlen des Lichtes nicht durchlassen. Leider wählen die Damen meist nur Schleier, die zu ihrem Kleide passen und die daher oft ganz zwecklos sind. Weitere Untersuchungen haben gezeigt, daß die der Haut schädlichen Licht-

Originalphotographie des Kunstverlags S. Reknagel Nachfolger, in München.

Abb. 48. Das sechzehnjährige Mädchen der Abbildung 44 in Vollgestalt.

strahlen, wenn sie durch Chinin durchgehen müssen, ihre schädigende Wirkung verlieren. Deshalb ist zu raten, sich frühmorgens zur Sommerzeit, wenn man zur Sommersprossenbildung neigt, mit einer chininhaltigen Creme das Gesicht einzureiben. Die Beseitigung schon bestehender Sprossen und Leberflecke ist außerordentlich schwierig und bedarf der Kunst eines sachverständigen Arztes.

Man hüte sich insbesondere, die in Reklamen angepriesenen Sommersprossensalben anzuwenden, denn entweder sind dieselben wertlos oder sie enthalten giftige Stoffe, wie zum Beispiel Quecksilber, die, ohne ärztliche Aufsicht angewendet, arge Schädigungen des ganzen Körpers hervorrufen können.

Um Schönheitsfehler der Haut zu verdecken, werden von den Damen Schminken und Deckmittel angewendet. Die Anwendung giftiger Schminken, insbesondere solcher, welche Blei enthalten, haben schon sehr oft zu schweren Erkrankungen des ganzen Nervensystems und der Nieren geführt. Es dürfen daher nur solche Schminken gebraucht werden, welche von den Sanitätsbehörden als unschädlich bezeichnet werden. Aber auch das unschuldigste Schminkmittel läßt auf die Dauer Spuren seiner Anwendung auf der Haut zurück.

Abb. 49. Tänzerin aus einem Pariser Tingeltangel.

Man verwendet Schminkpuder, Schminkwässer und Schminksalben. Am zweckmäßigsten sind die sogenannten Fettpuder, weil sie durch ihren Fettgehalt das Eintrocknen der Haut durch das übermäßige Pudern verhindern. Die Puder sind im Handel verschiedenfarbig erhältlich, rot, weiß, gelb und chamois. Man vermischt manchmal zwei Farben, indem man erst weißen Puder aufträgt und dann roten, um eine entsprechende Farbentönung zu erzielen. Man trägt den Puder dann auf die trockene Haut auf und verreibt ihn sanft mittels eines Rehlederläppchens. Schminkwässer sind Puder, welche in Flüssigkeiten aufgelöst sind. Mittels eines Pinsels wird die Mischung an den entsprechenden Stellen aufgetragen, und dann wartet man, bis sie eingetrocknet ist. Die Flüssigkeit verdunstet, der Pulverüberzug bleibt fest haftend zurück. Die Schminksalben (fette Schminken) sind Mischungen von Puder mit Fetten. Die durch Schminkwässer und Schminksalben erzielte Wirkung ist meist eine sehr grobe und auffallende, während die einfache Puderanwendung nicht so auffällig wirkt. Damen, welche derartige Schönheitsmittel gebrauchen, müssen unbedingt täglich einmal für eine ausgiebige Reinigung der Haut mit Seife und Wasser sorgen, um die Poren der Haut von den angesammelten Pudern und Fetten freizumachen und ihrer normalen Tätigkeit zu erhalten.

Die Haare können in mancher Richtung von Schönheitsfehlern be-

fallen werden. Die gleichmäßige Haarfarbe, sei sie nun schwarz, braun oder blond, erhält in einem gewissen Alter einen grauen Ton, — die Haare ergrauen. Der Haarschaft verändert sich, es treten Lücken in ihm auf; diese Lücken werden durch Luftblasen ausgefüllt, wodurch der graue Farbton zu stande kommt. Das Ergrauen tritt manchmal schon in den Dreißigerjahren, manchmal erst in den Fünfzigerjahren meist langsam, zuweilen aber auch ganz plötzlich auf. Ist das entsprechende Alter schon vorhanden, und haben sich die Haare gleichmäßig grau oder gar vollständig weiß gefärbt, dann wirkt ein solcher Kopf meist nicht unschön, ja sogar noch interessant, wenn die Gesichtszüge dabei hell und frisch erscheinen. Dagegen wird das Ergrauen gefürchtet, wenn es in verhältnismäßig jungen Jahren eintritt und wenn es die einzelnen Haarpartien in verschiedenen Graden befällt, so daß dadurch ein unangenehm wirkender Mischton entsteht. Unmäßige Lebensweise, Verringerung der unbedingt nötigen Schlafdauer, sodann auch seelische Erregungen, Kummer, Sorge, Ärger bedingen frühzeitiges Ergrauen, und es ist eine bekannte Tatsache, daß die blonde Königin Maria Antoinette über Nacht grau geworden ist.

Nach einer Photographie von W. Ritter in Berlin-Friedenau.

Abb. 50. Norddeutsches Mädchen mit zarten Körperformen und sanftem Gesichtsausdruck.

Ist das Ergrauen eine Tatsache geworden, dann greifen die Damen zu Haarfärbemitteln. In den letzten Jahrzehnten hat sich auch die Mode eingebürgert, solche Haarfärbungen vorzunehmen, wenn es der Geschmack der Einzelperson oder die Mode der Allgemeinheit verlangt. Insbesondere kommt es häufig vor, daß brünette Damen ihr Haar blond färben lassen, was immerhin noch begreiflich erscheint, aber nicht entschuldbar ist, wenn schönfarbiges Haar aus reiner Laune mit jener bekannten goldgelben Farbe behaftet wird, die man mit Recht als die Dirnenfarbe bezeichnet. Schauspielerinnen und Halbweltdamen haben eine Zeitlang dieses Goldgelb in die Mode gebracht, eine Torheit, die glücklicherweise bereits wieder im Schwinden begriffen ist. Das beste Blondfärbemittel sind zehn- bis dreißigprozentige Lösungen von Wasserstoffsuperoxyd. Schwierig sind die Dunkelfärbungen, zu welchen Schwefel, Wismut und Kupfersalze, namentlich aber die Pyrogallussäure und Silberlösungen verwendet werden. Viel gebraucht wird auch Henna-indica aus Persien, indem man das Hennapulver mit Wasser zu einer Paste verarbeitet und auf das Haar aufträgt. Im Handel kommen natürlich eine

ganze Reihe von Haarfärbemitteln zum Verkauf, vor denen jedoch im allgemeinen gründlich zu warnen ist. Schwere Vergiftungskrankheiten werden oft durch diese Haarfärbungen erzielt.

Übermäßiger Haarwuchs ist für die Damenwelt nur insofern schönheitsstörend, als er an Stellen auftritt, die normalerweise unbehaart erscheinen sollen, also insbesondere in der Form des Frauenbartes. Ein geringer Anflug von Schnurrbart macht junge Damen manchmal ganz interessant, bei starker Ausprägung und im höheren Alter wirkt er entstellend. Umsomehr ist dies der Fall, wenn auch die Seitenteile des Gesichts, in der Gegend des Kinns und des Ohres, einen wenn auch nur spärlichen Haarwuchs zeigen. Vor dem Auszupfen der Haare ist ebenso zu warnen, wie vor dem fleißigen Rasieren. Dies bewirkt nur durch den erhöhten Reiz ein späteres stärkeres Wachstum. Eine vollständige Entfernung des Frauenbartes ist nur durch chemische Mittel oder durch Anwendung der elektrischen Nadel möglich, nötigenfalls durch das sogenannte Stanzverfahren, welches Professor Kromayer in Berlin erfunden hat. Durch feinste zylinderartige Messerchen, die durch einen nach dem Muster der zahnärztlichen Bohrmaschine gebauten Rotationsapparat in Bewegung gesetzt werden, werden die Haare samt der Wurzel ausgeschnitten. Dieses Verfahren ist übrigens auch zur Entfernung von Warzen, kleinen Mälern und großen Linsenflecken in Gebrauch. Auch durch die Röntgenstrahlen wird dauernde Enthaarung erzielt. Eine Reihe auch der Laienwelt bekannt gewordener Prozesse haben gezeigt, daß dieses tatsächlich anfänglich unschuldige Verfahren zuweilen böse Folgen haben kann, indem es wohl gelingt, die Haare zu entfernen, aber gleichzeitig entstellende Narben zurückbleiben. Es darf daher das letztgenannte Verfahren nur von einem spezialistisch wohlausgebildeten Arzte, der mit Vorsicht die Behandlung durchführt, angewendet werden. Das gleiche gilt übrigens auch für die übrigen der vorher erwähnten Enthaarungsmethoden.

Der frühzeitige Haarschwund ist ebenso gefürchtet wie die unliebsame Behaarung, von der wir eben gesprochen haben. Er trifft glücklicherweise die Damenwelt viel seltener als die Herren. Immerhin kommt es jedoch noch häufig vor, daß Frauen im verhältnismäßig jugendlichen Alter über starken Haarausfall sich zu beklagen haben. Die Ursache hierfür liegt häufig in schweren Allgemeinerkrankungen (überstandenem Typhus, Syphilis) oder in vermehrtem Talgfluß, in welch letzterem Fall sich eine Verhütung und Behandlung des Haarausfalles gegen diesen Talgfluß zu richten hat, worüber bereits auf Seite 70 gesprochen wurde.

Eine zweckentsprechende Haarpflege verlangt regelmäßiges Durchkämmen der langen Kopfhaare und Reinigung der Kopfhaut mindestens alle zwei bis drei Wochen. Neigt die Kopfhaut zum Talgfluß, dann muß die Waschung mindestens einmal wöchentlich geschehen. Zu den Waschungen verwendet man am besten Seifenspiritus, womit man die ganze Kopfhaut und die Haare fest einreibt und hierauf mit heißem Wasser abspült, weil durch die Hitze gleichzeitig eine Anregung des Blutumlaufes hervorgerufen wird.

Auch ein weiteres Anhangsgebilde der Haut, die Nägel, müssen entsprechend gepflegt werden. Personen, die viel mit Schmutz zu tun haben und meist nicht die Zeit finden, sich die Nägel wiederholt gründlich zu reinigen, tragen am besten möglichst kurz geschnittene Nägel, wodurch ein Ansammeln von Schmutz unter den freien Nagelgliedern unmöglich erscheint. Damen, die ihre Hände etwas schonen können, dürfen etwas längere Nägel tragen, doch nie länger als zwei bis drei Millimeter über die Fingerkuppe. Längere Nägel wirken entschieden unschön und sind als Geschmacksverirrung zu bezeichnen. Ein schöner Nagel muß eine glatte, spiegelnde, leicht gewölbte und rosig schimmernde Oberfläche haben.

Zur Nagelpflege dient das entsprechende Schneiden der Nägel, regelmäßige Waschungen mit Anwendung von Nagelbürsten und Nägelreinigern, und endlich das Polieren der Nägel, wozu eigene Polsterchen und Stäbchen Verwendung finden. Bekanntlich ist die Hand- und Nagelpflege ein eigener Frauenberuf, die sogenannte Manicure, geworden, der in Großstädten oft einen ganz ansehnlichen Kundenkreis besitzt.

Das beste Mittel zur allgemeinen Hautpflege ist das Wasser. Abgesehen von den täglichen Waschungen ist mindestens einmal wöchentlich ein warmes Vollbad zu empfehlen. Zu den gewöhnlichen Waschungen ist dagegen kaltes Wasser zu verwenden und danach die Haut gründlich trocken zu reiben. Zur Hautabhärtung empfehlen die Ärzte die Anwendung von Luftbädern. Solche Luftbäder werden am besten frühmorgens vorgenommen, wenn man

das Bett verlassen hat, bevor man mit seiner Toilette beginnt. Sie sollen aber nicht länger als einige Minuten dauern. Alle zum Waschen benützten Gegenstände (Waschlappen, Reibhandschuh, Schwamm) müssen peinlich rein gehalten und wiederholt in Wasser ausgekocht werden. Man begegnet manchmal der irrigen Ansicht, als ob die Seife der Schönheit des Teints schaden würde; das ist natürlich falsch, weil gerade die Seife zur gründlichen Reinigung der Haut notwendig ist. Selbstverständlich muß die Seife gut sein; am zweckmäßigsten sind die neutralen und die überfetteten Seifen.

Abb. 51. Variétékünstlerin aus einem Pariser Café chantant.

Ein weiteres Haupterfordernis zur Erhaltung und Pflege der Schönheit sind methodische Muskelübungen und Gymnastik. Jede Art von Sport, wie Turnen, Schwimmen, Fechten, Rudern, wirkt schönheits- und gesundheitsförderlich. Wo diese Sportarten auszuüben nicht möglich sind, sollen wenigstens Zimmerübungen alltäglich zweimal, früh und Abends, vorgenommen werden. Sie bestehen in methodischen Bewegungen aller Gliedmaßen, den Rumpf mit eingeschlossen. Das sogenannte System Müller, welches eine Anleitung für diese Art zweckmäßiger Körpergymnastik gibt, hat weite Verbreitung gefunden.

Auch methodische Atemübungen, tiefes Aus- und Einatmen früh nach dem Aufstehen, auf den Spaziergängen wirken förderlich auf das Wachstum und die Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes und den darin enthaltenen edlen Organen: Lunge und Herz. Namentlich bei Frauen, welche den unteren Teil ihres Brustkorbes in ein Mieder zwängen, geschieht die Atmung hauptsächlich mit den oberen Brustpartien, was selbstverständlich auf die Dauer schädlich ist.

Der Diät ist ein gewisses Augenmerk zu schenken, da es ja bekannt ist, daß eine Menge Nahrungsstoffe, welche zu Gärungsprozessen innerhalb des Magendarmkanals Veranlassung bieten, häufig Hautleiden verschiedener Art, wie auch Allgemeinerkrankungen, welche die gesamte Körperschönheit schädigen, herbeiführen können. Die Großstadtleute genießen meist eine zu

eiweißhaltige Kost, insbesondere zu viel Fleisch und Eier. Eine verständige Einschränkung des Fleischgenusses, eine Einschaltung grüner Gemüse, sowie des rohen und gekochten Obstes verhüten viele Krankheiten und regen gleichzeitig die Darmtätigkeit an. Dies muß, um für eine regelmäßige Entleerung des Darmes Sorge zu tragen, namentlich den Frauen dringend ans Herz gelegt werden, da sie in dieser Hinsicht sehr häufig sündigen. Ist nun trotz Genuß von Früchten, Milch, Butter und Honig die Darmtätigkeit nicht normal, dann frage man den Arzt, der entsprechende Mittel anwenden wird, bevor das Übel zu einem dauernden geworden ist. Überernährung, allzu reichliche Kost bedingen übermäßigen Fettansatz, der selbstverständlich das Ebenmaß und die Schönheit der Gestalt beeinflußt.

Abgesehen von den schon oben genannten gymnastischen Übungen und dem Betreiben verschiedener Sportarten, welche nicht nur muskelstärkend wirken, sondern auch die Fettleibigkeit und die Neigung zu solcher verhüten, sind tägliche Spaziergänge in guter Luft entschieden anzuraten. Es ist traurig, daß oft manche Damen, die der Sorge und Mühe eines Berufes enthoben sind, tagelang auf dem Diwan ruhen oder, wenn sie schon das Haus verlassen, sich meist irgend eines Gefährts bedienen. Zu Spaziergängen muß der Körper methodisch geübt werden, täglich zwei Stunden Spaziergang sind das Mindestmaß für die Erhaltung körperlicher Gesundheit und Schönheit.

Die Schönheit des Weibes ist vergänglich. Die Formen schwinden, die ganze Gestalt bekommt eckige Grenzlinien, die Hände erhalten ein knochiges Aussehen, und in dem Maße, in dem die Kennzeichen der Weiblichkeit verloren gehen, wird das Weibliche, die Geschlechtsdifferenz ist im Alter verwischt. Die Rundung des Gesichtes schwindet, die Backenknochen stehen vor, und statt des „lieblichen Ovals eines holdlächelnden Antlitzes" sehen wir die Grenzen eines Dreieckes, dessen stumpfe Spitze das magere Kinn bildet, und Nase scharf ausspringt. Ganz treffend zeigt uns das A. Penz in seinem Gemälde „Alte Frau" (Abbildung 52).

Abb. 52. Alte Frau. Nach einem Gemälde von A. Penz.

Drittes Kapitel.

Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Weibes.

Von Professor Dr. R. Koßmann in Berlin.

Die Menstruation.

In dem Alter, in welchem wir an dem weiblichen Kinde jene Veränderungen auftreten sehen, die sowohl seine Körperformen, als auch seine seelischen Äußerungen denen des erwachsenen Weibes von Woche zu Woche ähnlicher werden lassen, tritt eines Tages jenes für das junge Mädchen oft überraschende und erschreckende Ereignis ein, das nach der Meinung der ganzen Welt den Abschluß des Kindesalters bezeichnet: eine Blutung aus den Geschlechtsteilen. Sie dauert einige Tage an, das leichte Übelbefinden, das mit ihr verbunden ist, schwindet bald wieder, es folgen einige Wochen völliger Gesundheit; aber nach etwa Monatsfrist wiederholt sich die Erscheinung, um dann bis in die Mitte der vierziger Jahre oder noch darüber hinaus in gleicher Frist regelmäßig wiederzukehren. Der Umstand, daß diese Frist in den meisten Fällen achtundzwanzig bis neunundzwanzig Tage, also ungefähr einen Mondmonat beträgt, hat den wissenschaftlichen Namen „Menstruation" verursacht, der zwar selbst in alten lateinischen Schriften nicht vorkommt, aber sprachlich richtig von den lateinischen Worten „menstruus" und „menstruare", das heißt „monatlich" und „monatliche Reinigung haben", abgeleitet ist. Die beim gesunden Weibe regelmäßige Wiederkehr dieser Erscheinung hat dazu geführt, daß man sie auch als „Periode" oder als „Regel" bezeichnet. Der soeben erwähnte Ausdruck „monatliche Reinigung" knüpft an eine Anschauung der alten Medizin an, nach der diese Blutung hauptsächlich dazu bestimmt sein sollte, der Gesundheit nachteilige Stoffe, die sich in den Körpersäften ansammeln, nach außen zu schaffen.

Hinsichtlich der Herkunft dieses Blutes hat die wissenschaftliche Untersuchung ergeben, daß es aus der Schleimhaut sickert, die den Hohlraum der Gebärmutter auskleidet. Letztere besteht von außen nach innen aus drei Schichten: dem dünnen Bauchfellüberzuge, der mächtigen Muskelschicht und der Schleimhaut. Diese Schleimhaut selbst besteht ihrerseits wieder aus einem lockeren Flechtwerk von Fasern, einem sogenannten Bindegewebe, das reichlich von feinsten Blutäderchen durchzogen ist, und einer dem Hohlraum zugewendeten Schicht von Zellen, die wie kurze Zylinder oder Prismen nebeneinandergestellt sind und nach dem Hohlraum hin einen feinen Faden tragen, der während des Lebens in fortwährendem Hin- und Herschwingen begriffen ist. Diese Schicht nennt man das „flimmernde Zylinderepithel". In der Zeit kurz vor Eintritt der Menstruation sieht man nun, daß diese

Schleimhaut etwas anschwillt, die feinen Blutäderchen darin sich erweitern, daß zunächst die klare Blutflüssigkeit durch deren Wandungen in die Maschen des Fasergeflechts austritt, dann aber auch die kleinen rötlichen Scheiben, die in der Blutflüssigkeit schwimmen und ihr die rote Farbe geben, durch die gedehnten Maschen der Aderwand hindurchschlüpfen und sich in immer größeren Mengen in dem Bindegewebe anhäufen. Vorzugsweise geschieht dies dicht unter dem flimmernden Zylinderepithel, und hier dehnt diese Blutansammlung das umgebende Gewebe allmählich so, daß sie sich schließlich zwischen den einzelnen Zylinderzellen hindurch den Weg nach außen bahnt oder auch wohl geradezu das Zylinderepithel hier und da sprengt. So gelangt das Blut zunächst in die Gebärmutterhöhle und fließt von da durch den Gebärmutterhals in die Scheide und nach außen. Gelegentlich können natürlich bei diesem Vorgange auch kleine Fetzen des Epithels mit losgerissen werden und sich dem Blute beimengen. Läßt dann der Blutandrang zur Gebärmutter nach, ziehen sich die Äderchen im Bindegewebe wieder zusammen, so hört die Blutung auf, die etwa zum Teil abgehobenen Epithelschichten legen sich wieder fest an ihre Unterlage an, verwachsen mit ihr, kleine Defekte schließen sich durch Vermehrung der benachbarten Zylinderzellen, und so wird in kurzem der normale Zustand wiederhergestellt.

Wie kommt es nun, daß in solchen regelmäßigen Fristen eine derartige, scheinbar krankhafte Veränderung an den Geweben der Gebärmutter vor sich geht?

Wenn man die gesamte Lebenstätigkeit des Weibes in jenem Alter, in welchem es überhaupt menstruiert, beobachtet, so stellt sich heraus, daß keineswegs nur dieser Blutverlust in achtundzwanzigtägiger Wiederkehr auftritt, sondern daß auch eine ganze Anzahl anderer Lebensvorgänge eine, wie man es wohl genannt hat, „Wellenbewegung" durchmachen, in der die Welle eine ungefähr achtundzwanzigtägige Dauer hat. Der Puls, der Blutdruck, die Körpertemperatur, die Reflexerregbarkeit, die Muskelkraft, die Fassungskraft der Lungen u. s. w. steigern sich innerhalb dieser Periode zuerst langsam und fallen dann plötzlich ab, um allmählich wieder zur Norm zurückzukehren. Der höchste Punkt der Linie, durch die man diese Wellenbewegung ausdrücken kann, liegt durchschnittlich zwei bis drei Tage vor Eintritt der Menstrualblutung, der tiefste Punkt etwas jenseits der Mitte des Zeitraumes zwischen zwei Menstruationen.

Es hat sich nun aber auch mit größter Wahrscheinlichkeit gezeigt, daß in einem solchen achtundzwanzigtägigen Zwischenraum je ein oder mehrere Graafsche Follikel im Eierstock platzen. Das menschliche Ei bildet sich in einem zunächst soliden, kugeligen Zellballen, in welchem allmählich ein mit klarer Flüssigkeit gefüllter Hohlraum entsteht. Während das Ei selbst heranwächst, wird dieser Flüssigkeitsraum immer größer und größer, dringt bis nahe an die Oberfläche des Eierstockes vor; seine Wand verdünnt sich allmählich, und es schließen sich infolge des wachsenden Druckes die feinen Äderchen, welche die Ernährung der Wandung vermitteln, ganz besonders an der oberflächlichsten

Stelle der Blase; hier stirbt das Gewebe ab, und schließlich muß dieses Bläschen, das man den Graafschen Follikel nennt, bersten, wobei dann der plötzlich hinausschießende Flüssigkeitsstrom das kleine Ei mit sich schwemmt. Es kann kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß dem allmählichen Ansteigen der Wellenlinie, von der wir sprachen, der durch das Heranwachsen des Follikels sich allmählich steigernde Druck im Eierstocke, dem plötzlichen Abfall der Wellenlinie der Augenblick der plötzlichen Druckverminderung im Eierstock durch das Platzen des Follikels entspricht. Es ist auch sehr natürlich, daß die Drucksteigerung im Eierstock infolge des Wachsens eines Follikels zugleich die Ernährung der übrigen Follikel zum Stillstand bringt, so daß erst wieder nach dem Platzen eines Follikels ein anderer heranzuwachsen beginnt. Da ferner der Eierstock selbst durch Vermittlung seiner Nerven mit dem gesamten Nervensystem des Körpers, ganz besonders aber mit jenen Nervenknoten zusammenhängt, von denen aus die Blutversorgung des Unterleibs reguliert wird, so kann man wenigstens im allgemeinen wohl verstehen, wie von der periodischen Änderung des Druckes im Eierstock auch die regelmäßige Wiederkehr aller jener übrigen Lebenstätigkeiten beim Weibe abhängt.

Die augenfälligsten Veränderungen, die ungefähr gleichzeitig mit dem Eintritt der ersten Menstruation bei dem jungen Weibe zu bemerken sind, bestehen in dem schnellen und starken Hervorsprießen einer Behaarung in der Umgebung der Geschlechtsöffnung und in den Achselgruben, in einer beträchtlichen Zunahme des Fettpolsters, ganz besonders in der Umgebung der Brustdrüsen, wodurch eine starke Wölbung der Brüste bewirkt wird, und in einer Vergrößerung der unter diesem Polster liegenden Drüsen selbst. Gleichzeitig beginnt der knöcherne Beckenring sich zu verbreitern und sich der normalen Form zu nähern, die in dem Kapitel vom Körperbau des Weibes auf Seite 29 ff. genauer geschildert ist. Nicht selten bemerkt man auch seelische Veränderungen ziemlich auffälliger Art. Aus dem unbefangenen lebhaften Kinde wird oft ziemlich plötzlich ein weicheres, empfindsameres, schüchternes, zu zärtlicher Hingabe an die ihm sympathischen Familienangehörigen und Bekannten geneigtes Wesen. Inwieweit dabei freilich rein individuelle Gründe oder der suggestive Einfluß der Umgebung und das Bewußtsein der Mannbarkeit einwirken, dürfte schwer zu entscheiden sein.

Sehr beträchtliche Unterschiede bestehen hinsichtlich des Alters, in dem diese Veränderungen an dem jungen Weibe auftreten. In Mitteleuropa kann man als diejenige Zeit, in der bei weitaus den meisten jungen Mädchen die Menstruation zum ersten Male in die Erscheinung tritt, das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Lebensjahres bezeichnen. Indessen kommen hier nicht unbeträchtliche Abweichungen vor. Es gibt auch in diesen Ländern nicht wenig junge Mädchen, bei denen schon im dreizehnten, ja selbst im zwölften Lebensjahre die Menstruation auftritt, während anderseits — allerdings vielleicht nicht ohne Mitwirken von Krankheitszuständen, insbesondere der Bleichsucht — Fälle von beträchtlicher Verspätung, selbst bis in die Zwanzigerjahre hinein, recht häufig sind.

Es kommt auch nicht ganz selten vor, daß schon bei sehr jungen Kindern gelegentlich eine Blutung aus den Geschlechtsteilen erfolgt, die man dann als Menstruation anzusehen geneigt ist. Jedoch nur wenn diese sich in vierwöchentlichen Fristen wiederholt, ist eine solche Deutung berechtigt, und in solchen Fällen finden wir dann fast ausnahmslos auch andere Anzeichen körperlicher Frühreife. In der wissenschaftlichen Literatur verfügen wir bis jetzt über einige fünfzig Beispiele solcher vorzeitigen Menstruation, worunter sogar einige sind, bei denen die Menstruation schon in den allerersten Lebensmonaten begonnen hat. Wir heben ein paar charakteristische Fälle hervor. In dem von Derweer beschriebenen Falle begann die Menstruation im vierten Lebensmonat, das Kind wog aber mit zweieinhalb Jahren schon gegen fünfzig Pfund und sah wie ein elfjähriges Mädchen aus. In dem Fall von Montgomery begann die Menstruation im ersten Jahr, das Mädchen gebar bereits im zehnten Jahre. In dem Falle von Ramon de la Sagra begann die Menstruation Ende des ersten Jahres, das Kind besaß schon bei der Geburt entwickelte Brüste und Schamhaare. Das gleiche trifft für den Fall v. Haller zu, wo die Menstruation mit zwei Jahren erfolgte und das Kind im neunten Jahre schwanger wurde. Bernays hat die Abbildung eines Mädchens (Anna Strobel) gegeben, die im Alter von sechzehn Monaten zum ersten Male menstruierte und mit vierdreiviertel Jahren vollständig entwickelte Brüste hatte (Abb. 53). In dem Fall von Cortejanera begann die Menstruation mit sieben Monaten; als das Kind achtundzwanzig Monate alt war, hatte es Brüste wie eine Siebzehnjährige mit vorstehenden Warzen, lange Schamhaare und vollständig entwickelte äußere Geschlechtsteile, während seine seelischen Eigenschaften dem Alter entsprachen. Sehr häufig sind mit diesen Abnormitäten auch sonstige krankhafte Erscheinungen verbunden, so daß nicht selten frühzeitiger Tod eintritt. Am häufigsten finden wir Rhachitis (englische Krankheit), sodann Wasserkopf, und wo Sektion des Kindes stattgefunden hat, häufig eine Erkrankung der Eierstöcke angemerkt. Es gibt aber auch Fälle, in denen bei guter Gesundheit die vorzeitig begonnene Menstruation bis in das gewöhnliche Alter, ja selbst bis zum zweiundfünfzigsten Lebensjahre, fortgedauert hat.

Nach „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. VIII, 1876.

Abb. 53. Anna Strobel, frühreifes Mädchen im Alter von vier Jahren und neun Monaten.

Eine andere erwähnenswerte Abnormität der Menstruation ist die sogenannte vikarierende Menstruation, die darin besteht, daß die Blutung in periodischem Typus, aber nicht aus den Geschlechtsteilen, sondern aus anderen

Körperteilen, erfolgt. Verwechseln darf man mit dieser Erscheinung natürlich nicht zufällige Blutverluste, in deren Folge die Menstruation ausbleiben kann, wenn sie sehr beträchtlich gewesen sind. Die wirkliche vikarierende Menstruation erfolgt vorzugsweise in der Form von Nasenbluten oder von Hämorrhoidalblutungen. Zuweilen tritt sie an wunden Hautstellen, zum Beispiel an Krampfadergeschwüren auf, auch eine solche aus den Lippen hat man beobachtet. Bei der letzteren muß man daran denken, daß bei manchen Frauen zur Zeit der Menstruation ein Bläschenausschlag an den Lippen aufzutreten pflegt, der sich aus einer nervösen Lähmung der feinsten Blutgefäße je- ner Gegend erklärt. Diese Bläschen haben eine Neigung zum Platzen und gewähren so die Möglichkeit für einen größeren Blutverlust an dieser Stelle.

Abb. 54. Holzpuppe eines Mädchens der Nutka-Indianer (Westvancouver) in der Tracht, die es beim Eintreten der ersten Menstruation anlegt (Zederbastdecke und Zederbastpolster ins Haar geflochten).

Im allgemeinen kann man beobachten, daß in kälteren Klimaten die Regel meist später, in wärmeren meist früher eintritt. So scheint sie in Norwegen meist erst im sechzehnten, in Lappland meist erst im achtzehnten Jahre aufzutreten, während man in Indien das zwölfte Jahr, im tropischen Afrika selbst das zehnte und elfte als dasjenige bezeichnet, in welchem die erste Menstruation bei den meisten Mädchen erleben. Es zeigt sich nun aber ferner auch, daß die Rasse einen gewissen Einfluß aus- übt, und zwar ist es nicht unwahrscheinlich, daß die aus heißeren Klimaten eingewanderten Rassen auch noch unter kälteren Himmelsstrichen lange Zeit eine Neigung zu früherem Eintritt der Menstruation behalten, während umgekehrt die in den kälteren Klimaten einheimischen Rassen auch in heißen Ländern etwas später menstruieren. In unserer Heimat zeigt sich das vornehmlich bei der jüdischen Rasse, deren Mädchen im ganzen etwas früher menstruieren als Germaninnen. Auch die mit romanischen Elementen stark durchsetzte Bevölkerung Frankreichs menstruiert im ganzen etwas früher als die in gleichen klimatischen Verhältnissen lebende Deutschlands. Immerhin lassen sich alle diese Beobachtungen schwer in wissenschaftlich unwiderleglicher Weise durch die Statistik feststellen, weil die Zahl der Ausnahmen eine außerordentlich große ist. Dies kommt nicht nur daher, daß erschöpfende Kinderkrankheiten und angeborene Schwächezustände eine Verzögerung des Eintritts der Menstruation herbeiführen, sondern vor allem auch daher, daß unzweifelhaft die Lebensweise einen sehr wichtigen Einfluß ausübt. Es ist ohne weiteres verständlich,

daß, wenn das wärmere Klima einen früheren Eintritt der Menstruation bedingt, auch der dauernde Aufenthalt des heranwachsenden weiblichen Kindes in wohldurchwärmten Wohnungen und die Gewohnheit, sich auch durch die Kleidung gegen den Einfluß der Kälte zu schützen, einen früheren Eintritt der Menstruation zur Folge haben muß. Dazu kommt dann aber noch die reichlichere Ernährung und die geringere körperliche Arbeit, die bei den wohlhabenderen Klassen und in den im Wohlstande lebenden Nationen ein früheres Eintreten der Regel begünstigen, während knappe Ernährung und erschöpfende Arbeit verzögernd wirken. Demgemäß können wir im allgemeinen feststellen, daß die Mädchen unserer städtischen Bevölkerung durchgängig früher menstruieren als die der Landbevölkerung.

Abb. 55 und 56. Haarschmuck, aus Zederbast, Muscheln und Perlen, von jungen Mädchen der Nutka-Indianer (Westvancouver) bei der ersten Menstruation angelegt und vier Monate lang getragen.

Während die prüdere Sitte unserer modernen Kulturnationen alles, was mit der Menstruation zusammenhängt, möglichst zu verbergen sucht und demnach auch ihren ersten Eintritt der Wahrnehmung selbst der nächsten Familienangehörigen entzieht, geben die Naturvölker und die auf etwas tieferer Kulturstufe stehenden Nationen der großen Bedeutung, die diese Epoche für das Weib hat, ganz unbefangen Ausdruck. Einerseits geschieht das durch Festlichkeiten, die zu Ehren dieses Ereignisses begangen werden. Von solchen Gebräuchen wird aus Java und aus Siam berichtet; in letzterem Lande sind die Festlichkeiten selbst bei Personen der höheren Stände üblich und, wenn es sich um königliche Prinzessinnen handelt, besonders großartig. Sie beschränken sich auch nicht etwa auf die Familie, sondern werden mit öffentlichen Aufzügen begangen.

Aus Afrika, und zwar aus den verschiedensten Gegenden des Weltteiles, berichten die zuverlässigsten Forscher, wie Wißmann, Baumann und andere, über derartige Feste. Auch in Deutsch-Südwestafrika sind sie üblich. Die Indianer Nord- und Südamerikas scheinen diesen Gebrauch ausnahmslos heilig zu halten; wir besitzen Berichte in dieser Hinsicht sowohl aus Patagonien und Peru, wie aus Kalifornien und aus Kanada. In Mexiko läßt sich verfolgen, wie aus einem ursprünglich

ebenfalls öffentlichen Fest allmählich unter dem Einfluß der Verfeinerung der Sitten ein durchaus internes Familienfest geworden ist. Aus derselben Anschauung heraus wie diese Festfeier erklärt es sich auch, daß der zum ersten Male menstruierenden Jungfrau bei sehr vielen Völkern Schmuck- und Feierkleidung verliehen wird. Bei den auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkern ist es die Tätowierung, die um diese Zeit vorgenommen wird. Aber auch allerlei Kopfschmuck und besondere Kleidung werden bei dieser Gelegenheit zum ersten Male angelegt, wie die hier eingeschalteten Abbildungen 54—64 nach Gegenständen im Berliner Museum für Völkerkunde zeigen.

Abb. 57.
Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

Demgegenüber steht der durchaus nicht selten auftretende Gebrauch der Mißhandlung der zum ersten Male menstruierenden Jungfrau. Höchst wahrscheinlich erklärt er sich daraus, daß man in der ersten Menstruation nur eines der Kennzeichen des Eintritts der Mannbarkeit erblickte und das junge Mädchen noch besonderen Prüfungen unterwerfen zu müssen glaubte, um sie für zweifellos mannbar erklären zu können. In manchen Ländern, insbesondere Afrikas, wird demnach das junge Mädchen um diese Zeit von einer älteren Matrone, meist unter völligem Abschluß von ihrer bisherigen Umgebung, in allen Pflichten der Hausfrau unterrichtet, und zwar insbesondere auch im Hinblick auf die Leistung der anstrengendsten Dienste und auf das Aushalten größter körperlicher Beschwerden. Man läßt sie Lasten bis zur Grenze ihrer Körperkräfte schleppen, überhitzte Geräte anfassen, um die Haut der Hände abzuhärten, und man gewöhnt sie an das Ertragen von Rutenstreichen und anderen Mißhandlungen. So erklärt es sich wohl, daß bei anderen Völkerschaften das erzieherische Moment dieses Unterrichts ganz in den Hintergrund ge-

Abb. 58.
Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

Abb. 59.
Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

treten ist und gewisse Mißhandlungen einen rein zeremoniellen Charakter angenommen haben.

Etwas anders erklärt sich die bei vielen Völkern übliche Absperrung des zum ersten Male menstruierenden Mädchens. Diese verdankt ihren Ursprung wohl der schon vorhin angedeuteten Vorstellung von der besonderen Unreinheit des Menstrualblutes und wiederholt sich bei nicht wenigen Volksstämmen auch später bei allen übrigen Menstruationen. Wo sie ausschließlich bei der ersten geübt wird, ist das wohl daraus zu erklären, daß die Lebensverhältnisse des betreffenden Volkes die Aufrechterhaltung des Brauches für alle späteren Menstruationen unmöglich oder wenigstens sehr unvorteilhaft erscheinen ließen.

Diese Vorstellung von der Unreinheit des Menstrualblutes scheint schon lange vor historischen Zeiten im Orient entstanden zu sein. Sie ist von dort in die griechische Medizin in gemäßigter Form eingedrungen. Als aber das römische Reich, zur Weltmacht geworden, seine Herrschaft wieder weit über die orientalischen Länder ausbreitete, drang von dort der wüsteste Aberglaube auch in die wissenschaftliche Medizin ein, und so finden wir denn schon bei dem in der Blütezeit des römischen Kaiserreiches lebenden Naturforscher Plinius eine Aufzählung aller jener Vorstellungen von der fürchterlichen Giftigkeit des Menstrualblutes. Die bloße Anwesenheit oder wenigstens der Atemhauch einer menstruierenden Frau sollte danach Spiegel blind machen, Messer zum Verrosten bringen, Saatgetreide unfruchtbar, Hunde, die das Blut lecken, toll machen und dergleichen Wunderdinge verrichten. Bis in das siebzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat sich in Lehrbüchern hervorragender abendländischer Gelehrter diese Vorstellung erhalten, und sie besteht noch heute in Italien. Aber

Abb. 60. Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

ganz ähnliche Befürchtungen finden sich auch sonst bei den verschiedensten anderen Völkern, und zwar auch bei jenen, die durch die alte klassische Medizin unmöglich beeinflußt sein können. So nimmt man in Uganda an, daß ein Mann, dessen Waffen von einer menstruierenden Frau berührt worden sind, im nächsten Kampfe getötet werden würde. Bei den Eskimo an der Beringstraße soll schon die Atmosphäre einer menstruierenden Frau dem Mann, der in sie gerät, die Jagderfolge verderben. Bei den Malaien bringt es vermeintlich Unglück im Kriege, wenn man zufällig auf Menstrualblut tritt. Derartige Beispiele ließen sich noch viele von fremden Völkern beibringen;

Abb. 61.

Abb. 62.

Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56.)

aber selbst in unserem Vaterlande hat sich der Aberglaube noch vielfach erhalten. So wird am Rhein noch heute streng darauf gehalten, daß während der Gärung des Weins kein weibliches Wesen den Keller betrete, denn wenn sie menstruierte, würde die Gärung einen ungünstigen Verlauf nehmen. Dasselbe gilt für die Brauereien noch heute in Sachsen-Meiningen. Auch das Einmachen von Früchten wird aus dem gleichen Grunde seitens menstruierender Frauen vermieden. In Schlesien soll die menstruierende Frau nichts pflanzen und keine Pflanzen und Gewächse berühren, da diese sonst eingehen. Daß das Menstrualblut innerlich genommen ein starkes Gift sei, glaubt man fast allgemein und nimmt an, daß es nicht selten zum Gattenmord verwendet wurde. Anderseits ist es in geringen Mengen genommen, insbesondere aber äußerlich an-

gewendet, auch ein beliebtes Volksheilmittel, wie es denn zum Beispiel in Steiermark Warzen vertreiben, in Franken die ausgebliebene Regel wieder herbeiführen, Muttermäler, Rose, Furunkel, Epilepsie heilen soll.

Auch seitens der Religion ist diesen Anschauungen Vorschub geleistet worden. Bei den Chew'suren müssen sich die Frauen während der Menstruation in besonders hierzu erbauten, abseits der Ortschaften gelegenen Hütten aufhalten (Abb. 65). Das mosaische Gesetz behandelt die menstruierende Frau ebenfalls als durchaus unrein und läßt sie zum Verkehr mit der Familie, insbesondere zur Beteiligung an den häuslichen Mahlzeiten, erst zu, wenn sie nach Beendigung der Blutung ein Bad genommen hat, bei dem auch nicht ein Haar ihres Körpers unbenetzt bleiben darf. In manchen mitteldeutschen Städten, besonders in Speier und Friedberg i. H., sind uns noch aus dem Mittelalter jüdische Badehäuser erhalten, die nur den Zweck hatten, dieser Vorschrift der jüdischen Religion Genüge zu leisten. Der Mann, der mit einer Menstruierenden geschlechtlichen Verkehr hatte, war nach dem mosaischen Gesetz samt seiner Genossin des Todes würdig. Vielleicht glaubte man auch damals schon, wie es sich später in gewissen medizinischen Schriften ausspricht, daß dieses Vergehen zur Entstehung und Verbreitung jener Krankheit führe, die im Altertum und im Mittelalter eine der fürchterlichsten Geißeln der Menschheit war, nämlich des Aussatzes. Bei den heutigen Kulturvölkern findet sich noch zum Teil die Meinung, daß durch Beischlaf mit einer Menstruierenden Tripper entstehe; ganz allgemein aber verwirft man den Geschlechtsverkehr mit der Menstruierenden als unsauber und naturwidrig. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob selbst diese Anschauung richtig und nicht vielmehr sogar eine verkehrte ist, da bei den Tieren, soweit ein der Menstruation vergleichbarer Zustand überhaupt auftritt, der geschlechtliche Verkehr gerade

Abb. 63. Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

Abb. 64. Haarschmuck, aus Anlaß der ersten Menstruation getragen (wie bei Abb. 55 und 56).

nur während dieses Zustandes, allerdings gegen Ende desselben, ausgeübt wird, und da der Instinkt auch bei dem Menschen insofern auf eine solche Betätigung hinzuweisen scheint, als zweifellos beim Weibe der Geschlechtstrieb sich gegen Ende der Menstruation besonders lebhaft bemerkbar macht.

Die ältere wissenschaftliche Medizin hat wohl in dem Bestreben, sich mit den für sie unumstößlichen religiösen Anschauungen ins Einvernehmen zu setzen, einen Beweis für die Giftigkeit des Menstrualblutes darin zu finden gesucht, daß das Ausbleiben der Blutung zur angegebenen Zeit, wenn es nicht etwa Folge der Schwangerschaft ist, mit beträchtlichen Krankheitserscheinungen

Nach „Radde, Die Chew'suren und ihr Land".

Abb. 65. Menstruierende Chew'surenfrauen vor der Menstruationshütte.

verbunden ist. Anstatt die Krankheit als die Ursache und das Ausbleiben der Blutung als die Folge anzusehen, kehrte man dies um und führte die Krankheitserscheinungen auf die Zurückhaltung der giftigen Bestandteile des Menstrualblutes zurück. Bei der Unzugänglichkeit der in Betracht kommenden Teile für Medikamente kam man schon sehr früh darauf, derartige Blutstockungen durch Räucherungen mit den verschiedensten Stoffen zu behandeln. Noch vor wenig Jahrhunderten bediente sich die wissenschaftliche Medizin für diese Räucherungen besonderer Geräte. Abbildung 66 zeigt ein solches Räucherungsgefäß in edler Renaissanceform, wie es in den Werken des großen französischen Chirurgen Ambroise Paré dargestellt ist.

Außer diesen und ähnlichen von der wissenschaftlichen Medizin angewandten Mitteln haben sich bis auf den heutigen Tag in der Volksmedizin zahllose Medikamente und abergläubische Maßregeln als Mittel gegen das Ausbleiben der regelmäßigen Menstruation, gegen die sogenannte Blutstockung, erhalten, Mittel und Maßregeln, die sämtlich zu verwerfen sind, weil sie sich gegen eine verhältnismäßig harmlose Erscheinung und nicht gegen eine Krank-

heitsursache richten. Wo eine ernstere Krankheit wirklich besteht, ist sogar das Ausbleiben des Blutverlustes, der in solchen Fällen den Kräftezustand noch herabsetzen würde, eher nützlich als schädlich und kann höchstens die Aufmerksamkeit der Kranken auf ihren Gesundheitszustand lenken und sie veranlassen, ärztlichen Rat zu suchen. In sehr vielen Fällen ist natürlich das Ausbleiben der Menstruation nur eine Begleiterscheinung der Schwangerschaft, und in diesem Falle könnte die Herbeiführung einer Blutung nur zu dem vorzeitigen Abgange der Frucht führen, der oft genug nur unvollständig erfolgt und schwere Gefahren und dauernde Schädigungen mit sich bringt. Es gibt aber auch, wenngleich ziemlich selten, Fälle von völligem Ausbleiben der Menstruation während des ganzen Lebens, ohne daß damit irgendwelche Leiden verbunden sind, und zwar nicht nur bei Unfruchtbarkeit des Weibes, sondern es können auch Personen, ohne jemals menstruiert zu haben, schwanger werden und normal gebären.

In unserem Klima pflegt die Menstruation in den vierziger Lebensjahren zunächst unregelmäßiger zu werden und dann endlich ganz aufzuhören. In seltenen Fällen tritt auch das Aufhören ganz plötzlich und vollständig ohne jede vorherige Unregelmäßigkeit der Periode ein. Da sich bei nicht wenigen Individuen mit dem Aufhören der Menstruation auch merkbare Veränderungen in dem körperlichen Befinden und Aussehen zeigen, die dem Weibe den mehr matronenartigen Charakter geben, so hat man bei uns die Zeit, in der dies vor sich geht, als *Wechseljahre* bezeichnet. Häufig hört man auch die wissenschaftlichen Namen „Klimakterium" oder „Menopause" gebrauchen, die von griechischen Worten abgeleitet, aber nicht korrekt sind. Die griechische Medizin glaubte, daß der Ablauf des Lebens sich nicht ganz gleichmäßig und allmählich vollzöge, sondern gewissermaßen in Stufen von je sieben Jahren, so daß das siebente, vierzehnte Jahr u. s. w. besonders starke Veränderungen und demnach auch größere Gefahren für die Gesundheit des Menschen mit sich brächte. Am gefährlichsten von diesen klimakterischen oder Stufenjahren (Klimax heißt im Griechischen die Leiter oder Treppe) erschien den Griechen nun wiederum das siebente, das also dem neunundvierzigsten Lebensjahre entspricht. Der Name Menopause oder Menopausie bezeichnet nur das Aufhören eigentlich des Mondes, in diesem Zusammenhange der monatlichen Blutung.

Wie wir gesehen haben, daß der erste Eintritt der Menstruation in hohem Maße von Klima, Rasse und Lebensumständen abhängig ist, so gilt das auch für das Aufhören. Besonders allerdings scheinen hier die Lebensumstände einen großen Einfluß zu haben. Auf der *Balkanhalbinsel* hört die Regel nach den vorhandenen Angaben vielfach schon im dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre auf, während *bei uns* und in den *nordeuropäischen Ländern* das fünfundvierzigste bis siebenundvierzigste Lebensjahr gewöhnlich erst das Aufhören der Regel mit sich bringt. In *Italien* hört die Regel in den südlichen Landesteilen später auf als in den nördlichen. Es gibt aber auch bei uns sehr beträchtliche Verschiedenheiten. Man findet nicht selten auch in Deutschland Frauen, bei denen die Menstruation in der Mitte der Dreißigerjahre aufhört, ohne daß

der Gesundheitszustand ein abnormer wäre, während anderseits bei einem ziemlich großen Prozentsatz von Frauen die Menstruation bis in den Anfang der Fünfzigerjahre dauert, so daß z. B. in Berlin fast in jedem Jahre eine Anzahl von Frauen noch nach dem fünfzigsten Lebensjahre Kinder zur Welt bringen.

Fast immer ist das Aufhören der Menstruation von gewissen Störungen des Wohlbefindens begleitet. Ganz gewöhnlich sind Schwankungen des Blutdruckes, überhaupt Störungen in der Regulierung der Blutzufuhr durch die Nerven. Die Frau empfindet es besonders unangenehm, daß ihr häufig ohne jede äußere Veranlassung das Blut ins Gesicht schießt, selbst leichter Schwindel auftritt oder heftige Schweißausbrüche erfolgen. Auch Kopfschmerzen und Verdauungsstörungen sind in dieser Zeit nicht ungewöhnlich. Selten dauern die Störungen länger als ein bis zwei Jahre.

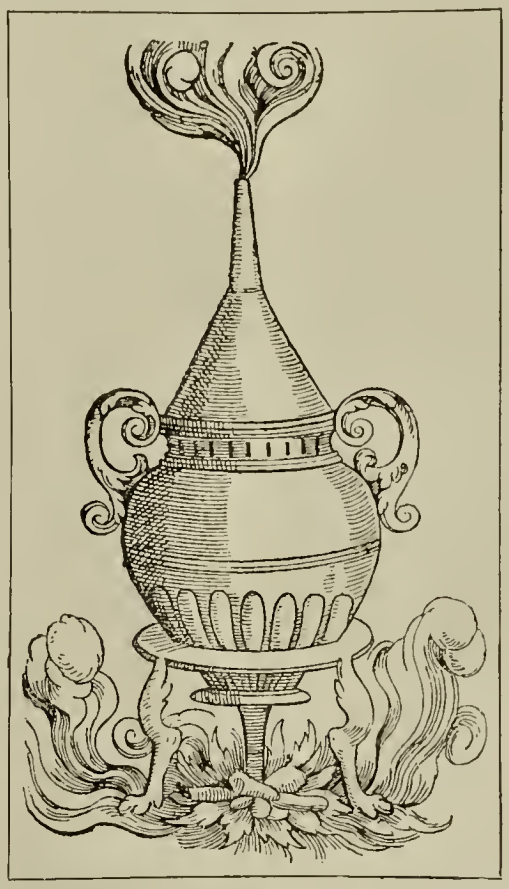


Abb. 66. Räuchergefäß für den Unterleib nach Ambroise Paré.

Die Schwangerschaft.

In dem einleitenden Kapitel dieses Werkes, das von der Sonderung der Geschlechter handelt, ist geschildert und durch Abbildungen erläutert worden, in welcher Weise die Keimzelle des Weibes durch Eindringen einer männlichen Keimzelle zu einem entwicklungsfähigen Ei vervollständigt wird (vgl. 1. Teil dieses Bandes, S. 4 ff.). Es ist auch schon an jener Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, daß bei dem Menschen wie bei den höheren Tieren diese Vereinigung der beiden Keimzellen, die sogenannte Befruchtung, innerhalb des weiblichen Körpers vor sich geht. Im zweiten Kapitel des ersten Teiles dieses Bandes (S. 56 ff.), das von der Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Mannes handelt, ist auch das Erforderliche darüber gesagt worden, in welcher Weise die Übertragung der männlichen Keimzellen in den weiblichen Körper erfolgt. Zu der Zeit, wo die Befruchtung vor sich geht, ist das Ei bereits aus einem mit Flüssigkeit gefüllten, bläschenartigen Abschnitte des Eierstocks, dem sogenannten Graafschen Follikel, durch dessen Platzen in die Bauchhöhle gelangt und liegt gewöhnlich auf der Schleimhaut der sogenannten Muttertrompete. Es ist dies jener Teil des Eileiters, der sich in seiner Form dem Schalltrichter eines Blechblaseinstrumentes vergleichen läßt, nur daß die Ränder stark ausgezackt erscheinen. Höchst wahr-

scheinlich sind es die wellenförmig von außen nach innen fortschreitenden Zusammenziehungen des Eileiters, die bei und unmittelbar nach dem Zeugungsakt die Masse der in Schleim gehüllten männlichen Keimzellen durch die Gebärmutter und den Eileiter hindurch bis in diese Muttertrompete befördern. Nachdem nun hier eines der männlichen Keimkörperchen in das Ei, dem es begegnete, eingedrungen ist, beginnt dieses seine Wanderung durch den Eileiter hinab bis in die Gebärmutter. Die Dauer dieser Wanderung läßt sich beim Menschen nicht durch unmittelbare Beobachtung feststellen, aber verschiedene Umstände gestatten die Schlußfolgerung, daß sie ungefähr zehn Tage währt. Den Zustand des Weibes schon während dieses Zeitraumes kann man wohl als Schwangerschaft bezeichnen, wenngleich das Ei währenddessen in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Mutter steht. Nachdem es aber einmal in die Gebärmutter gelangt ist, heftet es sich dort in einer Weise an, die ihm ermöglicht, mit dem mütterlichen Körper in einen lebhaften Austausch von Nahrungsstoffen und deren Zerfallsprodukten, sowie auch von jenen Gasen, die bei dem Lebensprozesse aufgenommen und ausgeschieden werden, zu treten. Man kann wohl sagen, daß mit dieser Festheftung des Eies, die das junge menschliche Wesen zu einem Schmarotzer an dem mütterlichen Körper macht, erst die Schwangerschaft im eigentlichsten Sinne des Wortes beginnt.

Über die Art, wie diese Anheftung zu stande kommt, sind die Forscher noch nicht ganz einig. Viele stellen sich vor, daß das Ei durch die oberflächlicheren Schichten der Gebärmutterschleimhaut in diese eindringe und daß sich die Ränder der Öffnung, durch die es eingedrungen ist, durch eine Art Vernarbungsprozeß über ihm wieder schließen. Es ist bisher nicht gelungen, dies an dem Menschen selbst zu beobachten, da wir ja natürlich immer nur Leichen für diesen Zweck untersuchen können, und da das menschliche Ei so überaus klein ist, daß es im Augenblick des Eindringens in die Schleimhaut kaum gefunden werden könnte. Bei dem Kaninchen, dessen Mutterkuchenbildung der menschlichen überaus nahe steht, wo ferner das Ei zur Zeit der Anheftung viel größer als das menschliche ist, und wo wir die Möglichkeit haben, das Muttertier gerade so viel Stunden nach der Begattung zu töten, als für unsere Untersuchungszwecke dienlich erscheint, ist der Vorgang genau beobachtet und hat sich als ein anderer erwiesen. Hier findet zunächst eine Verklebung der Oberfläche des befruchteten Eies mit der der Gebärmutterschleimhaut statt, und es wächst nunmehr die Oberfläche beider Wesen in der Weise, daß sie sich in vielfache Falten legt, die sich ineinander verzinken, wie etwa die Finger bei gefalteten Händen. Bei einigen dem Kaninchen nahestehenden Nagetieren, wo das Ei nicht so groß ist, daß es die gegenüberliegende Wand der Gebärmutter berührt, bildet sich eine besondere Abkapselung des Raumes, in dem das Ei liegt, dadurch, daß die Schleimhaut der Gebärmutter sich von den Seiten her über dem Ei zusammenlegt und hier verklebt und verwächst. Auch bei dem Menschen entsteht, wahrscheinlich doch in ähnlicher Weise, ein solcher Abschluß, der das Ei von dem übrigen Hohlraum der Gebär-

mutter abscheidet. Wenn dann freilich das Ei im Laufe der Schwangerschaft erheblich herangewachsen ist, füllt es auch mit dieser seiner besonderen Umkapselung den Hohlraum der Gebärmutter so vollständig aus, daß sich diese Kapsel wieder fest an die Gebärmutterwand anlegt.

Dem Austausch von Gasen und Nahrungsmitteln zwischen Mutter und Kind dient nun eine besondere Entwicklung der Blutgefäße bei beiden Wesen. Die schon erwähnten Falten der Eihäute, des sogenannten Chorion, wachsen beim Menschen zu baum- oder strauchartigen Anhängen, den Chorionzotten, aus, und in diese dringen Verästelungen der Blutgefäße des Fötus, die bis in ihre feinsten Spitzen hinein einen lebhaften Blutumlauf unterhalten. In den Falten der mütterlichen Schleimhaut aber erweitern sich die feineren Verzweigungen der Blutadern zu größeren, blutgefüllten Hohlräumen, in die jene Chorionzotten gleichsam einzutauchen scheinen, so daß nur eine sehr dünne Schicht mütterlichen und kindlichen Zellgewebes die kindlichen Blutadern von den mütterlichen Bluträumen trennt. Durch diese Anordnung wird es ermöglicht, daß alle solche Stoffe, die in der Blutflüssigkeit überhaupt löslich sind, durch diese überaus zarten, durchfeuchteten Scheidewände aus dem mütterlichen Blut in das kindliche und umgekehrt übergehen können. Das gilt also zunächst von dem Sauerstoff, den die Mutter durch ihre Atmung aufnimmt und dem Fötus demnach mitteilt, und es gilt in gleicher Weise für die Kohlensäure, die in dem Fötus durch dessen Lebensvorgänge, insbesondere durch die Verbindung des Sauerstoffes mit dem Kohlenstoff des kindlichen Körpers, entsteht. Es muß danach der Gehalt des Blutes an diesen beiden Gasen in dem kindlichen Körper immer ungefähr der gleiche sein, wie in dem Blute der Mutter. Solange diese atmet und dafür sorgt, daß ihr eigenes Blut Sauerstoff zur Genüge aufnimmt und die Kohlensäuremengen, die ihr schädlich sein würden, ausscheidet, so lange bleibt auch der Gasgehalt des kindlichen Blutes der richtige, ohne daß die Leibesfrucht im stande wäre, selbst Atembewegungen auszuführen. Sobald aber die Mutter aufhört zu atmen, vermindert sich der Sauerstoffgehalt und vermehrt sich der Kohlensäuregehalt nicht nur in ihrem Blute, sondern auch in dem der Leibesfrucht bis zum Eintritt des Todes beider Individuen. In derselben Weise erfolgt die Erneuerung und die Ausscheidung der unverwertbaren Ergebnisse der Verdauung. Die Verarbeitung der aufgenommenen Nahrung besorgt die Mutter selbst in ihren Verdauungsorganen. Was aber durch die Wandung ihres Darmes in ihre eigenen Blutgefäße hindurchtreten und somit ihrem eigenen Körper zu gute kommen kann, gelangt auch, wenigstens zum Teil, in die Bluträume ihrer Gebärmutter und kann von da in die Adern der Leibesfrucht übertreten; und was an Zersetzungsprodukten aus den Blutgefäßen der Mutter durch die Zellgewebsschichten ihrer Nieren nach außen gelangen kann, das kann auch aus den Blutgefäßen des Kindes in die Bluträume der Mutter übertreten, so daß immer wieder der Gehalt des kindlichen und mütterlichen Blutes an Nahrungsstoff und an Zersetzungsprodukten ungefähr der gleiche sein wird, und die Zersetzungsprodukte, die durch die Lebensvorgänge des

Kindes entstehen, auch ihrerseits durch die mütterlichen Nieren nach außen befördert werden können. Erst in den allerletzten Zeiten der Schwangerschaft, wenn das Kind schon sehr herangewachsen ist, beginnt auch die Niere des Kindes und sogar dessen Darm sich an der Entfernung von Abfallstoffen zu beteiligen, die dann in das Fruchtwasser, von dem alsbald noch die Rede sein soll, entleert werden.

Über die Veränderungen, die an der Frucht selbst nach Festsetzung des Eies vor sich gehen, braucht an dieser Stelle nur das Notwendigste gesagt zu werden. Das Ei teilt sich schon vorher in der Weise, wie das im einleitenden Kapitel dieses Werkes geschildert worden ist (vgl. Band I, 1. Teil, S. 6 ff.), zunächst in zwei Zellen, die miteinander in oberflächlichem Zusammenhange bleiben, dann schreitet diese Teilung an jeder der beiden Tochterzellen fort, und so entsteht ein mehrzelliger Körper. Durch diese fortschreitende Vermehrung der Zellen verwandelt sich das Ei allmählich mit seinem Wachstum in eine Art Blase, deren Wandung durch eine Schicht aneinandergedrängter und daher nicht mehr rundlich, sondern vieleckig erscheinender Zellen besteht, während der Inhalt eine ziemlich klare Flüssigkeit ist. Des weiteren tritt nun auch eine Vermehrung der Zellen in der Dickenrichtung der Blasenwand auf, so daß diese dreischichtig und durch Spaltung der mittleren Schicht schließlich vierschichtig wird.

Bald bemerkt man nun, daß längs einer geradlinigen Einsenkung oder Kerbe, die an der Oberfläche dieser Keimblase entsteht, die Zellen sich besonders stark vermehren und somit zwei parallele Wülste bilden. Dies ist die eigentliche Anlage des kindlichen Körpers. Wenn nun das Ei sich an die Gebärmutterschleimhaut anheftet, so geschieht das zwar mit jener Gegend, wo die eben geschilderte Körperanlage des Kindes sich befindet; da aber dieses selbst durch Verklebung mit der mütterlichen Schleimhaut in seinem Wachstum beeinträchtigt werden würde, so ist es begreiflich, daß sich die Stelle, wo diese parallelen Wülste entstanden sind, zunächst in die Keimblase gewissermaßen einsenkt, etwa wie man bei einem schlaff gewordenen Gummiball einen Teil der Oberfläche durch einen Fingerdruck einstülpen kann. Es verwächst nun nur der Rand der so entstandenen Grube mit der mütterlichen Schleimhaut, während die Körperanlage des Fötus in der Tiefe dieser Grube liegt. Allmählich stülpt sich diese Grube mehr und mehr ein und ihre Ränder ziehen sich zusammen, etwa wie ein Tabaksbeutel sich schließt. So verwandelt sich die Grube auch ihrerseits allmählich in eine annähernd kugelförmige Blase, die sich mit einer wässerigen Flüssigkeit füllt und unter dem Namen der Schafblase oder des Amnion bekannt ist (vgl. Abb. 67 bis 70).

An ihrer Bildung haben jedoch nur die äußeren beiden Schichten der Keimblase sich beteiligt, weil nur sie mit der mütterlichen Schleimhaut verklebten. Die inneren beiden Schichten haben die Anheftung an die Gebärmutterschleimhaut nicht mitgemacht und bleiben als Wandung des übrigen Teiles der Keimblase bestehen. Dieser kugelförmige Teil enthält noch einen Rest des ursprünglichen Keimblaseninhalts, der nicht direkt zum Aufbau des

kindlichen Körpers, sondern nur als Nahrungsvorrat für die wachsende Frucht Verwendung findet. Man nennt ihn den Dottersack (Abb. 69 und 70, ds).

Die beiden parallelen Wülste, von denen vorhin die Rede war, verdicken sich mehr und mehr, und ihre seitlichen Ränder rollen sich gegen den Dottersack hin ein, so daß aus der Fötalanlage allmählich ein bis auf einen Längsspalt geschlossenes Rohr wird, und schließlich verwachsen die Ränder dieses Spaltes

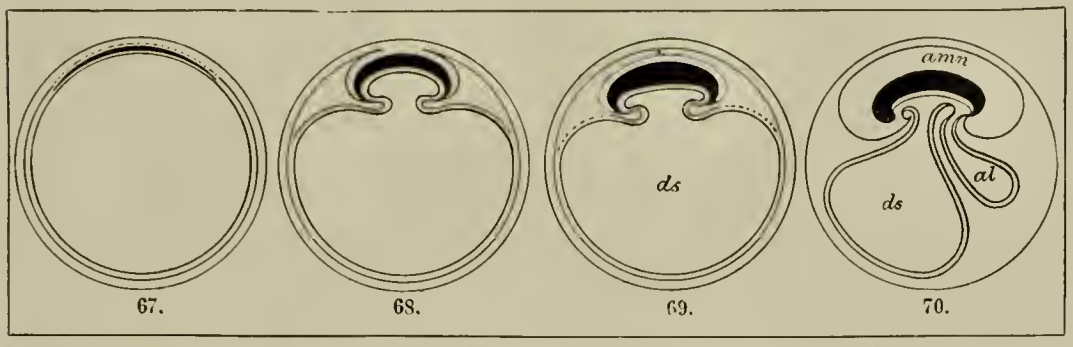


Abb. 67 bis 70. Schematische Darstellung des Verhaltens der Eihäute, des Keimes und der Anhaftung des Eies.
ds = Dottersack, amn = Amnion (Schafhaut), al = Allantois.

vorn und hinten miteinander, so daß der Dottersack nur noch durch einen dünnen, hohlen Stiel mit der Fötalanlage zusammenhängt.

Die annähernd röhrenförmige Fötalanlage selbst besteht nach wie vor aus den vier verschiedenen Schichten, den sogenannten Keimblättern. Die beiden äußeren, aus denen allmählich alle Haut-, Nerven-, Knochen- und Muskelgebilde des menschlichen Kindes entstehen werden, schlagen sich dort, wo der Dotterstiel heraustritt, wieder rückwärts über die Frucht zusammen und bilden die Wand der Schafblase, während die beiden inneren Blätter, aus denen der Darm und alle zu ihm gehörigen Nebenorgane entstehen, direkt in die Wand der Dotterblase übergehen. Der Inhalt der Dotterblase bleibt zunächst durch den lichten Raum des Dotterstiels mit dem Inhalte des Darmrohrs in Verbindung und kann allmählich ganz in den Darm übertreten.

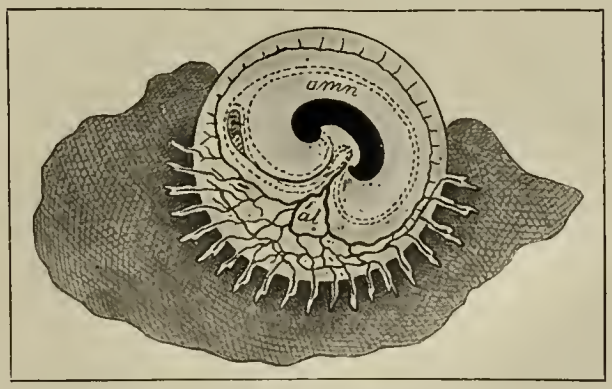


Abb. 71. Schematische Darstellung des Verhaltens der Eihäute, des Keimes und der Anhaftung des Eies.
ds = Dottersack, amn = Amnion (Schafhaut), al = Allantois.

Während aber das Dotterbläschen beim Menschen nur eine ganz nebensächliche Bedeutung für die Ernährung der Frucht erlangt, stülpt sich neben seinem Stiel aus dem dort noch befindlichen Rest der Leibesspalte ein Stück Darmwand heraus, das natürlich auch wieder aus den beiden inneren Keimblättern besteht (Abb. 70 u. 71, al). Diese Ausstülpung wächst rasch heran, bis sie die

Eiwand erreicht, und nachdem in der Fötalanlage das Herz und die Blutgefäße entstanden sind, wird auch diese Ausstülpung des Darmes, die sogenannte Allantois, durch zwei Schlagadern, deren feinste Verzweigungen sich in einer das Blut zum Herzen zurückführenden Blutader sammeln, mit Blut versorgt. Es ist dieses das Gebilde, dessen feinste Blutgefäße in die früher erwähnten Zotten der Eioberfläche (jedoch nur in einem scheibenförmigen Bezirke derselben) eindringen und dem Blute der mütterlichen Schleimhaut die zur Atmung und Ernährung der Frucht erforderlichen Gase und Flüssigkeiten entnehmen. Der Stiel dieser Allantois mit dem des Dotterbläschens zusammen wird nun, je mehr die Schafblase wächst und sich mit Flüssigkeit füllt, in umso längerer Ausdehnung von deren aus den beiden äußeren Keimblättern bestehenden Wandung überkleidet. Dieser Stiel, der allmählich normalerweise eine Länge von fünfzig bis sechzig Zentimeter, aber gelegentlich auch bis zum Dreifachen dieser Zahl erreicht, wird so zu der sogenannten Nabelschnur. Sie stellt die Verbindung der Fötalanlage selbst mit dem sogenannten Mutterkuchen dar, der seinerseits nichts anderes ist als das scheibenförmige Gebilde, das durch Verzinkung der Gebärmutterschleimhaut mit den aus der Eihaut und der Allantois gebildeten Zotten entstanden ist. In der fertigen Nabelschnur finden wir nichts mehr von einem Hohlraum, sondern nur eine sulzige Gewebsmasse, in der zwei Schlagadern und eine Blutader verlaufen. Zuweilen ist innerhalb des sulzigen Gewebes auch noch ein kleiner Rest des Dotterbläschens und Dotterstiels zu entdecken. Derjenige Teil des Urdarmes, aus dem die Allantois hervorgegangen ist, stellt nach wie vor eine Aussackung dar, die sich aber schließlich von dem Darm ganz absondert und zur Harnblase wird. Daher sieht man auch noch bei dem ausgewachsenen Menschen, wenn die Nabelschnuradern längst undurchgängig geworden sind, ihre im Bauche liegenden Reste als feste Stränge nach der Harnblase hin ziehen.

Nach dieser kurzen Darstellung wird man verstehen, wie die menschliche Leibesfrucht, durch einen aus der Mitte des Bauches hervortretenden langen, dünnen, biegsamen Stiel mit der Gebärmutterwand vereinigt, in einer mit wässeriger Flüssigkeit gefüllten großen Blase gewissermaßen schwimmt; wie die Gegend um den Ansatz der Nabelschnur an die Gebärmutterschleimhaut sich zu einem sehr dicken, blutreichen Gebilde, dem Mutterkuchen, entwickelt hat, der die Aufnahme und Abscheidung der Gase und Ernährungsmittel besorgt, die das Leben der Frucht unterhalten; und wie endlich die Wandungen dieser großen, wassergefüllten Fruchtblase sich auch sonst überall fest an die Innenfläche der Gebärmutter anlegen, die durch das Wachstum der Frucht und durch die Vermehrung des wässerigen Inhalts der Fruchtblase mehr und mehr gedehnt wird. Sie würde übrigens wegen des beim Menschen so außerordentlich rasch fortschreitenden Wachstums der Frucht und der Fruchtblase diese Dehnung nicht überstehen, wenn nicht ihre eigenen Muskelfasern auch während der Schwangerschaft ein sehr beträchtliches Wachstum erführen.

Wie sich nun aus den vier Keimblättern der Fruchtanlage allmählich alle die verschiedenen Organe des Kindes bilden und dieses mehr und mehr eine

dem erwachsenen Menschen ähnliche Körpergestalt annimmt, das zu schildern ist nicht die Aufgabe dieses Werkes. Es genügt zu sagen, daß schon vier bis sechs Wochen nach der Befruchtung des Eies in dem kleinen Fötus Eigenheiten des Baues auftreten, die uns gestatten, zu erkennen, ob ein männliches oder ein weibliches Wesen daraus wird.

Was die Größe der Frucht anbetrifft, so beträgt sie nach zwei Wochen etwa zwei Millimeter, nach drei Monaten etwa acht Zentimeter, nach sechs Monaten etwa dreißig Zentimeter, und bei der Geburt etwa einen halben Meter. Die ganze Fruchtblase ist am Ende des ersten Schwangerschaftsmonats ungefähr so groß wie ein Taubenei; gegen Ende des dritten Monats beträgt ihr Durchmesser etwa zehn Zentimeter, im fünften Monat pflegt die Menge des Fruchtwassers schon etwa ein drittel Liter zu betragen. Seine Menge steigt allmählich bis auf anderthalb Liter, doch kommen Verringerungen oder Vermehrungen, die nicht ohne nachteilige Bedeutung für die Entwicklung der Frucht oder für den Ablauf der Geburt sind, nicht ganz selten vor.

Dieses so erhebliche Wachstum der Frucht und der Fruchtblase kann natürlich nicht vor sich gehen, ohne daß es auch äußerlich sichtbar die Körperformen der Mutter verändert. Mit der sechzehnten Schwangerschaftswoche kann man bereits den oberen Rand der Gebärmutter über den Knochen des Beckenringes fühlen; in der zwanzigsten Woche geht er bis nahe unter den Nabel und erreicht diesen in der vierundzwanzigsten Schwangerschaftswoche. Zu dieser Zeit ist eine Zunahme des Leibesumfanges am unbekleideten Körper schon deutlich sichtbar. Nach achtundzwanzig Wochen reicht die Gebärmutter mehrere Finger breit über den Nabel, und die Vorwölbung des Bauches ist so beträchtlich geworden, daß sie durch die Kleidung schwerlich noch verdeckt werden kann. Mit der sechsunddreißigsten Schwangerschaftswoche ist der höchste Leibesumfang erreicht. Von da bis zu der Geburt, die nach vierzig Schwangerschaftswochen einzutreten pflegt, ändert sich die Körperform der Schwangeren nur insofern, als durch das Vornübersinken der Gebärmutter die Vorwölbung des Bauches oberhalb des Nabels etwas geringer und dafür unterhalb des Nabels stärker wird (vgl. Abb. 72). Das Gewicht des nach vorn immer weiter hervorragenden Unterleibes nötigt die Schwangere, zur Herstellung des Gleichgewichts die Schultern weiter nach hinten zu beugen und die Lendengegend entsprechend einzuziehen. So entsteht die scheinbar „stolze" Körperhaltung der hochschwangeren Frau.

Von sonstigen Veränderungen der äußeren Erscheinung ist vornehmlich die Verfärbung der Haut zu erwähnen, die fast ausnahmslos, aber bei brünetten Personen auffälliger als bei blonden, erfolgt. In jedem Falle färbt sich die Mittellinie des Unterleibs vom Nabel abwärts bräunlich bis fast schwarzbraun; eine ähnliche Färbung nimmt der Hof, der die Brustwarze umgibt, an. Bei sehr vielen Schwangeren aber wird die gesamte Hautfarbe etwas bräunlicher, etwa vorhandene Sommersprossen oder Muttermäler färben sich dunkler, und es treten auch nicht selten unregelmäßige braune Flecken auf, die recht entstellend wirken, wenn sie im Gesicht vorhanden sind. — Ein Schlafferwerden

der Gesichtszüge findet sich bei manchen Frauen gegen Ende der Schwangerschaft, jedoch vorzugsweise dann, wenn Gesundheitsstörungen mit dem Zustande verbunden sind.

Die Vorbereitung für das künftige Säugegeschäft zeigt sich auch in dem Anschwellen der Brüste, deren Drüsen gegen die Mitte der Schwangerschaft hin bereits, sei es von selbst, sei es bei einwirkendem Druck, eine Flüssigkeit abscheiden, die allerdings von der Milch noch einigermaßen verschieden ist, sich auch durch ein mehr wässeriges Aussehen auszeichnet und Kolostrum genannt wird. Im Warzenhof bilden die dort vorhandenen Talgdrüsen infolge der auch an ihnen eintretenden Schwellung körnerartige Hervorragungen und können ebenfalls als eines der ziemlich zuverlässigen Schwangerschaftszeichen angesehen werden.

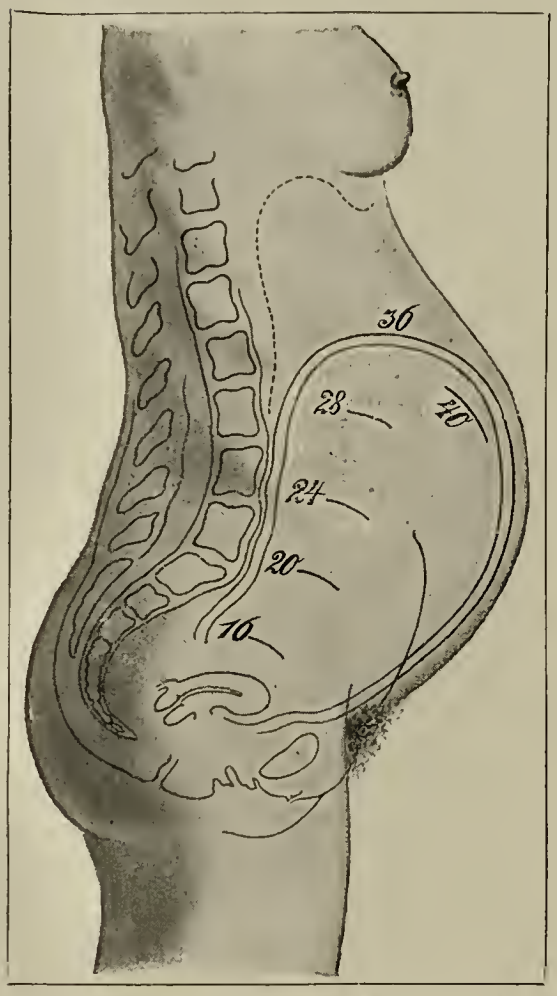


Abb. 72. Schematische Darstellung der Vergrößerung der Gebärmutter entsprechend den mit Zahlen angegebenen Wochen der Schwangerschaftsdauer.

Infolge des stärkeren Blutandranges zu dem Geschlechtsapparat tritt auch eine nicht unbeträchtliche Schwellung der äußeren Geschlechtsteile auf, und da der Rückfluß des Blutes erschwert ist, so nimmt die Schleimhaut der Scheide eine mehr bläuliche Färbung an. Diese Behinderung des Blutrücklaufs, die sich aus dem Drucke erklärt, den die vergrößerte Gebärmutter auf die im Becken verlaufenden Blutadern ausübt, zieht auch die ganzen unteren Gliedmaßen häufig in Mitleidenschaft. Man sieht dann die Blutadern (Venen) am Bein als dicke, blaue Stränge, sogenannte Krampfadern, durch die Haut durchschimmern. Zuweilen heben sie die Haut so stark ab und schlängeln sich dabei so beträchtlich, daß sie als dicke, bläuliche Knoten über die Oberfläche der Gliedmaßen emporragen. Solche Stellen sind leicht verletzlich und es können sehr schwere Blutverluste bei zufälliger Verletzung solcher Krampfadern entstehen; auch ausgedehnte Geschwürsbildungen treten an solchen Stellen häufig auf. Sehr selten gehen diese Erweiterungen der Blutadern an den Beinen nach Beendigung der Schwangerschaft völlig zurück. Es bleibt vielmehr ein Teil dieser Krampfadern fortbestehen, und bei der nächsten Schwangerschaft nimmt das Übel weiter zu, so daß es unter Umständen bei fortschreitendem

Alter des Weibes und namentlich, wenn dessen Tätigkeit langes Stehen an demselben Platze erfordert, zu einem dauernden, höchst lästigen Siechtum kommt. Mit der Stauung des Blutes in den Beinen ist auch in der Regel ein Austritt von Blutwasser aus den Adern in die umliegenden Gewebe verbunden, der eine Schwellung der Gliedmaßen bewirkt, so daß ein Fingerdruck eine Vertiefung der Oberfläche hervorruft, die erst ganz allmählich wieder schwindet. Zuerst pflegt diese Schwellung um die Fußknöchel herum aufzutreten; sie verteilt sich, wenn sie stärker ist, sowohl über den Fußrücken nach unten, als auch an den Gliedmaßen aufwärts und ist umso stärker, wenn Strumpfbänder, die unterhalb des Knies das Bein einschnüren, die Blutstockung noch vermehren.

Was nun die Veränderungen der Lebensvorgänge während der Schwangerschaft anbetrifft, so fällt am ersten das bekannte Ausbleiben der Menstruation auf. Die meisten Frauen, wenigstens diejenigen, bei denen sonst die Menstruation regelmäßig vor sich zu gehen pflegt, betrachten das Ausbleiben als ein sicheres Zeichen des Eintritts der Schwangerschaft. Immerhin kommen auch in dieser Hinsicht Ausnahmen vor. Da die Menstruation auch infolge heftiger Gemütsbewegungen und erschöpfender Krankheiten, sowie nach anderweitigen starken Blutverlusten aussetzen kann, so ist das Ausbleiben eben nur unter ganz normalen Verhältnissen als wirkliches Kennzeichen der Schwangerschaft zu betrachten. Es kommt aber auch vor, daß n a c h Eintritt der Schwangerschaft menstruationsähnliche Blutungen erfolgen. Vielleicht ist sogar die erste Blutung, die zuweilen nach der Schwängerung, und zwar genau vier Wochen nach der vorausgegangenen Menstruation, auftritt, als eine wirkliche, echte Menstruation anzusehen. Spätere Blutungen in der Schwangerschaft haben meistens mit der Menstruation nichts zu tun, sondern beruhen auf krankhaften Ursachen. Unter ihnen ist die häufigste eine Ablösung der Eihaut von der Gebärmutter. Ist diese Ablösung sehr ausgedehnt, so stirbt die Frucht ab und das Ei wird vorzeitig, sei es ganz, sei es teilweise, ausgestoßen: ein Vorgang, den man als Fehlgeburt zu bezeichnen pflegt. Erfolgt diese Ablösung innerhalb der letzten Schwangerschaftsmonate, so ist das meist die Folge eines abnormen, nämlich zu tiefen Sitzes des Mutterkuchens. In diesem Falle kann die Blutung so außerordentlich stark werden, daß sie nicht nur das Leben der Frucht, sondern auch das der Mutter gefährdet. Da dann nur das allerschleunigste Eingreifen des Arztes die Gefahr beseitigen kann, so ist jeder Schwangeren, bei der Blutungen eintreten, dringendst zu raten, daß sie sich alsbald nach ärztlicher Hilfe umsehe. Einige Beispiele sind in der wissenschaftlichen Literatur veröffentlicht worden, in denen eine ganz mäßige Blutung in vierwöchentlichen Zwischenräumen durch die ganze Schwangerschaft anhielt, so daß man in der Tat vermuten muß, daß hier doch eine normale Menstruation fortgedauert hat. Am leichtesten erklärt sich ein solcher Vorgang, wenn die Gebärmutter, deren Anlage ursprünglich eine doppelte ist, abnormerweise doppelt geblieben ist, so daß gewissermaßen zwei Gebärmutterhöhlen bestehen, die durch eine mehr oder weniger vollständige Scheidewand voneinander getrennt sind, und von denen die eine schwanger ist, während die

andere menstruiert. Solche Fälle von wirklicher Menstruation in der Schwangerschaft bilden gewissermaßen das Gegenstück zu jenen freilich auch recht seltenen Fällen, in denen die Frau überhaupt niemals Menstrualblutungen hat, demnach auch deren Ausbleiben nicht als Merkmal der Schwangerschaft in Frage kommt.

Nicht unerheblich werden bei vielen Schwangeren die Ernährungs- und Verdauungsverhältnisse beeinflußt. Bei der gesunden Frau entspricht dem durch die Ansprüche der Leibesfrucht gesteigerten Nahrungsbedürfnisse ein gesteigerter Appetit, und nicht selten findet man, daß auch die Verdauung sich in der Schwangerschaft bessert; ja es läßt sich sogar oft beobachten, daß diese Besserung der Ernährung noch über das Bedürfnis der Leibesfrucht hinausgeht, so daß die Schwangere reichlicher Fett ansetzt, und daß, falls sie blutarm war, sogar diese Blutarmut verschwindet. Nur wenn eine erhebliche Nervenschwäche vorliegt, sehen wir das Gegenteil eintreten. Es stellt sich Widerwillen gegen die Speisen ein, es treten statt des normalen Appetits ganz ungesunde Gelüste nach ungenießbaren und selbst ekelhaften Speisen auf, Übelkeiten kommen dazu, die aufgenommene Nahrung wird wieder erbrochen, und die Schwangere magert ab. Ein gelegentliches Erbrechen nach der Nahrungsaufnahme ohne gleichzeitigen Widerwillen gegen die Aufnahme von Speisen sehen wir bei leichterer Nervosität nicht selten, ohne daß es der Schwangeren wesentlichen Nachteil brächte. Sie nimmt eben, nachdem sie erbrochen hat, eine zum Ersatze des Erbrochenen ausreichende Menge von Speisen wieder zu sich, die sie dann auch bei sich behalten kann, und ihre Ernährung leidet keinen Schaden. In manchen Fällen jedoch steigert sich das Erbrechen so sehr, daß überhaupt jegliche Ernährung der Schwangeren aufhört und ihre Entkräftung sich bis zur höchsten Lebensgefahr steigert. Diese Fälle von unstillbarem Erbrechen berechtigen den Arzt zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft, da natürlich mit dem Tode der Mutter auch die noch unreife Frucht zu Grunde gehen muß, somit ihre Erhaltung mit oder ohne diesen Eingriff unmöglich ist und demnach die einzige Aufgabe des Arztes die sein kann, wenigstens das mütterliche Leben zu erhalten.

Nicht selten ist die Speichelabsonderung vermehrt, und zuweilen wird sie so beträchtlich, daß achthundert, tausend, selbst bis zu sechzehnhundert Kubikzentimeter Speichel in vierundzwanzig Stunden gesammelt werden konnten.

Zu den sehr häufigen Schwangerschaftsbeschwerden gehören auch Harndrang und Stuhlverstopfung. Beide erklären sich durch den Druck, den die wachsende Gebärmutter nach hinten auf den Mastdarm ausübt, den sie gegen das Kreuzbein drückt, nach vorn aber auf die Blase und insbesondere auf den Blasenhals, der gegen die Schambeine gepreßt wird.

Bei Personen, die sehr nervös angelegt sind, kann sich diese Nervosität in der Schwangerschaft zu vollständigen seelischen Störungen steigern. Nicht nur die größte Launenhaftigkeit oder Melancholie wird nicht selten beobachtet, ohne daß triftige Gründe für letztere vorhanden sind, sondern vollständig

krankhafte Neigungen treten auf. Am häufigsten unter ihnen trifft man den krankhaften Trieb, mit Feuer zu spielen und unvorsichtig umzugehen, und die sogenannte Kleptomanie, die die sonst durchaus ehrenhafte Schwangere veranlaßt, sich Gegenstände aus fremdem Besitz, oft auch solche, die für sie ganz wertlos sind oder die sie sich bei ihren Vermögensverhältnissen leicht kaufen könnte, widerrechtlich anzueignen. Natürlich findet man diese Seelenstörungen fast oder ganz ausschließlich bei Personen, bei denen eine erbliche Belastung des Nervensystems vorliegt.

Da die geschilderten Beschwerden fast bei jeder Schwangeren, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, vorkommen, so ist eine besondere Berücksichtigung der Schwangerschaft in der gesamten Lebensweise im allgemeinen erforderlich. Am häufigsten tritt an den Arzt die Frage heran, ob er den geschlechtlichen Verkehr ganz verbieten oder einschränken muß. Das vollständige Verbot ist jedenfalls nur nötig, wenn frühere Schwangerschaften mit einer Fehlgeburt geendigt haben, und auch in diesem Falle nur während derjenigen Schwangerschaftsmonate, in welche diese Fehlgeburt gefallen ist; meist handelt es sich um den dritten bis fünften Monat.

Die Anschauungen der verschiedenen Völker hierüber weichen freilich sehr voneinander ab. Bei nicht wenigen sieht man den Beischlaf mit dem schwangeren Weibe als nachteilig für das im Mutterleibe heranreifende Kind an. Dies gilt bei den Suaheli in Afrika vom siebenten, bei den Parsen vom fünften Schwangerschaftsmonate ab; im Talmud ist umgekehrt der Geschlechtsverkehr mit der Schwangeren in den ersten drei Monaten untersagt. Die alten Perser, Baktrer, Meder, die meisten indischen Völker, die Chinesen, viele afrikanische Stämme, die nordamerikanischen Indianer und die Ureinwohner der Antillen unterlassen den Geschlechtsverkehr während der ganzen Schwangerschaft und sehen zum Teil die Schwangere (wie die Menstruierende) als unrein an, so daß sie überhaupt vom Umgange mit dem Manne ausgeschlossen wird. In Europa hat sich in manchen Gegenden ein Rest dieser Anschauung darin erhalten, daß eine Schwangere nicht Patenstelle übernehmen darf.

Kehren wir jedoch zu den wirklich begründeten gesundheitlichen Vorsichtsmaßregeln zurück!

Große Körperanstrengungen und beträchtliche seelische Erregungen sind womöglich zu vermeiden, hauptsächlich deshalb, weil dem Herzen durch die Versorgung der Gebärmutter mit Blut schon eine gesteigerte Beanspruchung erwächst und weil das Gemüt ebenfalls, teils durch die vorhandenen Beschwerden, teils durch die Furcht vor den Gefahren der Geburt, belastet ist. Jede Übermüdung, aber auch jedes Heben sehr schwerer Gegenstände und jede heftige Erschütterung sollte vermieden werden. Unter den verschiedenen Arten des Sports ist das Tennisspiel, das Bergsteigen, das Radeln und das Reiten besonders als schädlich hervorzuheben. Fahren, auch Reisen mit der Eisenbahn kann schädlich wirken, wenn es mit einer starken dauernden Erschütterung des Körpers verbunden ist; doch braucht man der Schwangeren eine Erholungsreise

zwecks längeren Aufenthalts unter günstigeren Bedingungen nicht zu verbieten, vorausgesetzt, daß sie die Möglichkeit hat, sich bei Eintritt merklicher Ermüdung auf den Polstern des Wagens in Rückenlage auszustrecken. Spaziergänge in freier Luft sind sehr zu empfehlen. Ebenso ist das Baden durchaus nützlich und sogar von ärztlicher Seite zu fordern, wobei natürlich die extremeren Temperaturgrade, der rasche Wechsel sehr verschiedener Temperaturen, übermäßig langer Aufenthalt im Wasser und Baden in starker Brandung zu unterlassen sind. Die Brüste, die insbesondere bei den wohlhabenderen Ständen meist verweichlicht sind, sollen in der Schwangerschaft durch Waschungen mit Spiritus oder zehnprozentiger Gerbsäurelösung, auch durch Tragen eines grob-leinenen Hemdes oder Tuches systematisch abgehärtet werden, damit sie nicht später beim Säugen aufspringen und sich entzünden. Die Kleidung muß ziemlich locker sein und besonders dürfen weder die Brüste noch der Unterleib einem anhaltenden Drucke ausgesetzt werden.

Was die Ernährung anbetrifft, so ist es bei dem beträchtlichen Bedarf der Leibesfrucht an Nahrungsmitteln ratsam, eine an Nährstoffen, das heißt an Eiweiß, Zucker, Stärke und Fett reiche Kost zu geben. Da die Ausnützung dieser Stoffe jedoch erfahrungsmäßig ohne Beigabe einer gewissen Menge von Zellulose, wie sie die meisten Gemüse und Salate reichlich enthalten, nicht vollständig ist, so empfiehlt es sich, auch diese Bestandteile nicht auszuschalten. Schädlich ist es jedoch, durch Genuß blähender Speisen die Spannung im Bauche noch zu vergrößern oder die Neigung zur Verstopfung, die bei allen Schwangeren besteht, noch durch den Genuß stopfender Speisen zu fördern. Zu jenen gehören die verschiedenen Kohlsorten, die Zwiebeln und alle ranzig gewordenen Fette, zu diesen besonders diejenigen Speisen, die aus kleiefreiem Mehl hergestellt sind. Im Notfall müssen leichte Abführmittel oder Klistiere angewandt werden, um eine mindestens einmal täglich erfolgende Stuhlentleerung zu erwirken. Die Anwendung von Glyzerin in Form von Zäpfchen oder Mastdarmeinspritzungen ist zu vermeiden, weil sie Wehen hervorrufen kann. Am besten ist es, durch zweckmäßige Zusammensetzung und Abwechslung in der Kost, Genuß von etwas frischem oder eingekochtem Obst zu den Speisen, Trinken eines Glases Wasser auf nüchternen Magen und ähnliche Hausmittel den Stuhlgang in Ordnung zu erhalten.

Wenn das Gemüt der Schwangeren leidet, ist eine leicht anregende Geselligkeit, bei der grundsätzlich von der Schwangerschaft und der bevorstehenden Geburt nicht gesprochen werden darf, das beste Mittel zur Erhaltung oder Wiederherstellung des psychischen Gleichgewichts. Gesellschaften, bei denen es zu Gedränge, Überfüllung der Räume mit Verschlechterung der Luft, schwelgerischen Mahlzeiten und Genuß erhitzender Getränke kommt, sind zu vermeiden; ebenso muß hinsichtlich des Besuches von Theatern und Konzerten darauf geachtet werden, daß einerseits tiefere Gemütserregungen, anderseits allzu heftiges und anhaltendes Lachen vermieden werden und daß für einen bequemen Sitz und für genügende Ventilation des Zuschauerraumes gesorgt ist.

Eine sehr verbreitete Ansicht geht dahin, daß, wenn eine Schwangere irgend etwas sehr Auffallendes, Häßliches oder Schreckhaftes erblickt, das in ihrem Schoß getragene Kind dadurch in irgend einer Weise entstellt oder mißgestaltet werde. Dieser Glaube ist in den verschiedensten Volksschichten über ganz Deutschland und vielfach auch im Auslande verbreitet. Am häufigsten werden Feuermäler darauf zurückgeführt, daß die Schwangere durch einen großen Brand oder durch das Erblicken von Blut erschreckt worden sei. Das Erschrecken über irgend ein behaartes Tier soll bei dem Kinde behaarte Muttermäler hervorbringen; ist es ein Hase, der den Schreck eingejagt hat, so soll das Kind eine Hasenscharte davon bekommen. Auch Bilder verschiedener Art sollen bewirken, daß irgend eine Ähnlichkeit mit dem Bilde beim Kinde wiederkehrt. Allerlei abergläubische Maßregeln werden zur Verhütung dieses „Versehens" angeraten. Da selbst die medizinische Wissenschaft noch vor nicht allzu langer Zeit an das „Versehen" glaubte, so muß darauf hingewiesen werden, daß diese Anschauung sich längst als ganz unberechtigt herausgestellt hat. Fast alle die Mißbildungen, von denen hier die Rede sein kann, entstehen in einem so frühen Stadium der Schwangerschaft, daß meist das Weib noch gar nicht sicher weiß, ob es überhaupt schwanger ist, während fast in allen Fällen das vermeintliche „Versehen" bei schon vorgerückter Schwangerschaft erfolgt sein soll. Auch was wir von dem anatomischen Verhältnis zwischen der Schwangeren und der Leibesfrucht oben dargestellt haben, läßt es wohl nicht begreiflich erscheinen, wie ein bloßer Sinneseindruck, den die Schwangere erfährt, sich durch die Gewebe des Mutterkuchens und durch die Nabelschnur in einer solchen Weise auf die Leibesfrucht fortsetzen könnte, daß hier grobe Formveränderungen vor sich gehen. Damit soll aber selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß eine heftige Gemütsbewegung der Schwangeren schädigend auf die Ernährung der Leibesfrucht einwirkt und daher gelegentlich auch deren Verkümmerung und selbst Absterben herbeiführen kann.

Von großer Wichtigkeit für die Familie ist es in manchen Fällen, ob die Schwangere ein männliches oder ein weibliches Kind zur Welt bringen wird. Daher ist es begreiflich, daß seit den ältesten Zeiten Versuche gemacht worden sind, sowohl um das Geschlecht des Kindes schon im Mutterleibe voraussehen zu können, als auch um womöglich darauf einzuwirken; da meist die Geburt eines männlichen Kindes der eines weiblichen vorgezogen wird, so gibt es seit urdenklichen Zeiten alle möglichen mehr oder weniger abergläubischen Vorschriften, um dem im Mutterleibe heranwachsenden Kinde das männliche Geschlecht zu sichern. In Indien setzt bei der Hochzeit der Priester einen Knaben auf den Schoß der Braut. In ganz ähnlicher Weise wird noch jetzt bei vielen slawischen Völkerschaften, wie bei den Bulgaren, Serben, Russen, Galiziern, der jungen Frau ein männlicher Säugling am Hochzeitstage auf die Kniee gelegt. In Bosnien gibt man der Braut, wenn sie das Haus des Bräutigams betritt, einen Knaben in die Hände, und sie dreht diesen dreimal um sich herum. Ferner gürtet man in der Herzegowina einem Mädchen bei der Verlobung einen Mannsgürtel um den Leib. Bei den

Tschechen wird die Braut am Hochzeitstage von Knaben mit den Mützen geschlagen.

Im Talmud wird vorgeschrieben, man solle sein Bett zwischen Mitternacht und Mittag setzen, um Kinder männlichen Geschlechts zu bekommen. In den indischen Gesetzbüchern wird eine besondere Diät und die Ausführung des Geschlechtsverkehrs an bestimmten Tagen nach der Menstruation (dem vierten, sechsten, achten und zwölften) empfohlen, um Knaben zu erzielen. Dazu gehören dann noch gewisse diätetische Vorschriften und der Gebrauch gewisser Medikamente. Aus dem Herzogtum Modena wird berichtet, daß der Ehemann beim ehelichen Verkehr seine Gattin in die Ohren beißen müsse, um einen Sohn zu erhalten. In Tirol soll der Ehemann, der sich einen Sohn wünscht, bei dem ehelichen Verkehr Stiefel anhaben, im Spessart soll er eine Holzaxt in das Bett mitnehmen. In Griechenland muß die Schwangere vermeiden, einen weiblichen Namen zu nennen, weil sonst das Kind ein Mädchen wird. In Ungarn darf die junge Frau, wenn sie in das Haus ihres Mannes zieht, ihren Spinnrocken und ihr Nähzeug nicht mitnehmen, weil sie sonst lauter Mädchen gebären würde. Bei den Esthen darf sich die Frau während der Schwangerschaft aus dem gleichen Grunde nicht auf einen Wassereimer setzen.

Auf den bei Hippokrates geäußerten Ansichten beruht die Meinung, als ob der eine oder der andere Eierstock oder die eine oder die andere männliche Geschlechtsdrüse, oder auch die eine Seite der Gebärmutter das eine oder das andere der beiden Geschlechter hervorbringe. Die hieraus folgende Vorschrift läuft darauf hinaus, daß der Mann durch Zusammendrücken des einen oder des anderen Samenleiters das Geschlecht des Kindes willkürlich bestimmen könne. Seitdem hat die Medizin des Altertums und des Mittelalters noch zahlreiche Theorien und Vorschläge gezeitigt, die alle auf eine vermeintliche Erklärung der Entstehung des einen oder des anderen Geschlechts und auf die praktische Verwertung dieser Erklärung hinauslaufen. Sie alle müssen aber nach dem heutigen Stande der Wissenschaft als unbegründet und irrig verworfen werden. Auch die neuerdings Aufsehen erregende Theorie Schenks, wonach durch stärkere oder schwächere Ernährung das Geschlecht des Kindes beeinflußt werden könnte, ist sicher irrig, schon aus dem einfachen Grunde, weil sich bereits an dem vier Wochen alten Fötus mit Hilfe des Mikroskops erkennen läßt, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, und natürlich vor diesem Zeitpunkt die größere oder geringere Nahrungszufuhr, die die Frau erhält, ganz ohne Einfluß auf die Entwicklung der Frucht bleiben muß, denn diese stellt um diese Zeit noch so geringe Anforderungen, daß sie im Notfall selbst aus den Reservestoffen, die ein wohlgenährtes Weib besitzt, auch bei mangelhaftester Nahrungszufuhr, völlig befriedigt werden können. Die weitgehendsten Versuche nach diesen Richtungen hat man begreiflicherweise in der Tierzüchtung vorgenommen, weil für den Tierzüchter in der Tat vielfach die Erzeugung weiblicher Tiere sehr viel vorteilhafter ist als die männlicher und umgekehrt. Doch auch hier haben alle die zahlreichen Theorien, die man aufgestellt hat, sich in der Praxis nicht bewährt, und es ist beispielsweise noch niemand ge-

lungen, durch ein einigermaßen zuverlässiges Verfahren es dahin zu bringen, daß in seinem Hundezwinger überwiegend Rüden geworfen werden.

In der großen Mehrzahl der Fälle bringt die Schwangere bekanntlich nur ein Kind zur Welt. Von Zwillingsgeburten, deren ältestbekannte der italienische Meister Benozzo Gozzoli in seinen berühmten Fresken zu Pisa darstellt (Abb. 73), kommt nur eine auf etwa achtzig Geburten überhaupt, Drillingsgeburten eine auf ungefähr zehntausend, wobei jedoch eine gewisse Verschiedenheit bei den einzelnen Volksstämmen zu beobachten ist;

Abb. 73. Geburt von Jakob und Esau.
Aus einem Fresko von Benozzo Gozzoli im Campo Santo zu Pisa.

von Vierlingsgeburten kommt je eine auf etwa eine Million Geburten. Eine interessante Darstellung einer Vierlingsgeburt befindet sich im Schlosse Lichtenstein (Württemberg) auf einem Gemälde eines frühen oberdeutschen Meisters, das wir in Abb. 74 wiedergeben. Noch viel seltener sind natürlich Fünflingsgeburten. Eine einzige Sechslingsgeburt ist im Jahre 1888 in der Lombardei vorgekommen. Der Vater, der Standesbeamter war, ist bei der Geburt des ersten, und der Arzt bei der Geburt der übrigen fünf Früchte zugegen gewesen, letzterer hat auch die erste, vor seinem Eintreffen geborene Frucht gesehen. In Hameln existiert ein Denkstein (Abb. 75), auf welchem eine Mutter (Anna Römer, geb. Breyers) mit sieben Früchten, denen sie nach der Inschrift das Leben gegeben haben soll, die aber am elften (oder nächstfolgenden) Tage gestorben sind, abgebildet ist. Auch in Madrid soll (nach der „Opinione" vom 19. März 1899) eine Geburt von (toten) Siebenlingen erfolgt sein.

Je größer die Zahl der Früchte ist, umsomehr behindern sie sich natürlich gegenseitig in ihrer Entwicklung. Schon Zwillinge werden meist einige Wochen vor ihrer Reife geboren und häufig ist der eine von ihnen kleiner, so daß die Sterblichkeit der Zwillinge im ersten Lebensjahr etwa fünfundsiebzig Prozent beträgt. Kommen mehr als drei Früchte vor, so sind sie wohl niemals lebensfähig.

Wenn, wie dies sehr häufig zutrifft, der eine der beiden Zwillinge wesentlich kleiner ist als der andere, oder wenn zwischen der Geburt der beiden Zwillinge mehrere Tage verstreichen, so wird dies von manchen Volksstämmen als ein Beweis dafür angesehen, daß sie zwei verschiedenen Begattungsakten ihr Dasein verdanken. Die Annahme, daß es möglich sei, bei einem Weibe, das bereits schwanger ist, durch neuen geschlechtlichen Verkehr ein zweites Kind zu erzeugen, ist auch von der wissenschaftlichen Medizin, und zwar in älteren Zeiten ziemlich allgemein, aber von einzelnen Vertretern auch noch bis in das letzte Jahrhundert hinein, verfochten worden. In der Tat erscheint es nicht ganz undenkbar, daß zum Beispiel das von einer Menstruation stammende Ei erst durch eine, geraume Zeit nach seiner Lösung stattfindende Begattung befruchtet wird, und daß nun auch das in der nächsten Menstruationsperiode sich lösende Ei noch entweder von demselben Begattungsakt herrührenden lebensfähigen Samen oder auch solchen, der einem späteren geschlechtlichen Verkehr entspringt, vorfindet. Natürlich kann dies niemals für Zwillinge gelten, die aus ein und demselben Ei entstehen.

Photographieverlag von Hofphotograph Fr. Höfle in Augsburg.

Abb. 74. Geburt von Vierlingen.

Bild eines oberdeutschen Malers (um 1450) in der Fürstlichen Galerie des Schlosses Lichtenstein.

Merkwürdiger-

Abb. 75. Denkstein der Siebenlinge der Familie Römer in Hameln.

weise hat nun aber die Annahme einer solchen sogenannten Überbefruchtung bei vielen Völkern auch zu der ganz unbegründeten Meinung geführt, daß Zwillinge nicht von demselben Vater stammen können, und demgemäß wird die Zwillingsschwangerschaft noch jetzt bei solchen Volksstämmen für etwas Schändliches angesehen, und entweder die Mutter samt den Zwillingen, oder wenigstens diese werden getötet. Das gilt zum Beispiel für die Eingeborenen Guineas, Guyanas und für manche Indianerstämme. Bei anderen Völkern wird jedenfalls die Zwillingsgeburt als etwas Unheilvolles angesehen, und auch hier werden die Zwillinge getötet, wie das zum Beispiel fast bei allen australischen Stämmen und bei einigen Stämmen der Negerküste der Fall ist. Bei anderen Völkern wird wenigstens der eine der beiden Zwillinge, und zwar gewöhnlich der zuletzt geborene, getötet, so bei den Indianern in Kalifornien und den Mexikanern. Auch die peruanischen Indianer töten das zuletzt geborene Kind, indem sie es für einen Sprößling des Teufels ansehen. Natürlich gibt es auch allerhand abergläubische Maßregeln, durch die man die Zwillingsschwangerschaft vermeiden zu können glaubt. Auch bei manchen Stämmen unseres Vaterlandes muß deshalb die Schwangere sorgfältig vermeiden, zusammengewachsene Früchte oder Wurzeln zu essen, weil sie dadurch Zwillinge bekommen soll.

Anderseits gibt es doch aber auch wieder viele Volksstämme, die diese Zwillingsschwangerschaft für etwas Glückverheißendes und Segensreiches ansehen und sogar die Eltern von Zwillingen als heilig betrachten. So ist dies bei den Magyaren und Bosniern der Fall, und in unserem Vaterlande wird besonders im Oldenburgischen die Mutter von Zwillingen besonders geachtet und ihr die Kraft zugesprochen, ein Segensband zu knüpfen.

So selten an sich solche Vielfachgeburten sind, so scheinen sie doch bei manchen Frauen infolge individueller Anlage sich mit Vorliebe zu wiederholen.

Eines der auffälligsten Beispiele ist das von Burdach in seiner Physiologie veröffentlichte, in welchem eine Frau in siebenundzwanzig Entbindungen neunundsechzig Kinder zur Welt brachte, und zwar sechzehnmal Zwillinge, siebenmal Drillinge, viermal Vierlinge, niemals ein einzelnes Kind. Nach Geißler hatte Frau Dr. Mary Austin in dreiunddreißigjähriger Ehe

vierundvierzig Kinder, und zwar dreizehnmal Zwillinge, sechsmal Drillinge. Der liebenswürdige Verfasser von „Leberecht Hühnchen", Heinrich Seidel, berichtet in seiner Jugendgeschichte (Von Perlin nach Berlin) von einem Forstrevisor M. in Schwerin, der zweiundzwanzig Kinder von einer Frau hatte.

Durchaus zu unterscheiden ist vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, ob Zwillinge durch gleichzeitige Befruchtung und Entwicklung zweier Eier entstehen, oder ob sich aus einem Ei zwei Früchte entwickeln. Im ersteren Falle können die Zwillinge sehr wohl verschiedenen Geschlechts sein; wenn dagegen beide Zwillinge aus einem Ei stammen, so sind sie immer gleichen Geschlechts. Während ferner im ersteren Falle gar nicht so selten eine sehr ungleiche Entwicklung der Früchte vorkommt, pflegen die Zwillinge, die aus einem Ei stammen, fast immer annähernd gleich gut entwickelt zu sein. Auch sonst sind sie einander immer sehr ähnlich. Sie haben stets ganz gleiche Haar- und Augenfarbe und stimmen übrigens in körperlichen und geistigen Eigenschaften so sehr überein, daß es oft sogar der Mutter Schwierigkeiten macht, sie voneinander zu unterscheiden. Selbst Mißbildungen pflegen, wenn solche vorhanden sind, meist bei beiden in ganz gleicher Weise aufzutreten.

In dem früheren Stadium der Schwangerschaft ist es selbst dem Fachmann ganz unmöglich, bei dem lebenden Weibe festzustellen, ob es sich um eine Zwillingsschwangerschaft handelt. Erst wenn der Herzschlag des Kindes von dem Untersucher gehört werden kann, läßt sich in vielen Fällen die Zwillingsschwangerschaft dadurch sicher feststellen, daß man gleichzeitig Herztöne von verschiedener Schlagfolge hört. Sind die Kinder noch weiter herangewachsen, so kann man auch wohl durch Betastung des Leibes der Schwangeren feststellen, daß eine mit einer einfachen Schwangerschaft nicht vereinbare Mehrzahl großer oder kleiner Kindesteile durch die Bauchdecken zu fühlen ist.

Die normale Schwangerschaftsdauer beträgt vierzig Wochen oder zweihundertundachtzig Tage, berechnet von dem letzten Eintritt der Menstruation. Doch trifft diese Berechnung keineswegs genau zu, und das ist schon deshalb erklärlich, weil weder der Menstruationstermin noch auch der Augenblick des befruchtenden Geschlechtsverkehrs mit dem Augenblick des Eindringens des Samenkörperchens in das Ei zusammenfallen. Von dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch (§ 1592) wird ein Zeitraum von dreihundertundzwei Tagen als der äußerste angesehen, innerhalb dessen die Vaterschaft anerkannt wird. Nach den wissenschaftlichen Erfahrungen muß dieser Zeitraum als viel zu kurz bezeichnet werden. Besonders ist aus den geburtshilflichen Kliniken der Universitäten zu München, Leipzig und Marburg eine ganze Anzahl von Beispielen veröffentlicht worden, in denen besonders Knaben, die mit ungewöhnlich hohem Gewicht zur Welt kamen, höchst wahrscheinlich weit über diese Dauer hinaus getragen worden sind. Eine Dauer von dreihundertunddreißig Tagen, vom befruchtenden Beischlaf an gerechnet, muß noch als möglich bezeichnet werden. Anderseits kann sich die Geburt natürlich infolge der verschiedensten Einflüsse verfrühen. Bei erheblicher Verfrühung vermag der Arzt an manchen Kennzeichen wahrzunehmen, daß die Frucht noch nicht

ihre völlige Reife erlangt hat, jedoch kann das Kind dessenungeachtet bei sorgsamer Pflege am Leben bleiben. Im allgemeinen kann man annehmen, daß dies zutrifft, wenn die Schwangerschaft wenigstens zweihundertundzwanzig Tage gedauert hat; mit den neuerdings konstruierten Couvensen oder Brutkästen, in welchen die unreife Frucht eine der mütterlichen Körperwärme entsprechende Lufttemperatur und die genügende Feuchtigkeit erhält, ist es unter Umständen möglich, selbst noch weniger reife Früchte am Leben zu erhalten.

Im Hinblick auf das Gedeihen der Frucht und die Vermeidung schwerer Geburten unterwerfen sich die Schwangeren fast in allen Ländern ganz besonderen Gebräuchen und Vorschriften. Fast alle Völker begehen, sei es alsbald nach Feststellung der Schwangerschaft, sei es in einer vorgerückteren Zeit, religiöse Zeremonien, wie Opfer und Gebete, oftmals mit Freudenfesten verbunden; bei den Römern wurden sogar besondere Göttinnen verehrt, von denen man einen glücklichen Verlauf der Schwangerschaft und der Geburt erflehte. Auch bei den heutigen christlichen Völkern ist die kirchliche Fürbitte für Schwangere in Gebrauch, und bei den katholischen Christen gelten gewisse Heilige oder Heiligenbilder, Reliquien und Gnadenorte als besonders wirksam in dieser Hinsicht. Anderseits entspricht der Hoffnung auf göttliche Hilfe auch eine weitverbreitete Furcht vor dem Einflusse schädlicher Dämonen, vor dem „bösen Blick", dem „Verschreien" und ähnlichen übernatürlichen Wirkungen, die durch Tragen von Amuletten und allerlei andere abergläubische Praktiken abgewandt werden sollen.

Lediglich als Amulett muß wohl heutzutage auch der bei vielen Völkern gebräuchliche Schwangerschaftsgürtel angesehen werden. Ursprünglich mag er praktischen Zwecken seine Anwendung verdankt haben: in den früheren Schwangerschaftsmonaten kann er, unter den Rippen angelegt, durch Abwärtsdrängen des Bauches die Entstellung der Körperform minder auffällig machen; in späteren wirkt er, tiefer unten angelegt, einem oft sehr beschwerlichen Abwärtshängen des Leibes entgegen. Dazu mag noch der Gedanke gekommen sein, durch starke Einschnürung der Lenden einem allzustarken Wachstum der Frucht und den daraus entstehenden Gefahren der Geburt vorzubeugen. Jedenfalls aber ist es, wie mit so vielen ursprünglich zweckmäßigen Maßregeln, bald dahin gekommen, daß der Gürtel ohne jede Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse und ohne jedes Verständnis für seine Wirkung angelegt wurde, und daß man den dabei beobachteten abergläubischen Zeremonien, den daran befestigten Amuletten oder den darauf geschriebenen oder eingestickten mystischen Formeln allein oder vornehmlich den davon erhofften Nutzen beimaß. Hierhin gehört es auch, daß in der Mark Brandenburg die Haut einer Schlange als Schwangerschaftsgürtel benutzt wird.

Vielerlei verbietet der Aberglauben den Schwangeren aufs dringlichste als höchst nachteilig. So soll die Geburt besonders erschwert werden, wenn die Schwangere sich irgendwie mit Knüpfen und Binden, auch mit dem Anlegen von Armbändern, Ketten u. dgl. befaßt. Dementsprechend darf sie z. B. in der Pfalz weder unter einer Waschleine durchgehen, noch spinnen oder zwirnen. In Franken darf sie auch nicht unter einer Planke durchkriechen. In Siebenbürgen darf sie keine Perlenschnur am Halse tragen, da sonst bei der Geburt die Nabelschnur sich um den Hals des Kindes legen würde. Ebendort und auch in Olden-

burg soll sie nicht über eine Wagendeichsel steigen. Rückwärtsfahren im Wagen wird in Siebenbürgen vermieden, da sonst das Kind verkehrt zur Welt kommen würde. Bei den Bulgaren darf sie nicht mit übergeschlagenen Beinen sitzen. Die Ungarinnen fürchten sich, wenn Mäuse unter ihrem Bett nisten, da sie dann ein verkrüppeltes Kind gebären würden; auch hüten sie sich, in der Schwangerschaft einen Blitz zu sehen, da sonst das Kind einen unwiderstehlichen Wandertrieb erhalten würde. Im Spreewalde fürchtet man, daß das Kind rote Haare haben würde, wenn die Schwangere in den Backofen kriecht, um Flachs zu trocknen. In Altpreußen darf die Schwangere sich nicht am Wasser zu schaffen machen, da sonst das Kind einen Wasserkopf bekäme. Auch darf sie nicht durch irgend eine enge Öffnung sehen, da das Kind sonst schielen würde. In Estland schneidet die Mutter beim Anschneiden des Brotes ein möglichst kleines Käutchen ab, damit das Kind einen kleinen Mund bekomme. In Ungarn, Siebenbürgen und Bulgarien fürchten die Frauen, daß das Kind spät oder niemals sprechen lernen würde, wenn sie ihre Schwangerschaft ableugneten. Weniger in Europa, als bei vielen minder zivilisierten Völkerschaften legt die Schwangerschaft der Frau auch dem Ehemanne zum Teil sehr schwere Pflichten auf. Fast bei allen Völkern Südamerikas wird den Männern während der Schwangerschaft ihrer Gattin Enthaltung von der Jagd und von dem Genusse tierischer Nahrung auferlegt. Dasselbe gilt auch für manche Völkerschaften des Indischen Archipels. Anderseits muß er sich in Grönland der Arbeit enthalten, weil sonst das Kind sterben würde. Bei sehr vielen Stämmen der Indischen Inseln darf der Mann seine Frau während der Schwangerschaft, und selbst noch wochenlang nach der Niederkunft, nicht allein lassen.

Wir haben schon weiter oben von gewissen Lebenserscheinungen bei der Schwangeren gesprochen, die sich fast immer vorfinden, zuweilen aber eine krankhafte Steigerung erfahren. Besonders haben wir von den Übelkeiten und dem Brechreiz gesprochen, der sich mitunter zum Erbrechen aller genossenen Speisen steigert und das Leben der Schwangeren wie ihres Kindes in Gefahr bringt. Auch auf die seelischen Störungen haben wir hingewiesen, die sich zuweilen bis zu wirklicher Geisteskrankheit steigern. Als besondere Schwangerschaftskrankheit, von der unter normalen Verhältnissen nichts zu beobachten ist, die aber doch verhältnismäßig häufig vorkommt, ist die Nierenentzündung der Schwangeren zu erwähnen. Auch die völlig gesunde Niere der Schwangeren unterliegt zuweilen, ohne daß wir uns über die Ursache klar sind, und zwar bei manchen Frauen immer wieder in jeder neuen Schwangerschaft, einer Entzündung, in deren Folge eine ziemlich große Menge von Eiweiß mit dem Urin ausgeschieden wird. Zuweilen ist diese Menge so groß, daß der Urin, wenn man ihn kocht, zu einer festen, geleeartigen Masse erstarrt. Diese Schwangerschaftsniere bringt für die Mutter wie für das Kind sehr erhebliche Gefahren mit sich. Nicht selten steigert sich die Krankheit bis zu völliger Bewußtlosigkeit und zum Auftreten von heftigen Krämpfen bei der Mutter, Erscheinungen, die sich aus der Zurückhaltung schädlicher Stoffe im Blute erklären, und zwar von Stoffen, die auch unter normalen Verhältnissen entstehen, aber durch die gesunde Niere abgeschieden werden, während sie bei ihrer Anhäufung im Blute insbesondere auf das Nervensystem (Gehirn und Rückenmark) einen vergiftenden Einfluß üben. Bei Vernachlässigung dieses Umstandes stirbt das Kind im Mutterleibe ab und auch die Mutter erliegt der Krankheit infolge von Lähmung der Atmungsbewegungen. Es ist daher in solchen Fällen, wo die Eiweißmenge irgend beträchtlich ist und sich zu steigern scheint, notwendig, die Schwangerschaft künstlich zu unterbrechen. Wenn es irgend verantwortet werden kann, sollte man freilich damit warten, bis die Leibesfrucht einigermaßen diejenige Reife erlangt hat, die es ermöglicht, sie nach der Entbindung am Leben zu erhalten. Eine ähnliche Erkrankung, nämlich

auch fast immer mit Eiweißgehalt des Urins, Bewußtlosigkeit und Krämpfen verbunden, aber erst kurz vor, während oder nach der Entbindung mit unerwarteter Heftigkeit auftretend, ist die sogenannte Eklampsie. Man kann gelegentlich bei einer Schwangeren nahe vor dem Geburtseintritt beobachten, wie sie ganz plötzlich, selbst mitten im Gespräch, das Bewußtsein verliert, wie die Atmung aussetzt, so daß der Körper und besonders das Gesicht eine

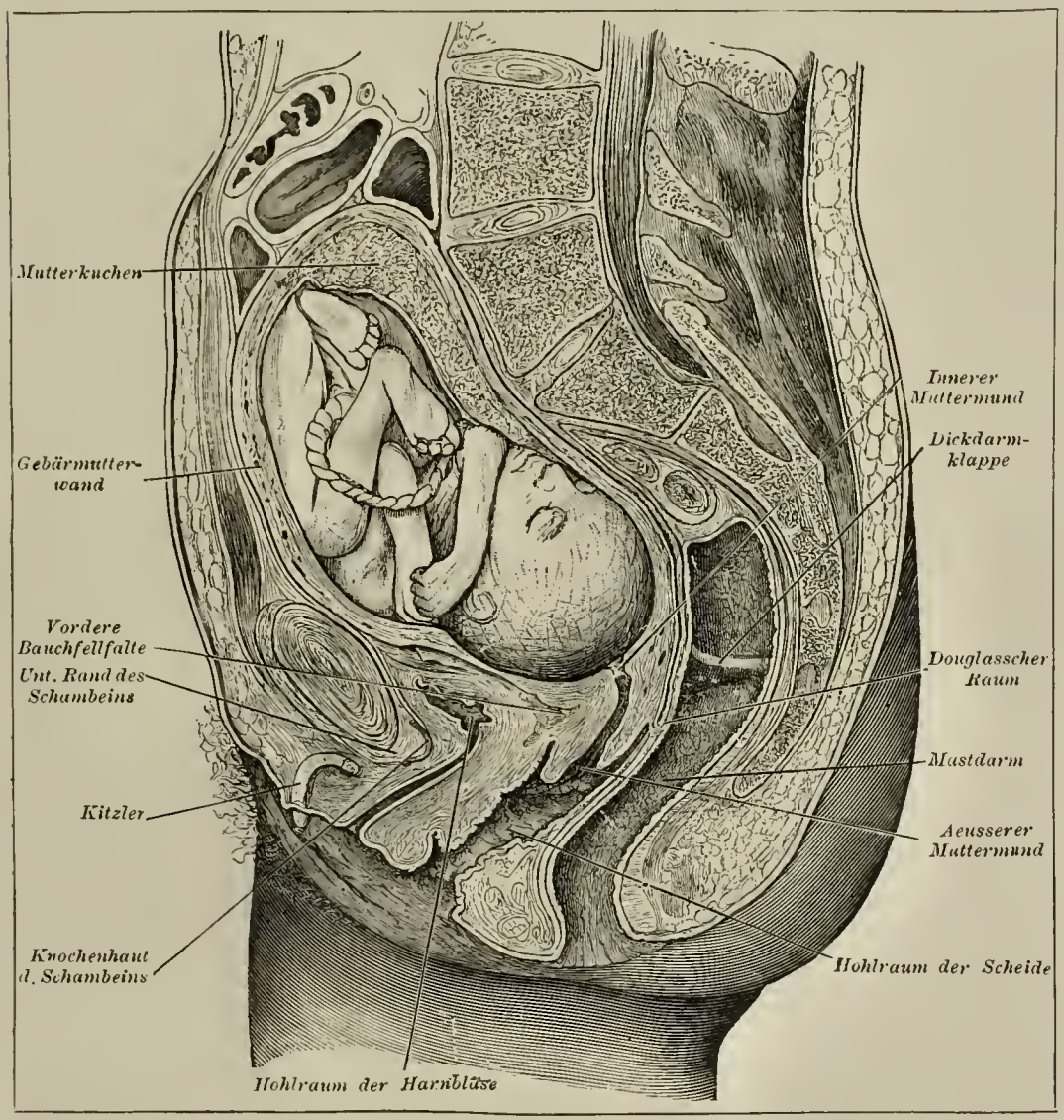


Abb. 76. Haltung der sechsmonatigen Leibesfrucht im Längsschnitt der Schwangeren.

tief schwarzblaue Farbe annimmt, wie dann heftige Krämpfe auftreten, und endlich, nach einem Bruchteil einer Minute oder höchstens einigen wenigen Minuten, die Atmung und das Bewußtsein wiederkehren. Jede Erinnerung an den überstandenen Anfall fehlt. Schon ein einziger derartiger Anfall kann, wenn die Atmung nicht rechtzeitig wiederkehrt, zum Tode führen. In anderen Beispielen wiederholen sich die Anfälle, sei es in immer schwererer, sei es in immer leichterer Form, und zuweilen verschwinden sie wieder von selbst, ohne zum Tode von Mutter und Kind geführt zu haben. Sehr oft aber erfolgt der Tod nach einer größeren oder geringeren Zahl von Anfällen. Die Gefahr für das

Kind ist eine sehr große, aber auch die Schwangere befindet sich in der höchsten Lebensgefahr. Während einige Ärzte eine abwartende Behandlung mit feuchtwarmen Einpackungen, narkotischen Mitteln u. dgl. bevorzugen, steht die Mehrheit der heutigen Fachmänner wohl auf dem Standpunkt, daß auch bei der Eklampsie die Entbindung sofort, wenn nötig auf operativem Wege, vorgenommen werden muß. Fälle, in denen noch nach völliger Entleerung der Gebärmutter eklamptische Anfälle zum Tode führen, kommen zwar vor, sind aber immerhin verhältnismäßig sehr selten.

Abb. 77. Blasen einer Traubenmole.

Solange die Leibesfrucht in der mit dem Schafwasser gefüllten Fruchtblase einigermaßen frei beweglich ist, wechselt sie nicht selten ihre Körperhaltung, so daß der Kopf bald nach oben, bald nach unten, bald nach einer Seite des Leibes der Schwangeren gerichtet ist. In den letzten Schwangerschaftsmonaten geschieht dies nur noch ausnahmsweise. In der größten Mehrzahl der Fälle (93 Prozent) nimmt hier die Frucht eine Haltung ein, bei der der Kopf nach unten gerichtet ist, wobei dann auch wieder meistens der Rücken (56 Prozent) auf der linken Seite des Leibes der Schwangeren etwas nach vorn gerichtet, und in wesentlich selteneren Fällen (27 Prozent) nach rechts liegt (Abb. 76). Viel seltener (5 Prozent) liegt das Köpfchen der Leibesfrucht oben nach dem Zwerchfell gerichtet; in besonders seltenen Fällen (etwa 1 Prozent) liegt einmal die Leibesfrucht ganz quer; wir werden später (S. 120) sehen, daß diese Lage eine Entbindung ohne Kunsthilfe unmöglich macht. Bei Frauen, die oft geboren haben, und insbesondere wenn die Bauchwand der Schwangeren durch ungeeignete Kleidung, übermäßige Körperanstrengungen oder andere Ursachen sehr schlaff geworden ist, sinkt das obere Ende der Leibesfrucht stark nach vorn über und der schwangere Unterleib mit seinem Inhalt hängt über den knöchernen Beckenring nach vorn hinab. Dieser sogenannte Hängebauch der Schwangeren ist sehr lästig und gibt auch gelegentlich zu ungünstigen Haltungen der Leibesfrucht Veranlassung, die die Geburt erschweren. Es ist ratsam, in solchen Fällen eine Leibbinde tragen zu lassen, die dem Bauch normale Formen verleiht. In den ersten Monaten der Schwangerschaft kommt eine andere Abweichung von dem regelrechten Verhalten nicht ganz

selten vor, nämlich die Einklemmung der schwangeren Gebärmutter im Becken. Wenn ausnahmsweise die Gebärmutter statt ihrer normalen, etwas nach vorn geneigten Lage nach hinten über geknickt im Beckenringe liegt und nun schwanger wird, so vergrößert sie sich vornehmlich durch Vorwölbung ihrer Vorderwand, während der Gebärmuttergrund unter dem etwas vorspringenden letzten Lendenwirbel zurückgehalten wird. In diesem Falle drückt sie nicht nur bei weiterem Wachstum den Mastdarm zusammen, sondern preßt auch den Blasenhals gegen den Vorderrand des knöchernen Beckenringes, und zwar schließlich so fest, daß der Urin nur noch tropfenweise entleert werden kann und die Blase sich in übermäßiger Weise mit Urin füllt. Da die Gebärmutter unaufhaltsam weiterwächst, ohne in den freien Raum der Bauchhöhle emporsteigen zu können, so wird der Druck auf die Organe des Beckens allmählich so stark, daß hier einzelne Teile absterben und die Gebärmutter selbst schwere Schädigungen erleidet.

Zur Fehlgeburt kann es dabei kaum kommen, weil der Muttermund ebenfalls ganz nach vorn und oben gegen den knöchernen Beckenring gepreßt wird. Wenn die Schwangere also, insbesondere im vierten Schwangerschaftsmonat, über Urinverhaltung und tropfenweise abgehenden Urin klagt, muß der Arzt versuchen, die Gebärmutter aus dem Becken in die freie Bauchhöhle

Photographieverlag von J. Löwy in Wien

Abb. 78. Diana entdeckt die Schwangerschaft der Nymphe Kallisto.
Nach einem Gemälde von Tizian.

Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.

Abb. 79. Venus von Urbino.
Nach einem Gemälde von Tizian.

hinabzudrängen. Dies wird ihm meistens nur gelingen, wenn er die Schwangere narkotisiert. Sollte sich die Gebärmutter so fest eingeklemmt haben, daß sie auch in der Narkose nicht mehr aus dem Becken hinausgedrängt werden kann, so bleibt nichts übrig, als sie von der Scheide aus anzuschneiden oder anzustechen, wonach dann gewöhnlich die Wiederherstellung der richtigen Lage gelingt, aber freilich eine Fehlgeburt mit Sicherheit eintritt.

Neben den Erkrankungen der Schwangeren gibt es auch solche der Leibesfrucht. Wir wollen, ganz absehend von den Mißbildungen, die hier vorkommen, nur daran erinnern, daß manche Krankheiten der Mutter, insbesondere solche, die mit Fieber verbunden sind, auch das Kind sehr gefährden, da dieses natürlich in jedem Falle die Körpertemperatur der Mutter bald annimmt, und da auch manche im Blut löslichen Giftstoffe aus dem mütterlichen Blut in das des Kindes übertreten können. Zuweilen stirbt die Frucht schon früh ab, während die Eihäute und besonders der Mutterkuchen noch ein gewisses Wachstum erfahren. Es wird dann schließlich eine ungestaltete fleischartige Masse geboren, die man als Mole oder auch als Mondkalb bezeichnet. Eine besondere Art der Mole ist die, bei der die Frucht selbst zu Grunde geht, die Eihäute sich aber in der Weise weiterentwickeln, daß die Chorionzotten die Gestalt erbsen- bis haselnußgroßer Blasen, die mit einer eiweißartigen Flüssigkeit gefüllt sind, annehmen (Abb. 77). Diese sogenannten Blasenmolen wachsen verhältnismäßig sehr schnell, so daß schon der für die Schwangerschaftsdauer auffallend große Umfang des Leibes oder bei genauerer Untersuchung die unverhältnismäßige Größe der schwangeren Gebärmutter den Verdacht auf das Vorhandensein einer Blasenmole nahelegen. Zuweilen wird diese Wahrscheinlichkeit zur Sicherheit durch den Abgang einzelner solcher Blasen. Sehr oft kommt es von selbst zur Ausstoßung der Blasenmole im vierten oder fünften Schwangerschaftsmonat, andernfalls aber muß ihre Entfernung durch den Arzt vorgenommen werden, da die Blasenmole in ihrer Entwicklung zuweilen die Schwangere schwer gefährdet. In vielen Fällen hat man nach Abgang einer Blasenmole sehr bösartige, krebsartige

Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.

Abb. 80. Donna gravida.
Nach einem Gemälde von Raffael.

Abb. 81.
Maria und Elisabeth mit den in ihren Leibern sichtbaren heiligen Embryonen.
Originalaufnahme eines im erzbischöflichen Museum zu Utrecht befindlichen Gemäldes der Kölner Schule (um 1450).

Erkrankungen der Gebärmutter beobachtet, ohne daß die Forscher bisher ganz einig darüber sind, ob diese bösartige Erkrankung eine Folge oder eine Ursache der Blasenmolenbildung ist.

Eines der verhängnisvollsten Ereignisse ist es, wenn das befruchtete Ei sich ausnahmsweise nicht in der Gebärmutter, sondern an irgend einer anderen Stelle im Leibe festsetzt. Es ist wahrscheinlich, daß das außerhalb des Eileiters nur geschehen kann, wenn gleichsam verirrte oder abgesprengte Inseln einer Schleimhaut, die der der Gebärmutter und des Eileiters durchaus entspricht, irgendwo in der Bauchhöhle vorhanden sind. An solchen Stellen kann sich das Ei zunächst ganz wie in der Gebärmutter entwickeln und heranwachsen, aber nur sehr selten bis zur Reife ausgetragen werden. Geschieht dies einmal

wirklich, so wird bei der Lösung des Mutterkuchens an dieser abnormen Stelle eine außerordentlich heftige Blutung in die Bauchhöhle stattfinden, ohne daß die in der Gebärmutter vorhandenen Bedingungen einer rechtzeitigen Stillung der Blutung auch hier gegeben sind. Bei Schwangerschaften im Eileiter kommt dazu, daß dieser durch die Entwicklung des wachsenden Eies überdehnt werden kann und platzt, so daß auch aus seinen Adern eine heftige Blutung eintreten kann. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Frauen, die das Unglück haben, von einer Eileiter- oder Bauchhöhlenschwangerschaft betroffen zu werden, sich während derselben fortwährend in der unmittelbaren Gefahr befinden, sich zu verbluten. Wenn die Anzeichen dieser Verblutung, besonders in Ohnmachtsanfällen, Atemnot und Blaßwerden des Gesichts bestehend, auftreten, kommt ärztliche Hilfe oft schon zu spät. Immerhin werden heutzutage zahlreiche derartige Kranke noch durch einen operativen Eingriff, bei dem freilich meistens die Eröffnung des Leibes nicht zu umgehen ist, gerettet.

Mit der Darstellung der Schwangerschaft hat sich auch die Kunst nicht selten befaßt. Wiewohl ja im allgemeinen dieser Zustand die Körperformen des Weibes entstellt, so gilt das doch, wie es scheint, nach den Anschauungen der Künstler nicht für die frühesten bemerkbaren Stadien. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn einige solche Kunstwerke aufzuzählen sind, in denen der Künstler ganz ohne Nebenzweck den entblößten schwangeren Leib der Frau dargestellt hat. Das ist zum Beispiel der Fall in dem berühmten Gemälde Tizians, das gewöhnlich unter dem Namen der Venus von Urbino (Abb. 79) geht, wahrscheinlich aber das Porträt der Herzogin Eleonora von Urbino darstellt. Derselbe berühmte Maler hat in noch auffälligerer Weise denselben Gegenstand in dem Bilde behandelt, welches darstellt, wie die Göttin Diana den Fehltritt ihrer zur Keuschheit verpflichteten Nymphe Kallisto entdeckt (Abb. 78). Das Original befindet sich in Madrid, Wiederholungen davon im Hofmuseum zu Wien und in der Bridgewatergalerie zu London.

Abb. 82. Mariä Heimsuchung.
Nach einer Radierung von Carlo Maratta.

Auf diesem Gemälde ist übrigens die Nymphe zum Teil bekleidet.

Eine Darstellung desselben Gegenstandes gibt das Marmorrelief von Manot im Marmorbade zu Kassel wieder. Hier ist der Unterleib der Nymphe unbekleidet, und ihre Gefährtin weist mit dem Finger auf dessen Wölbung.

Daß sich Frauen auch bei einer sehr weit vorgeschrittenen Schwangerschaft nicht scheuten, sich abbilden zu lassen, zeigt das berühmte Porträt einer schwangeren Frau von Raffael, die „Donna gravida" (Abb. 80), das im Palazzo Pitti zu Florenz hängt.

Abb. 83. Mariä Heimsuchung (Detail).
Von Raffael.

Begreiflicherweise konnten die Maler, denen es oblag, Kirchen mit Darstellungen aus der Lebensgeschichte Christi und der heiligen Familie zu schmücken, auch den Besuch Elisabeths bei der schwangeren Maria, die sogenannte Heimsuchung Mariä, nicht übergehen, und es fehlt demnach keineswegs an Darstellungen der schwangeren Jungfrau und ihres Gastes. Ein Beispiel von der naiven Darstellungsweise älterer Kunst bietet ein altes Ölgemälde der Kölner Schule aus der Zeit um 1450, das im erzbischöflichen Museum zu Utrecht aufbewahrt wird (Abb. 81). Hier blickt man durch einen Schlitz der Kleidung bis in die Gebärmutter bei beiden Frauen hinein und sieht dort einerseits den sitzenden Jesusknaben, anderseits den knieenden Johannes mit gefalteten Händen, beide mit einem Heiligenschein.

Darauf folgte eine Epoche, in der man wohl den Besuch selbst darstellte, die beiden Frauen aber so gruppierte, daß ihr Zustand überhaupt nicht sichtbar war. Dann aber siegte der Naturalismus über die ästhetischen Bedenken, und wir haben von den hervorragendsten Malern der verschiedensten Schulen Bilder, auf denen der Zustand unverkennbar angedeutet ist (Abb. 82 und 83).

Auf einem niederländischen Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts, das sich im Kgl. Museum in Berlin befindet, betasten sogar die beiden Frauen gegenseitig den vorgewölbten Leib mit der Hand.

Die Geburt.

Durchschnittlich nach Ablauf von zweihundertundachtzig Tagen seit der letzten Menstruation treten bei der Schwangeren ohne nachweisbaren äußeren Einfluß Bewegungen ein, die, normalerweise gleichfalls ohne Nachhilfe von außen, zur Ausstoßung der Leibesfrucht führen. Zunächst sind es ausschließlich abwechselnd vor sich gehende Zusammenziehungen und Erschlaffungen der glatten Muskelfasern, die den größten Teil der Dicke der Gebärmutterwand bilden. Auch in der Schwangerschaft, namentlich gegen Ende derselben, treten zwar leichte derartige Zusammenziehungen der Gebärmutterwand auf; sie sind von dem untersuchenden Arzt wahrzunehmen, und auch die Schwangere selbst empfindet sie, da sie mit einem leichten, kolikartigen Schmerz verbunden sind, zu dem sich auch ein den rheumatischen Schmerzen nicht unähnliches leichtes Ziehen in der Kreuzgegend gesellt. Steht aber die Geburt bevor, so wiederholen sich diese eben geschilderten Erscheinungen in etwas kürzeren Pausen und in allmählich wachsender Stärke, so daß die Schwangere schon kurze Zeit nach der ersten Wahrnehmung wirklich beträchtliche Schmerzen empfindet; diese Zusammenziehungen werden daher auch, sowohl im Volksmunde als in der wissenschaftlichen Ausdrucksweise, als „Wehen" bezeichnet. Die eigentliche Ursache, welche bewirkt, daß diese Zusammenziehungen gerade zu dieser Zeit eintreten, in der die Frucht die Fähigkeit, außerhalb des Mutterleibes fortzuleben, erlangt hat und anderseits noch nicht so groß geworden ist, daß der Durchtritt durch den knöchernen Beckenring unmöglich wäre, hat die wissenschaftliche Forschung bisher nicht sicher aufklären können. Die Zusammenziehungen der Gebärmutterwand würden, da die Gebärmutter mit der Außenwelt nur durch den sehr engen Kanal des Gebärmutterhalses in Verbindung steht, keine Austreibung des Inhaltes herbeiführen können, wenn nicht die Anordnung der Muskelfasern bei diesem Vorgange sich änderte. Im großen und ganzen läuft die Wirkung dieser Zusammenziehungen darauf hinaus, daß die ringförmig um die Längsachse der Gebärmutter kreisenden Muskelfasern sich mehr und mehr in den oberen Teil der Gebärmutter zusammenschieben, so daß dieser Gebärmuttergrund immer dicker und der Kanal des Gebärmutterhalses immer kürzer und immer weiter wird. In dieser Weise wird die dem Ausgange zunächst gelegene Kuppe der Fruchtblase mehr und mehr in den unteren Teil der Gebärmutter und des Gebärmutterhalses hinabgedrängt und dieser dadurch passiv gedehnt, während die nach der Scheide führende Öffnung der Gebärmutter immer größer und größer wird.

Die Wehen dauern normalerweise nicht ununterbrochen an, sondern treten anfangs in größeren Zwischenräumen, dann längere Zeit in Pausen von drei bis fünf Minuten auf und dauern nur etwa je eine Minute; sie steigern sich jedesmal ziemlich schnell bis zu ihrer größten Stärke, um dann langsamer abzuklingen. Während derselben fühlt sich die Gebärmutter bei Betastung durch die Bauchdecken steinhart an, während sie in den Pausen weich wird und die Gebärende von Schmerzen frei ist.

Hat die Öffnung der Gebärmutter nach der Scheide hin eine gewisse Größe erlangt, so bewirkt jede Zusammenziehung des Organs, daß die mit dem Schafwasser gefüllte Fruchtblase sich in dieser Öffnung etwas vorwölbt, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Vorrücken der gewölbten Blase in den Muttermund erheblich mit dazu beiträgt, diesen zu dehnen und zu erweitern (Abb. 84).

Liegt nun das Kind, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit dem Kopfe, und zwar mit dessen Scheitelgegend, nach unten gerichtet, so wird durch die Zu-

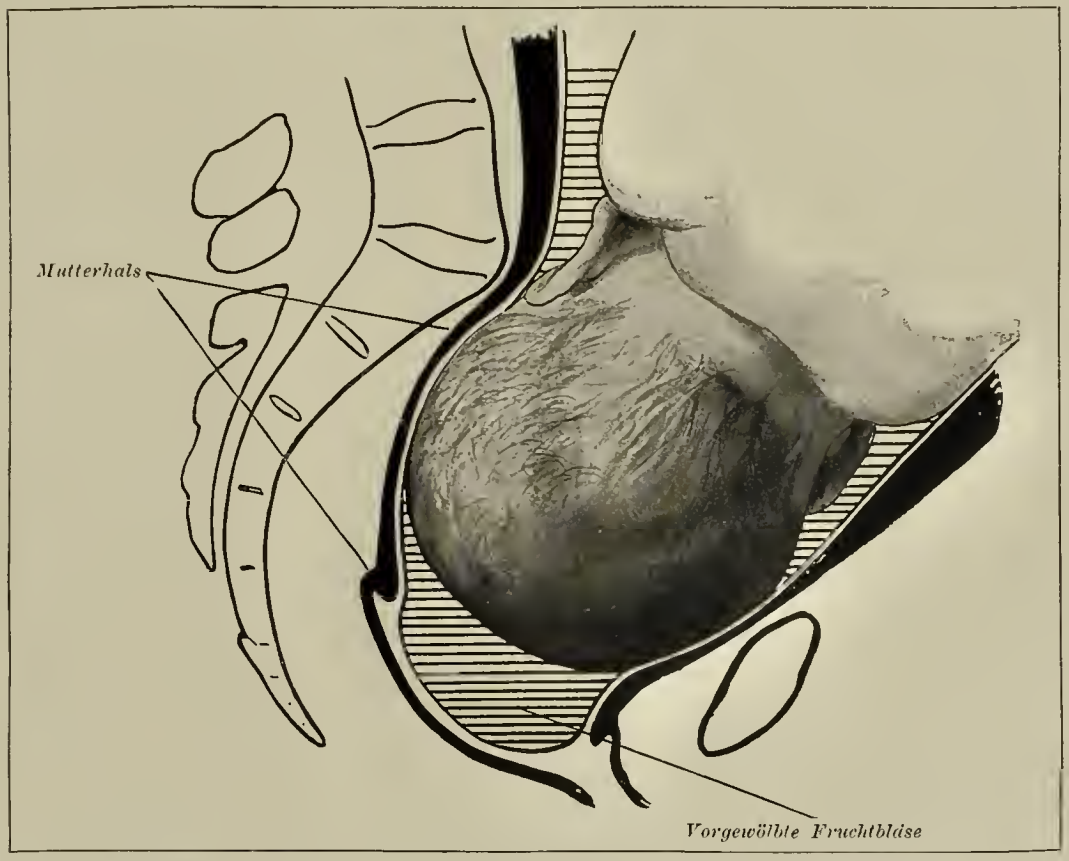


Abb. 84. Vorrücken der gewölbten Fruchtblase in den Muttermund.

sammenziehungen der Gebärmutter die ganze Frucht mit dem Kopfe voran ebenfalls gegen den Ausgang hingedrängt, und sobald der Muttermund die entsprechende Größe erlangt hat, daß die Wölbung des Schädels sich in ihn hineindrängen kann, trägt dies wohl mit dazu bei, den Muttermund noch mehr zu erweitern.

Da nun die Gebärmutter durch ihren Zusammenhang mit den Scheidenwänden, vornehmlich aber durch die seitlich an ihrem Grunde ansetzenden runden Mutterbänder festgehalten ist und nach oben nicht ausweichen kann, so muß bei diesen Zusammenziehungen der vorangehende Teil der Leibesfrucht in den Beckenring hinein- und schließlich durch diesen hindurchgedrängt werden. Unter normalen Verhältnissen steckt er bereits ziemlich fest in dem Eingange des Beckenringes, wenn der Muttermund „verstrichen" ist, das heißt, wenn sich dieser so weit geöffnet hat, daß die Gebärmutter mit der

Scheide zusammen nur noch einen durch keine Einschnürung unterbrochenen Schlauch darstellt. Um diese Zeit pflegt dann auch der auf die Fruchtblase ausgeübte Druck so groß geworden zu sein, daß diese platzt und ein Teil des Fruchtwassers durch die Scheide abfließt. Dieser Vorgang bewirkt, daß der vorangehende Teil der Frucht sofort noch etwas fester in den Beckenring hineingepreßt wird, wodurch das völlige Abfließen des gesamten Fruchtwassers unmöglich gemacht ist. Man pflegt diesen Teil des Geburtsvorganges von dem Beginne der Wehen bis zum Verstreichen des Muttermundes und Springen der Fruchtblase als die „Eröffnungsperiode" zu bezeichnen. An sie schließt sich die sogenannte „Austreibungsperiode" an. Mit ihr tritt, fast ohne daß der Wille der Gebärenden dabei mitspricht, bei jeder neuen Wehe der unwiderstehliche Drang auf, durch Anhalten des Atems und kräftige Zusammenziehung der gesamten Bauchmuskeln die Zusammenziehungen der Gebärmutter selbst zu unterstützen, also ähnliche Kraftanstrengungen auszuüben, wie sie in etwas schwächerem Maße bei jedem schwereren Stuhlgang ausgeübt werden, um die Entleerung des Mastdarms zu bewirken. Die Gebärende wendet die sogenannte „Bauchpresse" an, oder, wie man noch kürzer sagt, sie „preßt mit". Wo es möglich ist, sucht sie sogar durch Anstemmen der etwas gekrümmten Beine gegen das Fußende des Bettes, und wenn man ihr einen Halt für die Hände gewährt, auch durch kräftiges Ziehen an diesem Halt die Ausstoßung der Leibesfrucht zu beschleunigen. Die Wehen treten jetzt meist etwas häufiger, ungefähr alle zwei bis drei Minuten auf und werden erheblich schmerzhafter als vorher. Die Frucht selbst gleitet hierbei allmählich mit dem vorangehenden Teil durch die engste Stelle des Beckenringes hindurch, die übrigen Teile folgen. Dabei bewirkt die Form des Kanals, durch den die Frucht durchgepreßt wird, gewisse Drehungen des Kindes um seine Längsachse und gewisse Biegungen und Windungen desselben, über deren mechanische Ursachen die Fachmänner manche einander widerstreitenden Ansichten ausgesprochen haben, die uns aber hier nicht besonders interessieren können. Schließlich bemerkt man, daß der vorangehende Teil des Kindes in dem untersten Abschnitte der Scheide angelangt ist und vornehmlich den sogenannten Damm, das heißt die Haut- und Muskelpartie zwischen dem After und der Scheidenöffnung, stark vorwölbt. Indem er gegen diesen Damm andrängt und ihn dehnt, dehnt er zugleich auch die Hauptpartien zu beiden Seiten der Scheidenöffnung, und nach einigen weiteren Wehen bemerkt man, daß die Öffnung der Scheide zu klaffen beginnt, und daß in ihr ein Stückchen des vorangehenden Kindesteils, meist also des Schädels, sichtbar wird. Anfangs schließt sich die Öffnung in der Wehenpause wieder, bald aber ist die Dehnung so weit vorgeschritten, daß der Scheitel auch in der Wehenpause sichtbar bleibt. Nun genügen eine oder wenige weitere Wehen dazu, daß der Kopf die Öffnung der Scheide, die eine außerordentliche Elastizität besitzt, völlig erweitert, und plötzlich drängt er sich, meist mit dem Hinterhaupte nach dem Bauche der Gebärenden, mit dem Gesicht gegen den After zu gewendet, bis an den Hals hervor. Die nächste Wehe, von der Bauchpresse unterstützt, drückt auch die Schultern heraus, meist so, daß die dem

Bauche zugewendete zuerst sichtbar wird. Haben die Schultern sich freigemacht, so folgt der übrige, weniger umfangreiche Teil des Kindes schnell ohne weitere Mitwirkung der Gebärenden. Das Kind ist zur Welt gekommen; von der Mitte des Bauches führt die Nabelschnur noch bis in die Gebärmutter hinein zu dem Mutterkuchen, der dort noch mit der Gebärmutterwand im Zusammenhange steht. Zu dieser Zeit tritt eine längere Pause in den Wehen ein, und meist erst nach etwa einer Viertelstunde folgen noch weitere, schwächere Wehen, die dazu führen, daß der Mutterkuchen sich von der Gebärmutterwand loslöst, zunächst frei in der Gebärmutterhöhle liegt, dann aber ebenfalls hinausgepreßt wird.

Sobald die Loslösung des Mutterkuchens von der Gebärmutter vor sich geht, hört natürlich jede Möglichkeit auf, daß die Leibesfrucht noch aus dem mütterlichen Blute den für die Atmung erforderlichen Sauerstoff erhalte. Es tritt sehr rasch für das Kind, wie bei jeder Erstickungsgefahr , ein Mangel an Sauerstoff und ein Überschuß an Kohlensäure im Blute auf. Der Überschuß an Kohlensäure wirkt aber, wie bei jedem Menschen, so auch bei der Frucht, als ein Reiz auf gewisse Punkte des Zentralnervensystems, von denen aus die Anregung zu kräftiger Tätigkeit der Atmungsmuskulatur des Brustkorbes erfolgt. Das Kind beginnt also die ersten Atemzüge in seinem Dasein zu machen, durch die die bis dahin zusammengefallene Lunge mit atmosphärischer Luft gefüllt und aufgeblasen wird. Meist schließt sich daran sogleich auch kräftiges Schreien, das vollends dazu beiträgt, auch die letzten Bläschen der Lunge mit Luft zu füllen und jedes Läppchen dieses Organs aufzublähen. Von jetzt ab geht die Atmung bis zum Tode des Menschen durch Wachen und Schlaf in automatischer Weise und in annähernd unverändertem Rhythmus weiter.

Mit dem ersten Atemzuge tritt aus mechanischen Gründen, deren Darlegung hier nicht erforderlich erscheint, eine Änderung in dem Blutkreislaufe ein. Das Herz treibt kein Blut mehr in die beiden zum Mutterkuchen führenden Schlagadern, und es kommt demnach in der Nabelschnur bald zu einer Blutstauung, so daß sie an beliebiger Stelle durchtrennt werden kann, ohne daß diese Verletzung einen Blutverlust für das Kind mit sich brächte. Bei manchen wilden Völkerschaften trennt die Mutter selbst mit einem scharfen Stein oder irgend einem anderen Instrument durch Zerschneiden oder durch Zerbeißen der Nabelschnur das Kind von dem Mutterkuchen; in unseren zivilisierten Verhältnissen pflegt man meist, noch ehe der Mutterkuchen geboren ist, die Nabelschnur mit einer Schere durchzuschneiden und tut dann allerdings gut, sie vorher zwischen dem Kinde und der Schnittstelle mit einem Bändchen fest zuzuschnüren, da es zu dieser Zeit noch nicht zur Blutstockung gekommen ist und das Kind andernfalls leicht Blut verlieren könnte. Aus Reinlichkeitsgründen bindet man meistens auch das andere Ende der Nabelschnur ab, um zu verhüten, daß das Blut aus dem Mutterkuchen in das Bett der Gebärenden ströme.

In etwa dreiundneunzig Prozent aller Geburten kommt, wie wir sahen,

das Kind mit dem Kopfe, und zwar dann fast ausnahmslos mit dem Scheitel voran auf die Welt. Schwieriger ist die Austreibung aus rein mechanischen Gründen, wenn das Gesicht der vorangehende Teil ist, und noch ungünstiger, fast nur durch Kunsthilfe zu vollenden, verläuft die Geburt, wenn die Stirn vorangeht. In etwa fünf Prozent der Fälle geht das Kind mit dem Steiß voran, wobei der Geburtsverlauf sich meist etwas verzögert. Auch entstehen alsdann zuweilen noch gewisse andere Schwierigkeiten, über die weiter unten zu sprechen sein wird. In etwa einem Prozent der Fälle liegt das Kind vor Eintritt der Geburt quer und kann alsdann ohne Kunsthilfe höchstens geboren werden, wenn es so klein und schlaff ist, daß es sogar in zusammengefaltetem Zustande mit der einen Schultergegend voran durch die weiten Geburtswege hindurchgepreßt werden kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß für einen glatten und leichten Verlauf der Geburt vier Umstände besonders in Betracht kommen: erstlich die Größe des Kindes, zweitens dessen möglichst vorteilhafte Lage im Mutterleibe, drittens die Weite des knöchernen Beckenringes, und viertens die Kraft der Muskulatur, durch deren Zusammenziehungen die Frucht ausgetrieben wird. In geringerem Maße spielt auch die Elastizität der Weichteile, deren Dehnung für den Durchtritt der Frucht erforderlich ist, eine gewisse Rolle. Sind diese Verhältnisse alle günstig, so kann die Geburt offenbar auch ohne jeden Beistand von anderer Seite erfolgen, und es ist dann keineswegs wahrscheinlich, daß die Mutter durch den Geburtsvorgang selbst in einem Grade erschöpft werden sollte, der sie hinderte, die Abnabelung des Kindes selbst vorzunehmen und auch weiter ohne andere Hilfe für sich und das Neugeborene zu sorgen.

In der Tat sprechen die Berichte der Reisenden und derjenigen Personen, die längere Zeit unter Naturvölkern gelebt haben, dafür, daß bei vielen davon die Geburten in dieser einfachen Weise erledigt werden, das heißt, daß die Schwangere bis zum Eintritt ihrer Geburt ihre gewohnte Arbeit oder selbst eine mit ihrem Stamme unternommene Wanderung nicht unterbricht, die Geburt dann in wenigen Stunden und zuweilen selbst in dem Bruchteil einer Stunde ohne Beistand erledigt, ihr Kind abnabelt, reinigt und alsbald ihre Arbeit wieder aufnimmt oder dem weiterwandernden Stamme folgt. Aber auch in Europa, und selbst unter den höchstzivilisierten Völkern dieses Erdteils sind Beispiele für einen derartig leichten Geburtsverlauf keineswegs sehr selten. Ich selbst habe unter den Personen, die sich in Krankheiten an mich gewandt haben, Beispiele von Frauen kennen gelernt, die wiederholt ohne jeglichen Beistand niedergekommen sind und sowohl bis zum Eintritt der Geburt als auch alsbald nach deren Ablauf schwere Landarbeit ohne nachweislichen Schaden ausgeführt haben.

Was die Größe des Kindes anbetrifft, so kommt es dabei nur sehr wenig auf den Rumpf und die Gliedmaßen an, da diese stets einen geringeren Umfang haben und außerdem sich mit ihren weicheren Formen der Gestalt des Kanals, den sie passieren müssen, verhältnismäßig leicht anpassen. Es ist der Kopf, dessen Umfang vornehmlich in Betracht kommt, und es mag nicht ganz

ohne Bedeutung sein, daß bei den zivilisierten Völkern infolge der Wichtigkeit, die die Gehirntätigkeit dort hat, eine mehrtausendjährige Zuchtwahl zu einer Vergrößerung des Gehirns und dementsprechend auch des Schädels geführt hat. Anderseits hat bei den weniger zivilisierten Völkern eine anders gerichtete natürliche Zuchtwahl dafür gesorgt, daß der knöcherne Beckenring der Weiber in seiner Weite den Anforderungen der Geburt entspricht. Wo die künstliche Geburtshilfe ganz fehlt oder in durchaus rohen, vielfach geradezu unzweckmäßigen Eingriffen besteht, muß fast jede Frau, deren Beckenring überhaupt zu eng ist oder wenigstens dem Durchtritt der Frucht bei einigermaßen ungünstiger Haltung Schwierigkeiten entgegengesetzt, bei der Geburt in viel höherem Maße gefährdet sein oder selbst sicher zu Grunde gehen. Es kann sich also eine derartige Mißbildung unmöglich vererben, und Beckenabnormitäten kommen nur infolge rein individueller Mißbildungen, Krankheiten oder mechanischer Einwirkungen, das heißt also äußerst selten vor. Was solche Krankheiten anbetrifft, so ist es bei den eng zusammenwohnenden Städten unserer zivilisierten Völker hauptsächlich die sogenannte englische Krankheit oder Rhachitis, die wegen der in der Kindheit vorhandenen Weichheit und Biegsamkeit der Knochen zu Beckenverengerungen führt. Diese Krankheit scheint bei den Naturvölkern vollständig zu fehlen. Eine ähnliche mit Knochenerweichung verbundene Krankheit ist die Osteomalacie. Sie ist in manchen Gegenden Deutschlands auch auf dem Lande stark verbreitet, scheint aber bei den Naturvölkern ebenfalls nicht vorzukommen. Was die Haltung der Frucht anbetrifft, so läßt sich wohl annehmen, daß unvorteilhafte Lagerung derselben im Mutterleibe fast immer auf schädliche Gewohnheiten in der Kleidung und vor allem auf Erschlaffung der Bauchmuskulatur zurückzuführen ist, und es ist sehr begreiflich, daß bei Naturvölkern, aber auch bei der hart arbeitenden Klasse der zivilisierten Nationen einerseits beengende Kleidersitten keinen Eingang finden können, anderseits die Arbeit selbst zur Stählung und Kräftigung der Bauchmuskulatur in genügender Weise beiträgt, so daß hier solche abnormen Haltungen der Leibesfrucht überaus selten sind. Aus demselben Grunde besitzen diese von der Kultur weniger geschädigten Weiber gewöhnlich auch die Fähigkeit, sofort nach Schluß der Eröffnungsperiode die Bauchpresse in so ausgiebiger Weise anzuwenden, daß die Austreibungsperiode mit einigen wenigen Wehen beendigt wird.

Da die Eröffnungsperiode, zumal wo keine abnormen Widerstände zu überwinden sind, den weit weniger schmerzhaften Teil der Geburtsarbeit bildet, und nur die Austreibungsperiode heftigere Schmerzen verursacht, so ist es ohne weiteres verständlich, daß der so viel kürzere Verlauf der Austreibungsperiode bei den Naturvölkern und in der arbeitenden Klasse der zivilisierten Nationen auch die Qualen der Geburt erheblich verringert; und zwar geschieht dies nicht nur im Verhältnis zu der Abkürzung der Austreibungsperiode, sondern es ist dabei auch noch zu bedenken, daß die Widerstandsfähigkeit des Weibes gegen Schmerzen sich auch während der Austreibungsperiode mit jeder neuen Wehe verringert und insbesondere auch die kleinen Verletzungen,

die bei der Geburtstätigkeit vorkommen, mit der Dauer der Austreibungsperiode mehr und mehr empfunden werden. Daher ist es wohl einzusehen, daß die Leiden der Gebärenden, wenn sie die Austreibungsperiode mit einigen wenigen Wehen erledigen kann, auch ganz objektiv wesentlich geringer sind, als bei einer Frau, bei der die Austreibungsperiode vielleicht mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Demgemäß gehen die Berichte der Reisenden übereinstimmend dahin, daß die Geburtsarbeit bei den Naturvölkern meist auch ohne jede Schmerzäußerung erledigt wird. Übrigens wäre es unrichtig, zu glauben, daß das bei den Frauen der zivilisierten Völker und selbst bei denen der wohlhabenden Klassen nicht auch recht häufig vorkäme. Es gibt auch hier zahlreiche Frauen, die mit dem Aufwand von etwas Selbstbeherrschung und Stolz die Geburt durchmachen, ohne ihre Schmerzäußerungen über ein leises Stöhnen hinaus zu steigern.

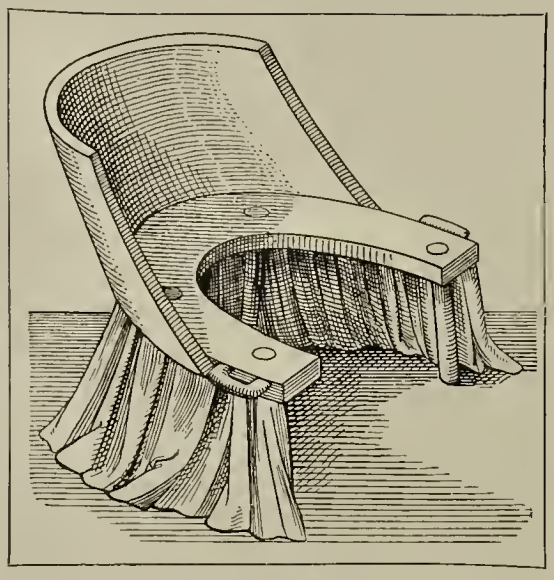


Abb. 85. Deutscher Gebärstuhl des sechzehnten Jahrhunderts. Nach Jakob Rueff.

In welcher Körperstellung die Gebärende niederkommt, scheint für die Erleichterung der Geburt im allgemeinen gleichgültig zu sein. Es bilden sich in dieser Hinsicht zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern Gewohnheiten heraus, die man fast als Moden bezeichnen könnte. Auf bildlichen Darstellungen aus dem alten Ägypten finden wir die Gebärende in knieender Stellung. Bei den alten Griechen und Römern, dann aber auch bis weit ins Mittelalter bei den von der römischen Kultur beeinflußten Nationen wurde der Geburtsstuhl (Abb. 85) angewendet, ein Sessel, bald mit, bald ohne Lehne, dessen Sitz einen von dem Vorderrande ausgehenden tiefen Ausschnitt hatte. Auch in Abb. 86 sitzt die Kreißende auf einem solchen Geburtsstuhl; im Vordergrund erblickt man eine Hebamme, neben ihr auf einem Tische zwei von ihr während einer Geburt verstümmelte tote Kinder, was auf den Tiefstand des damaligen Hebammenwesens Bezug hat. Immerhin war daneben auch zu allen Zeiten bei denselben Völkern die Niederkunft in liegender Stellung auf gepolsterten Bänken oder Betten üblich, wie das sowohl gewisse aus dem Altertum herrührende bildliche Darstellungen als auch der Text der medizinischen Werke lehren. In Mexiko war, wie uns sowohl Malereien als auch plastische Darstellungen zeigen, die Niederkunft in hockender Stellung die übliche. Im großen und ganzen dürfte es bei normalen Verhältnissen ziemlich gleichgültig sein, welche dieser Stellungen gewählt wird; nur ist allerdings nicht zu übersehen, daß, wenn etwa die Fruchtblase springt, bevor der vorangehende Teil der Leibesfrucht fest in den Beckenring eingepreßt ist,

sehr leicht bei aufrechter, also stehender, knieender, sitzender oder hockender Stellung eine Nabelschnurschlinge aus der Fruchtblase vorfallen kann, und daß dieses Ereignis, wenn nicht alsbald zweckmäßige Hilfe geleistet wird, fast sicher den Tod des Kindes unter der Geburt zur Folge hat. Solch ein vorzeitiges Springen der Fruchtblase kommt aber schon bei verhältnismäßig geringfügigen Abnormitäten, und demnach keineswegs ganz selten vor. Wir werden daher der bei uns jetzt üblichen horizontalen Lagerung der Gebärenden den Vorzug zuerkennen müssen. Dabei kann die Frau wieder entweder auf dem Rücken, oder auf einer Seite liegen; in ersterem Falle werden die Kniee beim Austritt der Leibesfrucht etwas angezogen und gespreizt, da die aneinanderliegenden Schenkel ein Hindernis bilden könnten. Bei der Seitenlage wird das untere Bein gestreckt, das oben liegende im Knie gebeugt und gegen den Bauch angezogen. Die zuletzt geschilderte Lagerung ist diejenige, bei der der geburtshelferische Beistand, insbesondere der Schutz des Dammes gegen Einreißen, am leichtesten und wirksamsten ausgeübt werden kann.

Abb. 86. Die unvorsichtige Kindermutter.
Titelbild aus „Des Getreuen Eckharts Unvorsichtige Hebamme 1715".

Haben wir bisher die Geburt unter ganz normalen Verhältnissen betrachtet und der Leistung irgendwelchen Beistands dabei nur andeutungsweise gedacht, so bedarf es doch noch einer kurzen Übersicht über die verschiedenen Störungen, die dabei vorkommen und sowohl das Leben der Mutter als das des Kindes in hohem Grade gefährden. Des vorzeitigen Sprunges der Fruchtblase haben wir allerdings soeben schon Erwähnung getan. Abgesehen davon, daß das vorstürzende Fruchtwasser in solchem Falle, besonders leicht bei aufrechter Körperhaltung, eine Nabelschnurschlinge herausspülen kann, die dann, wenn der vorangehende Teil tiefer in den knöchernen Beckenring tritt, gegen diesen gedrückt wird, so daß die Sauerstoffzufuhr für das Kind, bevor es noch zu atmen in der Lage ist, abgeschnitten wird, leidet auch die Geburt in anderer Hinsicht unter diesem unerwünschten Ereignis. Es fehlt der dehnende Einfluß, den die vorgewölbte Kuppe der Fruchtblase auf den Muttermund ausübt, und die völlige Eröffnung des letzteren verzögert sich daher. Es geht ferner das Frucht-

wasser größtenteils verloren, so daß die Zusammenziehungen der Gebärmutter und die Bauchpresse nicht mehr durch Vermittlung der Flüssigkeit einen gleichmäßigen Druck auf den ganzen Körper des Kindes ausüben, sondern vorzugsweise nur auf die hervorragenderen Teile des Körpers wirken. Die Geburt verzögert sich daher oft in verhängnisvollster Weise und ist wesentlich schmerzhafter als unter normalen Verhältnissen. Zuweilen kommt auch ohne vorzeitiges Springen der Blase ein fast völliger oder völliger Mangel an Fruchtwasser vor und bewirkt ähnliche Störungen. Anderseits ist auch ein Übermaß von Fruchtwasser nicht ganz selten vorhanden. Dieses bringt den Nachteil mit sich, daß die Bauchdecken schon in der Schwangerschaft übermäßig gedehnt werden und demzufolge bei der Geburt in der Austreibungsperiode nicht kräftig genug mitpressen können.

Daß *abnorme Größe des Kindes* die Geburt erschweren muß, leuchtet ohne weiteres ein; in noch höherem Grade gilt das selbstverständlich von *Mißbildungen*, und besonders, wenn eine übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in den Höhlen des Gehirns, der sogenannte Wasserkopf, den Kopf der Frucht sehr vergrößert, oder wenn eine Geschwulst oder ein Gewächs von beträchtlicher Größe vorhanden ist. Zwillings- und Drillingsgeburten bringen erstlich auch wieder den Nachteil einer übermäßigen Dehnung der Bauchdecken während der Schwangerschaft mit sich, überdies aber hindern sie einander zuweilen gegenseitig an der Einnahme der für die Geburt vorteilhaftesten Stellung, und gelegentlich haken sich wohl auch unter der Geburt Gliedmaßen oder Vorsprünge des Körpers, wie insbesondere das Kinn der einen Frucht an irgend einem Winkel oder einer Ausbuchtung des Körpers der anderen so ein, daß sich die beiden Früchte ebenfalls gegenseitig im Vorrücken behindern. Noch größere Störungen verursachen *abnorme Haltungen* der Leibesfrucht. Wie wir schon kurz erwähnten, wird diese wesentlich schwerer geboren, wenn statt des Scheitels das Gesicht vorangeht, und die Geburt ist ohne Kunsthilfe unmöglich, wenn die Stirn am tiefsten tritt. Geht der Steiß des Kindes voran, so kann die Geburt ganz ohne Kunsthilfe und ungestört verlaufen, sofern die Arme des Kindes an die Brust angezogen bleiben. Schlagen sich diese aber getrennt an den Seiten des Kopfes empor, so daß nach Geburt des Kindes der Kopf gleichzeitig mit den beiden Armen durch den Beckenring durchtreten muß, so kann dies nur bei ungewöhnlich geringer Größe der Frucht ohne Schwierigkeit vor sich gehen. Andernfalls ist der Beckenring nicht geräumig genug, um den Kopf mit beiden Armen gleichzeitig leicht durchtreten zu lassen. Entweder bleibt dann das Kind völlig stecken, oder der Durchtritt des Kopfes verzögert sich wenigstens so sehr, daß der Blutumlauf in der Nabelschnur, die hierbei vom Kopf gegen die Beckenknochen gepreßt wird, völlig ins Stocken gerät und das Kind, das ja in diesem Zustande auch noch nicht die Lungen zur Atmung benutzen kann, den Erstickungstod stirbt. Für die Mutter bringen alle jene Verzögerungen der Geburt, bei denen der vorangehende Teil durch die Zusammenziehungen der Gebärmutter und durch die Bauchpresse übermäßig lange in den Beckenring gepreßt wird, ohne ihn passieren zu können,

die große Gefahr mit sich, daß in den hier gegen den Knochen gedrückten Weichteilen der Blutumlauf verhindert wird, daß diese infolgedessen in beträchtlicher Ausdehnung absterben und später als tote Masse ausgestoßen werden. Am häufigsten erleidet ein solches Schicksal das Gewebe der Vorderwand der Scheide samt der anliegenden Wand der Harnblase. Wenn hier ein größeres oder kleineres Stück abstirbt und ausgestoßen wird, so bleibt natürlich eine offene Verbindung zwischen Blase und Scheide, eine sogenannte Blasenscheidenfistel, zurück, und infolgedessen läuft später der Urin des Weibes ununterbrochen durch die Scheide ab. Dieses Leiden, das das Weib zu steter Unreinlichkeit verurteilt und für die menschliche Gesellschaft fast unerträglich macht, war in früheren Zeiten unheilbar. Erst seit einigen Jahrzehnten ist die ärztliche Kunst so weit vorgeschritten, daß die meisten Blasenscheidenfisteln durch eine Operation mit einiger Sicherheit geschlossen werden können. In denjenigen Fällen, in denen dies auch heute nicht möglich ist, versucht man durch sinnreich konstruierte Gummibeutel, die mittels Bandagen am Körper der Frau befestigt werden, einigermaßen Abhilfe zu schaffen.

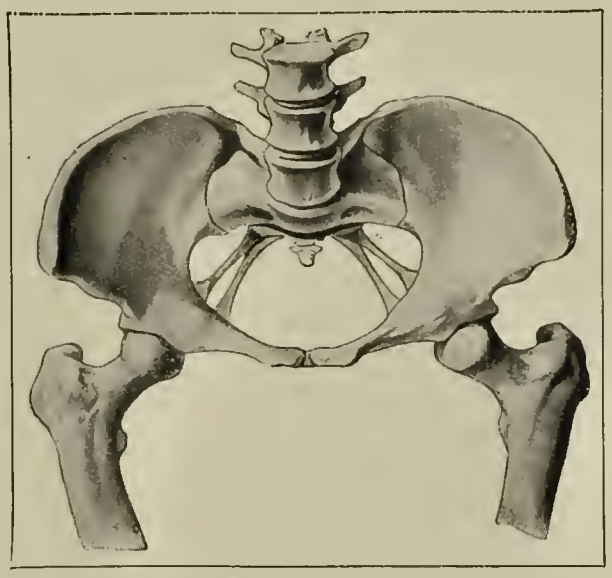


Abb. 87. Verdrückung des Beckens durch englische Krankheit.

Besonders ungünstig ist eine Querlage der Leibesfrucht, bei der durch die Geburtstätigkeit die eine Schulter abwärts gedrückt wird. In dieser Stellung kann die Frucht auch wieder nur dann geboren werden, wenn sie noch ganz klein und unreif oder wenn sie bereits abgestorben und dadurch schlaff und weich geworden ist. In diesem Falle kann sie durch einen weiten Beckenring auch wohl mit der Schulter voran durchgepreßt werden. Im andern Falle keilt sie sich immer fester ein, und die Wehentätigkeit in der Gebärmutter vermag sie nicht mehr weiter hinabzubefördern, sondern bewirkt nur, daß immer mehr und mehr von der Muskelwand des Organs selbst sich oberhalb der Leibesfrucht zusammenzieht, und derjenige Teil, der die Frucht selbst umschließt, immer dünner und dünner wird, bis er endlich reißt und die Gebärende sich an dieser schweren Verletzung verblutet.

Auch wenn Gestalt und Haltung der Leibesfrucht durchaus normal sind, können nun jedoch wiederum die größten Geburtsstörungen dadurch entstehen, daß der knöcherne Beckenring mißgeformt ist. In manchen Fällen, besonders bei Personen von zwerghaft kleinem Wuchs, besitzt der Beckenring ganz normale Formen und ist nur in allen seinen Maßen zu klein, um einer reifen und ausgewachsenen Frucht den Durchtritt zu gestatten. In anderen Fällen ist

der Ring nur in irgend einer Richtung, meist in der Richtung von vorn nach hinten, zuweilen jedoch auch in seinem schrägen Durchmesser, verdrückt, so daß der ziemlich gleichmäßig runde Kopf des Kindes wiederum nicht hindurch kann. Solche Verdrückungen (Abb. 87) entstehen besonders häufig schon in den früheren Lebensjahren des Kindes infolge der englischen Krankheit, die mit einer mangelhaften Ablagerung von Kalksalzen im Knochengewebe und daher mit allzu großer Weichheit der Knochen verbunden ist. Von einigen ganz seltenen Mißbildungen des Beckens wollen wir hier absehen, aber noch des Vorkommnisses gedenken, daß infolge einer Einwärtsknickung der Lendenwirbelsäule diese als ein gegen die Bauchhöhle einwärts ragender Vorsprung vor dem Beckeneingange ein Hindernis für den Eintritt der Frucht ins Becken bildet.

Abgesehen von den knöchernen Teilen der Geburtswege können aber auch die Weichteile selbst ein Hindernis für den glatten Verlauf der Geburt bilden. Schon das Gewebe des Gebärmutterhalses ist gelegentlich, sei es infolge einer Erkrankung, die an dieser Stelle aufgetreten ist, sei es wegen fester Narben, die von einer früheren Entbindung zurückgeblieben sind, sei es endlich infolge einer Änderung des Gewebes, die bei Personen aufzutreten pflegt, welche bis zu sehr vorgerücktem Alter niemals schwanger waren, so fest und undehnbar, daß er sich auf natürlichem Wege nicht genügend eröffnet. Weiter kann eine ähnliche Starrheit und Festigkeit des Scheidenkanals vorliegen, und zuweilen finden sich sogar quere Verschlüsse innerhalb der Scheide, die das Vorrücken der Leibesfrucht verhindern. Endlich bietet unter ähnlichen Verhältnissen, besonders auch wieder bei alten Erstgebärenden, der Damm durch seine Festigkeit und mangelhafte Elastizität ein Hindernis, das noch im allerletzten Stadium der Geburt deren Vollendung aufhalten kann.

Eine besondere Gefährdung erwächst der Gebärenden selbst und ihrem Kinde zuweilen aus dem regelwidrigen Sitz des Mutterkuchens. Ist dieser nicht im Grunde der Gebärmutter, sondern nahe dem Gebärmutterhalse entstanden, so bedingen schon die ersten Zusammenziehungen der Gebärmutter eine Verschiebung der Gebärmutterwand gegen den Mutterkuchen und führen dazu, daß er sich zum Teil von der Gebärmutter abspaltet. Hierbei werden jene großen Bluträume zum Teil eröffnet, die den Mutterkuchen durchsetzen, und es kommt, schon lange ehe der Muttermund eröffnet ist, zu Blutungen aus der Gebärmutter, die manchmal außerordentlich stark sind. In unglücklichen Fällen tritt dieses Ereignis ganz plötzlich ein, zu einer Zeit, wo keine sachverständige Hilfe zur Hand ist, und die Schwangere fällt dem Verblutungstode anheim. Aber selbst wenn ärztliche Hilfe rasch bei der Hand ist, ist es zuweilen nicht möglich, rechtzeitig eine Blutstillung herbeizuführen oder die Geburt künstlich zu beendigen. Das Kind findet in dem ausgebluteten Mutterkuchen nicht mehr die Möglichkeit, sich auf dem Wege durch die Nabelschnur mit Sauerstoff zu versorgen, und stirbt im Mutterleibe den Erstickungstod. Aber auch die Mutter kann sich noch unter den Händen des Arztes verbluten.

Wenn nun auch, wie wir sahen, die Geburt unter ganz normalen Verhältnissen ohne jeden menschlichen Beistand erledigt werden kann, so gibt es doch selbstverständlich kein noch so primitives Naturvolk, bei dem nicht auch häufig genug Geburtsstörungen vorkommen. Je tiefer in der Kultur das Volk nun steht, umsomehr ist es geneigt, solche Geburtsstörungen dem Einfluß überirdischer Mächte, schädlicher Dämonen zuzuschreiben. Daher besteht ein Teil der in solchem Falle angewandten Gebräuche in allerlei Mitteln und Maßregeln zur Fernhaltung oder Verscheuchung solcher Dämonen. Beschwörungen, Gesänge, auf primitiven Instrumenten ausgeführte Musik, auch einfach Geschrei und anderer Lärm werden angewandt, um die bösen Geister zu verscheuchen. Kreidestriche werden um die Gebärende gezogen, oder sie wird wohl gar in Mannskleidung gesteckt, um die Dämonen, die sie suchen, irrezuführen. Beim russischen Volke wird aus ähnlichen Gründen die Zeit der voraussichtlichen Niederkunft auf das sorgfältigste, selbst vor nahestehenden Personen, geheimgehalten. Eine große Rolle spielen fast bei allen Völkern die Amulette. Dahin gehören Bündel bestimmter Pflanzen, bei den alten Deutschen besonders des Labkrauts, das man in das Bett der Gebärenden legte und das noch heute beim Volke als das „Bettstroh unserer lieben Frauen" bekannt ist. Auch manche Steine, besonders der Jaspis, der Onyx, der Smaragd sollten ähnlich wirken. Von den ältesten Zeiten bis heute mißt man eine große Wirkung dem sogenannten Adlersteine zu, der angeblich im Neste des Adlers gefunden wird. Der Adlerstein ist ein Klapperstein, das heißt ein hohler Stein, in dessen Höhlung sich ein kleineres Steinchen befindet, so daß er beim Schütteln klappert. Es sind fast immer annähernd kugelige Massen von ockerfarbigem oder rotbraunem Toneisenstein, die konzentrisch geschichtet sind, so daß durch Lösung einer Schicht von der anderen leicht ein derartiges Gebilde entstehen kann. Sie finden sich nicht sehr selten in den Tonen der Braunkohlenformation, so zum Beispiel sehr schön bei Priesen nächst Aussig. Natürlich sind auch auf Papier und Pergament geschriebene Zauberformeln oder fromme Sprüche oder Namen gewisser Heiliger oder Engel als Amulette vielfach in Gebrauch.

Dies führt schon wieder zu der Idee, gegen die bösen Absichten schädlicher Dämonen die Hilfe guter Geister oder Gottheiten anzurufen, und solche sind in der Tat bei fast allen Völkern anerkannt, die überhaupt eine etwas höher ausgebildete Religion besitzen.

Schon bei den Babyloniern war Astarte die Göttin, die glückliche Geburten verlieh. Sie wurde von den Griechen mit ihrer Aphrodite identifiziert. Bei den alten Assyrern entsprach ihr die Göttin Belet oder Mylitta. Unter dem etwas veränderten Namen Lilith drang deren Anerkennung bei den Juden ein, doch wurde sie hier zu einer schädlichen und gefürchteten Gestalt, die man noch jetzt vom Lager der Gebärenden fernzuhalten sucht, indem man die Namen der drei Engel, die nach der Sage von Gott beauftragt wurden, sie zu ertränken, aufschreibt und den Gatten der Gebärenden im Nebenzimmer Gebete sagen läßt. Diese Lilith ist wohl auch identisch mit der in Ägypten als Ilithia, von den Arabern als Al-Ilâhat verehrten Göttin. Diese war unzweifelhaft gleichzeitig auch die Mondgöttin, und so haben auch die Perser unter dem Namen Anahita ihre Mondgöttin gleichzeitig als Beförderin der Geburt verehrt.

Bei den alten Griechen war Here, die Götterkönigin, als Vorsteherin der Ehen gleichzeitig Beförderin der Geburten. Daneben aber war der Kultus der Eileithyia, die

mit der Göttin des Mondes und der Jagd, der Artemis, identifiziert wurde, von Ägypten her eingedrungen.

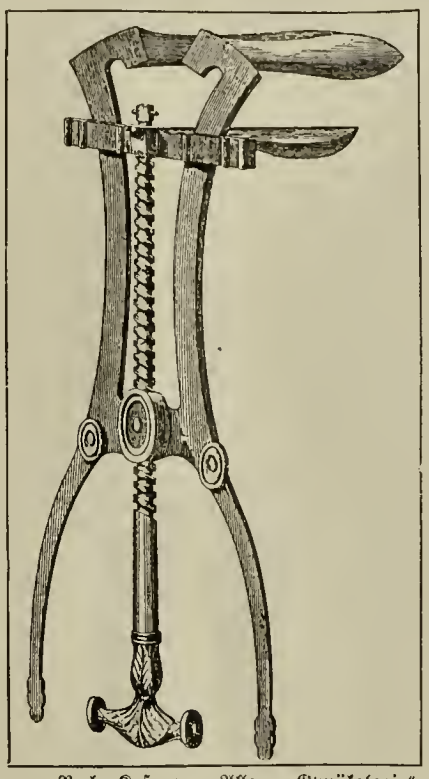
Die Römer verehrten die der Here entsprechende Juno und die der Astarte entsprechende Diana, beide mit dem Beinamen Lucina, als hilfreiche Göttin der Geburt. Daneben gab es dann noch allerlei Gottheiten niederen Ranges, wie die drei Dii nixii oder wie die Göttinnen Prosa und Postverta.

Es wäre unmöglich, hier die entsprechenden Gottheiten aller Völker, von denen uns solche bekannt sind, aufzuzählen. Es mag die Erwähnung genügen, daß bei den Slawen ebenfalls eine weibliche Hauptgottheit, die Zlata Baba, bei den Ungarn die Nagyasszony, bei den Lappen die Sarakka, bei den Letten die Laima als solche verehrt werden, während daneben auch wieder Untergottheiten, den deutschen Schutznornen vergleichbar, unter verschiedenen Namen angerufen werden.

Die katholische Kirche, die überall bemüht gewesen ist, möglichst entsprechende Personen an die Stelle der alten heidnischen Gottheiten zu setzen, sieht als die höchste Schützerin bei der Geburt die der Juno entsprechende Jungfrau Maria an, während daneben die heilige Margarete etwa die Diana ersetzt. Von den männlichen Heiligen werden besonders St. Christophorus, St. Rochus und St. Leonhard bei der Geburt angerufen.

Immerhin ist es natürlich, daß sich fast nirgends der Mensch auf solche übernatürliche Hilfe allein verlassen hat, sondern daß sich beinahe überall wenigstens die einfachsten Anfänge einer Art von Geburtshilfe entwickelt haben. Schon der Umstand, daß die Entbindung mit Schmerzen verbunden ist, bringt es mit sich, daß sie das Mitgefühl nahestehender Personen erregt, und daß in diesen der Drang, die Leiden der Gebärenden zu lindern oder abzukürzen, erweckt wird. Außerdem aber ist die Gebärende, wenn sie nicht eine besonders kräftige Natur hat, immerhin in den ersten Minuten und selbst Stunden nach Austritt des Kindes ermattet und geschwächt, so daß es begreiflich ist, daß die ihr nahestehenden Personen ihr wenigstens die erste Sorge um das Neugeborene abnehmen. Das höchste Interesse an dem letzteren hat nach den Anschauungen der meisten Volksstämme der Vater, und es ist daher begreiflich, daß eine weitverbreitete Sitte diesem die Pflicht auferlegt, das Kind aufzunehmen, die Nabelschnur zu durchtrennen und selbst die erste Reinigung und Einhüllung des Kindes vorzunehmen. Aus solcher Hilfeleistung entsteht fast naturgemäß die Gepflogenheit, daß da, wo die Geburt selbst ohne weitere Nachhilfe zu stocken scheint, der Mann, vielleicht nur in seiner Ratlosigkeit, sich entschließt, auch direkt fördernd auf die Entbindung einzuwirken, indem er etwa den Leib der Kreißenden umfaßt oder sonst irgendwie zusammenzudrücken bemüht ist oder wohl auch an bereits geborenen Teilen der Leibesfrucht zieht, wenn diese nicht von selbst vorzurücken scheint. Anderseits gibt es freilich, auch sogar unter den wildesten Volksstämmen, solche, bei denen es nicht für anständig oder würdig gilt, wenn der Mann sich mit derartigen Geschäften befaßt, sondern wo dieser Beistand entweder der Mutter oder den Freundinnen der Gebärenden überlassen bleibt. Aus dem Beistand solcher Freundinnen, von denen man naturgemäß die älteren und erfahreneren bevorzugte, hat sich jedenfalls das berufsmäßige Hebammentum entwickelt, das wir doch auch schon bei vielen sonst recht tief in der Kultur stehenden Völkerschaften finden. Natürlich sind das nicht durch regelmäßigen Unterricht ausgebildete

und geprüfte Frauen, sondern wiederum nur solche, denen Alter und aus eigenen Geburten herrührende Erfahrung ein vermeintliches Sachverständnis geliefert haben, und die nun ihre Hilfe gegen einen meist allerdings nur in freiwilligen Geschenken bestehenden Entgelt, immerhin gewerbsmäßig, zur Verfügung stellen. Natürlich ist ihr Beistand auch nur ein ziemlich wertloser. Die Abnabelung, Reinigung und Einhüllung des Neugeborenen besorgen sie ja in der Regel ganz sachgemäß; die Hilfeleistungen dagegen, die sie bei wirklichen Geburtsstörungen gewähren, sind, soweit wir das verfolgen können, fast immer gänzlich unzweckmäßig und tragen weder zur Erleichterung der Entbindung, noch zur Verminderung der Lebensgefahr für Mutter und Kind bei. — Gehen wir auf die ältere Geschichte der Kulturvölker zurück, so finden wir auch nicht sehr viel bessere Zustände. Selbst die Hippokratischen Bücher kennen eigentlich nur Räucherungen, Schüttelungen und ähnliche wirkungs- und wertlose Manipulationen als Hilfsmittel bei schwerer Entbindung. Auf der Höhe der klassischen griechischen Medizin scheint der Handgriff der inneren Wendung entdeckt worden zu sein, der darin besteht, daß bei einer ungünstigen Lage des Kindes im Mutterleibe, die eine Geburt ohne Kunsthilfe unmöglich macht, die Hand der hilfreichen Person bis in die Gebärmutter eingeführt wird, dort einen der Füße der Leibesfrucht ergreift und durch Herabziehen dieser Gliedmaße das Kind in eine Lage bringt, bei der es unter Vorangehen des einen Fußes und des Steißes die Geburtswege passieren kann. Doch auch dieser Handgriff scheint dann wieder für viele Jahrhunderte in Vergessenheit geraten zu sein. Großen Wert legte die alte Medizin auf die Anwendung sogenannter Gebärmutterspecula, Spreizvorrichtungen, mittels deren der Endabschnitt des Geburtskanals durch Anziehen einer Schraubenspindel gedehnt wurde (Abb. 88): ein Verfahren, das wir als unnötig gänzlich wieder verlassen haben. Sonst wurde in allen ernsthaften Schwierigkeiten die Zerstückelung des Kindes im Mutterleibe vorgenommen, wofür man eine große Menge verschiedenartig geformter und benannter Messer und Zangen erfunden hatte. Diese auch für die Gebärende sicher sehr gefährliche Operation wurde selbst von den Hebammen vielfach ausgeführt. Als nach der Völkerwanderung, während deren so viele Kulturfortschritte wieder verloren gegangen waren, die Geburtshilfe auf Grund der alten Lehrbücher, besonders durch die Araber, wieder erweckt wurde, führte eine falsche Übersetzung des Wortes „speculum“



Nach „Koßmann, Allgem. Gynäkologie“.

Abb. 88. Gebärmutterspeculum, gefunden in Pompeji 1819.

Nach Felkin.

Abb. 89. Kaiserschnitt in Uganda (Zentralafrika).

dazu, daß man der Gebärenden einen Spiegel unterlegte und allerlei mystische Wirkungen von dessen Anwendung erwartete.

Mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften in der Epoche der sogenannten Renaissance nahm auch die Kunst der Geburtshilfe einen raschen Aufschwung, der nicht nur in dem allgemein herrschenden Streben und Wetteifern nach Förderung des Wissens und Könnens seinen Grund hatte, sondern zweifellos auch in der rasch wachsenden Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers wurzelte, die durch die früher unzulässige Zergliederung menschlicher Leichname entstand. Die ersten großen Fortschritte in der Geburtshilfe bestanden in der schon vorher erwähnten Wiederentdeckung der inneren Wendung der Leibesfrucht und in der Einführung des Kaiserschnitts an der Lebenden. Von jeher hat man freilich zur Rettung des Kindes den Kaiserschnitt an der Toten geübt, das heißt unmittelbar nach dem letzten Atemzuge der sterbenden Schwangeren die äußeren Bauchdecken und die Gebärmutterwand aufgeschlitzt und das Kind auf diesem Wege zur Welt befördert. Der Zweck war nicht nur die Rettung des ausgetragenen lebensfähigen Kindes, sondern, bei der Bedeutung, die die christliche Kirche der Taufe für die Rettung der menschlichen Seele beilegte, mußte die gewaltsame Entbindung selbst des unreifen, aber lebenden Kindes in solchen Fällen aus religiösen Gründen vorgenommen werden. Es war eigentlich naheliegend genug, die Operation, die man an der eben Verstorbenen so oft ausgeführt hatte, auch an der Sterbenden vorzunehmen, zunächst weil sich dadurch die Aussichten auf Erhaltung des Kindes sehr verbesserten, dann aber ferner, weil man in allen denjenigen Fällen auch auf Rettung der Mutter hoffen durfte, in denen die Geburtsschwierigkeiten selbst die einzige Lebensgefahr für diese darstellten. Aus solchen Gründen ist selbst bei einigen Volksstämmen, die auf einer sonst ziemlich niedrigen Kulturstufe stehen hier und da, zum Beispiel in Uganda ([Afrika] Abb. 89), der Kaiserschnitt in Gebrauch gekommen. In der Zeit der Renaissance wurde er ziem-

Nach Scultetus.

Abb. 90. Die Ausführung des Kaiserschnitts an der lebenden Kreißenden in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

lich häufig (zuerst 1610 durch Trautmann in Wittenberg [Abb. 90]) und zunächst auch mit recht gutem Erfolge ausgeführt, kam dann aber für längere Zeit wieder fast völlig ab, weil die Ergebnisse ungünstiger wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das die Folge einer Häufung von vermeintlichen Verbesserungen und Vorsichtsmaßregeln war, die in Wirklichkeit neue Schädlichkeiten in das Verfahren einführten.

Der zweite große Fortschritt, dessen wir gedenken müssen, war die Erfindung der unschädlichen Kopfzange (Abb. 91). Zangen zum Packen der Frucht im Mutterleibe gab es längst, doch waren diese Instrumente mit scharfen Zähnen oder schneidenden Flächen versehen, bei deren Anwendung man darauf verzichtete, das Kind am Leben zu erhalten, und nur bemüht war, es, sei es auch in Stücken, aus dem mütterlichen Leibe zu entfernen. Die Zange, von der hier die Rede ist, und die sich in ihren wesentlichen Formen bis heute in Gebrauch erhalten hat, endigt in stumpfen Löffeln, die den Kopf der Leibesfrucht von der Seite her umfassen und sich ihm flach anlegen, ohne ihn zu verletzen. Dieses Instrument ermöglicht, den vorangehenden Kopf auch da ans Tageslicht zu ziehen, wo die Schwäche der austreibenden Kräfte oder der Widerstand der mütterlichen Weichteile die Geburt zum Schaden für Mutter und Kind verzögern.

Abb. 91.
Unschädliche Kopfzange.

Der dritte große Fortschritt bestand in der Erfindung der Anwendung des Äthers, des Chloroforms und ähnlicher Betäubungsmittel bei der Geburt. Wenn auch zunächst bei Anwendung dieser Mittel die Absicht nur dahin ging, der Gebärenden ihre Leiden zu erleichtern, so überzeugte man sich bald, daß diese Erfindung noch viel wichtigere Dienste zu leisten im stande war. Die sachgemäß geleitete Narkose führt auch zu einer vollständigen Erschlaffung aller jener Muskeln, die unserer Willkür unterworfen sind, ja bei noch weiter fortschreitender Vertiefung zu einer Lähmung jener unserem Willen nicht unterworfenen Muskulatur, die aus glatten Fasern besteht und gerade auch die Gebärmutterwand bildet. Die Erschlaffung der willkürlichen Muskeln, die sich besonders bei der Erregung von Schmerzen oft krampfhaft zusammenziehen, beseitigt sowohl bei der Geburt ohne Kunsthilfe als auch ganz besonders bei allen geburtshelferischen Eingriffen ein wesentliches Hindernis, so daß die erforderliche Operation viel schneller und in sehr viel schonenderer Weise ausgeführt werden kann, oft sogar erst durch die Narkose ermöglicht wird.

In den allerneuesten Zeiten hat man nun die Kunst der Geburtshilfe noch um zwei nicht unwichtige Methoden bereichert, nämlich um den soge-

nannten Scheidenkaiserschnitt, der darin besteht, daß man im Falle höchster Dringlichkeit die noch geschlossene Gebärmutter von der Scheide aus aufschneidet, und die beckenerweiternden Operationen, die darin bestehen, daß man den knöchernen Beckenring, wenn seine abnorme Enge dem Kinde nicht den Durchtritt gestattet, an irgend einer Stelle durchsägt, so daß er sich um einige Zentimeter aufbiegen läßt.

Ein großer Übelstand stellte sich freilich bei den abnormen Geburten und bei den übrigens so sinnreichen Maßnahmen zu ihrer glücklichen Beendigung heraus: die große Häufigkeit, in der nach solchen Eingriffen schwere fieberhafte Erkrankungen auftraten, die nicht nur zu bleibendem Siechtum, sondern allzuoft auch zum Tode im Wochenbett führten, wie ihn uns an dem Beispiele der Rahel, der Veroneſe Cignaroli in ergreifender Weise darstellt (Abb. 92).

Zumal die öffentlichen Entbindungshäuser wiesen eine geradezu furchtbare Sterblichkeit der Entbundenen auf. Es war ein großes, leider zu Lebzeiten des Entdeckers nicht gewürdigtes Verdienst, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der in Wien und Budapest tätig gewesene Geburtshelfer Semmelweis erklärte, daß diese Wochenbettsfieber durch Krankheitserreger hervorgebracht würden, die der Geburtshelfer oder die Hebamme mit ihren Händen auf die Gebärende, und von der erkrankten Gebärenden wieder auf andere noch gesunde übertrüge. Die peinlichste Reinigung der Hände des Geburtshelfers und die Abtötung der daran haftenden Krankheitserreger, nach Semmelweis' zweckmäßigem Vorschlage mit Chlorwasser, das dann später durch mancherlei andere chemische Mittel ersetzt wurde, folgte aus dieser Erkenntnis. Zu dieser „Desinfektion" der Hände gesellte sich einige Jahrzehnte später die von dem hervorragenden deutschen Geburtshelfer Kaltenbach vorgeschlagene Vorsichtsmaßregel, die darin bestand, daß alle bei der Entbindung angewandten Instrumente aus Materialien hergestellt wurden, die ihr Auskochen vor jedesmaligem Gebrauch zuließen. Auch hierdurch wurde die Möglichkeit einer Übertragung von Krankheitserregern außerordentlich verringert. Man hat dann noch besondere Vorrichtungen erdacht, um auch Schürzen, Watte und dergleichen Stoffe, die mit der Gebärenden in Berührung kommen können, anfangs durch Eintauchen in chemische Flüssigkeiten, später durch die Einwirkung strömenden Wasserdampfes, so zu reinigen, daß auch mit ihnen Krankheitserreger unmöglich übertragen werden können.

Mit Hilfe aller dieser Vorsichtsmaßregeln ist es gelungen, die Gefährlichkeit geburtshilflicher Operationen auf ein Minimum herabzudrücken, und man kann heute sagen, daß die von einem Geburtshelfer, der auf der Höhe des modernen Könnens und Wissens steht, geleitete Entbindung selbst unter den abnormsten Verhältnissen kaum noch nennenswerte Gefahren für die Gebärende in sich schließt. Bei den lediglich von der Hebamme oder einem vielbeschäftigten praktischen Arzte geleiteten Geburten ist das Verhältnis leider noch nicht so günstig, ohne daß freilich diesen verdienstvollen Berufsklassen ein Vorwurf daraus gemacht werden kann. Unsere Hebammen sind meist materiell so ungünstig gestellt, daß sie nicht nur auf die eigenhändige Besorgung ihres

gesamten Haushalts, sondern auf vielfach noch gröbere Nebenarbeit angewiesen sind. Es ist ganz unmöglich, daß ihre Hände dabei jenen Grad von Glätte und Geschmeidigkeit bewahren, der eine wirklich sorgfältige Entfernung aller Krankheitserreger, die sich in den Rauhigkeiten der Haut festsetzen können, zuläßt. Die Ärzte aber, die der allgemeinen Praxis nachgehen müssen, können es nicht vermeiden, dabei vielfach mit Krankheitserregern, besonders auch mit denen des Eiters, in Berührung zu kommen, und da sie ihre Hände nicht, wie ihre Instrumente, auskochen können, so ist es unvermeidlich, daß auch trotz sorgfältiger Reinigung hin und wieder einmal lebende Krankheitserreger an ihren Händen haften bleiben.

Zur vollständigen Beendigung der Geburt gehört, wie schon oben erwähnt wurde, die Ausstoßung des Mutterkuchens. In ganz außerordentlich seltenen Fällen kann dieser zwar dem Kinde selbst vorangehen, und es liegt dann sowohl für die Gebärende wie für das Kind eine überaus große Gefahr vor. In der Regel aber folgt er erst nach etwa einer Viertelstunde, zuweilen noch viel später. Daher ist der ebenfalls allgemein gebräuchliche Name „Nachgeburt" durchaus berechtigt. Wir hatten auf Seite 90 geschildert, wie sich die zottenförmigen Ausbuchtungen der Eihaut mit ähnlichen Ausbuchtungen der mütterlichen Schleimhaut ineinander verzinken, um den Mutterkuchen zu bilden. Diese Verzinkung ist beim Menschen und einem Teil der Säugetiere eine so feste, daß eine Trennung in der Grenzschicht zwischen mütterlichem und kindlichem Körper unmöglich wird. Dafür tritt während der

Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Abb. 92. Tod der Rahel. Nach einem Gemälde von Giambettino Cignaroli.

Schwangerschaft in den tieferen Schichten der Gebärmutterschleimhaut ein Verfettungsvorgang ein, und wenn nun nach Ausstoßung des Kindes die Gebärmuttermuskulatur fortfährt, sich kräftig zusammenzuziehen, so spaltet sich in dieser Verfettungsschicht der Mutterkuchen von der übrigen Gebärmutterwand los und liegt nun locker in der Höhle der Gebärmutter. Natürlich werden dabei alle jene mütterlichen Adern, die Blut zu dem Mutterkuchen und von dort wieder zurückführen, durchrissen, und es entsteht eine beträchtliche Blutung von dieser Wundfläche aus in die Gebärmutterhöhle und von da nach außen. Doch kann sich die Gebärmutterwand nach Abspaltung des Mutterkuchens alsbald weiter kräftig zusammenziehen, und diese Zusammenziehung selbst drückt die eröffneten Adern mehr und mehr zusammen, so daß sie selbst die erforderliche Blutstillung besorgt. Ist vollends durch diese Zusammenziehungen der Mutterkuchen herausgedrückt — wobei auch wieder die Bauchpresse mitwirkt —, so ist damit das Hindernis für die vollständige Verkleinerung der Gebärmutter beseitigt, und diese zieht sich nun zu einem fast steinhart anzufühlenden Körper zusammen, womit jede Möglichkeit weiterer Blutung aufhört.

Nicht immer jedoch entspricht der Verlauf der Nachgeburtsperiode der hier geschilderten Norm. Es gibt Fälle, in denen entweder die Verfettungsschicht, von der wir sprachen, nicht zusammenhängend oder nicht nachgiebig genug geworden ist, oder auch die Zusammenziehungen der Gebärmutter infolge der Erschöpfung der Gebärenden oder aus irgendwelchen anderen Gründen nicht kräftig genug sind. In solchem Falle kann die Ablösung des Mutterkuchens stunden-, tage-, selbst wochenlang auf sich warten lassen. Eine solche Verzögerung ist nicht so nachteilig, wie manche glauben. Immerhin legt es der Wunsch, die Geburt und mit ihr die Möglichkeit weiterer unerfreulicher Zwischenfälle endlich beendigt zu sehen, der Hebamme, oder wenn ein Arzt zugegen ist, diesem nahe, eine allzu langwierige Nachgeburtsperiode künstlich abzukürzen. Das kann in den meisten Fällen durch einen kunstmäßig vom Bauche her auf die Gebärmutter ausgeführten Druck geschehen. In manchen Fällen freilich haftet die Gebärmutter so fest, daß ein solcher äußerer Druck nicht genügt, um den Mutterkuchen zu entfernen. Ist vollends die Lösung zum Teil zu stande gekommen und haftet der Mutterkuchen nur noch teilweise an der Gebärmutterwand, so hindert das die Zusammenziehung, die für die Blutstillung, wie wir sahen, erforderlich ist, und der fortdauernde Blutverlust der Gebärenden zwingt dazu, die vollständige Abschälung der Nachgeburt mit der in die Gebärmutter eingeführten Hand vorzunehmen. Dies ist immer schon ein für die Gebärende nicht ganz unbedenklicher Eingriff. Erfolgte die Zurückhaltung der Nachgeburt wegen der Muskelschwäche der Gebärmutter, so ist nun auch zu fürchten, daß sie sich selbst *nach Entfernung des Mutterkuchens* nicht ausreichend zusammenzieht, und in solchem Falle kann der Blutverlust in einer für die Gebärende verhängnisvollen Weise fortdauern. Dem Arzte stehen freilich mancherlei Mittel zur Verfügung, die Zusammenziehung des Organs anzuregen, und in den meisten Fällen wird

er damit Erfolg haben. Besonders schlimm ist es, wenn ein Stückchen der Nachgeburt in der Gebärmutterhöhle zurückgeblieben ist. Dieses wirkt auf die Gebärmutter als ein Reiz, der sie veranlaßt, nach jeder kräftigen Zusammenziehung wieder zu erschlaffen, und bei dieser Erschlaffung beginnt begreiflicherweise immer sofort wieder die Blutung aus der Wundfläche. Es kommt nicht selten vor, daß an diesem unerwünschten Ereignis Mütter noch Stunden und Tage nach vermeintlicher Beendigung der Geburt zu Grunde gehen.

Das Wochenbett.

Auf Seite 120 ist dargetan worden, wie bei so manchen Naturvölkern, aber auch sogar bei unserer Landbevölkerung die Geburt oft genug so normal verläuft und die Gebärende so wenig erschöpft, daß diese sich alsbald nach Ausstoßung der Nachgeburt der ersten Sorge für das Neugeborene und gleich darauf auch ihrer Berufstätigkeit, selbst schwerer Landarbeit, widmen kann. Bei solchen Frauen kann demnach eigentlich von einem Wochenbett nicht die Rede sein. Denn dieses Wort bezeichnet seinem Ursprunge nach offenbar einen längeren Aufenthalt der jungen Mutter im Bette. Die Bettruhe wird mit Recht in vielen Krankheiten als ein wichtiges Heilmittel angesehen, und so ist es ja nur natürlich, daß man auch der durch die Geburtsarbeit erschöpften Mutter, der erfahrungsgemäß auch noch manche Krankheitsgefahr droht, die Bettruhe als Vorbeugungs- und Wiederherstellungsmittel zu empfehlen geneigt war. Es fragt sich sehr, ob die Befolgung dieser Sitte der jungen Mutter wirklich zum Vorteil gereicht. Allerdings ist ja nicht zu bestreiten, daß der körperliche Zustand der jungen Mutter unmittelbar nach der Geburt kein normaler ist. Auch nachdem sich die Muskulatur der Gebärmutter fest zusammengezogen hat, ist das Organ zunächst noch sehr groß, erreicht mit seinem oberen Rande ungefähr die Höhe des Nabels, und es vergeht eine ganze Reihe von Wochen, meist ungefähr sechs, bis es wieder annähernd den ursprünglichen Umfang angenommen hat. Dazu kommt, daß die Innenfläche der Gebärmutter eine ausgedehnte blutige Wunde ist, an welcher noch längere Zeit eine starke Absonderung stattfindet, und zwar zunächst von reinem Blut, dann von Blutwasser, dem eine allmählich abnehmende Menge Blut beigemischt ist. Dieser ursprünglich also rein blutige, dann mehr und mehr durch rosa in gelb und weiß übergehende, sogenannte Wochenfluß dauert ebenfalls mehrere Wochen, in seinen letzten Spuren auch normalerweise bis etwa zum Ablauf der sechsten Woche, an. Wir wissen ja aber, daß auch sonst der Mensch nicht durch alle Veränderungen an seinem Körper, auch keineswegs durch alle Verwundungen, zur Einhaltung einer Bettruhe genötigt wird, vielmehr den Heilungsprozeß oft sogar mit Nutzen unter Fortsetzung seiner körperlichen Beschäftigungen abwarten kann; und so sieht man denn auch bei den erwähnten Naturvölkern schwerlich irgend einen Schaden aus dem sofortigen Wiederbeginn rüstiger körperlicher Tätigkeit folgen, und selbst unsere arbeitenden Klassen halten meinen Beobachtungen nach die sofortige Rückkehr zur Arbeit nach der Entbindung sehr gut und ohne

irgend welche nachweisbare Schädigung aus. Von Völkern, bei denen von irgend welcher Wochenbettruhe nicht die Rede ist, sind vor allen Dingen fast alle amerikanischen Stämme zu nennen, und zwar ebensowohl die eigentlichen Indianer Nord- und Südamerikas, als auch die Patagonier. Ebenso verzichten die Nordasiaten, wie zum Beispiel die Kalmücken, sowie fast alle malaiischen Bewohner der Philippinen und der indischen Inseln, desgleichen die Australier und die Südseeinsulaner ganz und gar auf Wochenbettruhe. Auch in Südchina wird, wenigstens bei den Ärmeren, keine Wochenbettruhe gehalten. In Europa sind die Südslawen, zumal in Bosnien, meist nicht an Wochenbettruhe gewöhnt. Desgleichen erfahren die Frauen der deutschen Landbewohner in Siebenbürgen sehr wenig Schonung; übrigens werden auch bei der armen Landbevölkerung in Norddeutschland und in Bayern fast gar keine Rücksichten auf die junge Mutter genommen, was in diesem Falle vornehmlich auf die traurigen Erwerbsverhältnisse zurückzuführen ist, die die Wöchnerin zu schleunigster Beteiligung an den Landarbeiten nötigen.

Aus unseren großen Entbindungsanstalten pflegen die jungen Mütter nach zehn Tagen entlassen zu werden, und man läßt sie meist bis unmittelbar vor dem Entlassungstermin Bettruhe halten. Die Erfahrungen der Breslauer Entbindungsanstalt scheinen jedoch zu beweisen, daß diejenigen Mütter, die man bereits am fünften oder sechsten Tage nach der Entbindung hat aufstehen lassen, sich beim Austritt aus der Anstalt wesentlich rüstiger und subjektiv wohler befinden als diejenigen, die bis zum neunten oder gar zehnten Tage das Bett gehütet haben. Meine eigenen Erfahrungen bestätigen diese Beobachtung durchaus, und es wäre wohl der Mühe wert, zu versuchen, ob nicht eine noch weiter gehende Abkürzung des Wochenbetts (dies Wort im eigentlichen Sinne genommen) noch bessere Erfolge haben würde.

Jedenfalls kann das nur gelten, insoweit bei der Geburt keine erheblichen Verletzungen vorgekommen sind und keinerlei Krankheit dazugetreten ist. Sind Zerreißungen erfolgt, die der Arzt durch die Naht wieder hat schließen müssen, so kann es oft nötig sein, zur Sicherung der Heilung dieser genähten Wunden die Bettruhe zu fordern. Ist mit der Geburt ein abnormer Blutverlust verbunden gewesen, so kann natürlich der Kräftezustand der jungen Mutter so gesunken sein, daß sie ganz außer stande ist, das Bett zu verlassen, weil sie beim Aufrichten schwindlig wird und auch aus Schwäche alsbald wieder zusammensinkt. Aber ein solcher starker Blutverlust bringt noch einen anderen Nachteil mit sich. Das Herz einer solchen ausgebluteten Person arbeitet, weil auch seine eigene Ernährung leidet, nicht mehr so kräftig, daß der im Körper zurückgebliebene Rest des Blutes genügend im Umlauf erhalten werden kann, und namentlich in den durch die Schwangerschaft selbst oft sehr erweiterten Blutadern (Venen) des Unterleibs und der Schenkel bildet sich in solchem Falle leicht ein völliger Stillstand der Blutbewegung aus. Das in seiner Bewegung stockende Blut des Menschen gerinnt aber

Photographie von Hansen & Weller in Kopenhagen.

Dänische Wochenstube.

Nach einem Gemälde von W. Marstrand.

alsbald, und so bilden sich in solchem Falle leicht an dieser oder jener Stelle Blutgerinnsel aus, die der Wand der Ader ziemlich locker anhängen. Bei einer größeren Kraftanstrengung der Kindbetterin, wie sie namentlich beim Aufrichten im Bett erfolgt, kann sich nun ein solches Blutgerinnsel von der Wand der Ader ablösen, und wenn die Blutströmung wieder hergestellt ist, wird dieses Gerinnsel mit dem flüssigen Blute zum Herzen fortgeschwemmt und fährt durch das Herz in die Schlagadern, die die Lungen mit Blut versorgen. Da diese Schlagadern sich mehr und mehr verzweigen und dabei natürlich enger und enger werden, so gelangt das Gerinnsel bald an eine Verzweigungsstelle, an der es aufgehalten wird und nunmehr, gleichsam als ein Pfropf, das flüssige Blut verhindert, weiter in die Lungen zu strömen. Wird das Blut in dieser Weise von einem größeren Abschnitte der Lungen ferngehalten, so kann der Rest der Lunge nicht mehr ausreichen, den Körper mit Sauerstoff zu versorgen. Es tritt sofort Atemnot ein, und in vielen Fällen erfolgt die Erstickung so schnell, daß der Tod in der blitzartigen Weise wie bei dem Gehirnschlage eintritt. Man nennt daher diesen Vorgang auch wohl Lungenschlag. Nicht immer kann er übrigens durch strenge Bettruhe wirklich verhütet werden, denn auch in dem ruhenden Körper kann sich ein solches Gerinnsel ablösen. Ähnliche Bedingungen liefert natürlich der allgemeine Gesundheitszustand der jungen Mutter, der ja schon während der Schwangerschaft so ungünstig gewesen sein kann, daß sie auch nach Vollendung der Geburt noch als Kranke oder als Genesende anzusehen und zu behandeln ist.

Schon bei Besprechung der Geburt (S. 134) haben wir darauf aufmerksam machen müssen, daß durch die Ablösung des Mutterkuchens an der Innenwand der Gebärmutter eine ausgedehnte Wundfläche geschaffen wird, und daß hier aus den eröffneten Adern sehr große Blutverluste entstehen können, wenn sich nicht die Muskulatur des Organs alsbald sehr kräftig zusammenzieht und dabei die durch ihre Maschen durchtretenden Adern zusammendrückt und somit verschließt. Im allgemeinen erfolgt diese Zusammenziehung der Gebärmutter, sobald sie wirklich leer ist. Daher kommen starke Blutverluste im Wochenbett im ganzen recht selten vor. Immerhin sind diese keineswegs ausgeschlossen. Selbst bei sorgfältig geleiteter Geburt können kleine Stückchen des Mutterkuchens oder der Eihäute, oder auch nur Blutgerinnsel, in der Gebärmutterhöhle zurückbleiben und einen Reiz auf das Organ ausüben, der eine nachträgliche Erschlaffung und damit den Wiederbeginn der Blutung herbeiführt. Es scheint aber auch noch unbekannte andere Ursachen zu geben, die diese Erschlaffung zu bewirken vermögen. Auch darf man nicht vergessen, daß bei der Geburt Schlagadern in der Gebärmutter zerrissen werden können, aus denen zunächst keine sehr starke Blutung erfolgt, weil die Ränder der zerrissenen Schlagader eine gewisse Neigung haben, sich nach innen einzurollen. Entsteht nun aber an der Wunde durch Infektion eine Eiterung, die gar nicht mit sehr auffälligem Fieber verbunden zu sein braucht, so stößt sich zuweilen das zerfetzte Ende der zerrissenen Schlagader ab, und diese öffnet sich infolgedessen. Der starke Druck, mit dem das Herz das Blut in alle Schlagadern

preßt, treibt auch einen hier etwa vorhandenen Gerinnselpfropf heraus und verhindert die Entstehung neuer Gerinnsel. So strömt denn in solchem Falle das Blut aus dieser Schlagader wie aus einer Spritze mit großer Schnelligkeit unaufhaltsam hervor. Ich habe solche Wochenbettsblutungen noch bis zu zehn Tagen nach der Geburt beobachtet und mehrmals die Wöchnerin, obwohl ich dem Ruf zur Hilfeleistung sofort mit der Droschke gefolgt war, bereits tot vorgefunden.

Begreiflicherweise kommen solche Wochenbettsblutungen gelegentlich auch bei Naturvölkern vor, und sie sind auch unseren Vorfahren zu einer Zeit, da es gar keine wissenschaftliche Geburtshilfe gab, nicht unbekannt gewesen. Daher ist es begreiflich, daß sich noch jetzt bei unserem Volke wie bei manchen wilden Völkern allerlei abergläubische Mittel gegen diese Blutverluste erhalten haben. Am verbreitetsten sind natürlich religiöse Beschwörungen. Auch verschiedene andere Zeremonien kommen vor, wie denn zum Beispiel in der Rheinpfalz ein unter die Bettstelle der Wöchnerin gelegtes Beil die Blutung verhindern soll. Auch der schon auf Seite 127 erwähnte Adlerstein soll als Amulett Blutflüsse im Wochenbett verhindern. Sehr verbreitet ist in den Ländern der Alten Welt das Binden der Arme und Schenkel am Ellbogen und Knie. Da dieses Mittel schon in hippokratischen Schriften empfohlen wird, ist es in älteren Zeiten in die gelehrte Medizin übergegangen und wohl auf diesem Wege erst in die Volksmedizin der Länder der Alten Welt eingedrungen. Es mag nun sein, daß es vor Abfassung der hippokratischen Schriften schon ein abergläubisches Volksmittel war, aber es ist auch möglich, daß es nur der Überrest einer ursprünglich vernünftigen Maßregel ist. Bei einer Person, die allzuviel Blut verloren hat, kann man durch festes Wickeln der Gliedmaßen, von den Zehen und Fingerspitzen anfangend, das in diesen enthaltene Blut gegen den Rumpf hin pressen und somit den Blutgehalt der lebenswichtigeren Organe vergrößern. Es ist also möglich, durch diese Maßregel dem Verblutungstode nahe Personen am Leben zu erhalten, natürlich nur, wenn das Blut inzwischen zu fließen aufgehört hat. Das bloße Einschnüren von Ellbogen und Knieen hat selbstverständlich gar keinen Wert.

Nicht selten finden wir im Wochenbett einen Vorfall oder gar eine Umstülpung der Gebärmutter. Die Umstülpung besteht darin, daß, ehe sich der bei der Geburt erweiterte Muttermund wieder zusammengezogen hat, die wunde Innenfläche der Gebärmutter durch die Scheide nach außen umgekrempelt wird, etwa wie ein Strumpf oder Handschuh, den man ungeschickt auszieht. Dergleichen kann wohl durch Schuld der Wöchnerin selbst erfolgen, wenn diese in dem letzten Stadium der Austreibungsperiode oder bei Abgang der Nachgeburt die Bauchpresse allzu heftig anwendet; meistens jedoch sind die Hebammen oder sonstigen Helfer und Helferinnen bei der Geburt selbst schuld, indem sie an dem vortretenden Kinde oder an der Nabelschnur, solange der Mutterkuchen nicht geboren ist, ziehen. Diese Umstülpung ist ein bedenkliches Ereignis, weil die nach außen gekehrte blutende Innenfläche der Gebärmutter stetig weiter blutet und überaus leicht verunreinigt wird. Es ist not-

wendig, daß der Arzt schleunigst die Zurückstülpung des Organs vornimmt, denn wenn sich der Muttermund erst wieder beträchtlich zusammengezogen hat, ist diese Zurückstülpung sehr schwierig oder gar unmöglich.

Etwas einfacher kommt der bloße Vorfall der Gebärmutter zu stande. Er besteht darin, daß die Schlaffheit der Bänder und der gedehnten Scheidenwand ein Herabtreten der Gebärmutter vor die Geschlechtsöffnung mit Umstülpung nur der Scheide zu stande kommen läßt. Immerhin ist auch solch ein Vorfall ein unangenehmes Ereignis, weil die Zurückbringung des Organs in seine richtige Lage schon nach einigen Tagen sehr schwierig ist, die Fortdauer des Zustandes aber dazu führt, daß die Kranke das aus der Geschlechtsöffnung hervorhängende Organ mit Urin und Stuhl besudelt, zwischen ihren Schenkeln scheuert, und daß demzufolge schmerzhafte und gefährliche Geschwüre daran entstehen. Solch ein Vorfall entsteht besonders leicht, wenn bei der Geburt der Damm ganz oder großenteils eingerissen ist. Doch auch bei bloßer übermäßiger Dehnung der Scheide und der äußeren Geschlechtsöffnung durch ein sehr großes Kind kann der Vorfall zu stande kommen, wenn die Gebärende im letzten Stadium der Geburt oder noch im Wochenbett, etwa bei hartnäckiger Stuhlverhaltung, die Bauchpresse zu sehr anwendet. Demzufolge kommt der Vorfall auch bei Naturvölkern nicht ganz selten vor. Gewöhnlich sucht sich die Wöchnerin selbst zu helfen, indem sie das vorgefallene Organ mit ihren eigenen Händen zurückschiebt. Geburtshelferinnen pflegen auch wohl durch Einstopfen von Tüchern, Bastbündeln u. dgl. dahin zu wirken, daß das zurückgebrachte Organ an seiner richtigen Stelle gehalten wird. Von der alten hippokratischen Medizin her hat sich in manchen Gegenden das brutale Mittel erhalten, die Wöchnerin auf eine Leiter oder eine ähnliche Unterlage zu binden und nun mit dem Kopfe abwärts und den Schenkeln nach oben gerichtet zu schütteln. Die gegenwärtige Medizin beschränkt sich darauf, das Organ wieder an seine richtige Stelle zu rücken und die Zerreißungen, die das Zustandekommen des Vorfalls ermöglichten, durch die Naht zu schließen.

Das schlimmste Ereignis, das die Wöchnerin treffen kann, ist der Eintritt einer Steigerung der Körpertemperatur, des sogenannten Wochenbettfiebers.

Dieses ist, sofern es sich nicht um ganz vorübergehende Schwankungen der Temperatur handelt, die durch Gemütsbewegung oder durch übermäßiges Bedecken der Schlummernden mit warmen Betten und Decken hervorgerufen werden, ein echtes Wundfieber. Wir haben ja schon gesehen, daß sich die Nachgeburt, bestehend aus dem Mutterkuchen und den Eihäuten, nicht in der Grenzschicht zwischen mütterlichem und kindlichem Gewebe ablöst, sondern daß eine beträchtliche Schicht der Gebärmutterwand selbst unter Eröffnung zahlreicher Adern losgeschält wird. Nach der Geburt ist also die ganze Innenfläche der Gebärmutter eine einzige große Wundfläche. Dazu kommt aber noch, daß die beträchtliche Dehnung des Gebärmutterhalses, der Scheide und der äußeren Geschlechtsöffnung kaum vor sich gehen kann, ohne daß mindestens kleine, oberflächliche Zerreißungen an vielen Stellen zu stande kommen. Auch

ansehnlichere Risse, die die sofortige Anlegung einer Wundnaht rechtfertigen würden und von sorgfältigen Ärzten auch tatsächlich alsbald genäht, von der Hebamme aber meist vernachlässigt zu werden pflegen, entstehen selbst bei solchen Geburten, die für die flüchtige Beobachtung ganz normal verlaufen. Kommt mit diesen Wunden nun eine irgend erhebliche Menge von Fieber erregenden Spaltpilzen in Berührung, so vermehren sich diese auf und in der Wunde und führen zu deren Vereiterung. Die wichtigsten der hier in Betracht kommenden Spaltpilze gehören der Gattung „Kettenpilz" an und sind durchaus identisch mit denen, die auch die so schmerzhaften und ebenfalls mit Fieber einhergehenden Eiterbeulen an anderen Teilen des Körpers verursachen, wie die Furunkel und die an den Fingerspitzen auftretenden sogenannten Panaritien, die mit Eiter gefüllten unter der Haut liegenden Blasen. Kommt es auf den Wundflächen der frisch Entbundenen zu einer Ansiedelung dieser Spaltpilze, so ist das ein überaus gefährliches Ereignis, und zahllose Frauen gehen an dem so entstehenden Kindbettfieber rettungslos zu Grunde. Es gibt allerdings auch leichtere Formen dieser Krankheit, bei denen die Ansiedelung der Spaltpilze sich auf die wenig tiefgehenden Risse im Scheideneingange und allenfalls in der Scheide selbst beschränkt. Hier bildet sich dann auf den Wunden ein schmieriger Belag, und es treten Fieberschauer mit dem Gefühl des Abgeschlagenseins und Appetitmangels bei der Wöchnerin auf, aber allmählich reinigen sich die Wunden wieder durch Abstoßung des Belages und verheilen, während das Fieber sinkt und das Wohlbefinden der Kranken sich bessert. Sind dagegen die Eitererreger in tiefere Wunden, wie sie namentlich am Gebärmutterhalse vorkommen, eingedrungen, so geraten sie hier bei ihrer Vermehrung auch in die Blutadern hinein, die bei der Geburt zerreißen und durch ziemlich weiche Blutgerinnsel verstopft sind. Ihre Vermehrung in diesen Blutgerinnseln verursacht eine im Hohlraum der Adern fortschreitende Gerinnselbildung, während sie gleichzeitig die Gerinnsel verflüssigt und auch die Wand der Adern angreift. Wie wir vorhin gesehen haben, daß die nicht in dieser Weise angegriffenen Gerinnsel sich gelegentlich schon durch eine bloße hastige Bewegung der Wöchnerin lösen und in den Blutstrom gelangen können, so ist dies natürlich auch ohne jede mechanische Einwirkung besonders leicht möglich, wenn die Spaltpilze selbst an der Verflüssigung der Gerinnsel arbeiten. Bei dieser Art des Wochenbettfiebers kommt es also besonders oft vor, daß abgelöste Bröckel geronnenen Blutes, beladen mit den an ihnen zehrenden Spaltpilzen, in den Blutstrom geraten und ihren Weg in den Adern fortsetzen, bis sie irgendwo an einer Verzweigungsstelle dieser Adern hängen bleiben und hier eine neue Eiterung hervorrufen. Gelangen sie in irgend ein besonders empfindliches und lebenswichtiges Organ, so kann dort die Eiterung schnell tödlich wirken. Es gibt aber auch Fälle genug, in denen die Wöchnerin ein monatelanges Krankenlager durchmacht, in welchem immer wieder, bald hier, bald dort im Körper, neue Eiterherde entstehen, neue Fieberschauer auftreten, während dazwischen kürzere oder längere Pausen schein-

barer Besserung liegen. Schließlich kann eine kräftige Natur auch dieser Krankheit Herr werden, da unser Körper selbst in seiner normalen Tätigkeit Gegengifte herstellt, denen die Spaltpilze schließlich erliegen. Oft genug aber geht die Wöchnerin auch bei dieser Form der Erkrankung schließlich an Entkräftung zu Grunde.

Das schlimmste Ereignis freilich ist diejenige Form der Infektion, bei der die Spaltpilze ihren Weg durch die Gebärmutter und die Eileiter bis in die Bauchhöhle nehmen und sich auf dem Bauchfell selbst ansiedeln. Tritt dieser Fall ein, so entsteht eine ausgebreitete Bauchfellentzündung, die zu einer vollständigen Lähmung der ganzen Darmmuskulatur führt. Die Darmwandung verliert ihre Fähigkeit, sich zusammenzuziehen; daher werden die Gedärme durch die Verdauungsgase mehr und mehr aufgebläht, der Bauch schwillt zu unförmlicher Größe an und klingt, wenn man darauf klopft, wie eine stark gespannte Trommel, das Zwerchfell wird gegen den Brustraum emporgedrängt, die Ausdehnung der Lungen behindert, das Herz aus seiner Lage gedrängt, die Aufnahme von Speisen wird unmöglich, es tritt Erbrechen, schließlich sogar Kotbrechen auf, und die von den Eitererregern selbst, aber auch die durch Zersetzung des Darminhalts gebildeten Gifte führen zunehmende Herzschwäche und bald auch den Tod der Wöchnerin herbei. Wie wir schon oben erwähnt hatten, ist es das Verdienst des längst verstorbenen, bei Lebzeiten leider verkannten Geburtshelfers Semmelweis, gelehrt zu haben, daß die Erreger dieser Krankheit, die er freilich selbst nicht gefunden und beschrieben hat, hauptsächlich durch die Hände derjenigen Personen auf die Wöchnerin übertragen werden, die sich während der Geburt oder im Wochenbett berufsmäßig mit ihr zu beschäftigen haben, das heißt des Arztes, der Hebamme, der Wochenpflegerin. Wenn diese ihre Finger mit einer auch nur geringen Menge von Eiter erregenden Spaltpilzen besudelt haben, so ist es, wie man sich überzeugt hat, ganz außerordentlich schwer, die Hände von diesem ansteckenden Stoff vollständig zu säubern. Selbst wenn man fünf, ja zehn Minuten lang die Hand in warmem Wasser mit reichlicher Seife mittels einer sorgfältig gereinigten Bürste abseift, ja wenn man dann noch die Behandlung der Hand mit solchen Flüssigkeiten anschließt, die erfahrungsmäßig für diese Spaltpilze ein starkes Gift darstellen, wie das namentlich die Karbolsäure und die meisten Quecksilberverbindungen sind, kann man sich meist doch überzeugen, daß an einem vorher ausgekochten Holzstäbchen, etwa einem Streichholz, mit dem man über die gereinigte Hand streicht, noch eine ganze Anzahl lebensfähiger Spaltpilze hängen bleibt. Natürlich ist die Reinigung der Hand umso unvollkommener, je rauher und rissiger deren Haut ist. So wird man begreifen, daß besonders solche Hebammen, die neben ihrer Berufsarbeit noch andere harte Arbeit leisten müssen, wenn sie ja einmal ihre Hände mit Eiter in Berührung gebracht haben, noch wochenlang eine überaus schwere Gefahr für alle diejenigen Frauen darstellen, die ihre Hilfeleistung in Anspruch nehmen. Haben sie aber erst eine Gebärende angesteckt, so kommt ihre Hand natürlich auch wieder mit dem

eitrigen Ausflusse dieser Kranken in Berührung und belädt sich dadurch aufs neue mit frischen Spaltpilzen. So wird die nächste Wöchnerin ebenfalls angesteckt und in solcher Weise rollt sich eine ganze Wochenbettfieberepidemie in der Klientel dieser Hebamme ab, bis endlich eine längere Pause in den Geburten dieser Klientel das Absterben aller giftigen Spaltpilze auf der Hand der Hebamme herbeiführt und die Epidemie nun vollends erlischt. Es ist also sehr gerechtfertigt, daß heutzutage den Hebammen nicht nur eine sehr sorgfältige Reinigung der Hände zur Pflicht gemacht wird, sondern daß sie auch jeden Fall von Wochenbettfieber bei ihren Schützlingen alsbald der Polizei zu melden haben, die der Hebamme alsdann für eine Reihe von Wochen die Fortsetzung ihrer Berufstätigkeit untersagt. Doch nicht nur die Hand, sondern auch die etwa zur Anwendung kommenden Instrumente, wie zum Beispiel die Mutterrohre, und die Stoffe, wie Watte, Mull u. dgl., sowie Schwämme, die zur Reinigung oder Reinhaltung verwendet werden, können die Übertragung jener verhängnisvollen Keime vermitteln. Man kann sie zwar durch Auskochen und durch chemische Substanzen wieder keimfrei machen, aber das sicherste ist doch, daß man sie alsbald verbrennt, wobei man sich noch besonders hüten sollte, sie mit den eigenen Fingern zu berühren.

Wie viele fieberhafte Erkrankungen mit Bewußtseinsstörungen, namentlich mit Phantasien verbunden sind, so gilt dies auch für manche Formen des Kindbettfiebers. Jedoch kommen im Wochenbett auch gar nicht sehr selten *Geistesstörungen* vor, bei denen eine Steigerung der Körpertemperatur mittels des Thermometers nicht nachgewiesen werden kann, zuweilen sogar die Körpertemperatur ersichtlich unter der normalen liegt. Nichtsdestoweniger sind einige Ärzte der Meinung, daß auch diese Wochenbetts-Geisteskrankheiten auf einer besonderen Art von Infektion beruhen. Beweisen läßt sich das jedenfalls nicht. Da nun die von solchen Geisteskrankheiten befallenen Wöchnerinnen meist auch schon vorher an großer nervöser Erregbarkeit leiden und häufig aus Familien stammen, in denen auch sonst Geisteskrankheiten mehrfach beobachtet worden sind; da ferner die Angst vor der Geburt und die Erregung sowie der Schmerz während derselben einen starken Nervenreiz darstellen, so scheint die Annahme einer besonderen Infektion jedenfalls nicht erforderlich. Die Geisteskrankheiten des Wochenbettes treten besonders in zwei Formen auf. Seltener ist die Form der *melancholischen* Verstimmung mit tiefer Bedrücktheit des Gemüts. Diese Form ist besonders bedenklich, weil die Kranke dabei sehr leicht Selbstmord verübt, und weil eine vollständige Heilung sehr spät oder gar nicht zu stande zu kommen pflegt. Viel häufiger ist ein Zustand der Aufgeregtheit, der seinem medizinischen Charakter nach mit der *Tobsucht* verwandt ist. Hierbei zeigt die Kranke zunächst eine große Heiterkeit, interessiert sich für alles, spricht sehr lebhaft, kommt dabei vom Hundertsten ins Tausendste, lacht und weint über die geringfügigsten Anlässe. Sie verfällt nicht in Schlaf, sondern schwatzt auch die Nacht hindurch unaufhörlich weiter, kommt dabei mehr und mehr von Kräften und spricht zuletzt völlig zusammenhangloses Zeug. Schreitet

man hiergegen nicht alsbald durch Fernhaltung jedes Besuches und jeder sonstigen Erregung, durch Verdunkeln des Zimmers u. s. w. ein, so schlägt der Zustand nicht selten in den vorhin erwähnten melancholischen um, und die Aussichten auf Heilung verschlechtern sich beträchtlich. Bei richtiger Behandlung dagegen gewährt diese Art Geisteskrankheit sehr günstige Aussichten. Meist ist sie in einigen Wochen überwunden.

Solcher Maßregeln, die bei den verschiedenen Völkerschaften im Schwange sind, um ganz bestimmte Zufälle des Wochenbetts zu verhüten oder zu heilen, haben wir auf Seite 138 schon gedacht. Es bleibt aber bezüglich der Behandlung der Wöchnerin noch manche Sitte und Unsitte zu erwähnen, von der man heute kaum noch sagen kann, daß sie einem halbwegs vernünftigen Zwecke dient, und die sich eben nur aus der Überlieferung erklärt.

Sehr allgemein gilt die Wöchnerin genau wie die Menstruierende als unrein. Das ist sehr erklärlich, da der anfangs blutige, später rötliche oder eiterfarbene Ausfluß der Menstrualblutung nahe verwandt ist, anderseits in den späteren Zeiten des Wochenbetts jenen Ausflüssen sehr ähnlich ist, die tatsächlich bei ansteckenden Krankheiten der Geschlechtsorgane auftreten.

Es ist demnach auch sehr begreiflich, daß die Unreinheit nach Anschauung des Volkes ungefähr so lange dauert, als dieser Ausfluß merklich ist. Da das aber beträchtlichen individuellen Verschiedenheiten unterliegt, kann man es auch verstehen, wenn die Sitte oder selbst die kirchliche Vorschrift eine gewisse Durchschnittszeit, die erfahrungsmäßig der Dauer des Wochenflusses entspricht, für diese Unreinheit angenommen hat. Sehr merkwürdig ist es aber, daß dabei auch wieder die verschiedene Wertschätzung, die das Geschlecht des zur Welt gekommenen Kindes findet, zur Geltung kommt. So finden wir in dem mosaischen Gesetze (3. Moses 12, Vers 2 bis 5) die Vorschrift, daß die Mutter eines Knaben sieben Tage unrein und dreiunddreißig Tage von dem Besuch des Heiligtums ausgeschlossen sein soll, während für die Mutter eines Mädchens die doppelte Zeit (zwei Wochen beziehungsweise sechsundsechzig Tage) Geltung hat.

Auch die hippokratischen Schriften behaupten, daß nach der Geburt eines Mädchens die Unreinheit höchstens zweiundvierzig, mindestens fünfundzwanzig Tage daure, während nach der Geburt eines Knaben die Unreinheit höchstens dreißig, mindestens zwanzig Tage in Anspruch nehme. Auch in Ägypten und bei einigen innerafrikanischen Völkern, die wohl von Ägypten aus beeinflußt sein mögen, sowie bei gewissen Indianerstämmen besteht eine ähnliche Unterscheidung, jedoch dauert zum Beispiel bei den Bogos die Unreinheit nach der Geburt eines Knaben länger als nach der Geburt eines Mädchens.

Da, wie wir gesehen haben, bei manchen Volksstämmen, namentlich bei denen, die überhaupt kaum eine Wochenbettspflege kennen, der Wochenfluß ganz unbedeutend ist und wenig beachtet wird, wird verschiedentlich ein anderes Kennzeichen gesucht, um dem Wochenbett einen gewissen Termin zu setzen. Es ist dann gewöhnlich der Abfall des Nabelschnur-

restes beim Kinde, der die Mutter wieder zur Gemeinschaft mit ihren Standesgenossen zuläßt.

Begreiflicherweise wird vielfach dort, wo überhaupt ein Unterschied gemacht wird, der Abschluß der Periode, die wir in weiterem Sinne als Wochenbett bezeichnen können, durch eine Festlichkeit gefeiert, und wo sich die Kirche mit dieser ganzen Angelegenheit befaßt, ist es, wie bei den Juden die Zulassung zum Heiligtum, so bei den Christen der erste Kirchgang der jungen Mutter, womit das Wochenbett seinen feierlichen Schluß findet. Damit sind dann nicht nur Geschenke an den Priester, sondern oft auch große Schmausereien verbunden, die in manchen Gegenden zu schlimmen Mißbräuchen und besonders zur Schädigung der Wöchnerin selbst geführt haben, so daß sogar Gesetze zu ihrer Einschränkung notwendig wurden.

Die Vorstellung von der Unreinheit der Wöchnerin ist es wohl gewesen, die schon in den allerältesten Zeiten — soweit wir es nachweisen können, schon in den ältesten historischen Zeiten der ägyptischen Kultur — zur Behandlung der Wöchnerin mit Räucherung und Dampf geführt hat. Gerade das Alter dieser Gebräuche und die Verschiedenartigkeit in den äußeren Formen spricht dafür, daß es sich dabei ursprünglich um rein religiöse Zeremonien gehandelt hat, höchstens daß man dadurch schädliche Dämonen verscheuchen zu können glaubte. Da die hippokratischen Schriften, wohl von Ägypten aus angeregt, ebenfalls die Räucherungen empfahlen und ihnen eine scheinbar wissenschaftliche Unterlage zu geben suchten, indem sie die Annahme aussprachen, daß übelriechende Dämpfe die Gebärmutter veranlaßten, sich zurückzuziehen, und daß wohlriechender Rauch, durch die Nase und den Mund eingeatmet, die Gebärmutter nach oben locke, so ist es nicht zu verwundern, daß die mittelalterliche Medizin diese Räucherungen aufnahm, und daß selbst in Deutschland solche noch bis vor wenigen hundert Jahren gebräuchlich waren. Man benutzte zum Teil das auf Seite 89 abgebildete Räuchergefäß, behalf sich aber auch damit, daß man die Wöchnerin auf einen durchlöcherten Stuhl über eine Pfanne mit glühenden Kohlen setzte, die mit den sehr verschiedenartig gewählten Räuchermitteln bestreut wurden, und daß man ihr dann einen vom Hals bis zum Boden reichenden weiten Mantel oder eine entsprechend große Decke umhing. Daß auch die von Ägypten aus direkt beeinflußten nord- und mittelafrikanischen Völker und das so früh dem Christentum und der frühchristlichen Kultur erschlossene Abessinien den gleichen Gebrauch aufweisen, kann nicht wundernehmen. Auch bei den Hindus dürfte ein Einfluß der altgriechischen Medizin dafür maßgebend gewesen sein. Von Indien aus dürfte die hinterindische Halbinsel und der malaiische Archipel beeinflußt worden sein, vielleicht auch China. Doch auch bei den Indianern Nord- und Südamerikas finden wir das Räuchern, oder eigentlich, richtiger gesagt, eine Art von Dampfbad, im Gebrauch. Man legt die Wöchnerin in eine Hängematte, die über einem Stapel erhitzter Steine angebracht ist, und schüttet auf letztere Wasser, das sich natürlich sofort in Dampf verwandelt. Wir irren

schwerlich, wenn wir annehmen, daß auch hier, in selbständiger Weise entstanden, der Gedanke einer Reinigung der Wöchnerin vorliegt.

Dieser ist auch sonst überaus weit verbreitet, und es gibt kaum einen einzigen Volksstamm der Erde, bei dem nicht mindestens die Beendigung des Wochenbetts, falls ein solches überhaupt existiert, oder der Abschluß der als unrein geltenden Periode durch ein Bad bezeichnet ist. Aber selbst während des Wochenbettes werden vielfach Bäder oder mindestens ausgedehnte Waschungen vorgenommen.

An den Gebrauch des Dampfbades erinnert die Schwitzprozedur, der sich in sehr vielen Gegenden die Wöchnerin unterwerfen muß. Selbst in Deutschland war es bis vor nicht allzulanger Zeit allgemein üblich, daß man die Wöchnerin mit Federbetten bepackte und ihr heiße Getränke ein-

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 93. Geburt Mariä. Nach einem Gemälde von Andrea del Sarto.

Photographieverlag von Hofphotograph Fr. Höfle in Augsburg.

Abb. 94. Wochenstube.

Nach einem Gemälde eines Nordtiroler Meisters in Innsbruck.

flößte, bis sie in starken Schweiß geriet, und wenn dies zu einem frieselartigen Ausschlag führte, so glaubte man sogar durch Vermehrung des Schweißes noch mehr zu ihrem Besten tun zu können. Eine Bestätigung der Nützlichkeit des Schwitzens mag man wohl darin gefunden haben, daß bei Wochenbettfieber ein mit Zähneklappern verbundener Schüttelfrost einzutreten pflegt, und daß dann selbst bei Anwendung stärkster Wärme ein Schweißausbruch nicht erfolgt, obwohl, wie man heute durch Anwendung des Thermometers feststellen kann, die Körpertemperatur der Kranken dabei beträchtlich erhöht ist. Wo nun Schweißausbruch erfolgte, da war wirkliches Wochenbettfieber sicherlich nicht vorhanden und somit die Aussicht auf Heilung der Wöchnerin groß. Das hat jedenfalls die irrige Meinung von der Nützlichkeit des Schwitzens beträchtlich gestützt. Sie ist noch jetzt in der deutschen Landbevölkerung, zumal da, wo der Einfluß der besser unterrichteten Ärzte noch gering ist, sehr verbreitet. Das gilt auch von Rußland, wo fast jede Bauernfamilie ihr oft zugleich als Backraum benutztes Schwitzbad besitzt, und die Wöchnerin dieses alsbald nach Beendigung der Geburt aufsucht.

Sehr weit verbreitet ist auch das Wickeln der Wöchnerin, das den Zweck haben soll, ihre erschlafften Bauchdecken wieder zur Zusammenziehung zu bringen und eine bleibende Auftreibung des Unterleibes zu verhüten. Schon in der alten Medizin hat man gelehrt, der Wöchnerin zusammengefaltete Decken auf den Unterleib zu legen und irgendwie zu belasten. So verfährt man noch heute in der Steiermark. In Paris ersetzt man die Belastung der aufgelegten Tücher dadurch, daß man ein völlig entfaltetes Handtuch unter den Rücken der Wöchnerin schiebt und dessen Enden nach dem Bauche emporgeschlagen mit Nadeln vereinigt, so daß der Leib dadurch stark

zusammengezogen wird. Nicht viel anders ist der Gebrauch in Großbritannien, wo man ein besonders dazu bestimmtes breites Tuch fest um den Leib der Wöchnerin zieht und dessen Enden entweder zusammenbindet oder auch mit Nadeln feststeckt. Daran befindet sich meist noch ein kleines, schürzenartiges Tuch, das zwischen den Schenkeln durchgezogen wird.

Nach einer Originalaufnahme von Hofphotograph Fr. Kugler in Sigmaringen.

Abb. 95. Geburt Mariä. Nach einem Gemälde von Bartholomäus Zeitblom.

Auch in manchen Gegenden Deutschlands ist das Binden und Wickeln der Wöchnerin noch üblich, und es gibt manche Vertreter der wissenschaftlichen Geburtshilfe, die ihm das Wort reden.

Außerhalb Europas ist das Binden des Leibes auch bei manchen Indianern, in Japan, Hinterindien und dem malaiischen

Abb. 96. Wochenstube (bemaltes Holzrelief im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin).

Archipel üblich. Wir halten es auf Grund unserer Erfahrungen für unzweckmäßig, da die abwechselnde Zusammenziehung und Erschlaffung der Muskeln der Bauchdecken, also die natürliche Tätigkeit dieser Muskeln, dadurch ausgeschaltet wird und erfahrungsmäßig jedes Organ des Menschen durch seinen Nichtgebrauch geschwächt wird. Es ist daher anzunehmen, daß die gewickelten Bauchdecken schlaffer bleiben als die nichtgewickelten, und daß sie demnach auch der Ausdehnung der in den Gedärmen befindlichen Verdauungsgase weniger Widerstand zu leisten vermögen.

Ob die Wöchnerin auf ihrem Lager eine sitzende oder liegende Stellung einnimmt, ist nach Ort und Zeit von jeher verschieden gewesen. In dem auf Seite 145 befindlichen Bilde „Geburt Mariä" (Abb. 93), das Andrea del Sarto in Florenz gemalt hat und das sicherlich den damals zu Florenz herrschenden Sitten entspricht, sitzt die Wöchnerin. So auch auf dem alten Gemälde eines Nordtiroler Meisters in Innsbruck (Abb. 94). Auf dem Bilde des um 1500 lebenden Ulmer Malers Zeitblom liegt Maria im Wochenbette in halblehnender Stellung (Abb. 95). Viel häufiger ist die flach liegende Stellung. Die sitzende bietet jedenfalls den Vorteil, daß die Absonderungen dabei einen leichteren und voll-

ständigeren Abfluß haben. Heute ist nichtsdestoweniger fast allgemein das Liegen gebräuchlich.

Auch hinsichtlich des Essens und Trinkens werden und wurden die Wöchnerinnen sehr verschieden behandelt. Bei sehr vielen Volksstämmen ist es üblich, daß die Wöchnerin überaus knapp gehalten wird und beinahe vollständig fasten muß. Bei uns gibt man ihr oft nichts als sehr unschuldige Kräutertees (Kamillen-, Fenchel-, Fliedertee), Grießsuppen, mit Wasser verdünnte Milch, allenfalls um die Milchabsonderung zu fördern etwas Warmbier. In England erhält sie dünnen grünen Tee mit etwas Milch oder auch nur Wasser, dem man durch Einweichen von geröstetem Weißbrot einen gewissen Geschmack zu geben gesucht hat, sowie dünne Gerstenschleimsuppe. Auch in Frankreich sind wertlose Pflanzenabkochungen, verdünnter Rotwein, allenfalls eine Tasse dünner Fleischbrühe so ziemlich alles, was man der Wöchnerin zu geben wagt. Erst die bessere Einsicht der modernen Medizin beginnt hier Wandel zu schaffen, indem man nicht mehr verkennt, daß nach den beträchtlichen Anstrengungen und Säfteverlusten eine kräftige Ernährung

Abb. 97. Vornehme Wochenstube in Frankreich um 1650.
Nach einer Radierung von Abraham Bosse.

der Wöchnerin notwendig ist. Natürlich ist es sehr zu bedauern, wenn man dies nun wieder übertreibt und die Wöchnerin mit schwer verdaulichen Speisen und hitzigen Getränken überfüttert, wie das namentlich in Südwestdeutschland ziemlich üblich ist, wo die Nachbarn der Wöchnerin als sogenannte „Gevatterſuppe" große Mengen von Speisen ins Haus tragen.

Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 98. Wochenstube.
Nach einem Gemälde von G. van Brekelenkam.

Eine leichtverdauliche, aber nährstoffreiche Kost ist unter allen Umständen für die Wöchnerin am zuträglichsten.

Zur Wochenbettpflege gehört auch die Fernhaltung aufregender Besuche. Auf vielen Darstellungen aus dem Mittelalter wie aus der neueren Zeit sehen wir, daß in früheren Zeiten mit den Wochenbesuchen ein arger Mißbrauch getrieben wurde. Nicht nur wurden auch dabei neben anderen Geschenken Speisen in Masse in die Wochenstube gebracht (Abb. 96), sondern es saßen auch ganze Scharen von schwatzenden Nachbarinnen bei der Wöchnerin (Abb. 97, 98 und Kunstbeilage „Dänische Wochenstube"), und auf einem interessanten Bilde, das wir in Abb. 99 wiedergeben, sehen wir sogar, daß in Florenz vornehme Wochenbesuche durch Trompetenstöße unmittelbar vor der Tür der Wochenstube angekündigt wurden. Wir haben schon oben auseinandergesetzt, weshalb der Wöchnerin, solange sie überhaupt irgend welcher Schonung bedarf, vornehmlich die größte geistige Ruhe gesichert bleiben muß.

Es bleibt uns schließlich noch einer sehr merkwürdigen, bereits im zweiten Bande auf Seite 128 erwähnten Sitte zu gedenken, die in sehr verschiedenen Gegenden der Welt noch heute herrscht, nämlich des sogenannten Männerkindbettes (Couvade). Diese Sitte besteht darin, daß sich die Wöchnerin selbst sofort nach der Geburt an ihre Arbeit macht, daß dafür aber der Ehemann sich in ihr Bett legt und dort, gleichsam als sei er selbst schwer leidend, von den Angehörigen und den Freunden des Hauses, besonders aber von der Wöchnerin selbst, bedienen und pflegen läßt. Weit verbreitet ist diese Sitte in Nord- und Südamerika, sie besteht aber auch bei gewissen Stämmen in China, bei den Nogaiern im Kaukasus, auf manchen Inseln des Indischen Archipels, und schon

Herodot hat es als eine in Afrika verbreitete Sitte erwähnt. In Europa wurde es in alten Zeiten von den Einwohnern Korsikas geübt, und bei den Ureinwohnern der Pyrenäischen Halbinsel war es offenbar allgemein im Schwange. So hat es sich denn auch noch jetzt bei den Basken im nördlichen Spanien und südlichen Frankreich erhalten.

Zur Erklärung dieser sonderbaren Sitte hat der berühmte Ethnologe Adolf Bastian eine geistvolle Ansicht aufgestellt. Er glaubt, daß bei den Völkern, die hier in Betracht kommen, die Ehe durch Kauf üblich gewesen sei, der Stamm der gekauften Gattin aber ursprünglich das Eigentumsrecht an den von dieser geborenen Kindern behalten habe. Als später die Ausnutzung dieses Rechts in Verfall geriet, habe der Ehemann ursprünglich noch dadurch, daß er das Fasten und die sonstigen Nachteile des Wochenbetts auf sich selbst nahm, ein Anrecht auf den Besitz seiner eigenen Kinder erwerben müssen, und erst allmählich sei dieser Gebrauch zu einer bloßen Zeremonie herabgesunken.

Das Säugegeschäft.

In der Einleitung zu diesem Werke (Bd. I, S. 1 ff.) ist bereits darauf hingewiesen worden, wie bei den höchststehenden Tieren und dem Menschen die große Mannigfaltigkeit des Körperbaues zum Teil dadurch erklärt wird, daß sich das Ei schon während seiner Entwicklung gleichsam als Schmarotzer an der Schleimhaut der Gebärmutter festsetzt und von hier aus eine ausgiebige Ernährung erfährt. Immerhin sahen wir, wie bei dem Känguruh und anderen sogenannten Beuteltieren diese Ernährung des Jungen innerhalb der Gebärmutter doch schon ein Ende nimmt, wenn es erst eine Länge von wenigen Zentimetern erreicht hat und zum selbständigen Aufsuchen von Nahrung aus der umgebenden Natur noch ganz außer stande ist. Wir sahen, daß es dann in einer Hauttasche der Mutter Unterkunft findet und daß hier in eigentümlicher Weise für seine Weiterernährung gesorgt ist. Es findet dort warzenartige Hervorragungen der Haut, die sogenannten „Zitzen", an denen es sich mit dem Munde festsaugt. Auf diesen Zitzen münden eine Anzahl sehr feiner Kanäle,

Abb. 99. Wochenstube. Nach einem Gemälde von Masaccio.

die mit gewissen unter der Haut liegenden Drüsen der Mutter in Verbindung stehen, und die Absonderung dieser Drüsen, die beim Saugen des Jungen aus den feinen Kanälen hervorquillt, ist ihrer Beschaffenheit nach geeignet, dem Jungen noch lange Zeit als völlig ausreichende Nahrung zu dienen, so daß seine Entwicklung hier in dem Beutel der Mutter beträchtlich fortschreiten kann, bis es im stande ist, den Beutel auch gelegentlich freiwillig zu verlassen, sich anderweitig Nahrung zu suchen und nötigenfalls in den Beutel zurückzukehren.

Die Entstehung dieser Drüsen, die wir bei Tieren mit Hilfe des Mikroskops haben verfolgen können, zeigt eine große Ähnlichkeit mit derjenigen gewisser, ebenfalls bei den Säugetieren verbreiteter Hautdrüsen, deren Absonderung ein pomadenartiges Fett ist, das die Behaarung geschmeidig erhält, und die man daher als Talgdrüsen bezeichnet. Sie sind über die ganze Oberfläche des Körpers der Säugetiere verbreitet, treten aber allerdings an einigen Stellen, namentlich da, wo eine sehr starke Behaarung vorhanden ist, in besonderer Größe und Menge auf. Bei den Vögeln sind derartige Drüsen, obwohl oder vielleicht weil die Federn einer gründlichen Einsalbung wohl noch mehr bedürfen als die Haare der Säugetiere, nicht über den ganzen Körper verbreitet, sondern zu einem großen Klumpen am äußersten Ende des Rückens, auf dem sogenannten Bürzel, vereinigt, und ihre Ausführungsgänge sammeln sich zu einer gewissen Zahl größerer Kanäle, die auch wieder auf einem zitzenartigen Vorsprunge münden. Der Vogel ist dadurch in den Stand gesetzt, die Absonderung dieser Drüsen mit Hilfe seines Schnabels gewissermaßen abzumelken und damit nach Bedarf und Belieben sein Gefieder sehr ausgiebig einzufetten.

Da wir nun finden, daß auch die erste Entstehung der vorhin von den Beuteltieren erwähnten Drüsen, die der Ernährung der Jungen dienen, der sogenannten Milchdrüsen, eine ganz ähnliche ist, und da die Absonderung der Milchdrüsen in den ersten Stunden oder Tagen nach ihrem Auftreten ebenfalls vorwiegend aus Talg oder Butter besteht, so liegt der Gedanke nahe, daß dieses für das junge Säugetier so wichtige Ernährungsorgan auch ursprünglich aus einer Anhäufung von bloßen Talgdrüsen entstanden ist. Wir sehen noch jetzt, daß die einzelnen kleinen Milchdrüsen, die durch ihre Ausführungsgänge zu großen, traubenförmigen Haufen vereinigt sind, ganz mit Zellen angefüllt sind, in denen sich während der Absonderung Fetttröpfchen sammeln, die immer größer und größer werden und schließlich zur Zerstörung der ganzen Zelle führen. Da in dieser Weise zunächst die innersten Zellen des Bläschens zu Grunde gehen, so entsteht in dem Bläschen ein Hohlraum, der mit den Fetttröpfchen und den übrigen Trümmern dieser verfetteten Zellen erfüllt ist. Anfangs besteht die so entstandene Schmiere, die diesen Hohlraum erfüllt, fast nur aus dem Fette selbst. Allmählich aber gehen die Zellen schon zu Grunde, bevor die Verfettung sehr weit vorgeschritten ist, und es mengen sich daher immer mehr und mehr eiweißartige Bestandteile aus den Zelltrümmern dem Fett bei, auch tritt von den Blutgefäßen her Wasser

und Zucker dazu. Die so entstehende Mischung von Eiweißstoffen (hauptsächlich Käsestoff), Fett (in Gestalt von Butter), Wasser, Zucker und den in allen menschlichen Säften enthaltenen Salzen fließt nun aus den einzelnen Drüsenbläschen in die Ausführungsgänge, die sich zu einem stärkeren Gange sammeln. Dieser Gang erweitert sich noch einmal, kurz bevor er die Zitze oder Warze durchbohrt, so daß sich hier ein etwas größeres Quantum der Absonderung ansammeln kann.

Nach der geschilderten Zusammensetzung ist es selbstverständlich, daß diese Absonderung, die wir Milch nennen, wohl geeignet ist, dem jungen Tiere oder Menschen alle jene Stoffe zuzuführen, die zum weiteren Aufbau und Ausbau seines Körpers erforderlich sind.

Während, wie wir sahen, bei den Beuteltieren die Milchdrüsen nur am Bauch liegen, so daß ihre Zitzen in den Hohlraum des Beutels hervorragen, sind sie bei anderen Säugetieren in sehr verschiedener Zahl, aber meist symmetrisch über Brust und Bauch verteilt. Dabei kommen manche dieser Drüsenpakete gar nicht zu voller Entwicklung, so daß sie, auch wenn Junge vorhanden sind, nicht in Tätigkeit treten. Fast immer sind sie ursprünglich in beiden Geschlechtern vorhanden, entwickeln sich aber beim Männchen normalerweise auch nicht so weit, um eine nennenswerte Menge von Milch abzusondern. Beim Mensch entwickelt sich nur ein Paar dieser Drüsen auf der Vorderseite der Brust. Allerdings findet sich eine starke Ausbuchtung des Drüsenpakets beiderseits etwas oberhalb und außerhalb der Hauptdrüsenmasse gegen die Achselhöhle hin, und es ist von einigen Forschern behauptet worden, daß sie dann im Zusammenhange mit einer Zitze stehen, die sich zuweilen in der Achselhöhle findet. Wir hätten es dann hier mit einem nicht zur vollen Ausbildung gelangten zweiten Drüsenpaare zu tun. Doch ist jene Ausbuchtung der Hauptdrüse auch da meist vorhanden, wo keine Achselhöhlenzitze nachzuweisen ist. Ganz ausnahmsweise kommen allerdings überzählige Milchdrüsen mit Zitzen, oder auch nur Zitzen mit der Anlage von Ausführungsgängen beim Menschen vor, die zuweilen, wie gesagt, in der Achselhöhle, meist aber da, wo sie auch bei den Säugetieren, die eine größere Zahl dieser Drüsen besitzen, gelegen zu sein pflegen, also paarweise seitlich von der Mittellinie der Brust und des Bauches. In selteneren Fällen finden sich statt solcher Paare eine Anzahl von Drüsen in der Mittellinie des Bauches, noch viel seltener am Oberschenkel oder gar auf der Schulter. Niemals entwickeln sich diese Drüsen so weit, daß sie wirklich in Tätigkeit treten können, sie sind vielmehr nur als Erbstücke von solchen zu den Säugetieren zählenden Vorfahren des Menschen anzusehen, bei denen einer größeren Zahl gleichzeitig zur Welt kommender Jungen auch eine größere Anzahl von Milchdrüsen entsprach. Solche Naturspiele scheinen schon den Alten bekannt gewesen zu sein, da eine der Hauptgottheiten Kleinasiens, von den Griechen später mit ihrer „Artemis“ (Abb. 100) identifiziert, als Göttin der „Urnacht“, aus der alles Lebendige entsteht und ernährt wird, mit einer großen Anzahl von Milchdrüsen abgebildet wurde.

Dieser Artemis war zu Ephesus ein Tempel erbaut worden, der wegen seiner Größe und Pracht zu den sieben Weltwundern gerechnet wurde, und der, als ihn der wahnsinnige Herostratos, um seinen Namen bekannt zu machen, verbrannt hatte, noch herrlicher wiederhergestellt wurde.

Beim Menschen ist das normale, auf der Brust gelegene Drüsenpaar beim männlichen Geschlecht genau so angelegt, wie beim weiblichen. Es sammelt sich sogar in den ersten Tagen nach der Geburt bei manchen Kindern, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, eine gewisse Menge einer Flüssigkeit an, die durch ihren hohen Fettgehalt, der ihr auch eine gelbe Farbe gibt, der Absonderung wirklicher Talgdrüsen, sowie dem in der allerersten Zeit nach der Entbindung abgesonderten Sekret der mütterlichen Brustdrüse, dem „Kolostrum", sehr ähnlich ist und in Deutschland meist „Hexenmilch" genannt wird. Das bei uns vielfach übliche Herausdrücken dieser Absonderung ist überflüssig und schädlich. Sollte diese Ansammlung eine dem Neugeborenen schmerzhafte Spannung verursachen, so ist die Behandlung mit feuchtwarmen Umschlägen vorzuziehen. Die Drüsen des Neugeborenen bestehen gewöhnlich aus zehn bis zwanzig Milchgängen mit den dazu gehörigen Drüsenläppchen, die im ganzen ein etwa zwei Zentimeter breites und höchstens einen Zentimeter dickes Paket bilden. Beim Manne entwickelt sich die Drüse bis in den Anfang der Zwanzigerjahre, und wenn etwa Mißbildungen vorhanden sind, die diese Teile dem weiblichen Typus nähern, so kann die Entwicklung auch noch weiter vorschreiten. Es gibt überhaupt in der wissenschaftlichen Literatur eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Angaben zuverlässiger Beobachter, die selbst Männer gekannt haben, die bis zum vierzigsten, ja bis zum fünfzigsten Jahre reichlich Milch absonderten. Am häufigsten handelt es sich dabei um jüngere Männer, denen das in der Entbindung gestorbene Weib einen Säugling hinterlassen hatte, und die diesen dann, da sie ihm keine andere Nahrung zu verschaffen vermochten, versuchsweise, oder, wenn man so sagen will, in der Verzweiflung, an ihrer eigenen Brust saugen ließen. Eine solche Beobachtung wird zum Beispiel im Talmud erzählt. Wichtiger ist es vielleicht, daß auch der Berliner anthropologischen Gesellschaft ein Bericht eines angesehenen Forschers namens Bernhard Ornstein vorgelegt worden ist, nach dem dieser selbst in Griechenland im Jahre 1846 oftmals mit angesehen hat, wie ein Vater seinen schon fast zweijährigen Sprößling an seiner Brust ernährte, wenn seine sehr schwächliche Gattin nicht im stande war, dem Kinde genügend Nahrung zu geben. Gewöhnlich freilich beginnt beim Manne in den Zwanzigerjahren eine Rückbildung, ähnlich wie sie beim Weibe normalerweise mit den Fünfzigerjahren einsetzt, und zwar gehen dabei die eigentlichen absondernden Teile zuerst zu Grunde, und es bleiben nur Reste der Ausführungsgänge und die Warze übrig. Beim Weibe wird eine beträchtliche Vergrößerung durch Bildung neuer Drüsenläppchen normalerweise mit der Schwangerschaft eingeleitet; in seltenen Fällen kann das auch durch einen regelmäßig wiederholten Reiz, der auf die Zitzen oder Brustwarzen ausgeübt wird, zum Beispiel durch regelmäßiges Saugen daran, bewirkt werden. Es liegt eigentlich auf der Hand, daß dies, wenn es sogar vom Manne glaubwürdig berichtet worden

ist, vollends bei weiblichen Individuen, und zwar sogar bei niemals geschwängerten, möglich sein muß. So berichtet denn auch ein Forscher, daß in Neuseeland nicht selten Weiber, die überhaupt niemals geboren haben, das Säugen kleiner Kinder übernehmen. Leichter scheint es bei Frauen, die vor langer Zeit geboren haben, eine Absonderung der Milchdrüsen herzustellen. Durch fortdauerndes Saugen ist die Milchabsonderung bis in ein hohes Alter im Gange zu erhalten, oder sogar, nachdem sie längst versiegt ist, wieder hervorzurufen. Beispiele für die Möglichkeit, die Milchabsonderung sehr lange im Gange zu halten, werden wir weiter unten anführen, indem wir zeigen, daß bei manchen Völkerschaften das Kind selbst bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre an der Mutterbrust saugt. Es gibt aber auch nicht wenig zuverlässige Angaben, die das Wiederauftreten der Milchabsonderung, nachdem sie lange versiegt war, bei alten Frauen bestätigen.

Nach einer Photographie von Anderson, Rom.

Abb. 100. Artemis (Diana) von Ephesus.

Zahlreiche derartige Angaben gibt es hinsichtlich der nord- und südamerikanischen Indianer, desgleichen für viele afrikanische Negervölker, ferner für einige Kaukasusvölker. Vor allem aber steht es durchaus fest, daß auf Java das Säugen der Kinder durch alte Frauen, für das es dort ein besonderer Kunstausdruck, nämlich die Bezeichnung „Mpeng", gibt, ganz allgemein im Schwange ist. Am allerhäufigsten ist es begreiflicherweise die dem Kinde nächstverwandte Person, also die Großmutter, die in solchen Fällen, wo die Mutter im Wochenbett verstorben ist oder an Nahrungsmangel leidet, hilfreich einspringt. Selbst ein so durchaus zuverlässiger Berichterstatter, wie der berühmte Missionar und Afrikaforscher Livingstone berichtet, daß er bei den Betschuanen öfter gesehen hat, wie die Großmutter das Enkelkind säugte. In einem seiner Fälle vermochte sie sogar, obwohl sie vor mindestens fünfzehn Jahren zum letzten Male ein Kind, damals ihr eigenes, gesäugt hatte, dennoch ihrem Enkelkinde völlig ausreichende Nahrung zu geben. Ein derartiger Fall ist auch aus Europa, und zwar aus Paris vom

Jahre 1812, berichtet worden. In diesem Falle vermochte die Großmutter, obwohl bereits einundsiebzig Jahre alt, ihre Enkelin so ausgiebig zu ernähren, daß diese sogar zur richtigen Zeit zu zahnen begann.

Normalerweise tritt eine Absonderung, anfänglich einer mehr gelblichen, fettigen Schmiere, des „Kolostrums", dann der richtigen Milch, erst in den ersten Tagen nach der Entbindung auf. Sehr befördert wird sowohl die Entwicklung der neuen Drüsenläppchen, als auch der Vorgang der Absonderung selbst dadurch, daß man recht bald nach der Entbindung das Neugeborene an der Zitze saugen läßt, auch wenn es einstweilen hier noch gar keine Nahrung findet. Als zweckmäßige Regel kann gelten, daß man das Kind nach Erwachen der Wöchnerin aus dem ersten Schlafe, also meist etwa zwölf Stunden nach der Geburt, anlegen soll. Bei den allermeisten Völkern allerdings ist es Sitte, das Kind während der ersten drei Lebenstage von der Mutterbrust fern zu halten. Bei den alten Griechen und Römern scheint es üblich gewesen zu sein, diese Enthaltung auf vier Tage auszudehnen. Auf den indischen Inseln dauert die Enthaltung zum Teil noch wesentlich länger, auf den Fidschiinseln sogar bis zu zehn Tagen. In dieser Zeit gibt man dem Kinde zum Teil sehr unzweckmäßige Surrogate, und zwar, damit es den instinktiven Trieb zum Saugen nicht etwa verliere, besonders gern in Form irgendwelcher etwa mit einer süßen Flüssigkeit getränkter Gegenstände, an denen es saugen kann. Bei den Kalmücken läßt man es sogar an einem gekochten Hammelschwanz saugen. Anderseits gibt man ihm wohl auch irgend welche unschädlichen Pflanzenabkochungen oder irgend einen gezuckerten Brei mittels des Löffels. Bei sehr vielen Völkern tritt dagegen zweckmäßigerweise irgend eine befreundete oder benachbarte Frau, die selbst ein eigenes Kind säugt, während dieser ersten Tage für die Wöchnerin ein, was für das Kind sicherlich am zuträglichsten, aber auch für die Stellvertreterin wegen des geringfügigen Nahrungsbedürfnisses ihres neuen Schützlings ohne jeden Nachteil ist. Das Kind an den Zitzen eines Tieres — sogar zusammen mit dessen Jungem — säugen zu lassen, scheint nach obenstehender alter Darstellung im alten Ägypten üblich gewesen zu sein (Abb. 101).

Nach „Witkowski, Histoire des accouchements chez tous les peuples".

Abb. 101. Altägyptischer Knabe, gemeinsam mit einem Kalb an einer Kuh saugend.

Das ganze Paket von Drüsenlappen und -läppchen ist zunächst von einem sehnenartigen, festen Bindegewebe umhüllt und liegt zwischen der Haut und den starken Brustmuskeln, die vom Brustbein nach dem Oberarm verlaufen und durch ihre Zusammenziehung dessen Drehung bewirken. Das Drüsenpaket selbst würde bei seiner mäßigen Dicke von höchstens einigen Zentimetern,

zumal so lange gar keine Absonderung stattfindet, hier eine kaum merkbare Hervorragung bilden. Es ist aber stets von einem sehr reichlichen Fettpolster umhüllt, und dieses bewirkt, daß die Umgebung der Zitze, oder wie wir sie beim Menschen zu nennen berechtigt sind, der Brustwarze, beim Weibe zu einer annähernd halbkugelförmigen Erhebung anschwillt. Wie denn überhaupt die Ausgleichung aller brüsken Unebenheiten des Körpers durch das bei dem Weibe reichlicher vorhandene Fettpolster nach unseren ästhetischen Begriffen eine wesentliche Bedingung weiblicher Schönheit ist, so hat auch die darstellende Kunst bei den meisten Völkern, und jedenfalls bei denjenigen, die unseren heutigen Schönheitsbegriff beeinflußt haben, die vollkommen gleichmäßige Polsterung der weiblichen Brustmuskeln und Drüsen je nach ihrer Form als ein besonderes Schönheitsmerkmal des Weibes betrachtet. Dabei muß nun freilich einschränkend darauf hingewiesen werden, daß alle jene Darstellungen, die dem Schönheitsideal der klassisch-griechischen oder der von ihr beeinflußten späteren Kunstrichtungen entsprechen, eine nur sehr mäßige Erhebung dieser Fettpolster zeigen, wogegen allerdings der gesamte Brustkorb, auf dem diese ruhen, eine beträchtliche Wölbung besitzt. Diese beruht natürlich auf der Form und Entwicklung des Brustbeines und der Rippen, also der knöchernen Grundlage. Niemals kann der weibliche Oberkörper dem klassischen Schönheitsideal entsprechen, wenn der Brustkorb flach ist und mächtig entwickelte Milchdrüsen mit überreichlicher Fettpolsterung darauf aufsitzen. Besonders mäßig und zart erscheint die Ausbildung der „Brüste", das heißt eben dieser Fettpolster, bei der „Venus von Arles" (Abb. 102).

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris.

Abb. 102. Venus von Arles.

Durch das Säugegeschäft selbst wird die Idealform der weiblichen Brust fast immer wesentlich entstellt. Einerseits schwindet in vielen Fällen das Fettpolster zum Teil hier wie in den übrigen Körperteilen der Säugenden infolge der

starken Beanspruchung aller Reservestoffe durch die massenhafte Absonderung des in die Milch übergehenden Nährmaterials. Anderseits wird die Milchdrüse selbst durch ihr Wachstum und durch die Ansammlung der Milch in ihr schwerer, so daß sie hinuntersinkt und statt der straffen, halbkugelähnlichen Hervorragung einem gefüllten, hängenden Sacke ähnlich wird.

Bei Hottentotten- und Kaffernweibern entwickelt sich die säugende Brust meist zu einem Beutel von solcher Länge, daß die Mutter sie dem auf dem Rücken getragenen Kinde zwischen Rumpf und Arm hindurch oder über die Schulter hinweg darreichen kann.

Wenn dann mit dem Ende des Säugegeschäfts der Milchandrang geringer wird und die Drüse selbst sich sogar zurückbildet, ist die Haut, die diese überzog, überdehnt und hängt nun sogar zuweilen wie ein leerer Beutel an der Brust herab, in besonders unschönen Fällen bis auf die Oberschenkel. Endlich wird die Brustwarze durch das häufige Anlegen des Kindes und dessen starkes Saugen in einem Reizungszustande erhalten, der ein starkes Wachstum bewirkt, so daß statt der leichten, bei Personen, die nicht gesäugt haben, rosig gefärbten Hervorragung ein starker, etwa klein fingerdicker, oft rissiger und bräunlicher Zapfen mehrere Zentimeter weit vorspringt. Übrigens kann diese Verunstaltung der Brust infolge des Säugegeschäfts durch deren zweckmäßige Pflege auch verhütet oder jedenfalls außerordentlich verringert werden.

Wenn immerhin in der Regel nach unserem Schönheitsbegriff die Form der weiblichen Brust durch das Säugegeschäft beträchtlich entstellt wird, so kann es nicht wundernehmen, daß die Eitelkeit manche Mütter, die hierum wissen, vom Säugen ihres Kindes abhält. Aber auch wo dieser Beweggrund nicht in Betracht kommt, kann es der Überlegung keiner einzigen Mutter entgehen, welche Freiheitsbeschränkungen ihr das Säugen des Kindes auferlegt. Während etwa achtzehn Tagesstunden, und wenn nicht eine unablässige Erziehung vom ersten Lebenstage an dagegen wirkt, sogar während der übrigbleibenden Nachtstunden verlangt das Neugeborene anfänglich etwa alle zwei Stunden, später doch alle zweieinhalb bis drei Stunden des erwachenden Hungergefühls wegen nach der Mutterbrust. Aber selbst wenn das klägliche Schreien des Kindes oder der Gedanke an die Unzufriedenheit des geliebten Wesens nicht mächtig genug wären, um die Mutter herbeizurufen, so würde, sobald einmal das Säugegeschäft in Gang gesetzt ist, das unerträglich spannende Gefühl in der überfüllten Brust sie nach einigen Stunden zwingen, ihr Kind wieder anzulegen. Noch tagelang dauert nach plötzlichem Absetzen des Kindes der massenhafte Andrang der Milch zu den Brüsten fort. Die antike (durch den älteren Tintoretto in einem seiner besten Gemälde dargestellte) Sage (Abb. 103) läßt die ganze „Milchstraße" aus der hervorspritzenden Milch entstehen. Nur wenn gleich im Beginn des Wochenbetts auf das Anlegen des Kindes verzichtet wird und durch Verabreichung von Abführmitteln einerseits, durch feuchtwarme Umschläge um die Brust anderseits, der erste Andrang zu den Milchdrüsen gedämpft wird, oder wenn aus individuellen Ursachen von vornherein die Drüse nur ganz mangelhaft in Tätigkeit tritt, kommt die Mutter mit einigen geringfügigen anfänglichen Beschwerden darüber hinweg, regelmäßig Milch

abzusondern, und sie ist nun zwar genötigt, dem Kinde anderweitige Nahrung zu verschaffen, aber persönlich von diesem ganz unabhängig und frei für den geselligen und sonstigen Verkehr. Beide Gründe zusammen — die Furcht, an körperlicher Schönheit zu verlieren, und der Wunsch nach gesellschaftlicher Unabhängigkeit — haben dazu geführt, daß in den wohlhabenderen Klassen fast aller Kulturländer der Gebrauch, das eigene Kind zu säugen, in rascher Abnahme begriffen ist. Vollständig abgekommen war er, wie es scheint,

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 103. Die Entstehung der Milchstraße.
Nach einem Gemälde von Jacopo Robusti, genannt Tintoretto.

schon bei den alten Juden. Nur noch selten finden wir ihn bei den Chinesen und Japanern. Mehr und mehr schwindet er bei den europäischen Völkern, ganz besonders bei den Franzosen, aber leider auch schon bei den Deutschen. Wo sich die Mutter bei anderen als den eben genannten Völkern der Pflicht, ihr Kind zu ernähren, entzieht, pflegt sie dies nicht von vornherein zu tun, sondern es wird da nur der Säugling möglichst früh entwöhnt, indem man ihm andere Nahrung bietet und auf ein allmähliches Versiegen der Muttermilch durch das immer seltener werdende Anlegen des Säuglings rechnet. Als Ersatz dienen vorzugsweise gewisse Früchte, und zwar, wo diese vorkommen, zweckmäßigerweise die Banane oder auch die Milch der noch nicht vollständig gereiften Kokusnuß.

Abgesehen von dem willkürlichen Verzicht auf das Säugegeschäft gibt es wohl zweifelsohne auch oft genug Fälle wirklicher Unfähigkeit, dieser Mutterpflicht zu genügen. Besonders scheint die Befähigung zum Säugen des Kindes in den höher zivilisierten Ländern allmählich zu schwinden. Gegenüber den Behauptungen einzelner Fachmänner, daß mit wirklich gutem Willen jede Mutter im stande sei, ihrem Kinde genügend Nahrung zu bieten, muß doch auf die Tatsache hingewiesen werden, daß man in sehr vielen Fällen, nachdem das Kind einige Tage oder Wochen gesäugt worden ist, nicht nur an dem Aussehen des Säuglings, sondern auch durch genaue Wägungen feststellen kann, daß diesem die Nahrungsmenge, die ihm zu teil wird, keineswegs genügt. Und dies gilt nicht etwa nur, wenn die Mutter selbst säugt, sondern auch nur zu oft für die Ammen, die ja doch selbst ein beträchtliches Erwerbsinteresse daran haben, ihre Aufgabe noch länger zu erfüllen. Wir sehen aber ferner, daß in zahlreichen anderen Fällen zwar eine für den Säugling ausreichende Nahrungsmenge abgesondert wird, daß aber die säugende Person, mag es nun die Mutter oder die Amme sein, dabei ersichtlich von Tag zu Tag elender wird und an Körpergewicht abnimmt. Nicht selten wird dabei auch ein Rückbildungsprozeß an den eigentlichen Geschlechtsorganen, besonders an der Gebärmutter wahrgenommen, in dessen Folge namentlich die letztere immer kleiner und schlaffer wird, womit dann auch Unterleibsbeschwerden verschiedener Art einhergehen. Wenn nun alle diese Anzeichen einer ungenügenden Fähigkeit, dem Kinde die erforderliche Nahrungsmenge zu liefern, eben nicht nur bei den Müttern der wohlhabenderen Stände, sondern auch oftmals bei den meistens aus der ärmeren Landbevölkerung stammenden Ammen beobachtet werden, so liefert uns das den Beweis, daß wir es hier nicht etwa allein mit den Folgen einer unzweckmäßigen Lebensweise zu tun haben, sondern daß es sich um eine Entartung der ganzen Rasse des betreffenden Volksstammes handelt. Es ist sehr schwer, für eine solche eine genügende Ursache mit einiger Sicherheit nachzuweisen. Jedenfalls scheint es, als ob die Unfähigkeit, zu säugen, erblich ist, wie so viele andere Vorzüge und Mängel lebender Wesen. Während nun im allgemeinen die mit solchen erblichen Mängeln zur Welt kommenden Individuen meist im Kampf ums Dasein den besser ausgestatteten Wesen gegenüber unterliegen, und sicherlich auch bei unseren Naturvölkern eine Vererbung der Unfähigkeit, zu säugen, dadurch verhindert wird, daß eben die Kinder einer mit diesem Mangel behafteten Mutter schon im ersten Lebensjahr an Nahrungsmangel zu Grunde gehen, trifft das für unsere Kulturvölker nicht mehr in vollem Umfange zu, da diese längst gelernt haben, ihren Kindern Ersatzmittel für die Muttermilch zu bieten. Zum Teil ist das schon geschehen, als der Mensch begann, sich mit Viehzucht zu befassen, und demnach in der Lage war, den Kindern, deren Mütter unfähig waren, sie zu säugen, die Milch von Pferden, Eseln, und von gewissen Wiederkäuern, insbesondere dem Schaf, dem Rentier, der Ziege und der Kuh, zu bieten. Gerade die Milch der ersteren, die wohl schon zu der Zeit, als der Mensch noch ein Nomadenleben führte, ge-

zähmt wurden, ist der Menschenmilch noch am ähnlichsten und konnte daher auch zuerst als Ersatznahrung erfolgreich verwendet werden. Der Milch der Wiederkäuer, die wohl erst später gezähmt worden sind, haftet der Mangel an, daß sie im unverdünnten Zustande etwas schwer verdaulich für den menschlichen Säugling, und im verdünnten Zustande wesentlich ärmer an Zucker ist, als die Menschenmilch. Immerhin wird man, auch an der Hand unserer jetzigen Erfahrung, begreifen, daß es von jeher gelungen ist, mit diesen Surrogaten viele Kinder aufzuziehen, deren Mütter unfähig waren, zu säugen, und daß dadurch die Zahl weiblicher Individuen, die diese Unfähigkeit ererbt hatten, sich allmählich steigerte. Bedenkt man nun ferner, daß diese Individuen als junge Gattinnen, gerade weil sie nicht durch das fortwährende Zusammensein mit ihrem neugeborenen Kinde gebunden waren, auch wieder gewisse Vorteile im Kampf ums Dasein genossen und jedenfalls im gleichen Zeitraum selbst mehr Kinder zur Welt bringen konnten, so ist es wohl nicht ganz unverständlich, daß sich die Unfähigkeit, zu säugen, bei den Kulturvölkern allmählich ausgebreitet hat. Als ein Mangel muß dies jedoch nach wie vor angesehen werden, da keine Tiermilch, geschweige denn irgend ein anderes Surrogat, im stande ist, dem Säugling die Menschenmilch vollständig zu ersetzen. Jeder Vergleich zweier gesund geborener Kinder, von denen das eine mit Menschenmilch, das andere mit irgend einem Kunsterzeugnis aufgezogen wird, zeigt auch dem Laien, wie viel besser erstere sich zur Ernährung des Säuglings eignet. Es ist daher verständlich, daß schon sehr frühe bei Völkern, bei denen eine erheblich ungleiche Verteilung des Besitzes eingetreten war, zur Ernährung solcher Säuglinge, deren Mutter im Wochenbett gestorben oder zur Absonderung der nötigen Nahrungsmenge nicht im stande war, andere junge Mütter durch Bezahlung veranlaßt wurden, die Ernährung des hilflosen Kindes zu übernehmen. Zunächst wählte man gewiß solche Mütter aus, die mit der von ihnen hervorgebrachten Milchmenge sowohl das eigene, als auch das fremde Kind ausreichend zu ernähren vermochten. Demnächst eigneten sich natürlich solche jungen Mütter zu Ammen, denen der eigene Säugling früh verstorben war. Der wachsende Bedarf hat dann aber auch dahin geführt, daß ärmere Mütter um des lockenden Erwerbes willen die Ernährung ihres eigenen Kindes an der Mutterbrust aufgaben, so daß dieses künstlich aufgepäppelt werden mußte, während sie ihre eigene Milch gewissermaßen an den kleinen Fremdling verkauften. Man darf wohl sagen, daß dies eine der häßlichsten Erscheinungen bei dem ganzen Ammenwesen ist, da hier immer ein ärmeres Kind eben nur seiner Armut wegen Gefahren ausgesetzt wird, damit das reichere solchen entgehe.

Der ursprünglich richtige Gedanke, daß die Amme eine umso bessere und genügendere Nahrung bieten werde, wenn sie womöglich in den gewohnten, meist auch gesünderen ländlichen Verhältnissen verbleibt, hat in Frankreich zu der Sitte geführt, daß die wohlhabenderen Frauen nicht die Ammen zu sich ins Haus nehmen, wie dies meist in anderen Ländern geschieht, sondern ihr neugeborenes Kind der Amme aufs Land hinausgeben. Leider

entfällt damit aber jede Kontrolle darüber, ob die Amme das ihr anvertraute Kind wirklich säugt, oder ob sie nicht in ihrer begreiflichen Mutterliebe das eigene Kind bevorzugt und das fremde mit Ersatznahrung aufpäppelt. Das letztere ist leider in Frankreich so allgemein geworden, und es werden so unzweckmäßige Stoffe verwendet, daß die Sterblichkeit dieser der Amme anvertrauten Kinder eine ungeheuerliche geworden ist.

Wie wir nun im allgemeinen finden, daß die Natur durch Ausbildung besonderer Instinkte gegen das Überhandnehmen besonderer nachteiliger Mängel in der Organisation wirkt, so läßt sich das auch hinsichtlich des Säugens erkennen. Den vorhin dargelegten Motiven *gegen* das Säugen des eigenen Neugeborenen, die der jungen Mutter doch im Grunde erst durch eine Anstrengung ihres Verstandes annehmbar werden, steht die Tatsache gegenüber, daß ihr das Säugen des Kindes ohne alle Mitwirkung des Verstandes oder der Überlegung eine rein sinnliche Lust bietet. Wir können dabei von der schon erwähnten Tatsache absehen, daß das Absaugen der Milch, wenn die Brust bis zur Schmerzhaftigkeit strotzend gefüllt ist, eine sofortige Erleichterung und ein Schwinden dieser Schmerzen herbeiführt. Die Versorgung der Brustwarze mit Tastnerven ist eine derartige, daß diese Nerven mit einer, wenn wir so sagen wollen, *Zentralstation* im Gehirn und Rückenmark in Verbindung stehen, von der aus wieder andere Nerven zu den *Geschlechtsorganen* führen. Man kann nun durch Betastung feststellen, daß das Saugen an der Brustwarze zunächst eine Zusammenziehung der Gebärmutter herbeiführt. Diese Tatsache ist seit den ältesten Zeiten bekannt, und man hat da, wo eine schädliche Erschlaffung der Gebärmutter vorlag, besonders auch bei Blutungen im Wochenbett, schon von jeher das Saugen an der Brustwarze, das ja auch mit schröpfkopfartigen Instrumenten ausgeführt werden kann, dazu benutzt, um die Gebärmutter wieder in den Zustand normaler Zusammenziehung zurückzuführen. Diese Bewegungserscheinungen im eigentlichen Geschlechtsapparat bereiten aber der Säugenden, bewußt oder unbewußt, wie die Frauen, die auf sich zu achten gewohnt sind, vielfach bestätigen, einen sinnlichen Genuß, und man hört nicht selten versichern, daß dieser sogar erheblich größer ist als der, den der geschlechtliche Verkehr verursacht.

So *gebietet* die Natur selbst der jungen Mutter nicht nur die Erfüllung ihrer Pflicht gegen das neugeborene Kind, sondern sie schafft auch einen sehr wesentlichen Antrieb für diese, solcher Pflicht zu genügen. Bei manchen Völkern, besonders solchen mit wenig entwickelter Intelligenz, bei denen das Triebleben überhaupt viel mächtiger ist als bei den kultivierteren Stämmen, verleitet der sinnliche Genuß, den das Säugen bietet, die Frauen dazu, ihre Kinder *außerordentlich lange* zu säugen. Man hat über diesen Mißbrauch Genaues festzustellen gesucht und gefunden, daß zum Beispiel bei den *Eskimo* noch vierzehn- und fünfzehnjährige Kinder von ihrer Mutter gesäugt werden, wenn sie auch natürlich schon längst andere Nahrung daneben zu sich nehmen. Sehr lange werden auch bei vielen nord- und südamerikanischen *Indianern* die Kinder gesäugt, nämlich bei nordamerikanischen

bis zum zwölften, bei südamerikanischen wenigstens bis zum fünften Jahre. In China und Japan wird das Säugegeschäft vielfach bis zum zehnten Jahre des Kindes fortgesetzt; bis zum fünften und sechsten Jahre bei Australiern und Neuseeländern, auf den Sandwichinseln, in Samoa. Was Europa anbetrifft, so säugen bis zum zweiten Jahre noch jetzt die Esthen und einige Kaukasusvölker, vielfach auch die Türken, bis zu drei Jahren die Schweden und Norweger einerseits, und die Steiermärker anderseits. In Süditalien, besonders im Neapolitanischen, wird oft bis zu vier, bei den Serben bis zu fünf, und bei den Griechen sogar bis zu sechs Jahren gesäugt.

Wenn nun der nervöse Zusammenhang zwischen der Brustwarze und den Geschlechtsorganen des Unterleibs zur Folge hat, daß das Saugen an der Brustwarze dem Weibe einen sinnlichen Genuß verschafft, so wird es ohne weiteres begreiflich sein, daß auch sonstige, auf die Brustwarze ausgeübten Reize, ja schon das bloße Betasten dieses Organs, bei sehr erregbaren Weibern zur Auslösung des Geschlechtstriebes Veranlassung geben kann. Die entsprechende Erfahrung hat natürlich allenthalben zum Mißbrauch führen können, und aus diesem erklärt es sich dann wohl, daß die Zurschaustellung des Organs ihrerseits geschlechtserregend auf besonders reizbare Männer zu wirken vermag und daher in sehr vielen Ländern als schamlos angesehen wird. Bei den heutigen zivilisierten Völkern ist zwar vielfach die Entblößung des oberen Teiles der Brust des Weibes bei festlichen Gelegenheiten üblich, aber selbst da, wo sie in besonders weitgehender Weise erfolgt, gilt es doch für durchaus anstößig, wenn auch die Brustwarze selbst entblößt wird. In früheren Jahrhunderten dachte man hierüber nicht so streng; insbesondere lehren uns Berichte und manche

Gravüre im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Abb. 104. Bildnis einer jungen Dame der vornehmen Gesellschaft.

Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze.

Porträte aus dem achtzehnten Jahrhundert, daß damals selbst Mädchen der vornehmsten Gesellschaftskreise kein Bedenken trugen, im Festgewande mit entblößter Brustwarze zu erscheinen (Abb. 104). Daß bei den nichtzivilisierten Völkern, bei denen ja überhaupt meist eine große Unbefangenheit in der Entblößung des Körpers obwaltet, die weibliche Brust meist ganz unverhüllt getragen wird, braucht nicht im einzelnen an Beispielen bewiesen zu werden. Die Entblößung der Brust zum Zwecke des Säugens gilt, man darf wohl sagen erfreulicherweise, da es sich ja um die Erfüllung einer der schönsten Mutterpflichten handelt, auch bei uns nicht unbedingt als anstößig, wenn auch allerdings die zarter empfindende Frau der höheren Stände im allgemeinen vermeidet, andere als die nächsten Angehörigen zu Zeugen dieser Beschäftigung zu machen (Abb. 105). Die größten Maler, Bildhauer und ihre meist geistlichen Auftraggeber haben es nicht für unschicklich gehalten, selbst die heilige Jungfrau auf Altarbildern mit entblößter Brust, die sie dem Jesusknaben reicht, darzustellen (Abb. 106).

Da das Säugegeschäft einerseits dem weiblichen Körper beträchtliche Mengen von Nahrungsstoff entzieht, anderseits, indem es die Gebärmutter zu Zusammenziehungen anregt, einem Blutandrange zu diesem Organe vorbeugt, so ist es sehr begreiflich, daß namentlich während der ersten Zeit des Säugens die Menstrualblutung unterbleibt. Das hat zu der Meinung geführt, daß während des Säugegeschäfts auch eine Befruchtung kaum zu stande kommen könne. Bis zu einem gewissen Grade ist dies richtig. Die Erfahrung lehrt wirklich, daß eine Frau, die ihrem Säugling sehr reichlich Nahrung spendet, den Geschlechtsverkehr meist lange Zeit ausüben kann, ohne neuerdings schwanger zu werden. Dies wird sich wohl so erklären, daß eben nicht nur der Blutandrang zur Gebärmutter, sondern auch der zu den Eierstöcken infolge des auf die Brustwarze ausgeübten Reizes verringert wird und es

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 105. Holländisches Interieur mit Wiege.
Nach einem Gemälde von Gerard Don.

folglich nicht zu jener strotzenden Füllung der Eierstöcke kommt, die ein Platzen eines Graafschen Follikels und Freiwerden eines Eies zur Folge hat. Immerhin handelt es sich nur um eine Hinausschiebung der Befruchtungsfähigkeit, nicht um eine vollständige Aufhebung derselben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß diese Hinausschiebung etwa neun Monate beträgt, aber auch dies trifft nur zu, wenn während dieser neun Monate die Milchabsonderung eine sehr reichliche ist, und selbst in diesem Falle kommen nicht selten Ausnahmen vor, deren vermutliche Ursache zu erörtern wohl nicht Sache dieses Werkes ist.

Abb. 106. Madonna. Von Matteo Civitali.

Fehlgeburt und Frühgeburt.

Nachdem wir früher gesehen haben, daß die Schwangerschaft schon von ihrer allerfrühesten Zeit an eine Art von Schmarotzertum der Leibesfrucht darstellt, die sich durch feste Anlagerung und Verzinkung mit der Schleimhaut der Gebärmutter die Möglichkeit des Nahrungs- und Gaswechsels verschafft, leuchtet es ohne weiteres ein, daß diese gegenseitigen Beziehungen zwischen Mutter und Kind jederzeit unterbrochen werden können. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß in den weitaus meisten Fällen die Leibesfrucht sich nach einer Schwangerschaftsdauer von ziemlich genau vierzig Wochen von der Gebärmutter löst, und daß das in diesem Entwicklungsalter an die Außenwelt gelangende Kind im stande ist, bei geeigneter Pflege und Ernährung, besonders bei Ernährung an der weiblichen Brust, fortzuleben, zu wachsen und die noch nicht völlig ausgebildeten Organe vollständig zu entwickeln. Es gibt jedoch noch immerhin genug Fälle, in denen die Leibesfrucht schon vor der vierzigsten Schwangerschaftswoche den mütterlichen Körper verläßt, und in diesen pflegen wir von einer *Fehlgeburt* oder *Frühgeburt* zu sprechen. Der Sprachgebrauch hat sich so entwickelt, daß wir gewöhnlich unter einer Frühgeburt eine solche verstehen, die zwar vor Ablauf der vierzigsten Schwangerschaftswoche erfolgt, aber doch immerhin so spät, daß es unter besonders günstigen Umständen gelingt, das Neugeborene am Leben zu erhalten. Berechnet man die Schwangerschaftsdauer in der üblichen Weise von der letzten Menstruationsblutung ab, so kann man sagen, daß es kaum jemals gelingt, das Neugeborene am Leben zu erhalten, wenn die Schwangerschaft *noch nicht*

achtundzwanzig Wochen gedauert hat. Man kann daher wohl sagen, unter Frühgeburt ist eine zwischen der achtundzwanzigsten und vierzigsten Schwangerschaftswoche erfolgende Geburt zu verstehen. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß Früchte, die vor der vierunddreißigsten oder gar zweiunddreißigsten Schwangerschaftswoche zur Welt kommen, auch trotz den größten Bemühungen um sie meist zu Grunde gehen. Anderseits ist es gelegentlich auch gelungen, solche Früchte noch am Leben zu erhalten, die noch früher, also etwa in der vierundzwanzigsten bis achtundzwanzigsten Schwangerschaftswoche zur Welt kamen. Im allgemeinen sind aber alle vor der achtundzwanzigsten Woche geborenen Früchte noch so unreif, daß man sie direkt als lebensunfähig bezeichnen kann, und wenn solche aus dem mütterlichen Körper ausgestoßen werden, pflegt man das also als Fehlgeburt zu bezeichnen.

Übrigens müssen wir hervorheben, daß die Berechnung der Schwangerschaftsdauer nach der letzten Menstruationsblutung etwas durchaus Unsicheres ist, weil man niemals weiß, ob das bei der letzten Menstruation, oder das erst vier Wochen später gelöste Ei befruchtet worden ist, und weil ja auch sowohl einerseits ein Aussetzen der Menstruation ohne Schwangerschaft, als auch anderseits ein Fortdauern derselben in der Schwangerschaft beobachtet worden ist. Wissenschaftlich begründeter würde also eine Beurteilung der Lebensfähigkeit der Frucht nach den äußeren Zeichen ihrer Reife sein. Hier verstünde es sich dann aber ganz von selbst, daß die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung des Kindes umso geringer ist, je auffälligere Anzeichen von Unreife an ihm wahrzunehmen sind. Für die Berechnung der Schwangerschaftsdauer aber würde dies auch nichts helfen, weil es ja nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich ist, daß die Entwicklung der Frucht im Mutterleibe nicht bloß von der Dauer der Schwangerschaft, sondern auch von manchem anderen begünstigenden oder nachteiligen Einflusse abhängt, so daß sehr wohl von zwei nach wirklich gleich langer Schwangerschaftsdauer geborenen Leibesfrüchten die eine viel reifer sein kann als die andere.

Ein sehr bequemes Mittel zur Beurteilung der wirklichen Reife ist die Wägung des Neugeborenen (Abb. 107). In dieser Hinsicht ist nun festzustellen, daß bisher nur ein einziges Mal ein Neugeborenes von neunhundert Gramm Gewicht hat am Leben erhalten werden können. Bei Neugeborenen, die noch weniger wiegen, wird man also auf die Möglichkeit ihrer Erhaltung nicht rechnen dürfen.

Unter diesen Umständen erscheint es für praktische Zwecke nicht richtig, einen scharfen Unterschied zwischen Fehlgeburt und Frühgeburt machen zu wollen. Jede allzu frühe Geburt gefährdet das Kind in hohem Maße, aber natürlich umsomehr, je mehr sie sich verfrüht. Höchstens für die Beurteilung der Schuldfrage bei künstlicher Einleitung der Geburt kann es wichtig sein, ob die Schwangerschaft bereits so weit vorgeschritten war, daß diejenigen, die die verfrühte Geburt eingeleitet haben, darauf hoffen konnten, das Neugeborene am Leben zu erhalten. Augenscheinlich würden aber in solchem Falle noch eine Reihe nichtärztlicher Erwägungen nötig sein, um einigermaßen

festzustellen, ob auch die Absicht der Erhaltung des Neugeborenen bestanden hat.

Da, wie wir sahen, der Wissenschaft eine ausreichende Erkenntnis dafür, welche besonderen Ursachen normalerweise etwa am Ende einer vierzig Wochen dauernden Schwangerschaft den Geburtseintritt herbeiführen, fehlt, so ist es natürlich auch nicht möglich, die Gründe für den vorzeitigen Eintritt der Geburt erschöpfend darzulegen. In der Tat steht auch der Arzt nicht selten vor einem Rätsel, wenn er beobachtet, wie irgend eine bestimmte Frau, die die Geburt eines lebensfähigen Kindes heiß ersehnt und sicherlich allen seinen Ratschlägen behufs Verhütung einer vorzeitigen Geburt gewissenhaft Folge leistet, dennoch immer wieder, meist in derselben Epoche der Schwangerschaft, eine Fehlgeburt erleidet. Immerhin lassen sich eine Anzahl von Ursachen, teils theoretisch, teils durch die Erfahrung, feststellen.

G. Newnes in London phot.

Abb. 107. Das Wägen des Säuglings.

Da die Geburt in einer Lösung der Leibesfrucht von der Gebärmutterwand besteht, wobei die Abspaltung in einer versetteten Schicht der letzteren erfolgt, so kann zunächst das vorzeitige Eintreten dieser Abspaltung auf rein mechanischen Einwirkungen beruhen. In erster Linie ein zufälliger Stoß gegen den Unterleib, sei es durch einen Unfall, sei es durch eine Mißhandlung seitens einer anderen Person, dann auch schwere Arbeit, die zu sehr kräftiger Zusammenziehung der Bauchmuskeln nötigt, besonders das Heben und Tragen schwerer Lasten können zu solcher Abtrennung führen. In manchen Ländern, wo die Massage als ein regelmäßig angewandtes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit dient, wird sie unzweckmäßigerweise auch an Schwangeren geübt und hier oft so roh ausgeführt, daß Fehlgeburten sehr häufig sind. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch Störungen in der Blutversorgung der Gebärmutter, namentlich eine Überfüllung ihrer Adern durch Stauung des zum Herzen zurückfließenden Blutes, in mechanischer Weise die Ablösung der Leibesfrucht von der Gebärmutterwand herbeiführen. Wenigstens ist es eine bekannte Erfahrung, daß sowohl die häufige Anwendung sehr heißer Bäder, als auch die Rückwärtsknickung der Gebärmutter, mit der

gewöhnlich eine solche Stauung verbunden ist, häufig zur Fehlgeburt führen. Möglich ist es immerhin, daß eine solche Blutstauung nicht rein mechanisch wirkt, sondern zunächst den Stoffwechsel zwischen der Schwangeren und der Leibesfrucht beeinträchtigt. Höchstwahrscheinlich wirkt in dieser Weise der chronische Katarrh der Gebärmutterschleimhaut, bei dem es sehr häufig zu Fehlgeburten kommt. Einen solchen Katarrh finden wir meist, wo von früheren Geburten her tiefe, vom Muttermunde ausgehende Risse in der Gebärmutter vorhanden sind. Daher ist es eine alte Erfahrung, daß bei tiefen Rissen des Gebärmutterhalses häufig Fehlgeburt eintritt. Es scheint auch, als ob die Leibesfrucht sich leichter vorzeitig löst, wenn sich das Ei nicht hoch oben im Grunde der Gebärmutter, sondern tiefer in der Nähe des Gebärmutterhalses eingenistet hat. Hier mögen sowohl der mechanische Grund, als auch die mangelhafte Ernährung des Eies zusammenwirken.

Sehr begreiflich ist es, daß es fast immer zu einer Fehl- oder Frühgeburt kommt, wenn die Leibesfrucht in der mütterlichen Gebärmutter abgestorben ist. Wenn das Herz der Frucht nicht mehr schlägt, findet natürlich auch in den wurzelartigen Ausläufern, die das Ei in die mütterliche Schleimhaut eingesenkt hat, kein Blutwechsel mehr statt. Diese sogenannten Chorionzotten fallen dann zusammen, die Frucht wächst auch nicht mehr, und das in der Fruchtblase enthaltene Fruchtwasser nimmt entweder allmählich ab, oder es fließt auch plötzlich fort, weil die nicht mehr mit Blut versorgte Wand der Fruchtblase abstirbt, morsch wird und zerreißt oder zerfällt. Ein solches Mißverhältnis zwischen der wachsenden Gebärmutterwand einerseits und der kleiner werdenden Fruchtblase anderseits kann aus mechanischen Gründen zur Ablösung der letzteren führen; vielleicht gehen aber von der absterbenden Fruchtblase aus auch Stoffe in die Gebärmutter über, die in gewissem Sinne als Gifte wirken und sie zu Zusammenziehungen veranlassen, die die Ausstoßung der Frucht bewirken. Es kommt wohl gelegentlich, aber sehr selten, vor, daß die abgestorbene Frucht noch lange in der Gebärmutterhöhle verweilt. Sie durchsetzt sich dann allmählich entweder mit fettigen Substanzen, die ihr ein fast paraffinartiges Aussehen geben, oder mit Kalksalzen, die sie gleichsam versteinern. In den weitaus meisten Fällen aber tritt sehr bald nach dem Absterben der Frucht deren Ausstoßung ein. Unter solchen Umständen können natürlich alle zum Tode führenden Erkrankungen der Frucht auch zur vorzeitigen Geburt führen. Dahin gehören vor allem gewisse Mißbildungen, die aus unbekannter Ursache an der Frucht auftreten können, und von denen manche die normale Organisation so verändern, daß die Frucht selbst im Mutterleibe nicht lebensfähig ist. Im übrigen ist diese ja gegen die verschiedensten Krankheitsursachen durch ihren Aufenthaltsort sehr geschützt. Immerhin nimmt sie in jedem Falle genau die Körpertemperatur der Mutter an. Wenn diese also längere Zeit stark fiebert, so kann auch die Leibesfrucht eine überaus hohe Körpertemperatur annehmen, und da ihr so zarter Körper nicht so hohe Temperaturen ertragen kann wie der mütterliche, so kommt es vor, daß die Leibesfrucht einem Fieber erliegt, dem der mütterliche Organismus noch eben Widerstand leistet. In

zweiter Linie können dann diejenigen Gifte, die im stande sind, sich in den Körpersäften zu lösen und so tierische Gewebe zu durchtränken, auch aus dem mütterlichen Körper in den kindlichen übergehen und diesen sehr leicht töten. Dazu gehören vor allen Dingen diejenigen Stoffe, die normalerweise auch bei dem ausgewachsenen Menschen fortwährend durch die Nieren ausgeschieden werden müssen, wenn sie nicht in ihm Vergiftungserscheinungen hervorrufen sollen. Die verschiedensten Nierenerkrankungen, welche die Ausscheidung dieser Gifte, meist Produkte des eigenen Stoffwechsels der Mutter, beeinträchtigen, können also die Leibesfrucht töten und zu deren vorzeitiger Ausstoßung führen. Dasselbe gilt von den Giften, die bei der Dysenterie im Darm der Kranken entstehen. Auch einige krankheitserregende Parasiten gehen erfahrungsmäßig von der Mutter — oder von dem Vater? — auf die Leibesfrucht über. Besonders steht dies von der Syphilis fest. Sehr häufig kann man bei vorzeitig totgeborenen Früchten deren syphilitische Erkrankung als Todesursache auf dem Seziertische nachweisen. Sehr häufig stirbt übrigens die syphilitische Frucht erst während der letzten Schwangerschaftsmonate ab, so daß man hier von einer Frühgeburt reden könnte. Da aber der Tod der Frucht ihrer Ausstoßung fast immer vorausgeht, oder die Frucht wenigstens so krank ist, daß ihre Erhaltung durchaus unmöglich wird, so kommt der Vorgang praktisch einer wirklichen Fehlgeburt gleich. Die Behandlung der Mutter mit gegen die Syphilis wirksamen Heilmitteln während der Schwangerschaft kann in Fällen, wo schon öfters Totgeburten erfolgt waren, die Leibesfrucht erhalten und dahin führen, daß sie in erhaltungsfähigem Zustande geboren wird.

Wenn die Frucht im Mutterleibe abgestorben ist, pflegt die Schwangere dies bald zu merken. War die Frucht noch sehr klein, so erfolgt die Fehlgeburt sehr bald, indem zunächst meist etwas Blutabgang bemerkt wird, und dann ziehende Schmerzen im Unterleib und besonders im Kreuz auftreten. War die Schwangerschaft über die Hälfte ihrer Dauer vorgeschritten, so merkt die Schwangere nicht nur das vollständige Aufhören der Kindesbewegungen im Mutterleibe, sondern sie leidet auch an einem einmaligen oder wiederholt auftretenden Frostschauer, die schon einigermaßen strotzenden Brüste fallen zusammen; auch wird nicht selten angegeben, sie fühle bei jeder Körperbewegung gleichsam einen Klumpen im Unterleibe, dem Einfluß der Schwerkraft entsprechend, hin und her rollen. Nur in den ersten sechzehn Wochen pflegt sich, wenn eine Fehlgeburt zu stande kommt, das ganze Ei mit seinen Hüllen in einem Stück von der Gebärmutterwand loszuschälen, so daß mit seiner Ausstoßung die Fehlgeburt vollendet ist. Nach der sechzehnten Woche geht gewöhnlich nur die Frucht selbst durch einen Riß der Eihäute von selber ab, oder allenfalls folgt auch noch ein Teil der letzteren, während ein Rest an der Gebärmutterwand hängen bleibt, und, da die Anwesenheit eines solchen, nicht hingehörigen Bestandteiles in der Gebärmutterhöhle die richtige Zusammenziehung des Organs verhindert, zu fortdauernden, schließlich lebensgefährlichen Blutverlusten Veranlassung gibt.

Wir haben bisher nur die Fälle von unbeabsichtigtem Eintritt der vorzeitigen Geburt ins Auge gefaßt. Natürlich kann man aber sowohl die Fehlgeburt als die Frühgeburt auch absichtlich herbeiführen, und dies geschieht nicht nur aus triftigen Gründen durch den Arzt, sondern auch durch Unberufene im Widerspruch mit dem Gesetz.

Die Herbeiführung der vorzeitigen Geburt durch Unberufene ist in dem Strafgesetz fast aller Länder mit strengen Strafen bedroht. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch, und zwar nach dessen Paragraphen 219 und 220, wird „mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft, wer einer Schwangeren, welche ihre Frucht abgetrieben oder getötet hat, gegen Entgelt Mittel hierzu verschafft, bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat."

Ferner heißt es dort: „Wer die Leibesfrucht einer Schwangeren ohne deren Wissen oder Willen vorzeitig abtreibt oder tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft."

Die Anwendung der Gesetze gegen die Abtreibung ist in einigen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine sehr laxe. In Deutschland wird sie dadurch erschwert, daß die verbotene Handlung wegen der Strafbarkeit aller beteiligten Personen höchst selten zur Kenntnis des Richters gelangt.

Zum Teil freilich werden auch ganz unzweckmäßige Mittel angewandt. Aus der Medizin des Mittelalters, welche ja eine chirurgische Behandlung wegen der damals damit verbundenen großen Gefahren wie auch wegen des Mangels an ausreichend wirksamen Betäubungsmitteln womöglich vermied, sind allerdings eine ganze Anzahl von sogenannten Abortivmitteln in die Volksmedizin eingedrungen und werden zum Teil noch heute in verbrecherischer Absicht angewandt. Es sind durch die Bank solche Substanzen, die, in größeren Mengen verschluckt, einen starken, entzündlichen Reiz auf die Darmschleimhaut ausüben. Natürlich kann eine heftige Darmentzündung auch auf den Bauchfellüberzug des Darmes übergreifen, sich über das ganze Bauchfell verbreiten und die Gebärmutter, die ja ebenfalls zum Teil von dem Bauchfell überzogen ist, in Mitleidenschaft ziehen. Die so entstandene Gebärmutterentzündung aber kann dann allerdings zum Absterben der Leibesfrucht, oder unter Umständen auch zu ihrer Ausstoßung, bevor sie abgestorben ist, führen. Immerhin kann dies erst eintreten, wenn eine wirklich heftige Bauchfellentzündung vorliegt. Dies ist aber eine Krankheit, die nicht nur eine unmittelbare beträchtliche Lebensgefahr mit sich bringt, sondern auch, wenn sie glücklich überstanden ist, meist vielfache Verklebungen und Verwachsungen der Unterleibsorgane miteinander zurückläßt, so daß die vom Tode gerettete Kranke immerhin die Aussicht auf ein lebenslängliches Siechtum behält. Da überdies kleinere Gaben der in Betracht kommenden Medikamente nur die Unannehmlichkeiten eines heftigen Darmkatarrhs oder selbst einer Unterleibsentzündung mit sich bringen, ohne daß die Krankheit auf die Gebärmutter übergreift und die gewünschte Fehlgeburt herbeiführt, so ist die Anwendung dieser Mittel in jedem Sinne durchaus unzweckmäßig, und selbst die Personen, die sich gewerbsmäßig

mit dem Abtreiben der Leibesfrucht befassen, bedienen sich heutzutage fast ausnahmslos derselben Mittel, wie der Arzt. Sehr begreiflicherweise allerdings verfahren Menschen, die so gewissenlos sind, sich selbst und die ihnen anvertraute Person der Gefahr einer Zuchthausstrafe auszusetzen, dabei nicht mit jener gewissenhaften Reinlichkeit, die allein im stande ist, einigermaßen vor einer lebensgefährlichen und oftmals tödlichen Infektion der Schwangeren zu schützen. Auch die Furcht, daß bei einer polizeilichen Untersuchung, wie sie ja oftmals vorgenommen wird, wenn die gewerbsmäßige Abtreiberin (meist sind es weibliche Personen) ihre Klientinnen durch Anzeigen in öffentlichen Blättern, mögen sie auch noch so vorsichtig gefaßt sein, anzulocken sucht, von dem Instrumentarium etwas vorgefunden werden könnte, veranlaßt diese Personen, wie die Erfahrung lehrt, ihre Instrumente oft an den unwahrscheinlichsten Orten zu verstecken, so daß es nicht verwundern kann, wenn diese gewöhnlich noch mit Blut und Schleim von der vorhergegangenen Operation, oder mit anderem Schmutz und Staub verunreinigt, vielleicht auch gänzlich verrostet sind. Die Erfahrung jedes in einer Großstadt wirkenden Frauenarztes lehrt, wie außerordentlich groß die Zahl derjenigen weiblichen Personen ist, die durch gewerbsmäßige Abtreiberinnen in die größte Lebensgefahr gebracht werden und oftmals daran zu Grunde gehen.

Der Arzt muß selbstverständlich, wie oft auch von unverheirateten weiblichen Personen, die durch ihre Schwangerschaft in Unehre und Not zu geraten fürchten, oder von verheirateten Frauen, die die Entdeckung eines begangenen Ehebruchs zu scheuen haben, an ihn das Ansinnen gestellt wird, die Schwangerschaft künstlich zu unterbrechen, und wie oft auch die Ablehnung dieses Ansinnens zu den Ausbrüchen größter Verzweiflung, zu Drohungen mit Selbstmord, und sogar zu dessen Begehung führt, seine Beihilfe zu derartigen, gesetzlich strafbaren Handlungen verweigern. Er ist aber durch den Wortlaut des Strafgesetzes eigentlich auch dann nicht gegen eine Bestrafung gesichert, wenn er die Schwangerschaft aus den allertriftigsten ärztlichen Gründen unterbricht. Man kann nur zugestehen, daß verschiedene hochangesehene Ausleger des Strafgesetzbuches den, wenn auch recht mangelhaft gelungenen Versuch gemacht haben, eine Straflosigkeit des Arztes für solche Fälle in das Gesetz gleichsam hineinzudeuten, und daß wohl kaum eine Staatsanwaltschaft Anklage erheben, und noch viel weniger ein Geschworenengericht den Arzt schuldig sprechen würde, wenn er die Unterbrechung der Schwangerschaft aus Gründen unternimmt, die von der ungeheuren Mehrheit seiner Standesgenossen als durchaus gewichtige und ehrenhafte anerkannt werden.

In alten Zeiten hat man gemeint, daß die menschliche Leibesfrucht erst am vierzigsten oder fünfundvierzigsten Tage der Schwangerschaft ihre Beseelung erlange, und demnach vorher überhaupt keinen Anspruch auf den Schutz des Gesetzes habe. Von dieser in keiner Art erweislichen Ansicht hat man natürlich zurückkommen müssen. Selbst die katholische Kirche, die sie früher mit ihrer Autorität unterstützte, scheint heute anzunehmen, daß die lebende Leibesfrucht vom ersten Tage ab beseelt ist, und daß daher jeder Eingriff, der deren

Tod zur unabwendbaren Folge hat, eine von der Religion verbotene Tötung eines menschlichen Wesens darstellt. Manche Ärzte, die die Aussprüche der höchsten Autorität der katholischen Kirche als bindend für sich ansehen, stehen daher auf dem Standpunkt, die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft, solange das Kind noch nicht lebensfähig ist, oder die Tötung des Kindes selbst unter allen Umständen abzulehnen, sogar dann, wenn sie das einzige Mittel zur Erhaltung des Lebens der Schwangeren ist. Viele andere Ärzte gehen von der Ansicht aus, daß das Leben der Schwangeren, die ja immerhin unter andern Umständen noch lebensfähige Kinder zur Welt bringen kann, und deren Fürsorge vielleicht für die früher geborenen Kinder unentbehrlich ist, höher einzuschätzen sei, als das Leben der noch ungeborenen, so außerordentlich vielen Gefahren ausgesetzten Leibesfrucht, und glauben daher berechtigt zu sein, den Tod dieser letzteren herbeizuführen, wenn dadurch die Schwangere aus einer schweren Lebensgefahr gerettet werden kann — wobei es dann natürlich große Schwierigkeiten hat, sich darüber zu einigen, wie groß die Lebensgefahr für die Schwangere sein muß, um die Tötung der Leibesfrucht zu rechtfertigen. Diejenige Gruppe von Ärzten, die einerseits die Unterordnung des medizinischen Urteils unter die Autorität der katholischen Kirche ablehnt, anderseits doch auch eine allzu laxe Schätzung des Wertes des kindlichen Lebens verwirft, stellt sich auf den Standpunkt, daß die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft nur dann gerechtfertigt ist, wenn mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß bei Fortdauer der Schwangerschaft bis über die achtundzwanzigste Woche hinaus die Mutter selbst ihren Leiden erliegen würde, so daß eine Erhaltung des Kindes bis zu derjenigen Entwicklungsstufe, in der es allenfalls auch außerhalb des Mutterleibes fortleben könnte, so gut wie unmöglich erscheint. In diesem Fall kann man in der Tat den Wert des kindlichen Lebens annähernd auf Null einschätzen, und demgegenüber muß die Aufgabe des Arztes, wenigstens das mütterliche Leben zu retten, als eine sittliche Pflicht erscheinen.

Eine der häufigsten Ursachen, die den Arzt von diesem Gesichtspunkte aus zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft berechtigen, ist die tuberkulöse Schwindsucht der Schwangeren. Die Erfahrung lehrt, daß das Fortschreiten dieser Krankheit während der Schwangerschaft ein besonders beschleunigtes ist und die Unterbrechung der Schwangerschaft sehr häufig einen Stillstand der Krankheit verursacht, der nicht selten auch die Möglichkeit einer vollständigen Heilung in Aussicht stellt. Nächst der Schwindsucht ist es das unstillbare Erbrechen, das häufig Anlaß zur künstlichen Herbeiführung der Fehlgeburt gibt. Wenn die Schwangere, ungeachtet der Anwendung aller von der ärztlichen Wissenschaft gebilligten Heilmittel, ausnahmslos jede Speise, die sie zu sich nimmt, wieder durch Erbrechen von sich gibt; wenn infolgedessen ihr Körpergewicht dauernd in ganz gleichmäßiger Weise abnimmt, eine hochgradige Blutarmut sichtbar wird, und die Tätigkeit des Herzens und der Nieren nachweislich beträchtliche Störungen erleidet, ist die Hoffnung auf Erhaltung des Lebens, sowohl dessen der Mutter als dessen des Kindes, auf ein Minimum herab-

gesetzt und demnach die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft gerechtfertigt. Immerhin werden vorsichtige Ärzte, die eine allzu große Verantwortlichkeit allein zu übernehmen sich scheuen, auch in solchen Fällen den Eingriff nur ausführen, nachdem sie mehrere als ehrenhaft anerkannte Fachgenossen zu einer Beratung zugezogen haben, und werden das Ergebnis dieser Beratung schriftlich aufsetzen und mit diesen Fachgenossen gemeinsam unterschreiben. Dadurch sind sie nach menschlichem Ermessen gegen eine Mißdeutung ihres Handelns geschützt. Zu verwundern ist es freilich nicht, wenn die deutsche Ärzteschaft seit einigen Jahren schon bemüht ist, gelegentlich der in Aussicht stehenden Reform des deutschen Strafrechtes, solche strafrechtlichen Bestimmungen herbeizuführen, die dem Arzte auch gewisse Sonderrechte bezüglich der künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft gewähren.

Auf die Methoden, die der Arzt anwendet, näher einzugehen, ist dies kaum der Ort. In den frühesten Phasen der Schwangerschaft kann die Frucht einfach mit löffel- oder schlingenförmigen Instrumenten von der Gebärmutterwand losgekratzt und herausbefördert werden. Später sucht man durch Loslösung eines Teils der Eihaut oder auch durch Einspritzen von Medikamenten in die Gebärmutter, oder endlich durch Ausstopfen des Gebärmutterhalses oder des untersten Abschnittes der Gebärmutterhöhle Zusammenziehungen des Organs herbeizuführen, die ihrerseits die Lösung vollenden und die Frucht ausstoßen. In den mittleren Schwangerschaftsmonaten geht selten das ganze Ei ab, vielmehr bleiben Stücke davon an der Gebärmutterwand haften und verursachen dauernde, oft sehr heftige Blutverluste. In solchen Fällen ist es daher Aufgabe des Arztes, mit Instrumenten oder auch nur mit den Fingern die Reste der Frucht aus der Gebärmutter zu entfernen. In den letzten Schwangerschaftsmonaten gleicht die Fehlgeburt und die Frühgeburt außerordentlich der normalen, wie sie nach der vierzigsten Schwangerschaftswoche von selbst einzutreten pflegt.

Eines der größten Hindernisse, die die Erhaltung des Lebens des vorzeitig geborenen Kindes erschweren, liegt darin, daß das Kind teils noch gar nicht zu saugen versteht, teils dabei sehr bald ermüdet. Dieses Hindernis kann nur mit großer Geduld und Sorgfalt überwunden werden, indem man das Kind sehr häufig an einem künstlichen Sauger saugen läßt und ihm dazwischen auch mit dem Löffel vorsichtig Milch einflößt. Aber auch die Atemmuskulatur arbeitet noch mangelhaft und ermüdet besonders schnell. Daher reicht der im Körper stattfindende Verbrennungsprozeß (Verbindung der kohlenstoffhaltigen Bestandteile mit dem eingeatmeten Sauerstoff) nicht aus, um die für die Lebensvorgänge erforderliche Körpertemperatur zu unterhalten. Im Mutterleibe ist die unreife Frucht durch die Körpertemperatur der Mutter, die sich dem Fruchtwasser mitteilt, genügend warm gehalten. Man muß daher die vorzeitig geborene Frucht ebenfalls warm zu halten suchen. Dies ist nicht möglich allein durch Kleidung, Decken u. s. w. Man tut daher gut, das Kind in eine kleine Zinkbadewanne zu betten, die man in eine größere Holzwanne mit Wasser von etwa 40° Celsius stellt. Hier muß das umgebende

Wasser natürlich von Zeit zu Zeit durch Nachgießen heißeren Wassers auf seiner Temperatur erhalten werden. Doch gibt es auch sehr sinnreich erdachte, sogenannte Brutschränke oder Couvensen (Abb. 108), in denen das Kind untergebracht werden kann, und die durch eine Flamme mit selbsttätig wirkendem Regulator erhitzt werden, so daß die Luft in ihnen, ungeachtet regelmäßiger Erneuerung, dauernd die richtige Wärme behält. In größeren Städten sind derartige Apparate sogar leihweise zu erhalten.

Eine Veranlassung zur künstlichen Herbeiführung der Frühgeburt, das heißt der Geburt eines Kindes, das zwar sicher noch nicht reif ist, von dem man aber hofft und bezweckt, es am Leben zu erhalten, findet man fast ausschließlich in gewissen Formfehlern des knöchernen Beckens der Schwangeren. Ist dieses so verengert oder mißgestaltet, daß man mit einiger Sicherheit voraussehen kann, es werde die reife Leibesfrucht nicht unzerstückelt durchtreten können, wohl aber die noch unreife, deren Kopf nicht nur kleiner, sondern auch biegsamer ist, so kann man wohl hoffen, durch die Einleitung der künstlichen Frühgeburt beträchtliche Gefahren für Mutter und Kind zu umgehen. Natürlich darf man die Geburt dann aber nicht so früh einleiten, daß die Aussichten, das Kind am Leben zu erhalten, verschwindend gering sind. Übrigens entschließt man sich in dem hier geschilderten Falle selbst immer seltener zur künstlichen Einleitung der Frühgeburt, weil die Erfahrung lehrt, daß bei den geringen Formfehlern des Beckens, die die Geburt eines unreifen, aber lebensfähigen Kindes zulassen, doch oft auch noch das reife Kind unbeschädigt zur Welt kommt, und weil anderseits für den äußersten Notfall operative Kunstgriffe zur Verfügung stehen, deren früher sehr große Gefährlichkeit sich neuerdings recht beträchtlich verringert hat. Dies gilt sogar für den Kaiserschnitt, bei dem das reife Kind fast immer in sehr gutem Zustande zur Welt kommt und daher leicht am Leben zu erhalten ist, während die Gefährlichkeit dieses Eingriffes für die Mutter unter sachverständigen Händen ebenfalls eine äußerst geringe geworden ist und die der künstlichen Frühgeburt nur ganz unwesentlich übersteigt. Außerdem aber hat man gelernt, den knöchernen Beckenring an einer Stelle zu durchsägen, so daß durch Klaffen des Ringes an der durchsägten Stelle die geringe, hier in Betracht kommende Verengerung ausgeglichen wird. Die Enden des durchsägten Knochens heilen im Wochenbett fast immer sehr schnell wieder zusammen, so daß auch hier weder die unmittelbare Gefahr der Operation, noch auch die Aussicht auf einen bleibenden Schaden irgend erheblich sind.

Da wiederholte Fehlgeburten einer Unfruchtbarkeit des Weibes im eigentlichen Sinne des Wortes bei Völkern, die auf Kinderreichtum Wert legen, gleichgeschätzt zu werden pflegen, und da anderseits die Ursachen, wie wir gesehen haben, selbst für den Fachmann oft nicht zu erkennen, den Laien aber ganz rätselhaft zu sein pflegen, so hat sich auch dieser Erscheinung der Aberglauben bei den minder zivilisierten Völkerschaften und in den ungebildeten Gesellschaftsschichten der Kulturnationen bemächtigt. Dämonen oder Hexerei seitens übelwollender Menschen werden als Urheber beschuldigt,

und allerlei Beschwörungen, Opfer und Amulette werden zur Verhütung der Fehlgeburt angewandt. Unter den Amuletten spielt wieder der schon erwähnte Adlerstein, aber auch der Diamant eine Hauptrolle.

Die medizinische Wissenschaft kann ja, wie wir gesehen haben, zuweilen die Ursache der immer wiederkehrenden Fehlgeburt ergründen und dann durch ihren Rat Abhilfe schaffen. Wo keine der oben aufgezählten Ursachen nachweisbar ist, bleibt dem Arzte jedoch nur übrig, der Schwangeren strenge Bettruhe während der Zeit der Schwangerschaft, in der bis dahin die Fehlgeburt einzutreten pflegte, anzuempfehlen. Zuweilen hilft diese selbst dann noch, wenn schon eine leichte Blutung aufgetreten war. Unterstützt wird die Wirkung der Bettruhe auch noch durch die Verordnung narkotischer Mittel, besonders des Opiums, wobei natürlich wegen der Gefährlichkeit jeder Überschreitung der zulässigen Gabe nur dem Arzt die Verordnung zusteht.

G. Newnes in London phot.

Abb. 108. Brutschrank (Wärmhäuschen) mit Kind (Couveuse Lion).

Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit.

Fast überall, wo die Lebensverhältnisse einfacher sind, die Erziehung der Kinder auch den Ärmeren leicht wird, und die Kinder bereits in frühem Alter Arbeiten für den Hausstand übernehmen, die Söhne auch vielleicht schon frühe dem Vater als kampffähige Beschützer von Leben und Habe zur Seite stehen können, wird Kinderreichtum als Glück und Ehre betrachtet, und die Frau, die ihrem Gatten viele Kinder, und zwar besonders viele Knaben, gebiert, sehr hoch gehalten, während die unfruchtbare als überflüssige Hausgenossin betrachtet wird. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht scheinen nur die grönländischen Eskimos, manche Indianerstämme und vielfach auch die Malaien

zu machen, bei denen eine übermäßige Fruchtbarkeit als etwas Tierisches mißachtet wird. Bei unseren germanischen Vorfahren wurde die Fruchtbarkeit sehr hoch geschätzt. Merkwürdigerweise ist dies in der Theorie auch der Fall bei den Chinesen, obwohl man ja dort die Aussetzung und selbst die Tötung der Neugeborenen in größtem Maßstabe betreibt. Dies spricht dafür, daß der Ehemann Wert darauf legt, ganz willkürlich darüber bestimmen zu können, wie viele Kinder aufzuziehen seinen Verhältnissen entspricht. Von den eben erwähnten Ausnahmen abgesehen, wird die unfruchtbare Ehefrau fast bei allen Völkern verachtet. Aber bei sehr vielen geht das so weit, daß Sitte, Religion und Gesetz sogar die Verstoßung der unfruchtbaren Frau, und selbst derjenigen, die nur Mädchen zur Welt bringt, gestatten. Das gilt zum Beispiel für die alten Germanen, für fast alle slavischen Volksstämme und für alle Moslemin, gleichviel, ob es sich um Semiten oder Türken handelt. Auch bei den morgenländischen Juden ist die Verstoßung der unfruchtbaren Ehefrau noch heute gestattet. Bei den alten Indern galt auch die Ehefrau, die nur Mädchen zur Welt brachte, für unfruchtbar. Der Ehemann konnte sie verstoßen, oder er wählte einen anderen Ausweg. Vermutete er, daß die körperliche Beschaffenheit der Frau selbst die Schuld der Unfruchtbarkeit trug, so konnte er zum Beispiel die Schwester der Frau oder sonst eine ihrer weiblichen Verwandten ins Haus nehmen. Diese galt dann nur als Nebenfrau, und die mit ihr erzeugten Kinder als Kinder der ersten, tatsächlich unfruchtbaren Gattin, die auch das Regiment im Hause behielt. Anderseits war es auch durchaus üblich, wenn man Erfolg davon erhoffte, einen männlichen Verwandten zum Geschlechtsverkehr mit der Ehegattin zuzuziehen, um auf diese Weise eventuell Kinder von der rechtmäßigen Frau zu erhalten.

Wo der Fruchtbarkeit so große Bedeutung beigelegt wird, ist begreiflicherweise auch die Vorhersage, ob die Gattin Kinder zur Welt bringen werde oder nicht, sehr erwünscht. Ein sicheres Urteil hierüber kennt auch die moderne Wissenschaft nicht; höchstens kann sie aus der Form des Knochengerüstes und besonders des knöchernen Beckenringes ersehen, daß die Geburt einer ausgetragenen Leibesfrucht nicht ohne Kunsthilfe möglich sein wird. Es gibt also überall nur unbegründete, meist abergläubische Anzeichen, nach denen man solche Vorhersagen stellt. Die hippokratischen Schriften lehren, daß stark riechende Gegenstände wie Knoblauch, oder auch der Rauch verbrannter Harze u. dgl. in die Geschlechtsteile gebracht werden sollen, und daß man auf die Fruchtbarkeit des Weibes schließen könne, wenn der gleiche Geruch am nächsten Tage aus dem Munde der Frau wahrnehmbar sei. Sehr starke Fettleibigkeit wird von jeher als ein Anzeichen von Unfruchtbarkeit betrachtet; die Erfahrung lehrt in der Tat, daß unmäßig fette Frauen sehr selten fruchtbar sind. Doch ist auch dieses Anzeichen keineswegs zuverlässig.

Im achten Kapitel des zweiten Bandes werden wir die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kinderreichtums eingehender besprechen und besonders auch darauf hinweisen, welche Beweggründe bei den höher kultivierten Nationen zu einer entgegengesetzten Bewertung des Kinderreichtums und in weiterer

Folge zu dessen künstlicher Beschränkung geführt haben. Hier haben wir es nur mit der Aufgabe zu tun, uns über die natürliche Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Menschen zu äußern. Daß gelegentlich der Mann selbst unfruchtbar sein kann, ist dabei ohne weiteres zuzugeben, darf uns hier aber auch nicht näher beschäftigen, weil wir es hier nur mit der Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Weibes zu tun haben. In den weitaus meisten Fällen ist übrigens in der Tat die eheliche Unfruchtbarkeit auf die körperlichen Zustände des Weibes in erster Linie zurückzuführen und erst in zweiter Linie der Mann anzuschuldigen, insofern er oftmals durch Ansteckung der Gattin in den ersten Wochen der Ehe jene Krankheiten auf sie übertragen hat, die zu ihrer Unfruchtbarkeit führen.

Die Fruchtbarkeit des Weibes, das heißt ihre Fähigkeit, ein befruchtetes Ei in ihrer Gebärmutter bis zur Reife zu ernähren und sodann auch diese Leibesfrucht in lebensfähigem Zustande zur Welt zu bringen, beginnt im allgemeinen mit dem Zeitpunkte der ersten Menstruation, also etwa um das fünfzehnte Lebensjahr, und endet gewöhnlich auch mit dem Aufhören der Menstruation, nicht lange vor oder nach dem fünfzigsten Lebensjahr. Bei manchen Volksstämmen verschieben sich diese Termine um ein oder zwei Jahre nach oben oder unten, wie auch Beispiele für ganz besonders frühes Auftreten und spätes Aufhören der Menstruation vorhanden sind. Wir haben solche auf Seite 88 angeführt und dort auch einige Fälle erwähnt, in denen schon in sehr frühem Kindesalter Nachkommenschaft zur Welt gebracht wurde.

Es fehlt nicht an solchen Fällen, in denen, wie ja wohl auch sonst irgend ein Organ in seinem Wachstum und seiner Ausbildung bis zur Gebrauchsunfähigkeit zurückbleiben kann, auch die weiblichen Geschlechtsorgane nicht in der normalen Weise heranwachsen, so daß in demjenigen Alter, in dem sie sonst leistungsfähig zu sein pflegen, die Gebärmutter, die Eierstöcke oder auch nur die Scheide des jungen Weibes völlig unausgebildet sein können. So zurückgebliebene Eierstöcke bilden dann entweder überhaupt keine Eier aus, oder die Follikel, in denen diese entstehen, platzen nicht, so daß das Ei nicht in den Eileiter gelangt und nicht befruchtet werden kann; oder die Gebärmutter erlangt nicht diejenige Ausbildung, die dem befruchteten Ei die Einbettung und eine reichliche Ernährung ermöglicht, oder sie wächst in der Schwangerschaft nicht schnell genug heran, und entledigt sich deshalb des Eies durch Fehlgeburt; oder endlich die ganz mangelhaft entwickelte Scheide läßt überhaupt eine normale Begattung nicht zu.

Gegen solch ein Zurückbleiben in der Entwicklung ist sehr wenig zu machen. Zuweilen holen die Organe das Versäumte noch nach, wenn das junge Weib in sehr günstige Ernährungsverhältnisse kommt, also etwa bei einem Aufenthalt in besonders guten klimatischen Verhältnissen bei ganz geringer körperlicher und geistiger Anstrengung und reichlicher Nahrungszufuhr. Wo die Ursache der Unfruchtbarkeit nur in der mangelhaften Entwicklung der Scheide liegt, also etwa darin, daß hier ein längerer oder kürzerer Abschnitt gar keinen Hohlraum besitzt oder daß das ganze Organ

zu eng ist, kann durch einen operativen Eingriff manchmal Abhilfe geschaffen werden.

Auch der Gebärmutterhals ist zuweilen bei sonst normal ausgebildeten Geschlechtsorganen so überaus eng, daß ein Hinaufdringen des männlichen Samens unmöglich ist. In diesem Fall kann ebenfalls, sei es durch systematisch wiederholte Dehnungen, sei es durch operative Spaltung, das Hindernis beseitigt werden.

In anderen Fällen haben wir es mit einem zu starken Wachstum zu tun. Nicht ganz selten beobachten wir Unfruchtbarkeit des Weibes, wenn ein übermäßiges Wachstum in den Eierstöcken Platz greift. Diese sinken dann hinter der Gebärmutter tief hinab, und so mag es wohl kommen, daß das freiwerdende Ei nicht in die Muttertrompete aufgenommen wird. Meist kommt es bei solchem äußersten Wachstum der Eierstöcke überhaupt nicht zur Lösung von Eiern, und infolgedessen auch nicht zur Schwangerschaft.

Nicht ganz selten sehen wir auch, daß infolge exzessiven Wachstums die Hautfalte, die den Eingang zur Scheide bei der Jungfrau teilweise verschließt, übermäßig derb und unzerreißlich ist, so daß der Arzt sie erst einschneiden oder gänzlich ausschneiden muß, um einen richtigen Geschlechtsverkehr zu ermöglichen. Leider wird dieses Hindernis der Fruchtbarkeit meist erst sehr spät bemerkt, und dann haben die lange Zeit fortgesetzten vergeblichen Versuche, den ehelichen Geschlechtsverkehr durchzuführen, oftmals schon eine große Empfindlichkeit der Organe des Weibes verursacht, auch wohl zu sehr großer Nervosität und zum Abscheu vor dem ehelichen Verkehr geführt. Begreiflicherweise kann dann auch die Operation nicht mehr immer den gewünschten Erfolg haben.

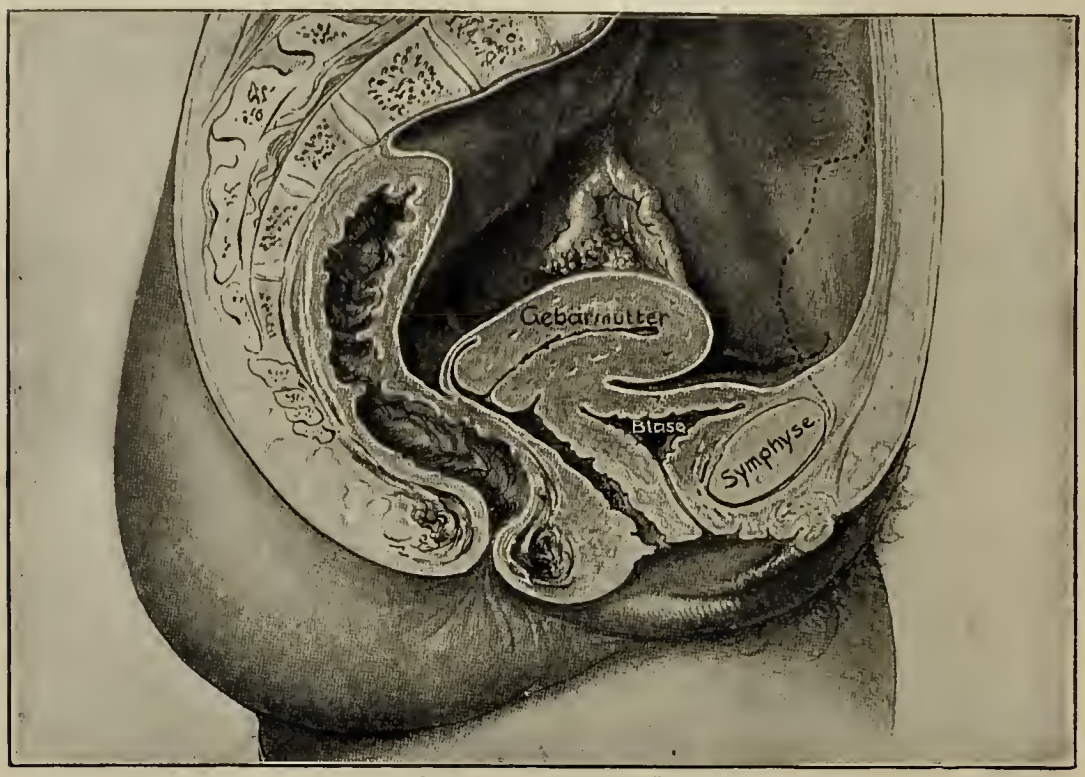
Man hat von jeher behauptet, daß ein nicht geringer Teil der Frauen auch in den besten Jahren der Mannbarkeit durchaus unempfänglich für den Reiz des geschlechtlichen Verkehrs sei, und hat diese sogenannte Frigidität auch als Ursache der Unfruchtbarkeit angesehen. Darüber, ob die Tatsache selbst richtig ist, und wie groß die Zahl der frigiden Frauen sei, sind auch heute noch die Fachmänner durchaus uneinig. Es dürfte auch sehr schwer sein, hierüber etwas Sicheres festzustellen, da man sich ja völlig auf die Angaben der Frauen selbst verlassen muß. Diese können aber an sich oft genug unglaubwürdig sein, während in vielen Fällen die Gleichgültigkeit oder der Widerwille gegen den geschlechtlichen Verkehr sich nur auf ein bestimmtes männliches Individuum beziehen mag, dessen körperliche Eigenschaften vielleicht eine vollständig genügende Erklärung dafür bieten. Auch darf nicht vergessen werden, daß manche Unterleibskrankheiten den geschlechtlichen Verkehr für die Frau sehr schmerzhaft machen, so daß sich denn auch hieraus eine vermeintliche Frigidität ergibt, die durch Heilung der betreffenden Krankheit völlig wieder beseitigt werden kann. Daß dieselbe Krankheit auch gleichzeitig Unfruchtbarkeit bedingen kann, liegt auf der Hand, und schon diese Tatsache erklärt bis zu einem gewissen Grade die Beobachtungen derjenigen, die die Frigidität häufig von Unfruchtbarkeit begleitet gesehen haben. Es ist aber auch sehr

wahrscheinlich, daß das Vordringen des männlichen Samens bis zu dem befruchtungsfähigen Ei durch eine wellenartig fortschreitende, den Bewegungen des Darmes ähnliche Muskeltätigkeit in der Gebärmutter und den Eileitern bewirkt wird, und daß diese Bewegungserscheinung überhaupt nur oder vorzugsweise im Augenblick der höchsten geschlechtlichen Erregung zu stande kommt. Wenn das der Fall ist, so wird man in der Tat eine vollständige Frigidität wohl auch als Ursache der Unfruchtbarkeit ansprechen dürfen. Allerdings ist auch nicht zu leugnen, daß man recht häufig Frauen antrifft, die von sich behaupten, vollständig frigide zu sein, und dennoch mehrfach schwanger geworden sind. Indessen erklärt sich das vielleicht daraus, daß die Aussagen dieser Personen wissentlich oder unwissentlich falsch sind, und daß ihre Frigidität keine absolute ist.

Die Meinung selbst von der Bedeutung dieser Ursache hat zu mancherlei Heilungsversuchen geführt, die meist in dem Genuß solcher Nahrungs- und Reizmittel bestehen, von denen man annimmt, daß sie die geschlechtliche Sinnlichkeit reizen, der sogenannten Aphrodisiaka. Vielleicht gehören hierzu auch gewisse religiöse Zeremonien, die nach unseren Begriffen als sehr unzüchtig bezeichnet werden können und höchstens durch die Erregung der geschlechtlichen Sinnlichkeit wirksam zu sein vermögen.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ein berühmter amerikanischer Frauenarzt, Marion Sims, den Versuch gemacht, bei einer vermeintlich frigiden Frau in der Narkose eine künstliche Befruchtung auszuführen, indem er ein Quantum Samen ihres Ehemannes mittels einer kleinen Spritze in die Gebärmutterhöhle übertrug. Ein Erfolg hat nicht nachgewiesen werden können. Theoretisch falsch ist das Verfahren insofern, als die Gebärmutterhöhle gar nicht der Ort ist, an welchem die Befruchtung des Eies stattfindet. Man mußte also den Versuch dahin abändern, daß man den Samen auf die Muttertrompete oder in deren Nähe übertrug. In den Fällen, in welchen lediglich die Schmerzhaftigkeit des geschlechtlichen Verkehrs als Ursache dafür angesehen werden kann, daß die oben geschilderten saugenden Bewegungen im weiblichen Geschlechtsapparat unterbleiben, liegt der Versuch nahe, die Frau leicht zu narkotisieren und den Ehemann während dieses Zustandes den geschlechtlichen Verkehr ausführen zu lassen. Auch dieser Versuch ist unter Leitung des eben genannten amerikanischen Arztes gemacht worden und hat einmal vollen Erfolg gehabt.

In ähnlichem Zusammenhange mit der eben dargelegten Vorstellung steht auch die, als ob die Unfruchtbarkeit häufig auf dem sofortigen Wiederabfließen des Samens beruhe. Dagegen hat man besonders ein möglichst ruhiges Liegenbleiben nach dem geschlechtlichen Verkehr, Vermeiden von Husten und Niesen, auch eine Lagerung mit rückwärts geneigtem Oberkörper empfohlen. Noch bis in die neueste Zeit werden auch allerlei Apparate angefertigt und selbst patentiert, die ebenfalls dem Zwecke dienen sollen, das Wiederabfließen des Samens zu verhindern. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die hier angeschuldigte Ursache wirklich der weiblichen Unfruchtbarkeit zu Grunde



Nach „Kelly, Operative Gynecology". Verlag von D. Appleton & Co. in Neuyork.

Abb. 109. Ansicht des längsgespaltenen Unterleibes eines erwachsenen Weibes.

Die Gedärme sind mit Ausnahme des Mastdarmes entfernt. Die punktierte Linie bezeichnet den Umriß der Beckenknochen, die in der Symphyse (Schambeinfuge) durchtrennt sind. Die Blase ist fast leer, die Gebärmutter liegt in der normalen vornüber gebeugten Haltung, so daß ihr Hohlraum ungefähr senkrecht zu dem der Scheide steht. Oberhalb der Gebärmutter sieht man den einen Eileiter nebst dem Eierstock.

liegt, da das Verweilen des Samens in der Scheide unmöglich an sich zur Befruchtung führen kann.

In den weitaus meisten Fällen beruht die Unfruchtbarkeit des Weibes auf Verlagerungen oder Verwachsungen im Inneren des Unterleibs.

Eine der häufigsten Verlagerungen ist die Rückwärtsknickung der Gebärmutter. Während das Organ, das in normalem Zustande etwa die Gestalt einer von vorn nach hinten etwas zusammengedrückten Birne besitzt, gewöhnlich mit einer leichten Biegung seiner Längsachse nach vorn gerichtet liegt, so daß eine (bloß gedachte) Verlängerung dieser Längsachse die vordere Bauchwand nicht unerheblich unterhalb des Nabels treffen würde (Abb. 109), kommt es nicht selten vor, daß der eigentliche Gebärmutterkörper sich gegen den Gebärmutterhals abknickt und nach hinten gegen das Kreuzbein herübersinkt (Abb. 110). Nun kommt zwar erfahrungsmäßig auch bei einer solchen Knickung der Gebärmutter zuweilen eine Schwängerung vor. Aber im ganzen geschieht dies doch selten, und die Erfahrung lehrt auch, daß bei Frauen, die lange unfruchtbar gewesen sind und eine solche Gebärmutterknickung besitzen, nach Wiederherstellung der richtigen Form und Lage der Gebärmutter häufig sehr bald eine Schwängerung eintritt. Eine solche Gebärmutterknickung ganz ohne Veränderung an den übrigen inneren Geschlechtsorganen scheint übrigens nur vorzukommen, wo die Gebärmutterwand erheblich erschlafft ist, und da dies wieder nur nach Entbindungen ein-

zutreten pflegt, so ist die Gebärmutterknickung selten Ursache einer Unfruchtbarkeit im vollsten Sinne des Wortes, sondern meist nur Ursache jener Verminderung der Fruchtbarkeit, die darin besteht, daß das Weib nach einer oder wenigen Geburten keine weiteren Kinder mehr zur Welt bringt.

Verwachsungen im Unterleib und besonders in dem Beckenraume machen das Weib sehr häufig unfruchtbar. Wenn sie vor der ersten Schwangerschaft entstehen, handelt es sich um eine totale Unfruchtbarkeit; wenn sie sich erst nach einer oder mehreren Entbindungen entwickeln, finden wir wiederum nur jene Verminderung der Fruchtbarkeit, die wir schon eben kennen gelernt haben. Verwachsungen im Unterleib entstehen dadurch, daß aus dem Bauchfell bei jeder Entzündung eine stark eiweißhaltige, rahm- oder eiterähnliche Flüssigkeit ausschwitzt, die sich nach Aufhören der Entzündung allmählich eindickt und dabei immer klebriger wird. Schon hierdurch werden Teile der Baucheingeweide miteinander gleichsam verbacken und in ihrer Verschiebung gegeneinander behindert. Es ist nun aber weiter eine Eigentümlichkeit der Bauchfellentzündung, daß aus den feinsten Äderchen des entzündeten Bauchfells neugebildete Zweige in diese klebrige Absonderung hineinschießen, und daß sich aus den in dieser Absonderung enthaltenen Nahrungsstoffen, wie auch aus den im Blute schwimmenden Zellen des erkrankten Körpers um diese neuen Blutgefäße herum ein fast spinnewebartiges, zartes Gewebe bildet, das anfänglich noch große Maschenräume, mit einer mehr wässerigen Flüssigkeit gefüllt, enthält. Schon diese spinnewebartigen Gewebszüge mit den

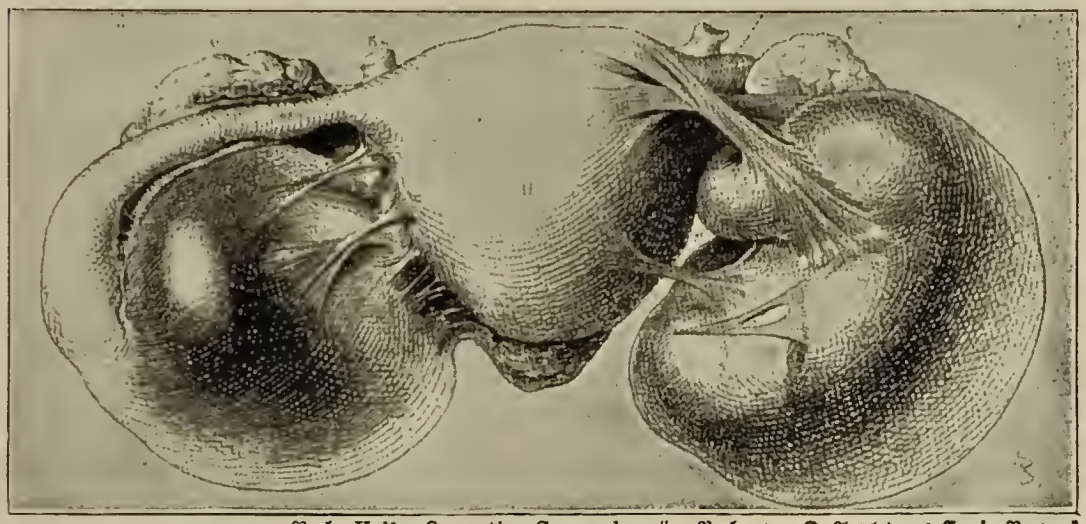
Abb. 110. Unrichtige Lage der Gebärmutter (vgl. Fig. 109).

Die Gebärmutter (Gm) ist nach hinten übergefallen und ruht mit ihrem Körper auf dem Mastdarm (Md). Vb = Vorberg, Sd = Scheide, Hb = Harnblase, Sf = Schambeinfuge (Symphyse).

hinüber- und herüberziehenden jungen Blutäderchen können unter Umständen das Weib unfruchtbar machen. Recht häufig nämlich finden wir, daß sie die ganze Oberfläche der Eierstöcke überziehen, von denen sie sich dann, falls der Operateur die Leibeshöhle eröffnet hat, als ein feines Häutchen abziehen lassen. Dieses zwar zarte, aber recht elastische Häutchen scheint im stande zu sein, das Platzen der schon sprungfertigen Eifollikel und somit das für die Befruchtung empfängliche Ei an seinem Austritt aus dem Eierstocke zu verhindern. Allmählich scheinen auch die am Springen verhinderten Eifollikel einen Druck auf die zwischen ihnen liegenden Bestandteile des Eierstocks auszuüben, der die ganze Ernährung und Lebenstätigkeit des Eierstocks stört. In ähnlicher Weise überzieht ein solches, aus der entzündlichen Ausschwitzung entstandenes Häutchen nicht selten die fransenartigen Zipfel, in die der Rand der Muttertrompete, das heißt der trichterförmigen Öffnung, zerschlissen ist, durch die der Eileiter mit der Bauchhöhle in offener Verbindung steht. Dabei verkleben dann diese Fransen sowohl mit ihren Nachbarn, als auch mit den gegenüberliegenden. Sie rollen sich nach innen ein, und schließlich ist die Bauchhöhlenöffnung des Eileiters dadurch vollkommen undurchgänglich geworden. Ist dies beiderseits eingetreten, so kann überhaupt kein Samenelement mehr zu dem Ei, noch das Ei zu dem Samen gelangen, und eine Befruchtung ist überhaupt unmöglich.

Zuweilen kommt es infolge der Bauchfellentzündung zu noch viel weitergehenden Veränderungen. Statt zarter Häutchen entstehen allmählich ganz derbe, schwer zerreißliche Membranen, und die in ihnen vor sich gehende Schrumpfung der Fasern kann zu bedeutenden Lageveränderungen führen. Die Gebärmutter selbst kann in einer für ihre Funktion höchst unvorteilhaften, ungewöhnlichen Lage festgeheftet werden, die Eierstöcke können sich in die breiten Mutterbänder ganz einrollen, oder sich mit dem Netz oder mit den Fettanhängen des Dickdarms verbacken und weit von ihrem richtigen Aufenthaltsort angeheftet werden (Abb. 111). Dazu kommt noch, daß die Spaltpilze, die zu der ersten Entstehung der Bauchfellentzündung Veranlassung gegeben haben, zum Teil Eitererreger sein, und daß sich an einzelnen Stellen auf und in dem Organ größere Eiteransammlungen bilden können, die hier beträchtliche Störungen verursachen. So kann es nicht wundernehmen, daß ein von dieser Krankheit befallenes Weib, abgesehen von den sonstigen Gefahren und Beschwerden, unter denen es zu leiden hat, auch fast immer unfruchtbar ist. Zuvörderst muß nun gesagt werden, daß derartige Bauchfellentzündungen durch Ansteckung mit Trippergift gelegentlich des geschlechtlichen Verkehrs entstehen; aber nicht nur Weiber, die im ledigen Stande liederlich gelebt haben, sind außerordentlich häufig durch eine dabei erworbene Ansteckung unfruchtbar geworden, sondern leider werden auch sehr viele, die als Jungfrauen in die Ehe treten, alsbald durch den jungen Ehemann angesteckt. Das hat seinen Grund darin, daß die Tripperkrankheit auch beim Mann keineswegs so harmlos ist, wie dies vielfach angenommen wird. Es bleibt sehr häufig, wenn sie so weit ausgeheilt ist, daß sie dem Manne keine Beschwerden mehr

macht, ja daß sie sogar vom Arzte nur noch mit großer Schwierigkeit nachgewiesen werden kann, immer noch ein leichter Katarrh der Schleimhäute in den männlichen Geschlechtsorganen zurück, in deren Absonderung auch einzelne noch ansteckungsfähige Spaltpilze sich aufhalten. Hierdurch erklärt es sich, daß auch solche jungen Männer, die durchaus gewissenhaft zu sein glauben und überzeugt sind, von der einst erworbenen Krankheit seit langen Jahren geheilt zu sein, noch ihre jungen Frauen anstecken können. Zuweilen entsteht dann schon in den sogenannten Flitterwochen eine Bauchfellentzündung, die nicht einmal immer sehr merkliche Beschwerden verursacht; in anderen Fällen kommt es zunächst zur Schwängerung, und erst nach der Geburt im ersten Wochenbett gelangen die ansteckenden Spaltpilze durch die Gebärmutter



Nach „Kelly, Operative Gynecology". Verlag von D. Appleton & Co. in Neuyork.

Abb. 111. Die Gebärmutter, durch entzündliche Membranen mit den verschlossenen und durch Flüssigkeit strotzend gefüllten Eileitern verwachsen.

und den Eileiter bis in die Bauchhöhle, um nun dort die schon geschilderten Veränderungen, die zur Unfruchtbarkeit führen, hervorzurufen.

Übrigens können natürlich auch entzündliche Erkrankungen des Darms und der Harnblase eine Bauchfellentzündung verursachen. Die Lebensweise des weiblichen Geschlechts, besonders in den Städten, bringt es mit sich, daß oft schon in sehr frühem Alter auf eine regelmäßige Stuhlentleerung sofort bei Auftreten des Bedürfnisses verzichtet wird. Zum Teil sind daran schon die oft ganz kläglichen Abtrittseinrichtungen in den Mädchenschulen schuld. Aber auch in Ateliers und Fabriken mangelt es oft an genügend sauberen Einrichtungen dieser Art. In den Straßen gab es noch vor wenigen Jahrzehnten kaum in den größten Städten Abtrittseinrichtungen für Frauen, und noch jetzt ist deren Zahl viel zu gering; in kleineren Städten fehlen sie vielfach noch gänzlich. Für das weibliche Geschlecht ist dieser Mangel umso nachteiliger, als Mädchen und Frauen nicht so leicht wie der Mann sich entschließen können, die Klosetteinrichtungen von Gastwirtschaften aufzusuchen. Endlich kommt dazu noch eine gewisse Prüderie, die das weibliche Geschlecht meist abhält, da, wo es des geselligen Verkehrs wegen als Gast im fremden Hause weilt,

die Gesellschaftsräumlichkeiten zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses zu verlassen. All dies wirkt wohl zusammen, um die chronische Stuhlverstopfung zu einem der alltäglichsten und verbreitetsten Leiden unseres weiblichen Geschlechtes zu machen, und es ist dabei kaum anders möglich, als daß auch sehr viele Mädchen schon an einer ernsteren Entzündung des Darmes erkranken. Dergleichen wird ja mit Recht kaum als lebensgefährlich angesehen; meistens hilft der Hausarzt in ein paar Tagen über die Leibschmerzen und Durchfälle hinweg. Nicht selten ist es aber doch inzwischen schon zu Ausschwitzungen am Bauchfell gekommen, die die oben geschilderten Veränderungen hervorgerufen haben. Es ist nicht unbedingt nötig, daß diese Veränderungen sich alsbald durch Schmerzen oder sonstige Beschwerden merkbar machen. Zuweilen treten ja Unregelmäßigkeiten der Menstruation und andere kleine Leiden auf, denen nur wenig Beachtung geschenkt wird. Das Hauptergebnis aber ist in vielen dieser Fälle die Unfruchtbarkeit.

Wie aus dem bereits Gesagten einleuchtet, sind die Ursachen der Unfruchtbarkeit so verschiedenartig und zum Teil so schwer zu erkennen, daß selbst die medizinische Wissenschaft, und in noch viel höherem Grade die Laienwelt, auch bezüglich der Mittel zur Abhilfe, nur gleichsam im Dunkeln umhertappen konnte. Damit war also zunächst schon dem Aberglauben ein weiter Spielraum gegeben. Man schuldigte zum Teil menschliche Zauberei an, zum Teil auch den Einfluß bösartiger Dämonen oder strafender Gottheiten. Das hat natürlich wieder dazu geführt, alle möglichen Amulette, besonders auch Zaubersprüche, zur Abwehr dieser übernatürlichen Einflüsse anzuwenden. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß vielfach auch echte Religiosität und Vertrauen in die Gottheit dazu geführt hat, sich mit Opfern und Gebeten an diese zu wenden. Zum Teil freilich war auch solch ein Gottesdienst mit manchen Gebräuchen verknüpft, die uns heute geradezu unzüchtig erscheinen würden. Bei den alten Griechen war es besonders der Gott Hermes, von dem man Abhilfe gegen die Unfruchtbarkeit erhoffte. Wie noch heute der Ausdruck „eine Herme" zeigt, wurde gerade dieser Gott anfangs in sehr primitiver Weise dargestellt, nämlich in Gestalt eines vierkantigen Pfeilers, dessen oberes Ende in ein menschenähnliches Haupt auslief. Merkwürdigerweise nun wurde an diesen Hermesbildern, wie noch einige uns erhaltene Stücke lehren, in halber Höhe meist auch noch eine Darstellung der männlichen Geschlechtsorgane angebracht, und es scheint sich aus Reliefs (Abb. 112), die uns aus dem Altertum erhalten sind, zu ergeben, daß bei der Anbetung des Gottes von seiten unfruchtbarer Frauen eine recht obszöne Benutzung dieses Umstandes stattfand. Etwas ähnliches trifft für den altrömischen Gott Mutinus zu. Bei den Griechen ist die weibliche Gottheit der Fruchtbarkeit Demeter, der bei den Römern die Juno Februalis entsprach; aber auch hier finden wir wieder, daß wenigstens bei den größeren Festen, die diesen Gottheiten zu Ehren gefeiert wurden, eine große geschlechtliche Ausgelassenheit herrschte.

In der katholischen Kirche gilt der römischen Juno entsprechend die Jungfrau Maria als Spenderin der Fruchtbarkeit. Den ihr geweihten

heiligen Stätten bringen unfruchtbare Weiber oftmals auch Votivbilder dar, in diesem Falle die aus Wachs geformten Bilder einer Kröte, die als Symbol der Gebärmutter gilt. Bei den Bekennern des Islam gilt das häufige Hersagen der dritten Sure des Koran als ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit, weil sie von der Hanna oder Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, handelt, deren Unfruchtbarkeit auch erst durch göttliche Gnade behoben wurde.

Die Grenze zwischen religiösen Mitteln und vermeintlichen reinen Heilmitteln läßt sich schwer ziehen. Wenn bei den Kelten die unfruchtbare Frau ein aus der Mistel hergestelltes Pulver gegen ihre Unfruchtbarkeit verschluckte, so darf man nicht vergessen, daß die Mistel bei diesem Volk überhaupt als eine heilige Pflanze galt, und gegen mancherlei Zauberei wirksam sein sollte. Ähnlich steht es mit der Mandragora oder Alraunwurzel, die früher in Deutschland und jetzt noch in Persien als Mittel gegen Unfruchtbarkeit galt und gilt. Auch diese diente nebenher zu vielen anderen abergläubischen Gebräuchen.

Viele der im Volksglauben hochgehaltenen Mittel gegen die Unfruchtbarkeit sollen also die geschlechtliche Unempfindlichkeit des Weibes beseitigen. Dahin gehört der Ingwer, die Ambra u. a. Es gibt kaum ein Volk, das nicht an irgendwelche solcher, den Geschlechtstrieb reizender Stoffe glaubte, und zum Teil befinden sich darunter recht widerliche Dinge, wie denn zum Beispiel in Kamtschatka Spinnen zur Anregung der geschlechtlichen Erregbarkeit gegessen werden. Bei uns gilt bekanntlich, neben den spanischen Fliegen, der Vanille, dem Zimt, dem Moschus, die Auster als ein solches Mittel. Richtig ist dabei wahrscheinlich auch nichts, als daß ein durch Gewürze angeregter reichlicher Genuß sehr nahrhafter Speisen auch die geschlechtliche Erregbarkeit erhöht. In Australien gilt vielleicht ganz aus demselben Grunde der reichliche Genuß von Känguruhfleisch als Mittel gegen die Unfruchtbarkeit.

Da das Ausbleiben der Menstruation zwar, wenn sie früher regelmäßig stattfand, als Beweis der Schwangerschaft gilt, sonst aber, namentlich wenn es länger dauert, auch als Ursache der Unfruchtbarkeit angesehen wird, und da es tatsächlich gewöhnlich bei hochgradiger Blutarmut beobachtet wird, so sind fast alle Mittel, die die Blutarmut bekämpfen und die Periode regeln, auch als Mittel zur Beseitigung der Unfruchtbarkeit anzusehen. So erklärt es sich, daß viele eisenhaltige Trinkquellen, meist schon seit alten Zeiten unter dem Namen „Bubenquellen" bekannt, im Rufe stehen, die Unfruchtbarkeit zu heilen, ohne daß man auf ihren wirklichen Erfolg allzusehr vertrauen dürfte. Fast alle diese Mittel, nicht nur die rein abergläubischen, sondern auch die Medikamente und die Heilquellen, lassen tatsächlich meist im Stich. Dies ist natürlich unbedingt der Fall, wenn solche mechanischen Hindernisse vorliegen, wie wir sie weiter oben geschildert haben.

Besonders bei der häufigsten Ursache der weiblichen Unfruchtbarkeit, nämlich bei dem Vorhandensein von Verwachsungen im Innern des Leibes, ist es durchaus undenkbar, daß irgend eines dieser Mittel eine Durchtrennung

der geschilderten feinen Häute herbeiführen könnte. Eher erscheint es denkbar, daß dies durch regelmäßiges Massieren des Unterleibs möglich ist, und es wird in der Tat von einer Anzahl zuverlässiger Frauenärzte behauptet, daß sie damit Erfolge erzielt hätten. Immerhin ist diese Behandlung eine langwierige und kostspielige, weil sie ohne große Gefahr und gelegentlichen Schaden nicht von anderen Personen als von dem Arzte selbst durchgeführt werden kann, und weil doch etwa eine tägliche, viertelstündige Massage während ungefähr sechs Wochen erforderlich zu sein scheint, um einen Erfolg herbeizuführen, den überdies niemand mit voller Sicherheit voraussagen kann. Auch ist es nicht Sache jeder jungen Frau, diese Massage an sich ausführen zu lassen, da dabei seitens des Arztes zwei Finger der einen Hand in die Geschlechtsteile eingeführt werden müssen, während die andere Hand reibende Bewegungen auf den Bauchdecken ausführt. Sehr leicht lassen sich alle diese Verwachsungen, von denen die Rede war, durchtrennen, wenn die Bauchhöhle der Kranken operativ eröffnet ist. In früheren Zeiten hat man sich gescheut, lediglich der Unfruchtbarkeit wegen so eingreifende, und damals immerhin recht gefährliche Operationen auszuführen. Heutzutage ist die Gefährlichkeit der Eröffnung der Bauchhöhle, zumal wenn es sich um solche bloßen Reste einer längst ausgeheilten Krankheit handelt, so gering geworden, daß sich sehr viele Frauen, namentlich aus jenen Kreisen, in denen die unfruchtbare Ehefrau noch immer einer gewissen Mißachtung ausgesetzt ist, einer solchen Operation unterziehen. Die Erfolge sind meinen Erfahrungen nach sehr befriedigend.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 112. Hermes, von Weibern verehrt.
Antikes Relief in der Königlichen Glyptothek zu München.

Viertes Kapitel.

Das Geschlechtsleben des Weibes.

Von Johanna Elberskirchen in Alfter bei Bonn.

Über Wesen und Begriff des Geschlechtstriebes.

Um einen klaren Einblick in das Geschlechtsleben des Weibes erhalten zu können, ist es notwendig, zuvor zu versuchen, eine genaue Vorstellung von dem zu gewinnen, was „Geschlechtstrieb" ist, denn der Geschlechtstrieb ist die Ursache des Geschlechtslebens und bildet seine wichtigste Grundlage.

Die Ansichten über das, was Geschlechtstrieb ist, gehen mehr oder weniger auseinander. Die einen bezeichnen ihn gerade nicht sehr tief als „Entleerungstrieb" und stellen ihn damit gleich den rein leiblichen Trieben, Blase oder Darm zu entleeren. Die anderen sehen in ihm den Fortpflanzungstrieb schlechtweg oder wie Krafft-Ebing in seinem berühmten Buche über krankhafte Äußerungen des Geschlechtstriebes erklärt, als „Dränge, zur Erhaltung der Gattung beizutragen". Eine andere Gruppe von Gelehrten, wie Eulenburg, Hegar, Löwenfeld und Naecke, geht etwas tiefer und bezeichnet den Geschlechtstrieb als „Impuls (Antrieb) zur Fortpflanzung". Diese Erklärungen stimmen mit den von mir gemachten Beobachtungen und Erfahrungen nicht überein. Sie enthalten grundsätzlich nur eine Aussage über die Wirkung, den Folgezustand der normalen Befriedigung des Geschlechtstriebes, sagen aber nichts über Ursache und Wesen des Geschlechtstriebes selbst.

Bei den Völkern der alten Welt waren Geschlechtstrieb und Liebe eine Folge göttlicher Eingebung. Gott Amor hat die Liebenden mit seinen Pfeilen ins Herz getroffen und Venus, die aus dem Meeresschaum Erstiegene, war die Beschützerin der Liebespaare. Amor, der Sohn Venus' — sehr oft mit ihr zusammen abgebildet, wie auf dem herrlichen Bilde von Guido Reni (siehe die Kunstbeilage) —, wirbt durch die Macht seiner Pfeile immer neue Schützlinge für seine Mutter, die Liebesgöttin.

Will man versuchen, ein klares Bild vom Wesen des Geschlechtstriebes zu erhalten, muß man sich vor allen Dingen ein genaues Bild zu verschaffen suchen von dem Vorgang der Fortpflanzung selbst und den Zuständen des Organismus, welche der Befriedigung des Geschlechtstriebes vorhergehen. Die Fortpflanzung erfolgt durch die Verbindung zweier Zellen, der weiblichen und der männlichen Keimzelle. Auf die näheren Einzelheiten dieser Verbindung einzugehen, erscheint hier nicht mehr nötig, da sie bereits im ersten Teil dieses Bandes, Seite 5 ff., eingehend geschildert wurden.

Die notwendige Voraussetzung der Vereinigung der beiden Keimzellen, also der Zeugung und Fortpflanzung, ist die innige Verbindung der äußeren

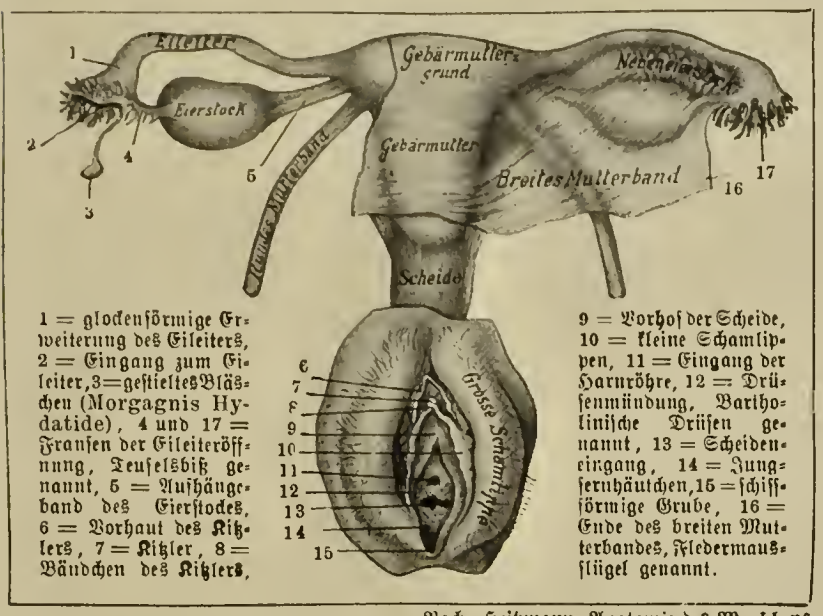
Geschlechtsorgane von Weib und Mann. Diesen Akt nennen wir die Begattung.

Die Begattung ist grundsätzlich abhängig von einer ganz bestimmten nervösen, seelischen Verfassung des Individuums und einer bestimmten Verfassung seiner Geschlechtsteile.

Die besondere seelische Verfassung des Individuums ist gekennzeichnet durch einen Spannungszustand, der das ganze Individuum beherrscht, eine bestimmte Kraftladung des gesamten Organismus. Diese Kraftladung, dieser Spannungszustand strebt nach Entladung, Entspannung. Dieses Streben oder dieser Trieb tritt in das Bewußtsein des Individuums (je nach Individualität mehr oder weniger stark) als kräftiger Drang zu einem anderen Individuum. Dieser Trieb äußert sich als das Verlangen und je nach Individualität (beziehungsweise je nach Entwicklungshöhe) als eine kaum zu bezähmende Sehnsucht, sich in der Nähe des anderen Individuums zu befinden, es mit aller Kraft zu umfangen, an sich zu pressen, zu küssen und leiblich und geistig sich mit ihm aufs innigste zu verbinden. Der Trieb setzt sich also zusammen aus einer Bewegungs- und aus einer Empfindungskraft. Der Spannungszustand vermag bei bestimmten Individuen sich so stark zu äußern, daß er als eine mächtige magnetische Kraft empfunden wird, die von dem einen Individuum auf das andere wirksam ist. Gleichzeitig vermag die Empfindungskraft derartig stark wirksam zu werden, daß ein Laut, ein Blick, eine Berührung des anderen, des verlangten Individuums atemraubende Wonnestürme in Seele und Nervensystem des anderen erregt, die gleich elektrischen Schlägen den ganzen Organismus erschüttern. Dieser Trieb zum anderen Individuum ist treffend mit „Liebeskraft" zu bezeichnen. Es handelt sich hier nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen um Individuen, deren Gefühlsleben hoch entwickelt und deren Seelenleben auf äußere Reize fein abgestimmt ist. Individuen, deren Gefühlsleben weniger hoch entwickelt ist, sind weniger reizbar, die Stärke ihrer Liebeskraft ist geringer als jene der gefühlsempfindlicheren Individuen.

Der Verschiedenheit in der Stärke der Liebeskraft, das heißt dem stärkeren oder geringeren Ansprechen des einen Individuums auf das andere, entspricht eine Verschiedenheit in der Grenze der Auswahl der Individuen. Personen mit geringerer seelischer Empfindlichkeit sind weit weniger wählerisch, ihrem Liebesdrang genügt irgend ein Individuum der eigenen Art oder Rasse, die Grenze ihrer Auswahl fällt zusammen mit der Grenze ihrer Art oder Rasse. Dagegen verfahren die empfindlicheren Individuen in der Auswahl weit strenger, das heißt viel individueller, das Individuum, das sie erwählen, muß ganz bestimmte seelische und leibliche Eigenschaften besitzen, die zu ihren eigenen Eigenschaften in einem ganz bestimmten harmonischen Verhältnis stehen, sie ziehen die Grenze ihrer Auswahl so eng, daß sie nicht selten zusammenfällt mit der Grenze eines bestimmten Individualtypus.

Die Verfassung der Geschlechtsteile, welche den Akt der Begattung bedingt, besteht in einer Blutüberfüllung der Gewebe der Geschlechtsorgane,

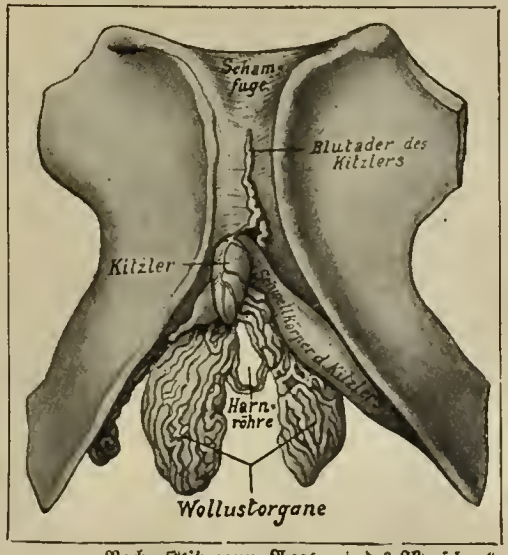


Nach „Heitzmann, Anatomie des Menschen".

Abb. 113. Die Geschlechtsorgane des Weibes.

die mit einer mehr oder weniger starken Schleimabsonderung verknüpft ist. Beim Weibe ist das Gewebe der äußeren Geschlechtsorgane aufgelockert, während beim Manne das Geschlechtsglied prall und straff wird. Persönlich empfindet das Individuum den Zustand als mehr oder weniger starken Druck und Spannung in den äußeren Geschlechtsorganen, als Häufung einer bestimmten Kraftsumme, die ebenfalls nach Entladung strebt, als Spannungskraft. Die Spannung in der Geschlechtszone ruft im Individuum den ganz bestimmten Drang oder Trieb nach Entspannung, Entladung hervor. Dieser Entspannungstrieb richtet sich auf Grund der gleichzeitig bestehenden allgemeinen Geschlechts- oder Liebeskraft, beziehungsweise des Triebes zu einem anderen Individuum naturgesetzlich auch auf das andere Individuum. Diesen Trieb nach Entspannung der Geschlechts- oder Begattungsorgane nennt man meines Erachtens am besten Begattungskraft.

Sitz der geschlechtlichen Spannungsgefühle sind die gesamten äußeren Geschlechtsorgane (siehe Abb. 113 und 114), jedoch machen sich dieselben ganz besonders und ausgeprägt geltend in den sogenannten Schwellkörpern der Geschlechtsteile. Beide Geschlechter besitzen Schwellkörper und zwar die gleichen, die, wie der gesamte Geschlechtsapparat beider Geschlechter aus einer gemeinsamen Geschlechtsanlage hervorgegangen sind. Die Schwellkörper sind Wollustorgane beider Geschlechter. Beim Weibe befinden sich zwei Schwellkörper im Scheidenvorhof (Abb. 113, 9), „Vorhofszwiebel" genannt; sie liegen seitlich an dem Grunde der kleinen Schamlippen (Abb. 113, 10) und bilden dicke, schwellbare Venengeflechte. Ein zweites Schwellkörperpaar befindet sich an dem Kitzler des Weibes (Abb. 114).



Nach „Heitzmann, Anatomie des Menschen".

Abb. 114.
Die Wollustorgane des Weibes.

Liebeskraft und Begattungskraft sind sich grundsätzlich beigeordnet, das heißt sie bedingen sich gegenseitig.

Durch die Begattung wird die Entspannung der Schwellkörper, be-

ziehungsweise der Geschlechtszone und des ganzen Organismus herbeigeführt; sie ist verknüpft mit einem das ganze Individuum beherrschenden Wohl- und Lustgefühl. Der Zustand dieses allgemeinen Wohl- und Lustgefühls und dessen Entspannung wird mit Orgasmus bezeichnet. Zur Bezeichnung der dabei zur Entladung kommenden Kraft paßt meines Erachtens vortrefflich der Ausdruck Wollustkraft.

Die Zustände der Liebeskraft, sowie die der Begattungs- und Wollustkraft sind ihrerseits grundsätzlich verknüpft mit einem Zustande des Organismus, der als Geschlechtsreife bezeichnet wird. Die Geschlechtsreife beginnt in der Zeit vom zwölften bis achtzehnten Lebensjahre, je nach Körperbau und äußeren Verhältnissen und Lebensführung; sie ist vollendet gegen das zwanzigste bis einundzwanzigste Lebensjahr.

Die beginnende Geschlechtsreife ist gekennzeichnet durch den Reifungs- und Loslösungsprozeß der weiblichen, beziehungsweise der männlichen Keimzellen aus dem Mutterverbande, aus den Keimdrüsen und ihre Wanderung durch die Geschlechtsgänge in die Außenwelt, solange keine Begattung erfolgt. Die erste reifende und wandernde Geschlechtszelle ist der normale Markstein in der geschlechtlichen Entwicklung und in der Vorbereitung der Geschlechtszone zur Begattung. Mit ihr beginnt die Reife und Tätigkeit der Geschlechtsteile überhaupt, mit einem Schlage scheint sie den ganzen verwickelten Geschlechtsmechanismus in Bewegung zu setzen. Die Geschlechtsorgane, die bis dahin am Entwicklungs- und Wachstumsprozeß des übrigen Körpers nicht teilgenommen hatten, beginnen zu wachsen und langsam reift gleichzeitig im Individuum der Trieb zur Liebe und zur Begattung heran.

Die Liebeskraft macht sich im Organismus vor der Begattungskraft geltend und tritt vor ihr ins Bewußtsein des Individuums, zunächst vollständig frei von bewußten, unmittelbaren Geschlechtsreizen. Sie äußert sich lediglich als stürmische Sehnsucht seelischer Natur nach anderen Individuen, verdichtet sich zu leidenschaftlichen Schwärmereien, Verehrungen und Zuneigungen der unverdorbenen, noch naiven Jünglinge und jungen Mädchen zueinander oder zu ihren Erziehern oder anderen Personen, oder sie setzt sich um in hingebende Schwärmerei und Liebe für Natur oder Religion (falls kein Individuum für würdig der Zuneigung befunden wurde). Ganz allmählich jedoch wandelt sich dieser Zuneigungs- oder Freundschaftstrieb um, je mehr die Geschlechtsreife fortschreitet und mit ihr der Begattungstrieb reift. Der Begattungstrieb, zunächst unbestimmt auftretend, drängt sich mit größerer Reife mehr ins Bewußtsein vorerst als allgemeine Unruhe, unbestimmte Sehnsucht und dunkler Drang, bis plötzlich der Schleier zerreißt: ein bestimmtes Individuum tritt in den Lebenskreis des anderen, wirkt als äußerer, auslösender Reiz und alle Schwärmerei und Freundschaft versinkt im Unterbewußtsein — riesengroß wächst ins Bewußtsein hinein die stürmende, flammende Leidenschaft der Liebe, der ganze Organismus ist beherrscht von dem gewaltigen und bewußten Trieb „Hin zu dir", zum anderen Individuum! Im gegebenen Augenblick, veranlaßt durch Berührungen

intimerer Natur, gesellt sich dann im Bewußtsein mit dem Liebestrieb allmählich, allerdings noch in wenig scharfer Form, der Begattungstrieb, um erst mit der Tatsache der ersten Begattung im Bewußtsein klar, bestimmt mit der Liebeskraft verbunden zu erscheinen. Die erste Begattung, das heißt der Akt der Begattung überhaupt, ergibt sich naturgesetzlich, soweit äußere Hemmungen nicht in Wirksamkeit treten, rein plötzlich aus der Liebeskraft und der Begattungskraft, beziehungsweise aus der vollkommenen Verbindung der Liebeskraft mit der Begattungskraft, deren natürliche vollkommene Ausbildung mit vollendeter Geschlechtsreife zusammenfällt.

Die Geschlechtsreife ist grundsätzlich verknüpft mit der körperlichen Reife des Organismus. Sobald der Wachstumsprozeß der Körperform seinem Ende naht, setzt der Prozeß der Geschlechtsreife ein und ihre Vollendung fällt grundsätzlich zusammen mit dem Abschluß des Wachstums der Körperform. Mit anderen Worten: sobald die Wachstumskraft des Körpers scheinbar erschöpft ist, der Körper also scheinbar nicht mehr weiterwächst, erscheint seine Fortpflanzungskraft vollkommen entwickelt und vollkommen fähig zur Zeugung und Fortpflanzung. Die Fortpflanzungskraft scheint die Wachstumskraft abzulösen. Das erscheint aber nur so. Tatsächlich erfolgt keine Ablösung des einen Prozesses durch den anderen, es handelt sich hier nur sozusagen um eine Umschaltung. Die Fortpflanzungskraft geht aus der Wachstumskraft hervor, die Fortpflanzungskraft ist Wachstumskraft. Der ganze Organismus ist bis in seine letzte Zelle von Wachstumskraft beherrscht. Wachstumskraft gehört zum Wesen des Organischen, sie ist eine Eigenschaft der lebendigen Substanz. Die Wachstumskraft wirkt stets in ganz bestimmter organischer Richtung oder Form. Ist diese Form, wie sie sich in der äußeren Vollendung der Körperform ausspricht, erreicht, so ist die Wachstumskraft nicht etwa erschöpft, sie kann nur nicht über die durch ihre Richtung (durch die inneren Kräfte grundsätzlich) bestimmte Form weiterwachsen, aber sie ist weiter wirksam und schöpferisch tätig gemäß den dem Organismus innewohnenden Kräften: da sie in der einen Richtung nicht weiter kann, wird sie in einer anderen wirksam; sie beginnt das in seinem individuellen Wachstum abgeschlossene Original nachzubilden und schafft ein oder viele Exemplare des Originals, sie schafft Ebenbilder des vollendeten Originals, sie pflanzt das Original fort!

Dieses eigentliche Wesen der Fortpflanzungskraft als ein Weiterwachsen des Organismus in Form von Kopien, als organischer Wiederholungsprozeß der Originalform, kommt am klarsten zum Ausdruck in den niederen, sich noch ungeschlechtlich fortpflanzenden, also noch wenig entwickelten Organismen. Die Fortpflanzung besteht hier in Teilung oder Knospung des Individuums. Bei der Teilung zerfällt das Individuum in zwei oder mehrere Stücke, die untereinander derartig gleich sind, daß Mutter- und Tochterindividuen nicht voneinander zu unterscheiden sind.

Bei den höher entwickelten Individuen ist dieser Prozeß durch die größere Verfeinerung der Organisation mehr oder weniger versteckt. Es kommt hier nicht mehr zu einer sofortigen vollkommenen Entwicklung der Kopien, sondern nur zu einer mehr oder weniger vollkommenen Anlage der Kopien in Form von Keimknospen- und Keimzellenbildung, die sich an bestimmten Stellen des elterlichen Individuums bilden, ablösen und dann weiter entwickeln. Bei den ungeschlechtlich sich fortpflanzenden Individuen erscheint die Anlage in den Keimknospen und Keimzellen eine vollkommene zu sein, sie bedürfen nach Loslösung aus dem elterlichen Körper nur noch der Zuführung von Nährmaterial, um sich zu einem dem elterlichen Individuum gleichen oder ähnlichen Organismus zu entwickeln. Die geschlechtlich verschiedenen Individuen dagegen besitzen nicht mehr die Fähigkeit, in Form der Keimzellen vollkommen weiter zu wachsen, beziehungsweise eine vollkommene Anlage ihres Organismus in den Keimzellen zu bilden. Die Unvollkommenheit der Anlage ist so bedeutend, daß jede Keimzelle noch der Verbindung mit einer zweiten Keimzelle bedarf, um sich zu einem vollkommenen Individuum entwickeln zu können. Ohne die Verbindung mit einer andern Keimzelle ist die Keimzelle unfähig, sich zu entwickeln, und zum Absterben verdammt. Und zwar ist die Unvollkommenheit der Keimzellenanlage derart, daß zu ihrer Beseitigung nicht etwa eine zweite Keimzelle desselben Individuums genügt, sondern diese Unvollkommenheit kann nur durch die Keimzelle eines andern Individuums aufgehoben werden, das heißt durch die Verbindung mit derselben. Und diese Zelle, welche dieses Vermögen besitzt, ist ihrerseits ebenfalls mit derselben Unvollkommenheit behaftet und außer stande, ihre Anlagen selbständig zu entwickeln; auch sie bedarf zu deren Entwicklung einer zweiten von einem andern Individuum stammenden Keimzelle, und zwar derselben Zelle, die ihrer Hilfe, ihrer Tätigkeit, ihrer Wachstumsenergie bedarf. Diese beiden unvollkommenen Zellen sind die weibliche und männliche Keimzelle und ihre Träger sind Weib und Mann. Die geschlechtlichen Keimzellen unterscheiden sich also von den ungeschlechtlichen Keimzellen dadurch, daß sie unfähig sind, selbständig weiter zu wachsen, und sich gegenseitig zum vollen Wachstum und zur vollen Entwicklung bedürfen und bedingen, daß sie sich erst gegenseitig zu einer vollen Wachstums- oder Fortpflanzungskraft erheben, während die ungeschlechtlichen das volle Vermögen zum selbständigen Wachsen und zur vollen Entwicklung, also eine volle Wachstums- oder Fortpflanzungskraft besitzen. Hieraus ergibt sich der fernere weitere Unterschied, daß sich aus jeder ungeschlechtlichen Zelle ein neues Individuum entwickelt, während zur Bildung eines neuen Individuums aus geschlechtlichen Zellen immer zwei Zellen notwendig sind. Es wachsen also stets zwei Individuen, nicht ein Individuum, als Ganzes oder Einheit in ihren Zellen weiter, beziehungsweise die höher ausgebildeten Wesen wachsen in ihren Keimzellen nicht als organisches Ganze, sondern nur als organische Teilhälfte eines zweiten Individuums weiter

Auf Grund obiger Ausführungen können wir die Geschlechtsreife erklären als einen Zustand des weiblichen und männlichen Organismus, wo derselbe beginnt, in den Keimzellen weiter zu wachsen und sich zu kopieren, wo die Wachstumskraft beginnt, sich in die Fortpflanzungskraft umzuschalten, jedoch in unvollkommener Form, die die Vereinigung der Keimzelle mit einer zweiten Keimzelle, einer weiblichen, beziehungsweise männlichen Keimzelle bedingt, um sich zur vollen Fortpflanzungskraft erheben zu können.

Die Eigenschaften des Organismus, das heißt die Arbeitsleistung und Bedürfnisse seiner Organe sind im Nervensystem vereint und werden vom Nervensystem aus beherrscht. Die Arbeitsleistungen sind Wirkungen der vom Nervensystem ausgehenden Reize, während die Bedürfnisse im Nervensystem als Reize wirken. Das Nahrungsbedürfnis zum Beispiel erzeugt im Gehirn einen Reiz, der als Hunger empfunden wird; dieser Reiz verursacht seinerseits im ganzen Organismus eine Bewegung in der Richtung, dieses Bedürfnis, den Hunger zu stillen. Ähnlich verhält es sich mit dem Mangel an Wachstums- und Fortpflanzungskraft während der Geschlechtsreife. Dieser Mangel setzt sich um in das Bedürfnis, ihn aufzuheben, zu ersetzen. Er stellt tatsächlich Nahrungsbedürfnis innerhalb der Geschlechtszone dar und erzeugt dementsprechend im Nervensystem einen Reiz, der als Geschlechtshunger empfunden wird. Dieser Reiz

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Venus und Amor.

Nach einem Gemälde von Guido Reni.

verursacht seinerseits im ganzen Organismus eine Bewegung in der Richtung, dieses Bedürfnis, den Geschlechtshunger, zu stillen, bis die Befriedigung erfolgte, beziehungsweise bis der aus dem Mangel an Wachstumskraft herrührende Reiz erlöscht. So wie nun der aus den Magendarmorganen stammende Reiz oder die vom Nervensystem verursachte Bewegung in Verbindung mit den verwickelten sensiblen Funktionen mit aller Sicherheit zur Befriedigung führt, so leitet auch der Geschlechtshungerreiz, beziehungsweise die dadurch verursachte Leistung des Organismus, ebenfalls in Verbindung mit den hier wirksam werdenden, von den Sinnesorganen (Gesichts-, Gehör-, Geruch- und Gefühlsinn) ausgehenden Reize das Individuum mit aller Sicherheit in die Richtung, in welcher die Befriedigung des Geschlechtshungers erfolgen kann. Dieser Weg führt *zu dem anderen Individuum*, dem Träger der anderen Keimzelle, die den Wachstumshunger der eigenen Zelle stillen kann.

Der dadurch im Organismus erzeugte Bewegungszustand tritt in den Zuständen in die Erscheinung, die, wie wir oben sahen, im Zusammenhang mit der Geschlechtsreife auftreten, in der Liebeskraft und in der Begattungskraft. In diesen Zuständen spiegelt sich mit aller Schärfe der Mangel des Organismus an Wachstums- oder Fortpflanzungskraft, der Geschlechtshunger, wider, beziehungsweise die Antwort des Organismus auf den gesetzten Bedürfnisreiz: die Bewegung daraufhin, das Bedürfnis, den Wachstumshunger zu stillen.

Jede Zone des Organismus ist in den Zeiten des größten Wachstums- oder Geschlechtshungers auf das andere Individuum gerichtet in stärkster Spannung und bereit, sofort rückhaltlos ohne jede Hemmung mit aller Macht auf die Reize zu antworten und das Bedürfnis zu befriedigen, das heißt sich mit dem anderen, dem passenden Individuum zu vereinigen, sobald dieses Individuum, also der oder die „Richtige", in den Lebenskreis tritt, ähnlich wie bei dem Hungerzustande des Magens. Und wie bei diesem Hungerzustande die Spannung des Magendarmkanals und des ganzen Organismus, sowie die Macht des Bedürfnisses wachsen, je länger die Befriedigung auf sich warten läßt, so auch bei dem Hungerzustande der Fortpflanzungs- oder Wachstumszone, dem Hunger der Geschlechtszone. Und wie der Hungerzustand des Magendarmkanals schließlich die Befriedigung des Magendarmbedürfnisses, das heißt die Zuführung von Nahrungsmaterial herbeiführt und im ganzen Organismus das Gefühl tiefer Befriedigung hervorruft, so verursacht auch der Hungerzustand der Geschlechtszone die schließliche Befriedigung, das heißt die Vereinigung der beiden aufeinander wirkenden Individuen, beziehungsweise die Vereinigung der beiden Keimzellen, der weiblichen und der männlichen, und infolgedessen ein volles Sättigungs- und Entspannungsgefühl, ein Gefühl großen Friedens und großer Ruhe im ganzen Organismus. Dieser Vereinigungs- und Sättigungsprozeß spiegelt sich wider in den Zuständen, die wir als Folgezustände der Begattungs- und Liebeskraft und als Vorzustände der Zeugung und Fortpflanzung kennen

gelernt haben: im Akt der Begattung und der damit verknüpften Auslösung der Wollustkraft, der Geschlechtsbefriedigung.

Liebeskraft und Begattungskraft erscheinen also als Bestandteile derselben Kraft, der nach Vereinigung strebenden Macht, und sind deshalb zusammengefaßt als Vereinigungskraft (Konjugationsenergie) zu bezeichnen. Die Wollustkraft dagegen stellt sich dar als der Zustand der erfolgten Befriedigung eines Bedürfnisses, des Bedürfnisses nach Wachstums-, beziehungsweise Fortpflanzungskraft, als Zustand der Sättigung, und ist am treffendsten als Sättigungskraft zu kennzeichnen.

In den Begattungs- und Wollustorganen haben wir demnach nichts anderes zu erblicken als die besonderen Organe der Begattungs- und Sättigungskraft, Instrumente der Begattungs- und Sättigungstriebe, die von der nervösen Zentralstation der Fortpflanzungskraft ausgehen.

Die Keimdrüsen sind, wenn auch von wesentlicher Bedeutung, doch nicht als grundsätzliches Organ der Wachstums- oder Fortpflanzungskraft zu betrachten, sondern nur als Umschaltungsstation der Wachstumskraft in Fortpflanzungskraft, die aber ihrerseits wieder der nervösen Zentralstation, also der Stelle im Gehirn untersteht, wo die Leitstelle der Fortpflanzungskraft sich befindet. Liebes- und Begattungskraft erscheinen überall gebunden an geschlechtliche Zweiteilung und die Entwicklung der Begattungsorgane, das heißt Liebes- und Begattungskraft gibt es nicht ohne die Entwicklung der Begattungsorgane und kommt niemals vorher zur Beobachtung. Wachstums-, beziehungsweise Fortpflanzungskraft dagegen ist ursprünglich ohne Liebeskraft, ohne Begattungskraft und ohne Begattungsorgane vorhanden, ja, im ursprünglichsten Stadium der Lebewesen auch ohne jede Keimdrüse, beziehungsweise Keimzellen. Der mit den obigen Ausführungen neu gewonnene Gesichtspunkt erklärt auch völlig ungezwungen und einfach die von Havelock Ellis erwähnten Fälle. Nach diesen Fällen blieb der Begattungs- und Wollusttrieb ungeschwächt, beziehungsweise verstärkt erhalten sogar dann, wenn die Keimdrüsen von Geburt an gefehlt, also sich gar nicht entwickelt hatten, beziehungsweise der Begattungstrieb blieb erhalten sogar in den Fällen, wo die männlichen Begattungsorgane entfernt worden waren. Mit der Wegnahme der Keimdrüse und der Begattungsorgane wird einerseits die der lebendigen Substanz als wichtige Eigenschaft innewohnende Wachstums- und Fortpflanzungskraft nicht weggenommen, anderseits aber wird auch weder die nervöse Zentralstelle der Wachstums- und Fortpflanzungsfunktion mit der genannten Operation zerstört, noch damit die mangelnde Wachstumskraft ersetzt und das daraus sich ergebende Hungerbedürfnis befriedigt, beziehungsweise die Vereinigungskraft des Organismus wird durch die Operationen oder Mängel nicht vernichtet. Vernichtet werden damit nur die Umschaltungsstation der Wachstums-, beziehungsweise Fortpflanzungskraft und die Bahnen für die unmittelbaren Geschlechtsreize. Die Reize selbst aber bleiben mit dem Zentrum, dem Gehirn, erhalten und können sich sogar in verstärktem Maße im Organismus geltend machen, da die natürlichen Bahnen und damit die natürlichen Hemmungen ausfallen, beziehungsweise sie müssen sich verstärkt geltend machen, wenn die Wachstumskraft nach abgeschlossenem Wachstum der Körperform in den Keimdrüsen nicht mehr oder überhaupt nicht ihre natürliche Umschaltung in die Fortpflanzungskraft erfährt.

Auf Grund dieser seelisch-körperlichen Zustände des Organismus fasse ich meinen Standpunkt in der vorliegenden Frage mit folgender Erklärung des Geschlechtstriebes zusammen: Der Geschlechtstrieb ist grundsätzlich eine Vereinigungskraft, die sich aus den beiden Teilen Begattungs- und Liebeskraft zusammensetzt. Der Ausgangspunkt des Geschlechtstriebes oder seine Ursache ist die Wachstums-, beziehungsweise die Fortpflanzungskraft und das daraus entstehende Bedürfnis nach Ergänzung der Wachstumskraft, der Geschlechtshunger. Die Vereinigung des weiblichen und männlichen Individuums und die daraus entstehende volle Sättigung des Organismus ist die natürliche individuelle Wirkung, der notwendige individuelle Folgezustand der Vereinigungskraft, während die Verbindung der weiblichen und männlichen Keimzelle und die gegenseitige

Sättigung, beziehungsweise Ergänzung der Wachstumskraft und ihre Erhebung zur vollen Fortpflanzungskraft die natürliche Wirkung oder Folge der Vereinigungskraft oder des Geschlechtstriebes ist.

Das Geschlechtsgefühl des Weibes.

Aus dem vorstehend Gesagten ergibt sich, daß der Geschlechtstrieb eine seelisch-körperliche Tätigkeit ist, die allen Individuen naturnotwendig innewohnt, ein Trieb, ein Bedürfnis, wie jenes der Nahrungsaufnahme. Der Geschlechtstrieb muß deshalb naturnotwendig auch allen weiblichen Individuen innewohnen und zwar grundsätzlich in vollwertiger, in normaler Form ohne alle und jede mangelhaften oder krankhaften Erscheinungen, da Mangelhaftigkeit und Krankheit Entartungsformen, niemals aber gesunde, vollwertige Entwicklungsformen des lebendigen Stoffes sind. Treffen wir beim Weibe auf einen mangelhaften oder krankhaften Geschlechtstrieb, so müssen wir daraus schließen, daß diese Erscheinungsform nicht die dem Weibe grundsätzlich eigentümliche Form des Geschlechtstriebes ist, nicht die normale, sondern eine kulturell gegebene abnorme Form, bedingt durch mangelhafte, krankhafte Einflüsse der Kultur und Entwicklungsbedingungen, unter welche die Kultur den Organismus des Weibes, namentlich auch seinen Geschlechtstrieb gestellt hat.

Dieser Schluß wird nicht nur naturwissenschaftlich gerechtfertigt, sondern auch durch die Tatsache, daß der Geschlechtstrieb der Frau unter annähernd natürlichen Verhältnissen, möglichst befreit vom kulturellen Ballast, sich auch in befriedigender Form äußert und keine Mangelhaftigkeit oder Krankhaftigkeit erkennen läßt. Diese *normale Form des weiblichen Geschlechtstriebes* will ich in nachstehendem behandeln, während ich die sogenannte mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes und ihre Ursachen einer besonderen Besprechung unterziehen werde.

Zunächst möchte ich Klarheit darüber schaffen, was unter einem *normalen Geschlechtsbedürfnis* zu verstehen ist. Herrscht doch gerade auf diesem Gebiete und namentlich in der männlichen Gedankenwelt eine arge Begriffsverwirrung; je öfter der Geschlechtstrieb sich äußert und befriedigt wird, desto natürlicher sei er, so ungefähr ist die Meinung vieler junger Männer.

Die Arbeit des Organismus muß ohne jede Anstrengung und ohne alle Beschwerden ablaufen und im Gegenteil sogar mit einem bestimmten Gefühl der Lust und Befriedigung (Sättigung) und dem Gefühl einer allgemeinen Kräftigung verknüpft sein, das Gleichgewicht des Organismus darf nicht gestört werden — das ist *normal*! Erfolgt die Arbeit dagegen mit Abneigung, mit Widerwillen, erzeugt sie Unlust oder gar Ekel, hinterläßt sie Beschwerden, Schmerzen, Überdruß und Mißstimmung, dann ist sie ganz gewiß nicht gesund, dann ist sie mangelhaft oder krankhaft. Genau so verhält es sich mit dem Geschlechtstrieb. Erfolgt seine Erfüllung ohne jede Anstrengung mit dem Gefühl großer Lust, hinterläßt sie eine allgemeine Sättigung, Befriedi-

gung, Kräftigung des Organismus, dann ist er und seine Erfüllung gesund, normal.

Sobald die Geschlechtsreife des Weibes sich ihrer Vollendung nähert, sobald sich mit der seelischen Geschlechtlichkeit, der Liebeskraft, die körperliche Geschlechtlichkeit, die Begattungskraft verbindet, beginnt das Weib aufmerksam zu werden auf den Mann. Seine Sinne, bis dahin geschlechtlich stumpf und tot, äußern sich geschlechtlich, wachsen dem Manne langsam entgegen, strecken sich langsam nach ihm aus, und das Weib antwortet auf den vom Manne ausgehenden Reiz bald mehr, bald weniger stark je nach der Größe des Reizes, ohne sich jedoch zunächst dieses Reizes als eines Geschlechtsreizes bewußt zu werden und ohne zunächst sich klar darüber zu sein, daß dieses Wohlgefallen dem Manne gilt. Aber so unbewußt dieser Vorgang sich zunächst auch abspielt, so scharf und genau jedoch arbeiten Sinne und Seele und treffen eine ganz bestimmte Wahl, antworten mit aller Geschlechtskraft nur auf ein ganz bestimmtes männliches Individuum. Es ist durchaus nicht so, daß das Weib mit erwachender Geschlechtlichkeit auf den Mann an sich anspricht — nein, es spricht nur auf ganz bestimmte Männer an. Dieses Ansprechen ist abhängig von der Seele des Weibes. Je feiner, gebildeter, höher entwickelt das Seelenleben der Frau ist, desto mehr hat seine Reizbarkeit den Charakter der seelischen Vertiefung, desto enger ist der Kreis der Auswahl des Weibes gezogen, desto seltener sind die Männer, durch die das Weib seelisch-körperlich gereizt zu werden vermag, welche im stande sind, die Sinne und die Seele des Weibes in Schwingung zu versetzen — und umgekehrt: je gröber die weibliche Seele ist, je mehr sie der feineren Entwicklung ermangelt, desto leichter reizbar ist das Weib auf den Mann, desto weiter ist der Kreis seiner Auswahl gezogen, desto mehr hat seine Reizbarkeit den Charakter des rein Geschlechtlichen, des Leiblichen. Bestimmte Männer vermögen somit auf bestimmte Frauen gar nicht geschlechtlich zu wirken. Ihre Berührungen, ihre leiblichen und seelischen Zudringlichkeiten erregen sogar ganz ausgeprägten Abscheu und Widerwillen, während umgekehrt andere bestimmte Männer die stürmischsten Erregungen seelisch-geschlechtlicher Natur auslösen; häufig, bei hoher Geschlechtsspannung genügt dazu ein Blick, ein Wort, eine flüchtige Berührung. Dann fällt es wie Schuppen von den Augen des Weibes: plötzlich sieht sie da in dem Menschen vor sich, der so mächtig ihre Sympathie erregte, den Mann, und ihre Liebe, bis dahin ihr selbst verborgen, wird ihr mit aller Urgewalt offenbar, erfaßt sie mit elementarer Kraft und trägt sie mit plötzlich losbrechender Sturmesgewalt in das weltentrückte selige Reich der Liebe. Die geschlechtliche Erfüllung, die Begattung ist nunmehr nur noch eine Frage der Verhältnisse und allenfalls, je nach den Verhältnissen eine Frage der persönlichen Stellungnahme der Frau zu der gesellschaftlichen Geschlechtsmoral.

Ich werde auf diese Geschlechtsmoral und ihren Einfluß auf die Äußerungen des weiblichen Geschlechtsgefühls später (S. 218) zu sprechen kommen. Hier will ich nur bemerken, daß die geschlechtliche Übergabe des Weibes an den Mann außerhalb der Ehe, soweit wir hier von jeder Art Verführung und der Prostitution absehen, grundsätzlich geregelt wird einerseits von dem Schwer-

gewicht der gesellschaftlichen Geschlechtsmoral, das die Kultur an das Geschlechtsgefühl des Weibes gehängt hat, und anderseits dem Gegengewicht des Geschlechtstriebes und der größeren oder geringeren Überwindung der gesellschaftlichen Geschlechtsmoral durch das Weib. Bestehen keine äußerlichen, künstlichen Hemmungen oder sind diese durch die innere seelisch-geschlechtliche Gewalt überwunden, so ist die Frage der Begattung nur noch eine Frage der Gelegenheit. Der ganze Organismus des Weibes ist auf den geliebten Mann gerichtet und bereit, ob bewußt oder unbewußt, sich mit ihm restlos zu vermählen.

Alles am Weibe drängt hinzu dem geliebten Manne und will nur eins: ihn. Ein großer geschlechtlicher Tätigkeitstrieb ist in der Frau wirksam, der mit der Sicherheit und Genauigkeit einer Magnetnadel auf den Mann, den einen, geliebten zeigt und sie unweigerlich in seine Arme treibt, unweigerlich aus eigenster, innerster Kraft. Diese Kraft macht sich besonders auch in den Geschlechtsorganen geltend. Auch dort ist alles nur auf den Mann gerichtet, häufig in fast unerträglicher Spannung und bereit, die geschlechtliche Offenbarung zu feiern. Dieser Zustand kann unabhängig von jeder Erfahrung, unabhängig von der Begattung, also ehe überhaupt die erste Begattung statt hatte, bestehen.

Der Eintritt der geschlechtlichen Spannung ist nach der Sturm- und Drangperiode der Jugend- und Liebeszeit einer gewissen regelmäßigen Wiederkehr unterworfen. Die geschlechtliche Spannung tritt beim gesunden Weibe mit der monatlichen Regel ein und ist am stärksten am dritten und vierten Tage unmittelbar beim oder nach Abschluß derselben; in dieser Zeit ist auch die Befriedigung der Geschlechtslust am stärksten und wohltuendsten und mit keinerlei Anstrengung verknüpft, kräftigt im Gegenteil den Organismus erheblich. In der Jugendzeit dagegen, in der geschlechtlichen Sturm- und Drangperiode der Frau, ist der Eintritt der geschlechtlichen Spannung vollständig unabhängig von der monatlichen Regel und sie tritt unabhängig vom Werben des Mannes ein, lediglich als Folgezustand der geschlechtlichen Reife einerseits und der von dem geliebten Manne ausgehenden seelisch-geschlechtlichen Reize anderseits. Die ganze Persönlichkeit des Mannes wirkt auf die Frau, ja sogar die Art sich zu kleiden, die Form seiner Kragen, Schlipse, die Art der Frisur, vor allem aber seine Körperlinien, namentlich Gesichtslinien, die Art des Lächelns, des Blicks, der Bewegungen, die Hände, ihre Linien und Bewegungen, die Hauptsache aber: das *Geistige*, was dahinter steht, das in dieser ganzen Art wirksam ist und dieses bestimmt persönliche Wesen prägt. Aus diesem Zustande heraus erfolgt das Werben der Frau um den Mann. Ja, *das Werben der Frau*. Nicht nur der Mann wirbt, nein, auch die Frau. Ihr Werben versteckt sich nur häufig, wagt sich nicht so offen hervor wie das des Mannes unter dem Druck der üblichen Geschlechtsmoral oder wird davon schnöde zurückgedrängt als „unschicklich". Aber es ist vorhanden als mächtige Kraft, die, unterdrückt, umso machtvoller aus dem Weibe hervorbricht in jedem Blick, jedem Klang der Stimme, jeder Bewegung, jeder möglichen Berührung und mit Inbrunst zu dem Geliebten spricht: „Du, du, sei mein, mein!" Auch das sogenannte Kokettieren des Weibes ist eine Form des Werbens um den Mann, allerdings häufig unter dem verderblichen, verzerrenden Einfluß der gesellschaftlichen Geschlechtsmoral, eine verzerrte

Form, entspringt aber durchaus einer ganz bestimmten Geschlechtsspannung des Weibes.

Jede Form des Werbens ist eine Brücke, auf welcher das Geschlechtsgefühl des Weibes zum Manne stürmt und umgekehrt das Gefühl des Mannes zum Weibe. Das Werben dient keinerlei Zwecken, insbesondere das Werben des Mannes nicht dem Zweck, im Weibe eine geschlechtliche Spannung oder den Zustand der Blutfülle innerhalb der Geschlechtsorgane hervorzurufen, wie Havelock Ellis fälschlich behauptet. Dieselbe ist bereits, wie ich schon oben bemerkte, vorhanden als Folgezustand, als Wirkung der eingetretenen Geschlechtsreife und der vom Manne auf das Weib ausgeübten Geschlechtsreize und braucht nicht mehr hervorgerufen zu werden; das Werben ist lediglich der seelische Ausdruck dieser Geschlechtsspannung, der Ausdruck der mit aller Kraft auf den Mann beziehungsweise auf das Weib gerichteten Gefühle, des innigen Verlangens nach seelisch-geschlechtlicher Sättigung des Organismus durch ein bestimmtes Individuum, der inbrünstige Ausdruck des Willens, Besitz zu ergreifen von dem geliebten Manne beziehungsweise dem geliebten Weibe. Die mit der gegenseitigen Werbung verbundene Steigerung des Geschlechtswillens zur Begattung und die Steigerung der Geschlechtsspannung ist keineswegs Zweck dieser Werbung, sondern lediglich ein notwendiger Folgezustand, eine Wirkung des stärkeren Einflusses von Weib und Mann aufeinander. Ein anderer Folgezustand der Werbung ist das nähere Bekanntwerden, es räumt sozusagen die Hemmungen des Fremdseins aus dem Wege und damit immer mehr Barrikaden, an welchen die gegenseitigen Geschlechtsreize abprallen können, der Weg wird immer freier, gangbarer für die gegenseitigen Nervenreize, bis die Werbung alle natürlichen, durch das Fremdsein gesetzten Hemmungen überwunden hat und Weib und Mann nun mit aller Stärke aufeinander wirken. Die gegenseitige Geschlechtsspannung erreicht damit ihren Höhepunkt und führt notwendig zur Begattung. Die Werbung, weder die des Mannes, noch die des Weibes, hat also Zwecke, sie hat nur eine Wirkung: die, daß die Geschlechtsreize sich gegenseitig besser entfalten und stärker wirksam werden können. Sobald die Persönlichkeit eines Mannes, seine Geschlechtsreize an und für sich nicht auf das Weib wirken, hilft ihm alle Werbung nichts; sie kann, trotz aller Geschlechtsreife das Weib nicht in den Zustand der Geschlechtsspannung bringen; beziehungsweise die Werbung des gleichgültigen Mannes vermag nicht einmal die Begattungskraft des Weibes, das sich im Zustande der Geschlechtsspannung bereits befindet, auf ihn zu lenken.

Meine Erklärung, die sich auf festem, erfahrungsgemäßen Boden bewegt, ist meines Erachtens die einfachste, natürlichste, ungezwungenste. Besäße die Werbung des Mannes die Zauberkraft, so gleichsam aus dem Nichts die Geschlechtsspannung des Weibes hervorzurufen — warum versagt sie dann tatsächlich so häufig? Warum gibt es so viele kaltgestellte Freier und Verehrer? Nein, es ist immer vom Übel und gefährlich, die Logik verwirrend, in der Natur nach Zwecken zu suchen; — die Ursache einer Wirkung suchen und der Wirkung einer Ur-

sache nachgehen, das allein ist geboten, nicht aber dieses sogenannte „teleologische" Verfahren, das leider — „leider" im Interesse der wissenschaftlichen Forschung, der klaren Erkenntnis! — noch viel zu sehr geübt wird, trotzdem es unmöglich ist, in der Natur ein zweckmäßiges Wirken nachzuweisen. Die Natur kennt nur ein notwendiges Wirken, nur Ursache und Wirkung.

Hat die Geschlechtsspannung eine bestimmte Höhe erreicht, so ist der Organismus des Weibes beherrscht von einem einzigen Willen, einem einzigen Gefühl, einer Geschlechtstätigkeit, neben der alles andere versinkt: der Begattungskraft. Nichts vermag dann das Weib von der Begattung zurückzuhalten. Das Weib muß und das Weib will, getrieben, beherrscht vom Willen der Natur. Seine körperliche Geschlechtszone drängt der körperlichen Geschlechtszone des Mannes entgegen. Es besteht in ausgeprägtester Form das Gefühl des Hervordrängens der äußeren Geschlechtsorgane. Das Eingehen des männlichen Gliedes in die Scheide, die bloße Berührung wird schon als tiefe Lust empfunden. Das Lustgefühl erfährt während der Begattung und je mitwirkender das Weib hierbei selbst ist, eine ständige Steigerung. Diese ist in ganz wesentlicher Weise abhängig von dem Tätigkeitstrieb des Weibes, nicht nur von dem des Mannes. Dieser allein vermag weder eine wesentliche Steigerung der Lustgefühle noch den Höhepunkt der geschlechtlichen Erregung: das höchste Wollustgefühl, die geschlechtliche Sättigung herbeizuführen, das tritt nur durch den vollen Tätigkeitstrieb des Weibes im Gleichklang mit dem Tätigkeitstrieb des Mannes ein. Der Tätigkeitstrieb des Weibes ist hierbei so wesentlich, daß das höchste Lustgefühl des Weibes wohl eintreten kann, allerdings schwieriger und unter einer gewissen Überspannung, wenn das Weib während der Begattung tätig ist und der Mann sich ruhig verhält, nicht aber umgekehrt. Anderseits ist es eine wesentliche Bedingung, daß das männliche Glied möglichst tief in den Schoß des Weibes eindringt, das höchste Lustgefühl des Mannes mit dem des Weibes zusammenfällt, und die Samenentleerung des Mannes direkt gegen den Muttermund stattfindet im Augenblick der Erreichung des geschlechtlichen Höhepunktes seitens des Weibes. In dem Augenblick, wo die Samenflüssigkeit gegen den Muttermund trifft, tritt das höchste Lustgefühl beim Weibe ein nach den übereinstimmenden Angaben in den mir bekannt gewordenen Fällen. Dieses höchste Lustgefühl wird als Wonnesturm des ganzen Organismus empfunden, in welchem Zeit, Raum und Welt versinken und nur stärkste Empfindung und Genuß der gesamten Persönlichkeit, des Ichs vorherrscht. Die Lustempfindung ist jedoch nur dann vollkommen restlos und der geschlechtliche Höhepunkt tritt nur dann ohne das Gefühl irgendwelcher Anstrengung, sozusagen ganz „von selbst" wie eine natürliche, selbsttätige Offenbarung ein, wenn Weib und Mann leidenschaftlich füreinander empfinden, wenn beide vollkommen frisch sind und infolgedessen das höchste Lustgefühl des Weibes mit dem höchsten Lustgefühle des Mannes zusammenfällt. Das ist für das Weib, so weit meine Beobachtung geht, eine notwendige Bedingung.

Unmittelbar darnach besteht keine besondere Lustempfindung mehr, nur noch ein nervöser Erregungszustand, der schnell abklingt. Darauf tritt das

Gefühl einer tiefen Sättigung, einer vollkommenen harmonischen Ruhe ein, ein Zustand tiefsten Friedens im gesamten Organismus. Mit diesem Zustande ist das Bedürfnis verbunden, ganz stille, regungslos zu verharren und das Ausklingen der nervösen Erregung und später den organischen Frieden, die tiefe Sättigung zu genießen. Die hierauf eintretende wohltätige Entspannung des Organismus leitet grundsätzlich in einen sehr erquickenden Schlaf hinüber. Nach dem Erwachen herrscht am anderen Tage ein großes Gefühl der Erquickung und Frische vor, niemals Abspannung und irgendwelcher Überdruß. Im Gegenteil: der ganze Organismus ist in rosigster Laune! Das ist nach meinen Feststellungen der normale Verlauf der Begattung. Es gilt auch für den Mann.

Anders jedoch, wenn die normalen Bedingungen der Begattung nicht erfüllt worden sind, dann ist auch der Verlauf anders und die Folgezustände sind ebenfalls wesentlich andere. Sind die Beteiligten nicht frisch, üben sie etwa die Begattung zu häufig aus auf Grund künstlicher, äußerer Einwirkungen, etwa durch Alkohol, lüsterne Gespräche oder Lektüre oder durch körperliche Manipulationen veranlaßt, — oder stehen die Beteiligten unter dem Einfluß ungünstiger seelischer Erregungen (Sorge, Kummer u. s. w.), sind sie durch Krankheit oder schlechte Ernährung geschwächt, besteht keine innige Zuneigung zwischen Weib und Mann oder besteht sie nicht bei der Frau, kurz ist die Begattung die Folge äußerer Einwirkungen, statt das Ergebnis der wirksam gewordenen innerlichen Geschlechtskräfte, eines, wie ich sage, dem Körper innewohnenden Geschlechtsmuß, so ist alles Geschlechtsleben, jede Begattung vom Übel. Es bedarf dann einer tatsächlichen Anstrengung des gesamten Organismus, um das höchste Lustgefühl zu erreichen, falls es überhaupt erreicht werden kann. Tatsächlich wird es unter solchen Umständen nie erreicht und es hinterläßt der Begattungsakt stets einen Reizzustand und das Gefühl der Unruhe, der Unbefriedigung. Dieser Reizzustand ist umso größer, je kleiner, geringer die Frische, das natürliche Geschlechtsmuß war und je größer demnach die Anstrengung des Organismus sein mußte, zum höchsten Lustgefühl zu kommen. Und je stärker diese Anstrengung ist, umso kleiner ist die Größe der geschlechtlichen Befriedigung. Die seelisch-körperliche Wirkung einer derartigen nicht normalen, erzwungenen Begattung und Befriedigung auf den Organismus ist erschreckend: Unlust zur Arbeit, Abneigung gegen geregelte Tätigkeit, Verstimmung, üble Laune, die zum vollständigen Lebensüberdruß ausarten kann, beherrschen den Organismus, gleichzeitig eine peitschende Unruhe, ein geschlechtlicher Reizzustand, der die Seele mit geschlechtlichen Vorstellungen erfüllt, nach Befriedigung begehren und doch nicht zur Befriedigung kommen läßt, weil er einem krankhaften, nicht normalen Zustande entspringt, nicht aus der geschlechtlichen Fülle, der natürlichen geschlechtlichen Spannkraft, und deshalb die natürliche, volle Befriedigung vollständig ausschließt. Im wahren Sinne des Wortes ein trauriger Zustand! Hier paßt das lateinische Sprichwort „omne animal post coitum triste“ (nach dem Geschlechtsakt ist

das Tier traurig), das jedoch insoweit ergänzt werden muß, als es heißt: nach dem nicht normalen Geschlechtsakt. Es mag noch nebenbei erwähnt werden, daß dieser krankhafte geschlechtliche Reizzustand des Weibes bei längerer Dauer zu Erkrankungen der Geschlechtsorgane führt. Die unbedingte Voraussetzung für einen natürlichen, gesunden Geschlechtsakt des Weibes ist notwendig die seelisch-körperliche Geschlechtsbereitschaft des Weibes. Seine ganze Seele und sein ganzer Leib muß dürsten nach dem Manne. Alle seine persönlich-seelischen Sympathien müssen seiner Persönlichkeit gehören. Und des Weibes Leib muß mit elementarer Gewalt zur körperlichen Vereinigung mit dem auserwählten Manne streben. Alles andere Geschlechtsleben ist vom Übel.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 115. Messalina.
Antike Skulptur in den Uffizien zu Florenz.

Krankhafte Veränderungen und abnorme Erscheinungen des weiblichen Geschlechtstriebes.

Der natürliche Charakter des weiblichen Geschlechtstriebes wird durch mannigfache kulturelle Einflüsse in vielen Fällen verwischt und getrübt, ja, geradezu krankhaft verändert. Grundsätzlich sind zwei Hauptrichtungen der krankhaften Veränderungen zu unterscheiden: 1. die abnorme Steigerung des Geschlechtstriebes, die Mannstollheit (geschlechtliche Überempfindlichkeit), und 2. die abnorme Herabsetzung des Geschlechtstriebes, die sogenannte mangelhafte Geschlechtsempfindung (geschlechtliche Unempfindlichkeit).

Die echte Mannstollheit ist ein Zustand geschlechtlicher Überreizung, ähnlich wie beim Manne. Die betreffenden Personen haben fortwährend das Bedürfnis nach dem Geschlechtsakte, ihr ganzes Sinnen und Trachten geht in der geschlechtlichen Richtung. Auf jeden noch so leichten äußerlichen Ge-

Nach „Bernoulli, Römische Ikonographie".

Abb. 116. Statue der jüngeren Agrippina.
Im Museum des Lateran zu Rom.

schlechtsreiz antworten sie sofort mit Geschlechtsdrang. Sie haben eigentlich fortwährend Geschlechtsbedürfnis, ohne trotz aller abnorm großen Befriedigung jemals wirklich befriedigt zu werden. Im Gegenteil: je mehr sie den Geschlechtsakt vollziehen, desto mehr wächst ihr Verlangen danach, desto unstillbarer der Durst, desto „mannstoller" ist die Frau. Die Mannstollheit ist stets mit einer größeren oder geringeren Unzurechnungsfähigkeit verbunden. Der mannstollen Frau ist jeder Mann recht, wie dem geschlechtlich überreizten Manne jede Frau. Die Hauptsache ist die Ausübung des Aktes, das andere kommt gar nicht in Betracht. Das moralische Gefühl fällt hier vollständig aus, es besteht vollständiges moralisches Irresein, gewöhnlich mit dem englischen Fachausdruck „moral insanity" genannt. Das seelische Geschlechtselement, die Liebeskraft, spielt so gut wie keine Rolle. Während jedoch beim modernen Manne die geschlechtliche Überreiztheit gar häufig fast zum „normalen" Zustande geworden ist, ist sie bei der Frau eine Ausnahme. Es gibt verhältnismäßig sehr wenig Frauen, die an echter Mannstollheit leiden. Ihre Ursache ist stets eine mehr oder weniger starke Nervenzerrüttung auf dem Boden erblicher Belastung, ungünstiger Entwicklungsverhältnisse und geschlechtlicher Exzesse (Onanie oder normaler Begattungsakt).

Klassische Beispiele „mannstoller" Weiber sind: Kaiserin Messalina (38 n. Chr. geb. [Abb. 115]) — sie war verrufen wegen ihrer Zuchtlosigkeit und gab sich im Bordell jedem Besucher hin, ohne befriedigt zu werden —; Kaiserin Agrippina die Jüngere (Abb. 116), Tochter der älteren Agrippina und des Germanikus; sie lebte mit ihrem Bruder Caligula und anderen Männern in verbrecherischem Umgang; Poppäa Sabina, die Gemahlin Neros.

Aus dem Mittelalter wird uns Lukrezia Borgia nach der gewöhnlichen Überlieferung als moralisches Ungeheuer eines mannstollen Weibes geschildert.

Sie war die Tochter des Papstes Alexander VI. und wurde des blutschänderischen Umganges mit ihrem Vater beschuldigt. Auf ihren Leichenstein hat der Dichter Sannazaro den Vers gesetzt: „Hier ruht eine Lukrezia dem Namen nach, in Wahrheit eine Thais, Alexanders Tochter, Gattin und Schnur.“ Auch Hermann Kaulbach hat in einem herrlichen Gemälde ihre Beziehungen zu ihrem Vater angedeutet, indem er sie als Bacchantin tanzend vor ihm auftreten läßt (Abb. 117).

In der neueren Zeit tat sich noch in dieser Hinsicht ganz besonders hervor Kaiserin Katharina II. von Rußland (1762 bis 1796, geb. 1729 [Abb. 118]).

Sie war eine bedeutende, hochbegabte, tatkräftige Herrscherin, förderte die Wissenschaft, war selbst hervorragend literarisch tätig, begünstigte den Handel, verbesserte Gesetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hospitäler und Erziehungsanstalten an, bemühte sich, den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung und Rechtspflege ein Ende zu machen, und stand trotz aller hervorragenden Eigenschaften derartig unter der Herrschaft ihrer Wollust, ihrer entarteten, manustollen Geschlechtlichkeit, daß an ihrem Hofe eine Günstlingswirtschaft herrschte, die sich ebenbürtig der Maitressenwirtschaft so mancher ihrer königlichen Kollegen an die Seite stellen konnte. Die Stellung ihres jedesmaligen Liebhabers glich gewissermaßen einem Staatsamte. Besonders zu erwähnen sind Soltikow, ein Freund ihres Gemahls, Poniatowski und Potemkin. Man sagt ihr nach, daß sie später mit gewöhnlichen Soldaten soll vorlieb genommen und sie sogar bevorzugt haben.

Von den echten manustollen Weibern sind jene Frauen wohl zu unterscheiden, die ursprünglich normalen Trieb besitzen, die jedoch bei bestehendem natürlichen Verlangen nicht die Möglichkeit oder Gelegenheit einer natürlichen Befriedigung haben und durch diese Zwangsenthaltsamkeit allmählich in einen Zustand geschlechtlicher Überreiztheit getrieben werden. Diese Frauen zeigen Männern gegenüber häufig ein allzu großes Entgegenkommen, das unter Umständen durch den physisch-seelischen Jammer, die Geschlechtsnot, die es verrät, geradezu erschütternd und tragisch wirken kann. Das sind nur hungernde, unbefriedigte Frauen, keine manustolle Weiber. Sie haben keine

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Abb. 117. Lukrezia Borgia tanzt vor ihrem Vater.

Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach.

regelrechte körperliche und geistige Arbeit, und so haben sie nichts, was ihr Leben ausfüllen, wo sie ihre auf natürlicher Grundlage überschäumenden Geschlechtskräfte in körperliche oder geistige Werte, oder vielleicht auch seelische Werte umsetzen könnten. Im Gegenteil: ihre Erziehung hat sie ganz auf den Mann dressiert und alle Kräfte strömen der Geschlechtszone zu und setzen sich so weit wie möglich in Geschlechtskräfte um. Die verkehrte, unzweckmäßige Erziehung führt dann auch noch zu Stauungen und Blutüberfüllung der Geschlechtsorgane und des Gehirns, welche die Geschlechtsreize unnatürlich erhöhen. Statt sich nun eine normale Befriedigung gestatten zu dürfen, sind sie zur Enthaltsamkeit verdammt. Die Enthaltsamkeit kann unter solchen Umständen, namentlich wenn erhebliche erbliche Belastung vorliegt, mancherlei Erkrankungen der Geschlechtsorgane, sowie Hysterie und Geisteskrankheiten auslösen. Fallen die genannten Verhältnisse mehr oder weniger fort, fehlt namentlich noch die Liebe zum Manne im Leben des Weibes, haben also die männlichen Geschlechtsreize nicht wirksam werden können, haben die Mädchen eine geregelte Tätigkeit, die sie voll in Anspruch nimmt, gesunde Bewegung und eine verhältnismäßig gesunde Abstammung, die erhebliche Belastung mit allgemeiner und geschlechtlicher Neurasthenie ausschließt, dann kann die Frau, das heißt also das Mädchen mit ihrem Geschlechtsdrange und der Enthaltsamkeit fertig werden, namentlich wenn Alkohol vermieden wird, und die Enthaltsamkeit wird keine schädlichen Folgen haben.

Die zweite Grundform der krankhaften Veränderung des weiblichen Geschlechtstriebes, die starke Herabsetzung desselben oder die mangelhafte Geschlechtsempfindung, besteht in einer Herabsetzung der Begattungs- und Wollustkraft bis zum vollständigen Erlöschen. In der Regel ist beides herabgesetzt oder aufgehoben, ausnahmsweise jedoch, in besonders abnorm liegenden Fällen kann nur die Begattungs- oder nur die Wollustkraft vermindert oder aufgehoben sein. Die Frauen, bei welchen dies in Bezug auf die Wollustkraft zutrifft, sind unfähig, den geschlechtlichen Höhepunkt, das höchste Lustgefühl zu erreichen. Die Liebeskraft kann bei diesen Frauen in normaler oder sogar verstärkter Form bestehen. Obgleich sie dem Manne geschlechtlich gleichgültig gegenüberstehen, können sie ihn doch mit größter Liebe umgeben, aber ihre Liebe gilt nicht dem Manne als Geschlechtswesen, sondern als Mensch, als Freund und Genossen. Und da dies das ungleich Wertvollere ist, sollten die Männer es wirklich nicht tragisch nehmen, wenn ihre Frau an mangelhafter Geschlechtsempfindung leidet. Schließlich ist es ja nicht die Schuld der Frau, sondern ihrer Beschaffenheit, und schließlich kommt darin ja keine Lieblosigkeit der Frau zum Ausdruck, wie die Männer in solchen Fällen gerne annehmen. Für die Frau selbst ist die Sache weit verhängnisvoller, besonders wenn der Mann abnorme Ansprüche stellt und die Frau sehr quält. Denn der Geschlechtsverkehr ist der Frau mit mangelhafter oder erloschener Geschlechtsempfindung nicht nur gleichgültig, sondern natürlicherweise lästig und unbequem, weil sie keine Empfindung hat. Infolge

der bestehenden Mangelhaftigkeit sind die Organe für die Begattung auch entweder gar nicht oder eben auch nur mangelhaft vorbereitet, was gewiß nicht geeignet ist, den Geschlechtsakt angenehmer zu gestalten, sondern zur Folge hat, daß er der Frau direkt unangenehme körperliche Empfindungen, die in schmerzhafte übergehen können, verursacht. Zu dieser körperlichen Qual gesellt sich dann in der Regel noch eine seelische. Auf Grund des den jungen Mädchen grundsätzlich eingeflößten Abscheus vor dem Geschlechtsleben empfindet die Frau den Geschlechtsverkehr häufig als etwas sehr Gemeines und Unanständiges, namentlich bleibt bei der Frau mit mangelhafter Geschlechtsempfindung diese unselige Einbildung in Kraft, da sie ja dagegen durch den Mangel einer natürlichen Geschlechtsempfindung kein Gegengewicht hat. So ist dieser Frau dann der Geschlechtsakt nicht nur körperlich unangenehm oder qualvoll, sondern zu allem auch noch ekelhaft. Diese Frauen müssen von ihren Männern in allen Geschlechtsdingen mit größter Rücksicht und Schonung behandelt werden, wollen sie die Herausbildung und Festsetzung einer bedenklichen Nervenerkrankung vermeiden.

Abb. 118. Kaiserin Katharina II. von Rußland.
Nach einem Gemälde von H. Benner, gestochen von Mecou.

Meiner Erfahrung nach gehören die geschlechtlich Empfindungslosen durchaus nicht zu den Frauen, die meist sehr weiblich in ihrem Wesen sind, allerdings oft von sehr zartem Körperbau, wie die Ärztin Frau Fischer-Dückelmann behauptet, sondern es sind ziemlich alle Grade der Weiblichkeit und des Körperbaues vertreten.

Die echte Mangelhaftigkeit der Geschlechtsempfindung hat ihre Ursache in einer grundsätzlich mangelhaften Entwicklung der Organe des Weibes. Sie ist unheilbar und trotzt jeder Behandlung. Die Ursache der mangelhaften Entwicklung ist eine komplizierte und in erblicher Belastung und ungünstigen

Entwicklungsbedingungen zu suchen. Der Wichtigkeit der Sache halber werde ich darauf später (S. 210 ff.) eingehender zu sprechen kommen *im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die geschlechtliche Mangelhaftigkeit der Frau von den meisten Autoren fälschlicherweise als die weibliche Geschlechtsempfindung an sich bezeichnet wird.*

Der echten unheilbaren Mangelhaftigkeit der Geschlechtsempfindung steht die *scheinbare* und *erworbene* gegenüber, die zu verbessern oder auch durch zweckmäßige Behandlung zu heilen ist. Die Mangelhaftigkeit der Geschlechtsempfindung ist dann als eine scheinbare zu bezeichnen, wenn eine mangelhafte Entwicklung der in Betracht kommenden Organe nicht vorliegt, das Weib tatsächlich der Geschlechtsempfindung, namentlich des höchsten Lustgefühles fähig ist und dieses lediglich deshalb nicht zu stande kommt, weil zwischen den weiblichen und männlichen Organen der in Betracht kommenden Personen die Übereinstimmung fehlt. Die Geschlechtsorgane des Weibes und des Mannes passen nicht zusammen, so daß ihre Verbindung keine vollkommene Einheit ergibt. Die Übereinstimmung ist aber die Voraussetzung eines vollkommenen Geschlechtsaktes: die Geschlechtsorgane des Weibes müssen das vollkommene Negativ zum männlichen Positiv, zu den männlichen Geschlechtsorganen bilden und umgekehrt. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, so ergibt sich daraus eine Mangelhaftigkeit der Empfindung. Die Berührungen während des Begattungsaktes haben nicht den normal notwendigen Grad und vermögen nicht den entsprechenden normalen Reiz in den Nervenorganen der Frau hervorzurufen, der zur Erzeugung des höchsten Lustgefühles notwendig ist. Die fehlende Übereinstimmung kann darin ihren Grund haben, daß das Organ des Mannes bei sonstiger normaler Beschaffenheit im Verhältnis zur Scheide zu schwach oder zu stark entwickelt ist. Oder der Fehler ist im Bau der Scheide und der Lagerung der Organe zu suchen; namentlich ist hier wesentlich die Lagerung des Gebärmuttermundes, er kann zu hoch oder zu tief stehen, zu sehr nach vorne oder nach hinten gerichtet sein u. s. w. Die hierdurch verursachte mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes kann in gewissen Fällen durch das Einnehmen bestimmter Lagen während des Begattungsaktes verbessert werden.

Die scheinbare mangelhafte Geschlechtsempfindung kann jedoch auch einen rein seelischen Grund haben. Vermag der Mann nicht auf das Seelische, auf das Persönliche der Frau zu wirken, vermag er nicht ihre Liebeskraft auszulösen und in Schwingung zu versetzen, dann bleiben auch ihr Leib und ihre Geschlechtsorgane still und vermögen nicht in Schwingung zu geraten, tätig zu werden und körperlich zu empfinden. Wo die Seele des Weibes nicht empfinden kann, wo sie schweigt, schweigt grundsätzlich auch des Weibes Leib und Geschlecht. Mit anderen Worten: das Weib muß lieben von ganzer Seele, um mit dem Leibe lieben zu können; grundsätzlich, wohlgemerkt! Ausnahmen gibt es stets.

Bei der Mangelhaftigkeit der Geschlechtsempfindung, die erworben wird,

und die in der Ehe nach Jahren entstehen kann, handelt es sich um eine allgemeine und geschlechtliche Überanstrengung der Frau. In Fällen dieser Art hat die Frau mehr Arbeit zu leisten als der Mann. Die hauswirtschaftliche Arbeit verbraucht unter Umständen ganz bedeutende Kraftsummen. Einerseits, weil die ganze Art der Hausarbeit die Aufmerksamkeit und Tätigkeit der Frau für vielerlei Dinge fast zu gleicher Zeit beansprucht und eine Vereinigung der Kräfte und Tätigkeit auf einen Punkt und in einer Richtung ganz unmöglich macht. Anderseits ist die Frau bei zahlreicher Familie, großem Hausstand und geringem Hilfspersonal genötigt, von Morgens früh bis spät hinein in die Nacht ohne Aufenthalt, ohne sich eine Ruhepause gönnen zu können, zu arbeiten, sie ist die erste und ist die letzte, sie bedient andere und sich und wird selbst nicht oder nur selten bedient. Zu dieser Überarbeit, die an sich genügt, eine Frau gesundheitlich in hohem Maße anzugreifen, namentlich wenn sie, was bei der Mehrzahl unserer Frauen zutrifft, nicht mehr im Besitz ihrer vollen Gesundheit ist, summiert sich dann die geschlechtliche Überarbeit, die der Mann der Frau zumutet auf Grund seiner namentlich durch den Alkohol sehr geförderten geschlechtlichen Überreizung. Alle vierzehn, höchstens alle acht Tage, ein- bis zweimal den Beischlaf ausüben, wäre innerhalb normaler Grenzen, statt dessen gibt es Männer, welche in vierundzwanzig Stunden dreimal danach verlangen. Das nennen diese Männer noch mäßig. Schließlich gibt es auch Fälle, zum Glück Ausnahmen, in denen der Mann das Weib in einer Nacht sechs- bis zwölfmal zum ehelichen Beischlaf zwingt. Aus diesen geschlechtlichen Überanstrengungen erwachsen denn häufig in Verbindung mit den für die Kräfte der Frau viel zu häufigen Geburten und den häufigen Ansteckungen der Frau durch den Ehemann (Tripper, Syphilis) allgemeine und geschlechtliche Neurasthenie, Verlagerungen und schwere Entzündungen der Geschlechtsorgane, Frühgeburten, Fehlgeburten, die ihrerseits wieder die bestehende Schwäche und Entzündungen verschlimmern.

Aus den geschilderten Überanstrengungen und Erkrankungen kann sich denn auch an Stelle der früheren normalen Geschlechtsempfindung eine mangelhafte entwickeln.

Ich kenne nicht wenige Frauen, die mir auf meine diesbezüglichen Fragen einfach antworteten: früher, im Anfang der Ehe sei das ja anders gewesen, aber wenn man so viel durchgemacht habe und den ganzen Tag arbeiten müsse, dann stehe einem darnach nicht mehr der Kopf, dann sei man froh, wenn man Abends schlafen könne. Sie gaben ferner direkt unumwunden zu, daß ihnen die Sache heute geradezu unangenehm sei und sie absolut nichts mehr dabei empfänden. Kein Wunder! Wenn wir sehen, wie alle die mannigfachen, verschiedenartigen Überanstrengungen ein allzu frühes Welken und Altern der Frau herbeiführen und häufig ihre Gesundheit vollständig brechen, wie diese Überanstrengungen die Quelle ihrer Lebenskraft erschöpfen und versiegen lassen, dann wird natürlich auch ihre Geschlechtskraft versiegen müssen und die Ehefrau, die unter solchen Verhältnissen steht, wird unfähig der höchsten Lustempfindung werden. Nur die stets frisch und voll fließende Quelle der Lebenskraft vermag die Quelle der Geschlechtskraft zu speisen, — wird der Lebensquelle in der Zeiteinheit mehr an Kraft entnommen, als sie in der Zeiteinheit aus dem tiefen Urquell des Organismus schöpfen kann, dann kommt die Stunde, wo der Lebensquell nur noch mühsam rinnt und der Geschlechtsquelle nichts mehr zuführen kann, so daß sie vertrocknen muß. Das Schicksal vieler Frauen! Und dann bringen einzelne Ärzte es fertig, die Mangelhaftigkeit der Geschlechtsempfindung als „natürlichen", physiologisch gegebenen Zustand der Frau zu bezeichnen. —

Onanie ist geschlechtliche Selbstbefriedigung und unter dem weiblichen Geschlecht wie unter dem männlichen Geschlecht viel verbreiteter als in der Regel angenommen wird. Sie kommt schon in frühester Kindheit vor, allerdings grundsätzlich nur als Folge äußerer Einwirkungen, nicht als Folge innerer Geschlechtsreize, die ja erst mit beginnender Geschlechtsreife wirksam werden.

Die äußeren Reize werden erzeugt durch Würmer und Entzündungsvorgänge an oder in der Nähe der Geschlechtsteile und rufen dann die onanistische Befriedigung hervor. Viel häufiger jedoch, als im allgemeinen angenommen wird, sind die erste Ursache der onanistischen Reizung und Befriedigung frevelhafte Berührungen und Reibungen der Genitalien und Genitalumgebung des weiblichen Kindes durch die Hände oder das Glied eines männlichen Wüstlings, also ein geschlechtlicher Mißbrauch des Kindes. In der geschlechtlichen Reifezeit und später führt die geschlechtliche Spannung, der Druck in der Geschlechtszone, zu einer häufig wohl nur zufälligen Reibung der Geschlechtsorgane, die eine Lustempfindung, eine Befriedigung auslöst und dann später absichtlich, bewußt wiederholt wird. Verführung durch Spielgefährtinnen kommt bei den kindlichen Onanisten auch in Frage.

Die Selbstbefriedigung erfolgt in vielen Fällen, insbesondere dort, wo noch nie Verkehr mit einem Manne stattgefunden hat, in der einfachen Weise, daß die Geschlechtsorgane zusammengepreßt und durch Bewegungen des Körpers Reibungen der Wollustorgane, namentlich der oberflächlichen, der Schwellkörper des Kitzlers (Abb. 113), erzeugt werden, bis ein sexueller Höhepunkt, eine Befriedigung erzielt ist. Diese Befriedigung ist jedoch sehr zu unterscheiden von der, welche der Verkehr mit dem Manne ergibt, beziehungsweise von der onanistischen Befriedigung, welche den normalen Begattungsakt möglichst getreu nachahmt. Die onanistische Befriedigung der Jungfrau ist eine mehr oberflächliche, sie geht nicht in die Tiefe und löst nicht jenen den ganzen Organismus erschütternden und beherrschenden Wonnesturm aus. Reizung und Befriedigung beschränken sich hier hauptsächlich auf Kitzler und Umgebung, solange noch nicht die Geschlechtsreize eines Mannes wirksam wurden. Beginnt das Weib zu lieben, dann wird die volle Geschlechtskraft frei und verlangt stürmisch nach vollerer Befriedigung. Hat die Frau den Begattungsakt kennengelernt, dann genügt ihr auch in der Regel als Ersatz ebenfalls die „jungfräuliche Onanie" nicht mehr, sie verlangt nach möglichst getreuer Kopie des Begattungsaktes. Die onanistische Nachahmung des natürlichen Geschlechtsaktes erfolgt durch Einführung von Gegenständen, welche die innere Reibung (die normalerweise das männliche Glied erzeugt) in der Scheide bis zum Gebärmuttermunde und damit die Auslösung des vollen eigentlichen höchsten Wollustgefühls ermöglicht. Alles mögliche muß herhalten: Möhren, Rüben, Gurken, ja sogar Bleistifte, Kerzen, Zahnbürsten, Haarnadeln u. s. w., falls die Frau nicht in der Lage ist, sich ein künstlich verfertigtes Glied zu verschaffen, um den Wollusthunger zu stillen.

Von der onanistischen Sexualbefriedigung gilt, wenn nicht ganz, so doch nahezu, was von der normalen gilt: erfolgt sie nicht auf Grund künstlicher Reizung, also äußerer, wie Betasten, Alkohol, lüsterner Lektüre, Bilder, Vorstellungen, sondern ausschließlich auf Grund des normalen Geschlechtsmuß, unter dem Zwang reifer angesammelter Geschlechtskraft, so haben wir sie als physiologische Auslösung gelten zu lassen. Sie schadet dann der Gesundheit so wenig, wie die normale Auslösung. Die ohne Übermaß und nicht gewohnheitsmäßig erfolgende onanistische Befriedigung, mag es nun die jungfräuliche oder die der Frau sein, befreit den Organismus von einem peinlichen Druckgefühl und kann vereinzelt und innerhalb großer Zwischenräume ausgeführt, als nicht direkt gesundheitsschädlich bezeichnet werden. In Wirklichkeit wird aber jede Selbstbefriedigung zur Gewohnheit. Diese gewohnheitsmäßige und mißbräuchliche Selbstbefriedigung schadet, wie die gewohnheitsmäßig mißbräuchlich ausgeübte normale Befriedigung. Deshalb trete ich für eine möglichste Einschränkung der onanistischen Befriedigung ein, da sie für junge, unverheiratete Leute weit mehr als die normale die Gefahr einer gewohnheitsmäßigen und mißbräuchlichen Befriedigung birgt und damit eine große Gefahr für die Gesundheit bedeutet.

Die Onanie des Kindes muß selbstverständlich, wenn irgend möglich, verhütet und energisch bekämpft werden. Sie ist für Leib und Seele des Kindes sehr gefährlich. Sie wird stets eine Schwächung des Organismus im Gefolge haben, da derselbe auf das Geschlechtsleben nicht eingestellt ist und ihm noch keine Geschlechtskraft zur Verfügung steht; die verbrauchte Kraft wird also dem wachsenden Organismus, seinem seelischen, geistigen und leiblichen Persönlichkeitswert entzogen und der Keim zur allgemeinen und geschlechtlichen Nervenschwäche und Überreizung gelegt. Dasselbe gilt für allen gewohnheitsmäßigen onanistischen Mißbrauch der Jungfrau und Frau (sowie der Männer). Auch dieser Mißbrauch führt zu den genannten Erkrankungen und nicht selten zu Entzündungsvorgängen an den Geschlechtsorganen, besonders wenn die Onanie mit Fremdkörpern ausgeführt wird. Diese Art der Onanie ist unter allen Umständen zu verwerfen, die Fremdkörper können in die Geschlechtsorgane bösartige Krankheitserreger verschleppen und zu

bösartigen Entzündungen und Erkrankungen der Geschlechtsorgane und des ganzen Organismus führen.

Die mißbräuchliche und gewohnheitsmäßige Onanie kann ferner eine Abstumpfung der für den normalen Geschlechtsakt in Frage kommenden Reizstellen der Geschlechtsorgane des Weibes hervorrufen und dadurch im normalen Geschlechtsverkehr geschlechtliche Mangelhaftigkeit, also die Unfähigkeit zum normalen Lustgefühl erzeugen, außerdem aber auch überhaupt Abneigung gegen den normalen Geschlechtsakt.

Es sei noch erwähnt, daß die Neigung zur Onanie nach der Behauptung einiger Autoren sich vererben kann. Ob diese Auffassung eine richtige ist, soll hier nicht entschieden werden. Die unmäßige, nicht zu beherrschende onanistische Befriedigung steht wohl auf einer Stufe mit der Manneswollheit und ist wie diese nicht Ursache, sondern Folgezustand einer schon bestehenden Nervenerkrankung, die durch die Onanie selbst allerdings wieder erheblich verschlimmert wird.

Eine andere abnorme Erscheinung des weiblichen Geschlechtslebens ist die gleichgeschlechtliche oder homosexuale Liebe (früher vielfach fälschlich konträrsexuale genannt), die ihrem Wesen nach, wie schon der Name sagt, eine Zuneigung von Personen des gleichen Geschlechts zueinander ist, also von Weib zu Weib und von Mann zu Mann.

Sie tritt jedoch seltener in der Form auf, daß jene Individuen ihre Liebe ausschließlich dem eigenen Geschlecht zuwenden. In der Regel sind sie gleichzeitig auch der Liebe zum andern Geschlecht fähig; zuweilen überwiegt jedoch die Liebe zum eigenen Geschlecht. Es ist nicht meine Aufgabe, hier näher auf diese eigenartige Erscheinung des Geschlechtslebens einzugehen, ich verweise auf das dreizehnte Kapitel im zweiten Band dieses Werkes „Die krankhaften Äußerungen des Geschlechtstriebs". Nur kurz möchte ich bemerken, daß die gleichgeschlechtliche Liebe tief im Wesen der Individuen begründet und so wenig durch irgendwelche Einflüsse grundsätzlich zu unterdrücken ist, wie die normale Liebe oder der normale Geschlechtstrieb. Man kann den auf das gleiche Geschlecht gerichteten Liebestrieb auch so wenig als krankhaft bezeichnen, wie den normalen, da demselben ebensowenig ein krankhafter Prozeß im Organismus zu Grunde liegt wie jenem, sondern bei der Entstehung des gleichgeschlechtlichen Liebestriebes genau die gleichen entwicklungsgeschichtlichen Umstände in Betracht kommen. Meiner wissenschaftlichen Überzeugung nach ist es ein ganz notwendiger und gar nicht zu beseitigender Folgezustand der fortwährenden durch die Paarung des Weibes und des Mannes bedingten kreuzweisen Vererbung aller geistigen, seelischen und körperlichen Eigenschaften beider auf ihre Nachkommen, welche eine strenge, organische Sonderung in weibliches und männliches Geschlecht auf körperlichem Gebiet so wenig zuläßt, wie auf geistigem und seelischem Gebiet. Da zur Bildung eines weiblichen Wesens nicht nur eine weibliche Zelle erforderlich ist, sondern auch eine männliche, diese aber nicht nur seelische und geistige Eigenschaften auf den weiblichen Nachkommen überträgt, sondern auch körperliche, müssen notwendig auch die männlichen Geschlechtscharaktere übertragen werden und sich unter bestimmten Verhältnissen entwickeln können. Dasselbe gilt auch für die männlichen Individuen. Tatsächlich sind in allen Individuen, seien sie nun weiblich oder männlich, beide Geschlechter in der Anlage vorhanden. Die Anlage, die sich entwickelt, bestimmt den Geschlechtscharakter des Individuums. Das, was nun ein Folgezustand eines notwendigen körperlichen Entwicklungsvorganges ist, können wir weder als Entartung, noch als krankhaft bezeichnen, das ist höchstens abnorm, insofern es von der Regel abweicht.

Man kann die gleichgeschlechtliche Liebe an und für sich auch vom sittlichen Standpunkte nicht verwerfen, so wenig wie die normale Liebe. Wie diese, ist sie erst dann sittlich und biologisch verwerflich, wenn sie in die Laster der normalen Liebe verfällt: Mißbrauch treibt, sich prostituiert, die ideellen und materiellen Rechtsgüter der andern schädigt und sich an ihrer persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung, ihrer Gesundheit, ihrer Ehre und ihrem Geld und Gut (Erpressungen) vergreift.

Die gleichgeschlechtliche Liebe der Frau wird häufig als „lesbische" Liebe bezeichnet. Der Name rührt her von der Insel Lesbos im Ägäischen Meere, deren hochgebildete Bewohner im Altertum der gleichgeschlechtlichen Liebe ergeben waren. Die gleichgeschlechtliche Liebe der Frau ist überwiegend (wie auch nicht selten beim Manne) seelischer Natur, das rohsinnliche Element spielt nicht selten eine ganz untergeordnete, in einigen Fällen überhaupt keine Rolle. Allerdings fehlen die Fälle nicht, wo die rohe Sinnlichkeit, das körperliche Geschlechtsleben, die Hauptrolle spielt.

Der gleichgeschlechtliche Verkehr, der in Pensionaten, Frauengefängnissen und anderen Orten vorkommt, wo zahlreiche Frauen genötigt sind zusammen zu leben, ohne Verkehr mit Männern pflegen zu können, ist in der Regel ein Gelegenheitsvorgang, allerdings meiner Ansicht nach nur möglich auf dem Boden der allen Individuen gemeinsamen gleichgeschlechtlichen Anlage, welche durch Ausschaltung des Mannes in Wirksamkeit tritt und sofort wieder unterdrückt wird, sobald der Geschlechtsreiz des Mannes wirksam werden kann.

Die Ursachen mangelhafter Geschlechtsempfindung der Frau und die Hemmnisse für ihren Geschlechtstrieb.

Die auch nach meiner Erfahrung außergewöhnlich große Zahl Frauen mit mangelhafter Geschlechtsempfindung hat die Ansicht, namentlich in der wissenschaftlichen Welt, hervorgerufen, als sei die Mangelhaftigkeit ein natürlicher, normaler Zustand. Ja, einzelne Ärzte gehen so weit, zu behaupten, der Geschlechtstrieb des Weibes sei *nicht angeboren, sondern erworben*, beziehungsweise die Natur habe ihn mit starken Hemmungen versehen! Einzelne Autoren bezeichnen die natürlichen Äußerungen der Geschlechtsreife und des Geschlechtstriebes beim Weibe *vor* der ersten Begattung als anormal und krankhaft.

So sagt *Adler*, ein Berliner Arzt, in seinem Buche „Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes", S. 124: „Fast alle Autoren sind sich darin einig, daß der Geschlechtstrieb (Verlangen, Drang, Libido) des Weibes sowohl in seinem ersten spontanen Entstehen, wie in seinen späteren Äußerungen wesentlich geringer ist, als derjenige des Mannes, daß die Libido vielfach erst in geeigneter Weise geweckt werden muß und oftmals überhaupt nicht entsteht." — S. 128: „Die Liebe des Mannes ist aggressiv, diejenige des Weibes erwartend, duldend, passiv." — S. 136: „Die Kunst, diese Hemmungen zu beseitigen, den *selten angeborenen*, schwächeren und demgemäß schwerer erregbaren Geschlechtstrieb des Weibes zu wecken, ist eine hohe, die höchste Preisaufgabe der männlichen Individualität", und: „*Der Geschlechtstrieb des gereiften Mädchens ist normalerweise überhaupt nicht vorhanden.*" — S. 132: „Den *normalen Mangel* eines ausgesprochenen Geschlechtstriebes beim reifen jungen Mädchen fassen wir als eine Konsequenz der *natürlichen Hemmungen* auf, die im wesentlichen in den *geschlechtlichen Gefahren* beruhen." — S. 133: „Durch die ganze Natur des Liebens einer Frau zieht sich als Ausdruck *ursprünglicher Hemmung* ein leichter Schleier von Zurückhaltung, Scheu und Ängstlichkeit."

H. Fehling, Professor der Frauenheilkunde an der Universität Basel, behauptet in einer Rektoratsrede: „Es ist eine ganz falsche Idee, daß das junge Weib einen ebenso starken Trieb zum anderen Geschlechte besitzt als der Mann ... Das Hervortreten des sexuellen Elementes in der Liebe eines jungen Mädchens ist etwas *Pathologisches!*"

Professor *Windscheidt* meint: „Beim normalen Weibe, *besonders der höheren Klassen, ist der sexuelle Instinkt erworben, nicht angeboren. Wo er angeboren ist, oder von selbst erwacht, haben wir es mit einer Anomalie zu tun.*

Havelock Ellis („Das Geschlechtsgefühl", deutsch von Dr. Hans Kurella) behauptet: „Der Geschlechtstrieb des Weibes (nicht einiger Frauen, Anmerkung der Verfasserin) zeigt größere äußerliche Passivität. Er ist komplizierter, tritt weniger leicht spontan hervor, häufiger der äußeren Anregung bedürftig, während sich der Orgasmus langsamer einstellt als beim Manne. Er entwickelt sich erst nach Beginn des regelmäßigen Geschlechtsgenusses in seiner vollen Stärke. Die Grenze, jenseits deren der Exzeß beginnt, wird weniger leicht erreicht als beim Manne. Die Geschlechtssphäre hat eine größere Ausdehnung und ist diffuser verteilt als beim Manne u. s. w."

Adler sagt ferner auf S. 126 seines Buches: „Der Schmerz im Genitalsystem ist eine bedauernswerte Domäne des weiblichen Geschlechts und gibt vielleicht dem ganzen weiblichen Geschlechtstriebe *die besondere Signatur, die ihn von dem männlichen unterscheidet.* Schmerz ist häufig bei der ersten Menstruation des Mädchens, das fast noch ein Kind ist, vorhanden. Die Schmerzen wiederholen sich periodisch bei jedem neuen Unwohlsein ... Mit Schmerzen, mit Übelkeit und Verstimmung geht oft ein großer Teil der Schwangerschaft dahin, mit Schmerzen melden sich die ersten Wehen, um progressiv zu steigen ... Tritt jedoch die so Gequälte noch in das Stadium der unterleibskranken Frau, dann kann ihr Leben eine Kette von Leiden und Schmerzen werden ... Von alledem ist nichts beim Manne vorhanden!" ... „Solchen Gefahren und Drohnissen gegenüber, die wie ein vielgestaltiges Gespenst das geschlechtliche Leben des Weibes von allen Seiten umlauern und bedräuen, muß die Natur einen warnenden Riegel entgegengesetzt haben." ... „Nehmen wir selbst die schmerzhaften Anomalien der Menstruation als kulturelle Degenerationserscheinungen an, so bleibt noch immer der große gewaltige Geburtsprozeß mit seiner Fülle von Schmerzen und Gefahren als gefürchtete Drohung übrig u. s. w." ... „Das Weib da-

gegen trägt außer den geschilderten Qualen des wachsenden und zur Geburt reifen Kindes in sich die seelische Sorge über die Zukunft desselben, sie hat für sein Großwerden zu sorgen und die Mittel zu beschaffen, und zu allem gesellt sich bei fast allen Völkern die offene oder versteckte, auf Schritt und Tritt entgegendrängende Verachtung, welche die Welt der ehelosen Mutter entgegenbringt. Die natürliche Abwehr, welche die Natur dem Weibe gegen diese Gefahren hat geben müssen und tatsächlich gegeben hat u. s. w." — S. 128: „Die Natur wollte damit (mit der mangelhaften Geschlechtsempfindung, beziehungsweise den Hemmungen des Geschlechtstriebes, Anmerkung der Verfasserin) dem Weibe die Individualität der Liebe wahren und ihm die instinktive Paarung überlassen, welche vielleicht die geeignetste und gesündeste Nachkommenschaft erwarten ließ."

Es ist wohl von vornherein für den vorurteilslos denkenden Leser klar, daß diese Ansichten nicht das Ergebnis einer vorurteilslos geführten wissenschaftlichen Untersuchung sein können. Dafür bewegen sie sich vor allen Dingen einerseits zu sehr auf dem paradiesischen Boden der Sündenfalllegende, sie sind, wenn auch versteckt, zu „moralinsauer", um in Nietzsches Sprache zu reden, anderseits bewegen sie sich zu sehr auf dem Gebiet der Zweckmäßigkeitslehre, statt auf dem objektiven Wege der wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit und dem der naturgesetzlichen Ursache und Wirkung. Es ist hier unmöglich, auf alle tatsächlichen Unrichtigkeiten und Widersprüche der oben angeführten Behauptungen einzugehen. Ich muß mich auf das Hauptsächlichste beschränken.

Zunächst einige Fragen: Wenn die Frau *normalerweise* keinen Geschlechtstrieb hat, wie vermag sie den Mann vor der Paarung zu lieben? Wie ist die Paarung selbst möglich, sie, die zur Ausführung doch einer bestimmten Vorbereitung und eines gewissen Stimmungszustandes der Geschlechtsorgane bedarf, der seinerseits *nur* durch den Begattungstrieb oder Geschlechtstrieb erzeugt werden kann? Was könnte das Weib bestimmen, sich auf den intimen Akt der Paarung einzulassen bei der größeren natürlichen Empfindlichkeit des Weibes und in Anbetracht, daß ihm das Geschlechtsleben durch die erzieherischen Einflößungen grundsätzlich verleidet wird? Das kann doch nur die „Liebe" sein! Was aber ist hier Liebe? Nichts anderes als Drang, Verlangen nach dem Manne. Diese Liebe oder dieser Drang, Verlangen steht aber auch wie beim Manne im engsten und ursächlichen Zusammenhang mit der geschlechtlichen Zweiteilung, mit der Bildung von Weib und Mann, das heißt mit der Bildung der weiblichen und männlichen Keimzellen und Geschlechtsorgane; sie wird hervorgerufen, „geweckt" durch Entwicklung und Reifung ihrer persönlichen Geschlechtsorgane und ist grundsätzlich *Geschlechtsliebe*, die ohne diese Organe niemals beobachtet worden und ohne dieselben naturgesetzlich unmöglich ist. (Vgl. auch den ersten Abschnitt dieses Kapitels „Über Wesen und Begriff des Geschlechtstriebes".) Das geringere oder stärkere Hervortreten des geschlechtlichen Elementes in der Liebe eines jungen Mädchens ist einfach naturnotwendig gegeben als Äußerung und Betätigung einer normalen Organleistung. Der Grad, die Stärke des Hervortretens ist Sache der persönlichen Anlagen. An und für sich ist es jedenfalls eine normale Betätigung und ein Beweis geschlechtlicher Gesundheit, niemals jedoch etwas Krankhaftes. Dagegen muß der Ausfall des geschlechtlichen Elementes in der

Liebe des Weibes als krankhaft, mindestens als sehr abnorm bezeichnet werden, da dieser Ausfall unvereinbar mit Sinn und Wesen der Geschlechtsliebe ist.

Unmöglich kann man auch vom Standpunkt naturwissenschaftlicher Überlegung das normale Verhalten des Weibes von Klassenunterschieden abhängig machen. Es ist davon vollständig unabhängig, es wird bestimmt von rein natürlichen Tatsachen, dagegen aber wird das abnorme Verhalten des Weibes von den kulturellen Verhältnissen bestimmt. Mit anderen Worten: Der normale Zustand des Weibes der höheren Stände unterscheidet sich in keiner Beziehung von dem des Weibes der unteren Stände, wohl aber unterscheiden sie sich in der Größe der Abweichung vom Normalen. Aber, abgesehen davon: warum soll der geschlechtliche Trieb „besonders" beim normalen Weibe der höheren Stände erworben und nicht angeboren sein, warum also beim normalen Weibe der anderen Stände eher angeboren als erworben? Dafür gibt es doch einfach keine wissenschaftliche Grundlage, es müßte denn sein, daß der normale Zustand des Weibes der höheren Stände darin besteht, daß das Weib geschlechtslos ist. Aber dann wären es doch keine Frauen im eigentlichen Sinne! Sind es aber Frauen, dann haben sie auch Geschlechtsorgane, und haben sie Geschlechtsorgane, dann haben sie auch Geschlechtstrieb, wenn diese Organe normal leistungsfähig sind. Übrigens ist ein Trieb immer angeboren, er ist niemals erworben in dem Sinne, daß ein Individuum heute einen bestimmten Trieb nicht besitzt, plötzlich aber durch eine von und an ihm vorgenommene Handlung in dessen Besitz kommt. Triebe sind eingeboren, dem Organismus innewohnend, das gehört zu ihrem Wesen, und eine Handlung hat noch nie einen Trieb erzeugt, sondern umgekehrt erzeugt erst dieser bestimmte Handlungen. So ist es auch mit dem Geschlechtstrieb. Er erzeugt die Begattung und nicht umgekehrt die Begattung ihn. Folglich ist es auch keine Anomalie, wenn der Geschlechtstrieb angeboren ist und von selbst erwacht.

Was heißt das überhaupt „von selbst"? Von selbst ist nichts. Alles hat seine Gründe, seine Ursachen, auch das Erwachen des Geschlechtstriebes. Die Ursache liegt in der Reife der Geschlechtsorgane und des ganzen Organismus, sie ist ein notwendiger, unabänderlicher Folgezustand dieser Reife.

Übrigens gibt Windscheidt, wenn er von einem „Erwachen" spricht, damit zu, wenn auch unbewußt, daß der Geschlechtstrieb bei der Frau vorhanden, beziehungsweise angeboren ist und nicht erst durch die Begattung in die Frau plötzlich hineingezaubert wird, — der Geschlechtstrieb kann nur dann „erwachen", wenn er vorhanden ist; wo nichts vorhanden ist, kann auch nichts erwachen. Damit widerlegt Windscheidt eigentlich sich selbst und seine mehr als merkwürdige Ansicht von dem Wesen des weiblichen Geschlechtstriebes.

Und inwiefern paßt die von Adler vertretene Ansicht „von den Hemmungen des Geschlechtstriebes" „sehr gut zu dem ganzen Wesen des Weibes, zu der besonderen Seelenbeschaffenheit des Weibes?" Einhundertundachtzigtausend uneheliche Kinder jährlich allein in Deutschland! Zwanzig Prozent der Geburten uneheliche! Und, nach neuesten Berechnungen auf eine eheliche Mutter genau eine uneheliche! Das paßt ganz und gar nicht. Das spricht laut und deutlich, daß diese Hemmungen ein künstliches Gebilde sind, das allerdings gut zu der angeblich

normalen Mangelhaftigkeit des weiblichen Geschlechtstriebs paßt, nicht aber zur normalen Natur des weiblichen Geschlechtstriebes selbst. Denn hier schreit der Geschlechtstrieb des Weibes auf gegen alle Hemmungen, reißt sie einfach mit seiner ungeheueren Naturkraft nieder und feiert seine schreckliche, aber überwältigend lebenskräftige, normale Offenbarung. Ein Trieb, der aus innerster, ureigenster Kraft heraus über alles hinweg sich solche Bahn brechen kann, trotz aller drohenden Verachtung, trotz aller drohenden Schmerzen, der beweist damit nicht nur, daß jene Hemmungen nicht allein als „naturgewollt" vollständig eingebildet sind, er beweist vor allen Dingen damit seine ursprüngliche Stärke und Gesundheit. So schrecklich diese soziale Geschlechtsoffenbarung ist, eine so glänzende Widerlegung aller Ansichten von einer naturgewollt „normalen" Mangelhaftigkeit des weiblichen Geschlechtstriebes, seiner Duldung ist sie aber auch! Und bedürften wir Frauen überhaupt eines Beweises für die Kraft und Gesundheit unseres Geschlechtstriebes — hier hätten wir ihn! Wie sollte wohl auch die Natur dazukommen, dem Geschlechtstriebe des Weibes derartige Hemmungen und überhaupt Hemmungen aufzuerlegen, noch dazu, *um damit dem Weibe die Individualität der Liebe zu wahren und die instinktive Paarung zu überlassen und um dem Weibe damit eine natürliche Abwehr gegen die Gefahren seines Geschlechtslebens* (Schmerzen und Qualen der Schwangerschaft, Sorge für das Kind, Verachtung und Schande der Gesellschaft) zu geben?! Wir wollen zunächst davon absehen, daß dies ganz und gar nicht naturwissenschaftlich gedacht ist und den Zweckmäßigkeitsstandpunkt Adlers vorläufig auch einnehmen — ich muß gestehen, daß mir alsdann das Walten der Natur gar nicht zweckmäßig erscheint, sondern höchst unzweckmäßig und sinnlos. Zunächst: Wie sollen wohl die mangelhafte Geschlechtsempfindung, beziehungsweise die Geschlechtshemmungen dem Weibe dazu verhelfen, die Individualität der Liebe zu wahren und die instinktive Paarung auszuüben? Diese Hemmungen sollen ja nach der Hypothese Adlers erst durch die Begattung aufgehoben werden, also nach der Paarung — wie kann dann vor der Paarung von einer Wahrung der Individualität der Liebe des Weibes und von Ausübung einer triebhaften Paarung des Weibes die Rede sein? Was gehemmt ist, kann auf irgend ein Gefühl und eine Handlung nicht wirken, und was frei wird nach erfolgter Handlung und nach erfolgter Gefühlsäußerung kann gewiß nicht mehr auf das Geschehene wirken. Und warum soll gerade die „mangelhafte" Geschlechtsempfindung Individualität der Liebe wahren und von ihr die triebhafte Paarung abhängig sein? Die Mangelhaftigkeit könnte doch die Individualität und die Paarung höchstens in Frage stellen, doch nicht sichern und wahren! Mangelhaftes zeugt stets Mangelhaftes und geht entweder schließlich an dieser Mangelhaftigkeit zu Grunde oder arbeitet sich zu vollkommener Leistungsfähigkeit wieder durch, das ist — und gerade in der Natur — ein ehernes Gesetz! Ferner hat es gar keinen natürlichen Sinn und Zweck,

das Weib mit dem elementaren Geschlechtstrieb auszustatten und ihm die Mutterschaftsaufgabe zuzuweisen, und beides einerseits dann mit den oben geschilderten „Gefahren und Drohnissen umlauern und bedräuen" zu lassen, anderseits dann aber dem Geschlechtstrieb wegen dieser Umlauerung und Bedräuung „einen warnenden Riegel" in Form der genannten Hemmungen vorzuschieben. Das sind zwei Maßnahmen, die sich gegenseitig widerstreiten und aufheben. Wozu dem Geschlechtsleben des Weibes das Schwergewicht der Schmerzen und Gefahren anhängen? Wozu anderseits dem Geschlechtsleben durch Hemmungen einen Riegel vorschieben, um das Weib vor diesen Schmerzen und Gefahren zu bewahren? Damit wird gleichzeitig doch das Geschlechtsleben selbst getroffen und der Geschlechtstrieb außer Tätigkeit gesetzt! Und sobald der Geschlechtstrieb arbeitet und das Weib ein Geschlechtsleben hat, gibt es keine Hemmungen mehr; ihr Wert, ihr Sinn, das Weib vor Schmerzen und Gefahren zu bewahren, besteht nicht, alle Schmerzen und alle Gefahren des Geschlechtslebens stürmen trotz der Hemmungen auf das Weib ein — die Hemmungen schützen also das Weib nicht, tatsächlich sind sie keine natürliche Abwehr der Gefahren des Geschlechtslebens. Viel sinn- und zweckmäßiger wäre es dann doch offenbar gewesen, dem Weibe überhaupt kein Geschlechtsleben zuzuteilen oder ein Geschlechtsleben ohne die beiden Schwergewichte der Hemmungen einerseits und der Schmerzen und Gefahren anderseits.

Die ganze angebliche Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen ist auch unhaltbar von einem anderen Standpunkte: was für ein überflüssiger Umweg! Welche Vergeudung von Kraft! Das liebt die Natur ganz und gar nicht. Wir wissen ganz genau und gewiß, daß die Natur stets mit der kleinsten Menge Kraft, die zur Erreichung einer Aufgabe notwendig ist, arbeitet und stets deshalb auch den kürzesten, mithin geradesten Weg geht. Die mit dem Geschlechtsleben des modernen Weibes verknüpften Hemmungen, Gefahren und Drohnisse haben offenbar weder für den Geschlechtsakt des Weibes an sich, noch für dessen Folgen: Schwangerschaft, Geburt, Nachkomme irgend einen fördernden, günstigen Wert; im Gegenteil sie gefährden diese Akte in hohem Grade, beziehungsweise sind Zeichen einer großen Gefährdung. Gefährdungen einer Funktion und ihrer Folgezustände lassen sich aber weder mit ihrer Zweckmäßigkeit an und für sich vereinbaren, noch mit den Zweckmäßigkeitsabsichten der Natur, die doch nicht ihre eigenen Einrichtungen durch Gegenmaßregeln wird gefährden wollen; wir müssen daher vom eigenen Standpunkte Adlers, vom Zweckmäßigkeitsstandpunkte aus schließen, daß wir es bei diesen Gefahren und Drohnissen unmöglich mit einer natürlichen zweckmäßigen Begleiterscheinung des weiblichen Geschlechtslebens, einer zweckgemäßen Einrichtung der Natur zu tun haben, und die genannten Hemmungen gleichfalls unmöglich eine natürliche, zweckgemäße Einrichtung, oder wie Adler sagt, „eine natürliche Abwehr sind, welche die Natur dem Weibe gegen diese Gefahren hat geben müssen und tatsächlich gegeben hat." Jene Hemmungen

erscheinen uns vielmehr als durchaus *sinn- und zweckstörende Erscheinungen*, nur geeignet, die Absichten und Zwecke der Natur zu durchkreuzen, sozusagen als selbstmörderische Absicht der Natur. Demgemäß können wir nicht anders, als sie als *Entartungserscheinungen* aufzufassen.

Diese Auffassung ergibt sich auch als die richtige zwanglos aus der einfachen Betrachtung des Geschlechtslebens der weiblichen Tiere: wir können hier nirgendwo bei gesunden Tieren derartige Gefahren und Hemmungen feststellen, auch die „auf Schritt und Tritt entgegendrängende Verachtung, welche die Welt der ehelosen Mutter entgegenbringt", können wir im Tierreich beim besten Willen nicht entdecken.

Die Verachtung der ehelosen Mutter ist doch eine kulturelle Erscheinung und kann niemals als eine *natürliche* Gefahr des weiblichen Geschlechtslebens angesehen werden; mithin können von diesem Standpunkte aus jene Hemmungen in Bezug auf diese Verachtung unmöglich eine natürliche Abwehr sein; genau dasselbe gilt für die Frauenkrankheiten, welche doch der Ehemann häufig seiner Frau als Morgengabe überbringt und doch nicht eine Folge der Geschlechtstätigkeit der Frau sind!

Dieser Zweckmäßigkeitsstandpunkt ist aber überhaupt naturwissenschaftlich ganz unhaltbar. Die Natur ist beherrscht von dem gesetzmäßigen Resultat von Ursache und Wirkung, nicht aber von Absichten und Zwecken. Gerade hier begehen jedoch viele Autoren den großen Fehler, namentlich, wenn es sich um des Weibes Angelegenheiten handelt, diese vom Standpunkte ihrer persönlichen Zweckmäßigkeitslogik zu betrachten und ihre Wünsche, Liebhabereien und Vorurteile in die Natur zu verlegen. Das Ergebnis ist natürlich, daß sich die eherne Wahrheit und Logik der Natur vollständig hinter dem undurchdringlichen Nebel des menschlichen, persönlichen Kleinkrams verbirgt und die Erkenntnis zurückgeworfen, statt gefördert wird.

Betrachten wir nun weiters diese Ansichten vom Geschlechtstrieb des Weibes vom naturwissenschaftlichen Standpunkte, so müssen wir zunächst festzustellen versuchen, inwiefern das Geschlechtsleben des Weibes an und für sich mit Schmerzen und Gefahren verknüpft sein *könnte*. Die Leistungen des Organismus sind, solange sie normal sind, stets mit einem bestimmten angenehmen Gefühl, einem Lustgefühl verknüpft. Sobald jedoch die Funktion irgendwie gestört wird, also nicht mehr alles klappt und im physiologischen Gleichgewicht ist, empfinden wir ein ganz bestimmtes Unbehagen, das sich mit wachsender Störung seinerseits zum unerträglichen Schmerz steigern, beziehungsweise bei krankhafter Rückbildung eines Organs in Unempfindlichkeit übergehen kann.

Schmerz ist also die Antwort auf eine Störung und zeigt an, daß ein abnormer oder krankhafter Zustand besteht. Mithin ist Schmerz oder Unempfindlichkeit die Begleiterscheinung einer Störung oder Erkrankung, niemals aber die Begleiterscheinung von Gesundheit. Ähnlich liegt die Sache hinsichtlich der Gefahren. Die Leistungen des Organismus haben niemals irgendwelche Gefahr für ihn im Gefolge, im Gegenteil, durch die normale Arbeit wird der Organismus auf seinem Kraftbestande erhalten, damit gleich-

zeitig seine Widerstandsfähigkeit gegen Gefahren, seine Lebenskraft erhöht und er selbst vor Gefahren geschützt.

Tatsächlich hat die einigermaßen gesunde Frau nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen keine geschlechtliche Mangelhaftigkeit oder absolute Unempfindlichkeit, während der monatlichen Regel keine Spur von Schmerzen, Unbehagen oder sonstigen Störungen; der Blutabgang ist sehr mäßig und dauert höchstens drei Tage (nicht fünf oder gar sechs bis acht, wie bei vielen Frauen), die Regel bedeutet für sie in keiner Weise eine Störung ihres Lebens, ihrer Arbeit, ihres Berufs und ihrer Gesundheit. Dagegen besteht ganz offenbar eine lustvolle Steigerung und Spannung des Geschlechtsgefühls und des allgemeinen Lebensgefühls. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse während der Schwangerschaft.

Sie ist für die gesunde Frau nur mit angenehmen Gefühlen verbunden, keine Spur von Verstimmung, Übelkeit oder gar Schmerzen. Ungestört kann die gesunde Frau bis zur letzten Stunde der Schwangerschaft ihrer Arbeit, ihrem Berufe nachgehen und ohne irgendwelche Einschränkung essen und trinken wie sonst. Ohne Furcht kann sie ihrer Stunde entgegensehen, für sie ist es keine „schwere" Stunde, keine Stunde der Schmerzen und Gefahren; in kürzester Zeit, einer halben bis einer Stunde, ähnlich wie das gesunde Muttertier, macht sie die Geburt mit einigen Wehen, ohne nennenswerten Blutverlust ab. Die Geburtsorgane sind nach zwölf bis vierundzwanzig Stunden Ruhe wieder in derartiger Verfassung, daß die Frau nicht allzu schwerer Arbeit nachgehen kann. Die Wehen selbst treten nicht in Form von Schmerzen, sondern in der Form von sogenanntem Reißen auf.

Ich erinnere an die Frauen der nomadisierenden Völker, die sofort nach der Niederkunft unter freiem Himmel wieder zu Pferde steigen, das Kind auf dem Rücken, und ihrem Stamme nachjagen, als wäre nichts geschehen.

Ein interessantes historisches Beispiel der ursprünglichen gesunden Frauenkraft ist auch Katharina Sforza (Abb. 119), geboren 1463 in (Pavia) Mailand als uneheliche, später jedoch anerkannte Tochter des Galeazzo Maria Sforza und der Gattin eines gewissen Pietro Landrianis. Sie brachte es fertig, obgleich sie ihrer Niederkunft entgegensah, von Imola nach Forli, etwa zehn Meilen, zu reiten, wo sie gegen Mitternacht eintraf und dort bis zum Morgen unermüdlich wegen Übergabe einer Burg unterhandelte und ihre Anordnungen traf; nach drei Tagen ritt sie den Weg von Forli nach Imola wieder zurück und gebar am Morgen nach ihrer Ankunft ohne jegliche Beschwerde einen Knaben.

Je mehr jedoch das biologische, physiologische Gleichgewicht gestört ist, je abnormer, krankhafter die ganze Verfassung und Konstitution der Frau ist infolge erblicher und erworbener Belastung, desto mehr Verstimmung, Übelkeit, Unwohlsein, Schmerzen hat sie während der monatlichen Regel, der Schwangerschaft und Geburt, desto größer ist auch ihr Blutabgang während Regel und Geburt und desto größer natürlich die Schwächung und die damit verbundene Störung der Gesundheit, der Arbeit, des Berufes, des gesamten Lebens der Frau.

Ist der Geschlechtstrieb des Weibes heute in vielen Fällen vor und nach der Paarung nicht vorhanden oder nur in mangelhafter Form, äußert er sich heute tatsächlich häufig wartend und duldend, besteht eine

mangelhafte oder überhaupt keine Geschlechtsempfindung statt der natürlichen Lustempfindung, beherrschen Schmerzen und Gefahren heute tatsächlich vielfach das Geschlechtsleben des Weibes, so können wir aus diesem Tatbestande vom Boden biologischer Gesetzmäßigkeit aus nicht sofort mit beneidenswerter Mühelosigkeit schließen, daß dies das Normale, das Vollwertige ist. Wir können keineswegs schließen, daß dies ein natürlicher Zustand sei und die Natur in Bezug auf die Frau eine andere Gesetzmäßigkeit walten lasse, als beim Manne. Das wäre genau so, als wenn die Frau bei der Tätigkeit ihrer Muskeln, beim Sehen der Schönheiten der Natur und Kunst, beim Essen, Trinken guter Dinge, beim Riechen köstlicher Wohlgerüche u. s. w. statt Lustgefühle Schmerzgefühle habe, oder ohne irgendwelche Empfindung wäre. Jeder wird wohl ohne weiteres hier zugeben, daß dies kein natürlicher, sondern ein unnatürlicher (abnormer oder krankhafter) Zustand wäre. Im Geschlechtsorgansystem ist die Sache aber doch genau dieselbe — warum oder wie könnte das hier anders sein?

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 119. Katharina Sforza.
Nach einem Gemälde von Marco Palmezzano.

Wir müssen also sowohl vom theoretischen wie auch von unserem Erfahrungsstandpunkte aus schließen, daß jene Zustände krankhaft und ein erdrückender Beweis dafür sind, daß die ganze Konstitution der Mehrzahl der modernen Weiber, namentlich der höheren Stände, einschließ ich des Geschlechtslebens grundsätzlich anormal, minderwertig, kurz krankhaft entartet ist. Daraus ergibt sich, daß als notwendiger Folgezustand dieser Entartung der Konstitution und der Geschlechtssphäre die Liebe und das Geschlechtsgefühl des Weibes wartend, duldend, passiv, kurz mangelhaft ist und seine Regel, Schwangerschaften und Geburten mit Schmerzen und Gefahren ver-

knüpft, also gleichfalls mangelhaft, minderwertig sind! Das ist der Hauptgrundsatz, der festgehalten werden muß, um die richtige Wertung des weiblichen Geschlechtslebens zu gewinnen.

Aber gerade hier wird in fast unglaublicher Weise gesündigt. Nicht genug damit, daß von einer kleinen, sehr beschränkten Anzahl Frauen, also von dem Besonderen auf die Allgemeinheit der Frauen geschlossen wird; man erlaubt sich auch den Fehlschluß, vom Befunde grundsätzlich kranker, minderwertiger Frauen auf die Beschaffenheit der gesunden Frau, der Frau an sich, zu folgern, und zieht daraus den Schluß, daß der mangelhafte Geschlechtstrieb, Schwangerschaft und Geburt das Normale schlechtweg sei und die tatsächlich normalen Äußerungen des Geschlechtstriebes der Frau als krankhaft zu gelten haben! Womöglich auch noch ihre schmerz- und gefahrlose Regel, Schwangerschaft und Geburt als bedenkliche Abnormität, als krankhafte geschlechtliche Unempfindlichkeit!

Wir sind also auf diesem Wege zu demselben Ergebnis gekommen wie oben bei Widerlegung der Zweckmäßigkeitshemmungsansicht und es fragt sich nur, wie erklärt sich der Entartungszustand des Weibes? Man vergegenwärtige sich da in aller Kürze folgendes: Zu einer vollwertigen, nicht mangelhaften Tätigkeit der Organe gehört ihre vollwertige Entwicklung. Diese Entwicklung erfordert vollwertige Entwicklungsbedingungen.

Zur Erklärung des mangelhaften und minderwertigen Geschlechtslebens des Weibes ergibt sich die der mangelhaften, minderwertigen Entwicklungs- und Existenzbedingungen.

Stimmt das mit den Erfahrungstatsachen überein? Allerdings. Die kulturellen Entwicklungs- und Existenzbedingungen des weiblichen Geschlechtstriebes und des Weibes überhaupt sind recht ungünstige. Die Kultur hat hier dem Weibe und der Leistung seiner Organe Grenzen gezogen, die sich mit den natürlichen keineswegs decken. Zunächst hat sie die Tätigkeit der weiblichen Geschlechtsorgane nicht von der dem Weibe innewohnenden Geschlechtskraft abhängig gemacht, sondern von äußerlichen Verhältnissen, die entweder mit dem Geschlechtstrieb gar nichts zu tun haben oder damit nur in äußerst losem, nicht ursächlichem Zusammenhange stehen. Seit Tausenden von Jahren wetteifern Sitte, Moral, Gesetz darin, Geschlechtstrieb und Geschlechtsleben des Weibes umzumodeln, einzudämmen, und dasselbe sowohl persönlichen Interessen des Mannes, wie auch wirtschaftlichen Zuständen anzupassen und gewaltsam in das Gefängnis der konventionellen Ehe zu zwängen — seit Tausenden von Jahren haben Sitte, Moral und Gesetz dem Weibe die freie Verfügung über sich und sein Geschlechtsleben geraubt und aus letzterem grundsätzlich ein Objekt des Handels und der Willkür des Mannes gemacht und alle Kräfte spielen lassen, um das Weib vor dem Geschlechtsleben abzuschrecken und ihm das Geschlechtsleben — zu verekeln!

Man sehe doch hin die ganze lange Reihe der Kulturentwicklung hinauf

und hinab: grundsätzlich wurde und wird heute noch das Weib an den Mann in irgend einer Form verkauft, grundsätzlich konnte und kann heute noch nicht das Weib frei wählen, es muß sich wählen lassen. Nicht seine Geschlechtskraft, nicht seine geschlechtliche Zuneigung, nicht die Liebe bestimmte ihm in der Regel den Geschlechtsgenossen, sondern grundsätzlich irgend welche materiellen Werte — nicht seine Geschlechtsspannung und *seine* natürliche Geschlechtsbereitschaft entscheidet darüber, ob die Begattung stattfinden solle, sondern die Willkür des kaufenden Mannes. Und Gesetz und Kirche sind sich einig darin, daß das Weib die willkürlich und häufig maßlos ausgeübte Begattung dulden muß, unbekümmert darum, ob das Weib kann und will oder nicht, ob das Weib dadurch körperlich und moralisch vernichtet wird oder nicht. Und wehe ihm, wenn es nicht gehorcht!

Seit Bildung der Einzelehe war das Weib außerhalb und innerhalb der Ehe zur strengsten Keuschheit verpflichtet, beziehungsweise zur strengsten ehelichen Treue. Es mußte sich den peinlichsten Operationen an den äußeren Geschlechtsorganen unterwerfen, um jeden Geschlechtsverkehr unmöglich zu machen. Entweder wurde durch die beiderseitigen Schamlippen ein Ring gezogen, der den Scheideneingang verschloß, oder es wurde (und wird noch bei vielen ostafrikanischen Völkern, sowie den Sudanesen und anderen Völkerstämmen) zu diesem Zweck auf operativem Wege ein Zusammenwachsen der Schamlippen herbeigeführt, die dann vor der Hochzeit wieder aufgeschnitten wurden. *Die Geschlechtsorgane der Frau wurden also tatsächlich zugenäht, infibuliert*, wie der lateinische Ausdruck lautet. Zur Zeit der Kreuzzüge und noch in späterer Zeit mußten sich die Frauen den Verschluß der Scheide durch sogenannte Keuschheitsgürtel und Schlösser gefallen lassen. Die Verletzung der Keuschheit und der ehelichen Treue wurde und wird heute noch schwer bestraft. Bei gewissen Völkerstämmen war und ist die Frau, welche die eheliche Treue verletzt, dem Tode verfallen. Ja, um die Treue der Frau sicherzustellen, ward die Frau der Gewalt des Mannes unbedingt überliefert: wenn er sie tötet, so übt er nur sein Recht aus. Wurden jene abscheulichen, barbarischen Maßnahmen mit steigender Kultur auch aus dem Leben der Kulturvölker allmählich ausgeschieden — die Vergewaltigung des Geschlechtstriebes und Geschlechtsgefühls des Weibes, die Abhängigkeit ihrer Betätigung von männlichen und wirtschaftlichen Interessen, statt von der besonderen ihr innewohnenden Geschlechtskraft blieb dieselbe. Nach wie vor verlangt die moderne Kultur, verlangen die modernen europäischen und außereuropäischen Kulturvölker vom Weibe außerhalb und innerhalb der Ehe strengste unbedingte Enthaltsamkeit oder strengste eheliche Treue. Die Sache selbst wurde nicht geändert, nur die Mittel zu ihrer Ausführung: *an Stelle der körperlichen Vernähung trat der geistige, der moralische „Verschluß des Weibes“. An die Stelle der unmittelbaren körperlichen Züchtigung trat die gesellschaftliche: die Schande, an Stelle des körperlichen Todes*

der gesellschaftliche Tod. Wehe dem Weibe, das, dem Zuge einer mächtigen Geschlechtssympathie folgend, sich erlaubt, die eheliche Geschlechtsgrenze zu verletzen, das sich erlaubt, außerhalb der Ehe eine Geschlechtsspannung, Begattungskraft zu besitzen! Wehe dem Weibe, das der Naturgewalt der elementaren Geschlechtsmächte im ersten mächtigen Frühlingssturm der Geschlechtsreife und Liebe erliegt! Schmach und Schande häuft die Gesellschaft auf dieses Weib, mit Schmach und Schande darf der Mann das Eheweib aus dem Hause jagen und die Polizei darf sich in diese intime Angelegenheit des Weibes mischen und sie unter ihre Kontrolle nehmen und halten, sobald das Weib keinen genügenden gesetzlichen Schutz und keine genügenden gesetzlichen Unterhaltungsmittel aufzuweisen vermag, kurz eine vernichtende Fülle von Verachtung stürzt aus dem sittsamen Schoß der Gesellschaft auf das Weib, auf jedes Weib, dessen Geschlechtsorgane und Geschlechtsenergie so unsittlich waren, der gesellschaftlichen Vergewaltigung die Stirne zu bieten, ihr nicht zu unterliegen, der konventionellen Ehe sich nicht anzupassen.

Gleichzeitig erzeugt die Gesellschaft im Weibe unter Aufwendung aller Mittel in Haus, Schule, Kirche, Literatur u. s. w. die Vorstellung, als seien alle Geschlechtsdinge ekelhaft, gemein, die jede anständige Frau nicht kennen, noch weniger aber tun dürfe. Erziehung und Sitte machen das Weib geschlechtslos und rauben ihm alle natürliche körperliche Geschlechtlichkeit. Und das ist der wunde Punkt: *die körperliche Geschlechtlichkeit, die Begattungs- und Wollustkraft ist dem Weibe im Namen der Sittsamkeit und der höheren Weiblichkeit untersagt und verboten, nicht aber die seelische Geschlechtlichkeit, nicht die Liebeskraft*. Die darf das Weib besitzen. Die soll es sogar besitzen. Sie wird im Weibe durch die Erziehung mit Hochdruck entwickelt. Das ganze Sinnen und Trachten des Weibes wird auf den Mann gerichtet, seine ganze Seele auf den Mann dressiert, ihm zu gefallen, ihn zu erregen, ihn zu erobern und zu fangen und — später in der Ehe ihm sich unterzuordnen, ihm zu gehorchen, ihm zu dienen — zu dulden! Eine verzerrte Form der wunderbaren Kraft der Liebe!

Diese Erziehungsmethode erzeugt im Geschlechtsleben des Weibes tatsächlich eine ganz bedeutende Hemmung. Ich spreche hier durchaus nicht theoretisch, sondern auf Grund eigener Erfahrung und Beobachtung. Das nach der durchschnittlichen Schablone erzogene Weib steht allen geschlechtlichen Dingen sehr ablehnend und unwissend gegenüber. Es denkt gar nicht daran, daß sein eigener Organismus Geschlechtsorgane haben könnte. Oder das Denken daran wird mit dem Gefühl der Ungehörigkeit oder des Ekligen beiseite geschoben.

Zunächst bedarf es unter solchen Verhältnissen einer ziemlich gesunden Abstammung und starker Geistes- und Willenskraft, soll der Organismus der unheimlichen Macht dieser Hemmungen Widerstand leisten, sie zerbrechen und zu schanden machen.

In vielen Fällen besitzt ja das Weib diese Kraft noch. Der Riegel, welchen die Kultur der leiblichen Geschlechtlichkeit der Frau vorschiebt, vermag häufig dem anstürmenden Geschlechtstrieb der Frau keinen Widerstand zu leisten. Wie Glas zerbricht er unter seinen hämmernden Schlägen, sobald der Mann in den Lebenskreis des Weibes tritt, der Mann, dem des Weibes Seele und Leib entgegenstürmt und dessen Geschlechtsreize an die Pforte seines Leibes pochen. Der Widerstand ist umso eher zerbrochen, je gesetzlicher die Verhältnisse sind, wenn das Weib in der glücklichen Lage ist, den Mann seiner Seele und seines Leibes ehelichen zu können. Hier handelt es sich nur darum, die durch die Erziehung eingepflanzte Wahnidee, daß alles Geschlechtliche ekelhaft, unanständig, gemein sei, zu vernichten. Die Liebe, der Geschlechtstrieb überwindet alles. Die Flamme der Liebe siegt und an ihrer intensiven, keuschen Glut verbrennt für immer das finstere Wahngebilde. Die Frau jedoch, welche nicht in dieser glücklichen Lage ist, die „ungesetzlich" liebt, hat einen Kampf zu kämpfen, der viel härter und bitterer ist, hängt doch an ihrer Liebe das fürchterliche Schwergewicht der finsteren Schmach und Schande der Gesellschaft.

Und doch, wie ich schon oben dargetan habe, alles versinkt in den mächtigen Kraftäußerungen der Liebe, alle Verachtung, alle Schmach wird vergessen — der Geschlechts-, der Begattungstrieb siegt. Mit gewaltiger Kraft überwindet er auch dieses furchtbare Gewicht! Überwältigt vom eigenen Schöpfungstrieb nimmt das Weib den geliebten Mann an sein Herz und die lebendige Schöpferkraft der Natur feiert ihre ewige, geheimnisvolle Offenbarung.

Die naturwidrige Geschlechtsinfibulation der Frau muß jedoch unter bestimmten Voraussetzungen zu einer erheblichen Schädigung des Geschlechtstriebes führen. Professor Forel hat nicht mit Unrecht auf die große seelische Beeinflussung der Individuen gerade auf geschlechtlichem Gebiete aufmerksam gemacht. Diese Macht spielt vielleicht nirgendwo eine so große Rolle, wie gerade hier. Wird einem Menschen, fast vom ersten Jahre seines Lebens an, wie dem Weibe, stets vorgeredet: „ach, das ist ekelhaft, unanständig, das ist ‚so' gemein . . .", so wird damit ein starker seelischer Druck ausgeübt, der eine natürliche Entwicklung der Geschlechtstätigkeit hemmen, ja einen derartigen nervösen Wachstums- oder Entwicklungswiderstand erzeugen kann, daß es zu erheblichen Ausfallserscheinungen, zu erheblicher Mangelhaftigkeit im Geschlechtsleben des Weibes kommt.

Wir müssen hierbei zunächst festhalten, daß die Ernährung und das Wachstum aller Organe im innigsten Zusammenhang mit dem Nervensystem und mehr oder weniger unter seinem Einfluß stehen. Der Einfluß der Seele auf die Geschlechtsorgane und ihre Entwicklung, der von ihr ausgeübte Wachstumsdruck wird sich umso entschiedener und nachhaltiger geltend machen können, je mehr das Individuum in seiner Lebenskraft geschwächt ist, je mehr also namentlich die geschlechtliche Wachstumskraft herabgesetzt ist. Eine solche Verkleinerung der Lebenskräfte besteht nun regelmäßig in Form der

erblichen Belastung. Der seit vielen Generationen betriebene Alkoholmißbrauch des Mannes schädigt alle Organe des Körpers in ihren Zellelementen, so auch die der Geschlechtsorgane.

Die Geschlechtssphäre ist aber ihrerseits auch direkt geschädigt durch den ebenfalls seit vielen Generationen geübten Geschlechtsmißbrauch des Mannes und den geduldeten Geschlechtsmißbrauch der Frau, der seinerseits auch wieder den ganzen Organismus ungünstig beeinflußt. Diese, durch erbliche Belastung herbeigeführte Schädigung der Individuen wird bei der Frau nach der Geburt durch ihre unzweckmäßige, verkehrte körperliche und geistige Erziehung fortgesetzt, während beim Knaben derselben doch wenigstens teilweise wieder entgegengearbeitet wird.

Die Erziehung des Weibes in körperlicher Hinsicht trägt trotz gegenteiliger Bestrebungen in neuerer Zeit (siehe S. 306 und 328 ds. Bds. und S. 438 des zweiten Bandes) vielfach immer noch zur Hemmung ihres Geschlechtslebens bei, nämlich da, wo alle natürlichen Bewegungstriebe beim Mädchen mehr oder weniger unterdrückt werden und alle lebhaften Spiele, die geeignet sind, die edlen Organe, wie Herz, Lungen, alle Muskelgruppen kraftvoll zu entwickeln, verfemt sind. Wie oft wird das Mädchen noch zum Aufenthalt und Stillsitzen in der sauerstoffarmen und toten Luft des Hauses verdammt. Nicht genug damit, wird es auch noch in unmögliche, enge, einschnürende, freie Bewegung, freie Atmung und Blutumlauf hemmende Kleidungsstücke gesteckt. Entwicklungsstörungen, Schädigungen des Stoffwechsels und Stauungen in den Organen, namentlich in den Geschlechtsorganen, dann Entartung und Erkrankung derselben, kurz eine vollständige Unterdrückung einer vollwertigen Entwicklung der einzelnen Organe und des ganzen Organismus ist die notwendige Folge dieser sinnlosen, unzweckmäßigen Erziehung.

So wenig wie die körperliche Erziehung die Frau im reinen Sinne des Wortes „bildet", sondern sie vielmehr „verbildet", „verkrüppelt", so wenig „bildet" die geistige und sittliche Erziehung die Frau. Auch hier grundsätzlich „Verbildung", „Verkrüppelung". Die ganze Kultur der Frau ist nicht nur äußerst oberflächlich, sie ist auch äußerst schief. Anstatt die Frau zu bereichern, statt ihre natürlichen Kräfte gesund und vollwertig zu entwickeln, beraubt sie die Frau, raubt ihr das, was mit ihr geboren wurde: die natürliche Kraft und Sicherheit, alle Selbständigkeit, alles Rückgrat, alle Würde und allen Tätigkeitstrieb.

Die Existenz- und Entwicklungsbedingungen des Weibes und seiner Geschlechtssphäre stehen also im vollsten Widerspruch mit dem natürlichen Sinn und Wesen des Organismus, namentlich auch des Geschlechtslebens des Weibes, sie sind nicht nur recht mangelhaft, sondern häufig durchaus minderwertig. Hieraus muß sich eine mangelhafte und biologisch minderwertige Entwicklung und Leistungsfähigkeit des weiblichen Organismus und seiner Geschlechtsorgane ergeben. Der mangelhafte Geschlechtstrieb und die Schmerzen und Gefahren des Geschlechtslebens des Weibes können mithin nicht als normale, natürlich gegebene Zustände angesehen werden, sondern sie sind in jedem Falle als durchaus krankhafte, widernatürliche Erscheinungen zu betrachten und zu behandeln.

Über Enthaltsamkeit des Weibes und über Vorbeugungsmittel.

Das geschlechtsreife Weib ist natürlicherweise freiwillig niemals enthaltsam, das heißt also niemals aus innerem Bedürfnis, inneren Ursachen. Die Enthaltsamkeit ist stets eine durch äußere Einwirkungen herbeigeführte, eine erzwungene. Am stärksten wirken hier jene Tatsachen, welche ich im vorhergehenden Abschnitte ausführlich behandelt habe. Als weiterer Umstand kommt die Prostitution in Betracht, durch welche viele junge Männer verschlungen werden und den jungen geschlechtsreifen Frauen in nicht wenigen Fällen verloren gehen.

So widernatürlich der Zustand der Enthaltsamkeit auch ist, so muß er doch an und für sich nicht, wie vielfach behauptet wird, zu krankhaften Zuständen führen.

Der gesunde, festgefügte Organismus des Weibes ist durchaus nicht bereit, sofort zu erkranken, wenn ihm Enthaltsamkeit zugemutet wird. Das gilt, allerdings mit gewissen Einschränkungen, auch für den durch erbliche Belastung, unzweckmäßige Erziehung und unzweckmäßige Lebensführung mehr oder weniger veränderten weiblichen Organismus. Infolge der monatlichen Regel klingen die geschlechtlichen Reize ab, entladen sich, wie beim Manne durch die unwillkürlichen Samenentleerungen; eine Steigerung dieser Reize ins Unerträgliche, Krankhafte ist dadurch unmöglich.

Anders jedoch, wenn das geschlechtliche Gleichgewicht der Frau dauernd durch fremde Reize gestört wird, wenn eine bestimmte angeborene oder erworbene Belastung vorliegt und eine fortwährende geschlechtliche Reizung der Phantasie erfolgt, vielleicht auch eine körperliche Reizung durch Alkohol oder durch körperliche Liebkosungen, ohne daß eine Sättigung der Begattungs- und Wollustkraft sich anschließt. Unter solchen Umständen wird die Enthaltsamkeit zweifellos schädlich wirken und zu schweren Schädigungen der Gesundheit führen können. Entzündungen der Geschlechtsorgane oder andere organische Leiden, sowie namentlich auch geschlechtliche Überreizungszustände, die, je nach Belastung, zur ausgeprägten Nymphomanie sich entwickeln, und Liebeswahnsinn und andere geistige Störungen können die Folgeerscheinungen der erzwungenen Enthaltsamkeit sein.

Um diese Folgeerscheinungen zu verhindern, ist es vor allen Dingen geboten, streng alle fremden Geschlechtsreize auszuschalten, also alle die Phantasie mittelbar oder unmittelbar geschlechtlich reizende Lektüre und Darstellungen (Romane, lüsterne Lektüre, Bilder, erotische Theaterdarbietungen u. s. w.) zu vermeiden, sowie jede körperliche Liebkosung und jedes alkoholische Getränk. Anderseits muß die enthaltsam lebende Frau für Ableitung oder Verbrauch der Geschlechtskraft auf anderem als dem geschlechtlichen Wege sorgen. Das ist eine sehr wichtige Sache, auf die ich schon in meinen früheren Schriften sehr nachdrücklich hingewiesen habe. Das beste Mittel hierzu ist *Arbeit*, und zwar die Arbeit, die der Individualität am besten angepaßt ist und das ganze

Interesse in Anspruch nimmt. Ferner wirkt jede starke körperliche Bewegung in frischer Luft ableitend vom Geschlechtsorgansystem: Rudern, Schwimmen, Turnen; namentlich auch weite Spaziergänge in die starke, freie Natur bedeuten eine große, erhebende Befreiung von aller quälenden Geschlechtlichkeit, beziehungsweise sie lassen diese überhaupt nicht die quälende Gewalt über das Individuum gewinnen. Außerdem wirkt dieser unheimlichen Geschlechtsmacht eine systematische Körperpflege entgegen: kühle Abwaschungen in freier Luft, danach unbekleidet ein Aufenthalt in frischer Luft von zehn bis fünfzehn Minuten, währenddem man turnt, eine Arbeit verrichtet oder auf und ab spazierengeht (mit bloßen Füßen!). Ein solches Luftbad in kühler Waldesfrische zeigt uns Abb. 120. Überdies sei die Kleidung leicht und durchlässig, um dem Blutumlauf möglichst wenig Hemmnisse zu bereiten. Jede Frau, welche nach diesem System lebt und nicht allzu stark belastet ist, wird von ihrer Geschlechtlichkeit nicht geplagt werden, ohne nennenswerte Anstrengung enthaltsam und glücklich leben können.

Schwieriger liegt die Sache auf alle Fälle, sobald die natürlichen Geschlechtsreize beginnen, auf das geschlechtsreife Weib zu wirken, sobald das Weib liebt. Dann mit sich ohne Geschlechtsleben fertig zu werden, ist eine mehr oder weniger schwierige Angelegenheit. Muß ich auch einerseits den Standpunkt ablehnen, als könne dann, wenn starke Belastung auszuschließen ist und das Individuum nach der oben geschilderten Weise lebt, die Enthaltsamkeit zu erheblichen Krankheitszuständen führen, so muß ich anderseits doch zugestehen, daß dann die obengenannte Lebensweise in gewisser Beziehung mehr oder weniger versagt. Die Natur will ihr Recht und ist durch die fortwährend gegenwärtigen und wirksamen natürlichen Geschlechtsreize des geliebten Mannes nicht zum Schweigen zu bringen. Wird ihr dieses Recht versagt, so quält und bohrt sie weiter, bis ihr dies Recht wird. Ist das unmöglich, kann das Weib den Geliebten nicht ehelichen oder sich mit ihm aus den genügend bekannten Gründen nicht paaren, dann ist das ein qualvoller Zustand und das Weib wird am besten tun, wenn möglich, zwischen sich und den Geliebten viel Raum und Zeit zu legen. Vielleicht hilft das. Häufig aber geht das aus praktischen Gründen gar nicht und das Weib wird dann in der Regel allen heuchlerischen und unvernünftig-egoistischen Satzungen der Gesellschaft zum Trotz durch die Gewalt seiner natürlichen Geschlechtskraft dem Manne seiner Liebe und Wahl in die Arme getrieben. Das beweisen die hundertachtzigtausend unehelichen Kinder jährlich, die fünfzig Prozent uneheliche Mütter. Damit sind die Leiden einer zu hoch geschraubten unbefriedigten Geschlechtserregung vermieden. Und die Frauen, die nicht unter den fünfzig Prozent unehelicher Mütter sind, helfen sich auf andere Weise: durch Selbstbefriedigung oder mit Pessarien, Hütchen, Schwämmchen, Kondoms u. s. w. Und wer vermöchte ihnen das zu verdenken? Ich jedenfalls nicht. Ich vermag nicht in den heuchlerischen Schrei des Entsetzens einzustimmen. Es ist doch besser, die Frau verschafft sich auf irgend eine, wenn auch nicht ganz natürliche Weise eine Geschlechtsbefriedigung

Aus „Nackte Schönheit".

Abb. 120. Im Luftbad.

und vermeidet damit die Gefahren einer durch die natürlichen Geschlechtsreize zu hoch geschraubten unbefriedigten Geschlechtserregung, also einer mehr oder weniger großen Gesundheitsschädigung. Schließlich hat das Weib doch ein Recht auf Geschlechtsbefriedigung, ein Naturrecht, das ihm niemand anrühren darf. Und wenn die Gesellschaft dem Weibe die Ausübung dieses Rechtes in natürlicher Form unmöglich macht, ihm sein Recht auf natürliche Liebe raubt, so hat das Weib das Recht, sich die künstliche Liebe zu verschaffen

und Mittel anzuwenden, welche die Empfängnis verhindern. Es ist kein Vergnügen, uneheliche Mutter zu sein. Es ist aber auch kein Vergnügen, als liebendes Weib das Martyrium qualvoller Enthaltsamkeit zu tragen. Dies dem Weibe zuzumuten, ist eine Anmaßung der Gesellschaft ohnegleichen, ein Eingriff in die persönliche Angelegenheit des Weibes, der nicht nur durch nichts gerechtfertigt werden kann, sondern auch eine grundsätzliche Verletzung einer der höchsten Kultur- und Menschheitsforderungen ist: der Freiheit der Persönlichkeit und der Unverletzlichkeit ihrer persönlichen und natürlichen Rechte.

Vom hygienischen Standpunkte möchte ich jedoch der Frau anempfehlen, daß sie, solange es irgendwie geht, sich jeder künstlichen Art der Geschlechtsbefriedigung enthält oder eine Art wählt, welche sich der normalen möglichst nähert. Die Vorbeugungsmittel stumpfen die Geschlechtsempfindung mehr oder weniger ab, und anderseits muß die Frau, um eine volle Befriedigung zu haben, also um den Eintritt des höchsten Lustgefühls herbeizuführen, mehr Kräfte aufwenden — es fehlt die notwendige innere Berührung mit dem männlichen Gliede, und das ebenfalls für die Lustempfindung der Frau notwendige Schleudern der Samenflüssigkeit gegen den Muttermund, und dieser Ausfall, der gleichbedeutend ist mit einem Ausfall von Energie, muß durch größere Anstrengungen der Frau gedeckt werden. Der Geschlechtsverkehr mittels eines gutgearbeiteten, sicheren Kondoms ist noch die normalste Art. Allerdings auch nur für den Fall, daß die Geschlechtserregung der Frau zu stark wird und nicht zu unterdrücken, also eine mehr oder weniger starke gesundheitliche Schädigung zu befürchten ist, die in solchen Fällen größer ist als die durch die Geschlechtsbefriedigung vermittels des Kondoms oder Hütchens, Schwämmchens u. s. w. Die uneheliche Mutterschaft kann der Frau unter unseren heutigen Sittenverhältnissen wegen sich und wegen des Kindes nicht zugemutet werden. Das Kondom kommt natürlich auch in allen Fällen als das beste Schutzmittel in Betracht, in und außerhalb der Ehe, wo entweder Verdacht besteht, daß der Mann geschlechtskrank ist oder wo die Frau wegen ihres Gesundheitszustandes die Empfängnis vermeiden muß.

Mit aller Entschiedenheit möchte ich bei dieser Gelegenheit vor der Anwendung des „unterbrochenen Verkehrs", des sogenannten „Sichinachtnehmens" (Zurückziehen des männlichen Gliedes vor dem Samenerguß aus der Scheide der Frau) warnen. Diese Art des Geschlechtsverkehrs, der leider auch viel zu oft und häufig im ehelichen Leben ausgeübt wird, schädigt die Frau ungemein und führt zu allgemeiner und geschlechtlicher Neurasthenie oder noch schlimmeren Zuständen. Die Frau, kurz vor dem höchsten Lustgefühl stehend, erhält durch das plötzliche Zurückgehen des Mannes einen Chok, die Sättigung der Wollustenergie erfolgt nicht, der verursachte Reiz bleibt, ohne Auslösung zu erfahren, stecken — ein zweiter Chok.

Das Ableiten und Ausstrahlen der Geschlechtskraft auf anderen Wegen, in anderer Richtung, ist bei unseren modernen Zuständen das beste für jedes Weib, dessen Geschlechtsleben sich regt und das nicht ehelichen kann. Wie zerstörend jene Faktoren auf Seele und Leib der

Frau wirken können, zeigen bestimmte Fälle von Wahnsinn der Frau. Es ist Tatsache, daß die sexuelle Erregung und Lasziviät geisteskranker Frauen die der geisteskranken Männer in bestimmten Fällen übertrifft. Die geschlechtliche Natur des Weibes, befreit von den künstlichen, widernatürlichen Hemmungen der kulturellen Infibulation, bäumt sich dann umso mächtiger auf, je stärker sie bis dahin unterdrückt worden ist.

Diese Tatsache ist, gerade nicht sehr logisch, dahin ausgebeutet worden, als sei das Weib von Natur aus mit „sexuellen Gefühlen geradezu durchtränkt" oder als herrsche das Geschlechtliche beim Weibe vor! Weder die Behauptung von der angeborenen Mangelhaftigkeit des Geschlechtstriebes des Weibes, noch jene von der angeblichen „Durchtränkung der Frau mit Geschlechtsgefühlen" ist richtig. Beide Behauptungen sind vollständig aus der Luft gegriffen, beide unwissenschaftlich, beide im Widerspruch mit sich selbst und im Widerspruch mit dem tatsächlichen Befunde bei relativ gesund erzogenen und gesunden Frauen. Der Zustand geschlechtlicher Durchtränkung ist dort, wo er vorkommt, genau so krankhaft und wider die Natur, wie die geschlechtliche Durchtränkung des Mannes und wie die geschlechtliche Mangelhaftigkeit des Weibes, genau wie diese ist sie dem Weibe von der Kultur aufgezwungen. Das natürlich empfindende Weib weiß weder etwas von dem einen, noch von dem anderen. Sein Geschlechtstrieb ist *weder überstark, noch überschwach*, er bewegt sich auf einer mittleren Linie und ist durchaus beherrscht von der Liebeskraft, von seinem Seelenleben, von dem Lebensgebot höheren Menschentums.

Diese starke Note des höheren Menschentums in der Geschlechtlichkeit des Weibes ist es vor allen Dingen, welche dem Weibe die Kraft gibt, sich mit der aufgezwungenen Enthaltsamkeit grundsätzlich aufs beste abzufinden, trotz eines normal starken Geschlechtstriebes, solange nicht die natürlichen Geschlechtsreize eines Mannes wirksam werden. Das Weib setzt dann häufig die an seine Sinne pochende Geschlechtskraft in mütterliche, hingebendste Liebe zu irgend einem oder einer Vielheit von Lebewesen um, sei es nun Kind, Freundin oder Tier — sei es, daß sie ihre in edelste, selbstloseste, mütterlichste Liebe umgewertete Geschlechtskraft im Dienste der Krankenpflege, der Barmherzigkeit, der Wohltätigkeit und der öffentlichen Wohlfahrtspflege ausstrahlt. Oder sei es, daß das Weib in der Einsamkeit seines Lebens und seiner erzwungenen Enthaltsamkeit, in verachtungsvoller Bitterkeit sich abwendend von der Menschen egoistischem, heuchlerischem und kleinlichem Getriebe, in warmer, mütterlicher Liebe ein Tier betreut und liebkost. Die Hunde und Katzen der alten Jungfern sollten nicht so mißgünstig und boshaft angesehen werden — sie sind eine Art Ersatz für das kostbare Gut der Liebe, das die Kultur manchem Weibe raubt, und erleichtern gewiß manch armem, einsamem Weibe das liebeleere, öde Leben. Grundsätzlich jedoch versinkt die Frau durch die erzwungene Enthaltsamkeit nicht in einem öden, verbitterten Dasein, nicht in Krankheit und Leid. Ist die erbliche und erworbene Belastung nicht zu groß, sind die äußeren Verhältnisse nicht zu

ungünstig, dann rettet sich die Frau kraft ihrer Mütterlichkeit aus aller Öde und Bitterkeit, aus aller drohenden Gesundheitsgefahr auf die geistigen Höhen des Lebens — dann wird die Enthaltsamkeit für sie durch die dem Weibe inne wohnende sittliche Kraft der Mütterlichkeit eine Quelle höchster Vergeistigung und Veredlung, eine Quelle höchsten Menschentums.

* * *

Die Geschlechtsabhängigkeit der Frau vom Willen und der Gewalt des Mannes, beziehungsweise von einer angeblichen Moral und gesellschaftlicher Konvention ist das Grundübel, welches das Geschlechtsleben des Weibes und durch seine notwendigen Folgen auch das Geschlechtsleben des Mannes und der gesamten Kultur vergiftet und zu einer Einrichtung gestaltet hat, welche dem Niedergang und der Zerstörung der Menschen und ihrer Kultur dient, statt ihrem Aufgang, ihrer Höherentwicklung.

Wir bekämpfen das Geschlechtsübel keineswegs, wie sich ohne weiteres aus der Natur der Sache ergibt, wenn wir für die gleiche geschlechtliche Enthaltsamkeit des Mannes eintreten, unter welcher das Weib leidet. Das Übel wird nur dann wirksam bekämpft, wenn die Geschlechtsabhängigkeit des Weibes aufgehoben wird und das Weib seine Geschlechtsfreiheit wieder erhält, wenn also für die Paarung nicht grundsätzlich nur der Wille und die Geschlechtsbereitschaft des Mannes entscheidend ist, sondern ebenso *der Wille und die Geschlechtsbereitschaft des Weibes*, die *Paarung also das Ergebnis des natürlichen Geschlechtswillens und der natürlichen Geschlechtsbereitschaft von Weib und Mann*, der natürlichen Geschlechtsenergie beider ist. Solange für die Geschlechtspaarung nicht die Geschlechtsbereitschaft des Weibes, nicht seine ihm innewohnende Geschlechtskraft ausschlaggebend ist, so lange wird der Geschlechtstrieb des Mannes zügellos, das gesamte Geschlechtsleben von Weib und Mann krankhaft entartet sein. Die Geschlechtsfreiheit des Weibes ist das einzige natürliche, deshalb das beste Mittel, den Geschlechtstrieb des Mannes zu zügeln, im Gleichgewicht zu erhalten und seine Entartung und den Mißbrauch der Geschlechtstätigkeit und des gesamten Geschlechtslebens unmöglich zu machen. Der Geschlechtstrieb des Weibes zügelt und regelt sich in gesunden Verhältnissen nicht allein durch die ihm eigentümliche Periodizität, sondern vor allen Dingen auch durch die Mutterschaft und die dem Geschlechtstrieb des Weibes eigentümliche Note des höheren Menschentums. Die Forderung der Geschlechtsfreiheit des Weibes und ihre Erfüllung liegt namentlich auch im Interesse der Nachkommenschaft. Nur sie sichert möglichste Gesundheit der Nachkommenschaft und Reinheit der Rasse, weil sich alsdann die Paarung allein auf Grund der zwischen den Geschlechtern wirksamen biologischen Gesetze vollziehen wird. Die Wirksamkeit dieser Gesetze führt das zusammen, was biologisch am besten zusammenpaßt und biologisch die beste, das heißt, die vollkommenste Nachkommenschaft ergibt.

Was aber kann die Geschlechtsfreiheit des Weibes herbeiführen und ge-

währleisten? Um hier einen klaren Blick und Standpunkt zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, welches die Grundursachen der Geschlechtsabhängigkeit der Frau innerhalb der Kultur sind. Wir finden da keine anderen als die natürlich gegebenen: einerseits die Geschlechtsverantwortlichkeit des Weibes und anderseits die Geschlechtsunverantwortlichkeit des Mannes. Diese beiden Ursachen sind unveränderlich. Deshalb muß von ihnen ausgegangen, mit ihnen gerechnet, deshalb müssen ihnen die Kulturverhältnisse angepaßt werden! Es ist notwendig, daß die Kultur der freiwilligen Paarung des Weibes keinerlei Hindernisse entgegenstellt, weder moralische noch ökonomische. Das Weib muß unter allen Umständen ökonomisch und sittlich so gestellt sein, daß seine freie Paarung niemals der Verachtung unterliegt und diese Paarung von seinem eigenen seelischen und leiblichen Willen, seiner Geschlechtsbereitschaft, seiner Liebe abhängig ist und nicht vom Willen und Belieben des Mannes, und die Paarung niemals von ihm, unter Ausbeutung einer wirtschaftlichen Notlage des Weibes, erkauft werden kann.

Ich muß mir versagen, hier meine Ansichten, wie die Gleichstellung der Geschlechtsfreiheit des Weibes mit der des Mannes meines Erachtens rationell erzielt werden kann, eingehend zu entwickeln; ich werde jedoch in einer an anderer Stelle zu geschehenden Veröffentlichung darauf zurückkommen. Hier seien nur die Hauptgrundsätze genannt: Erstens wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Frau; zweitens unter bestimmten Voraussetzungen staatliche Beiträge zum Lebensunterhalt der Frau und zur Kindererziehung, die durch eine besondere Steuer gedeckt werden sollen; drittens unter gewissen Voraussetzungen zwangsweise Ehe des Mannes mit dem außerehelich geschwängerten Weibe.

Hand in Hand mit der gesellschaftlichen Geschlechtsreform muß die persönliche Geschlechtsreform bei Weib und Mann, muß eine vernünftige, zweckmäßige Erziehung beider Geschlechter auf körperlichem, sittlichem und geistigem Gebiete gehen. Weib und Mann müssen auf diesen Gebieten derart entwickelt werden, um sich als Individuum und Persönlichkeit und um der Gesellschaft gerecht werden zu können. Namentlich aber auch, um ihrer großen sittlichen Aufgabe als Geschlechtswesen, als Fortpflanzer der Menschheit gewachsen zu sein. Weib und Mann müssen eine Geschlechtserziehung erhalten, welche sie zu denkenden und wissenden Menschen auf dem Geschlechtsgebiet erzieht, aber auch zu Menschen, welche gegenüber ihren Trieben, namentlich ihrem Geschlechtstrieb, die wahre sittliche Freiheit besitzen, deren sittliches Ich also diesen Trieben nicht untergeordnet, sondern übergeordnet ist und sie mit fester Hand so zügelt, daß sie nicht durchzubrennen vermögen, kurz, Menschen, die geschlechtliche Selbstbeherrschung haben. Das ist der springende Punkt; namentlich in der Erziehung des Mannes. Dem heranwachsenden Manne legt derzeit die Erziehung keinerlei Zügel auf dem Geschlechtsgebiet an, erzieht ihn hier zu keinerlei Selbstbeherrschung. Dem Manne ist schon als Jüngling alles erlaubt. Schrankenlos darf er sich seiner Geschlechtsempfindung hingeben und sich dieselbe über den Kopf wachsen lassen, so daß schließlich in ihm die Überzeugung herrschen muß, das Geschlechtliche sei Hauptsache und Mittelpunkt der Welt und des Lebens. Das

Geschlechtliche gewinnt alsdann eine unheimliche Gewalt über ihn, er ist geschlechtlichen äußeren Reizen willenlos preisgegeben.

Die Aufgabe der Erziehung ist es, hier mit aller Strenge einzugreifen. Dem heranwachsenden Manne muß sie die Überzeugung beibringen, daß die willenlose, schrankenlose Hingabe an den Geschlechtstrieb unwürdig, memmenhaft, widernatürlich ist und er sich und seinen späteren Nachkommen ungeheuer schadet, wenn er einem ausschweifenden Geschlechtsleben frönt. Namentlich muß er auch auf die großen Gefahren der geschlechtlichen Ansteckung im Bordell, auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten für sich selbst, das Weib und die Nachkommen aufmerksam gemacht werden. Sehr wichtig ist es, ihm die Erkenntnis zu verschaffen, daß die willenlose Hingabe an geschlechtliche Vorstellungen krankhaft ist und dies, sowie der Alkoholgenuß und reichlicher Fleischgenuß widernatürliche Geschlechtsreize hervorrufen, deren Befriedigung unbedingt, weil es keine durch die innere Geschlechtskraft verursachten Reize sind, ihnen also die entsprechende Summe Geschlechtskraft zur Verausgabung nicht entspricht, Schwächung und Schädigung des Körpers, sowie eine schwächliche, entartete Nachkommenschaft im Gefolge hat. Der Jüngling muß wissen, daß er gegen solche widernatürlichen Reize mit aller Macht ankämpfen muß und ihnen nicht nachgeben darf, beziehungsweise daß er die Erzeugung solcher Reize vermeiden soll. Vor allen Dingen muß dem Jüngling die Überzeugung anerzogen werden, daß er für jeden Geschlechtsakt als kultiviertes Individuum verantwortlich ist und sich dieser Verantwortlichkeit nicht entziehen darf, ohne sich gegen die Gesellschaft, die Kultur, vor allem gegen das Kulturweib zu vergehen, daß er also als Mitglied der Kulturgesellschaft kein Recht hat, Mißbrauch mit dem Geschlechtsleben bei sich und dem Weibe zu treiben, sondern im Gegenteil die Kulturpflicht, dagegen zu kämpfen, weil Mißbrauch in jeder Gestalt, besonders der Geschlechtsmißbrauch des Weibes und des eigenen Leibes eine Kulturschande ist. Kurz: Dem heranwachsenden Manne muß die Selbstbeherrschung auf dem Geschlechtsgebiet anerzogen, sie muß ihm in Fleisch und Blut übergeführt werden. Sie muß wieder sein natürlicher, sein normaler Zustand werden.

Zum Schluß betone ich nachdrücklich, daß die gesunde Umgestaltung des kulturellen Geschlechtslebens die ganz besondere Aufgabe der Frau ist, die durch ihre natürliche innere Organisation gegeben und diese Aufgabe die volle Befreiung der Frau aus aller Abhängigkeit bedingt. Denn diese Reform verlangt die volle Wirksamkeit des weiblichen Prinzips, sie verlangt, daß die Liebeskraft, die Mütterlichkeit, das ist das Ewig-Weibliche sich voll mit ganzer Kraft im Weibe entfalte und wirksam werde. Diese Entfaltung und Wirksamkeit ist aber nur möglich in voller Unabhängigkeit, in voller Freiheit des Weibes. Nur das freie Weib kann das Geschlechtsleben in gesunde Bahnen lenken und darin halten, — nur das freie Weib kann die Menschheit erlösen, sie mit starken Mutterhänden fassen und empor in reinere, höhere Sphären tragen.

Fünftes Kapitel.

Das geistige Leben des Weibes.

Von Lily Braun in Berlin.

I.

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht allzu weit hinter uns, in der die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung die ursprüngliche Gleichheit der geistigen und der Gefühlsanlagen der Geschlechter als eine ihrer ersten Grundsätze verkündeten. Alle tatsächlich vorhandenen Unterschiede wurden als Folgen der Verschiedenartigkeit der Erziehung und der Lebensbedingungen hingestellt. Da die Triebkraft der Frauenbewegung zunächst im wesentlichen die wirtschaftliche Not war, die ins Erwerbsleben hineintrieb und zum Konkurrenzkampf mit dem Manne zwang, so erschien ihr als höchstes Ziel naturgemäß die völlige Gleichheit des weiblichen Geistes mit dem des Mannes. Erst allmählich, als die Frauen ihren eigenen Bestrebungen objektiver gegenüberzustehen vermochten, als sie an Erkenntnis und Wissen zunahmen und ihr geistiges und seelisches Leben zu zergliedern begannen, sahen sie mehr und mehr ein, daß die Geschlechtsunterschiede sich nicht nur auf das rein Körperliche beschränken, sondern das seelische Leben und die geistige Entwicklung auf das nachhaltigste beeinflussen.

Die Entwicklungsgeschichte des weiblichen Geschlechts liefert auf jeder Seite die Beweise hierfür. Keine andersgeartete Erziehung, keine gewaltsame Unterdrückung durch den Mann war es, die das Weib der Naturvölker schon von ihm abhängig machte, ihrer Existenz den Stempel der Versklavung aufprägte. Verfolgen wir das Leben der Frau bis in die graue Vorzeit hinein, so finden wir sie immer in einem Zustand der Enge und Begrenztheit des persönlichen Daseins. Das war in der Natur ihres Geschlechtes selbst begründet. Die Mutterschaft beschränkte ihre Bewegungsfreiheit und machte sie schutzbedürftig. Während der Mann ungehindert durch Geschlechtsbeschränkungen seinen Trieben folgen, der Verwirklichung seiner persönlichen Wünsche alle Kräfte widmen konnte, erschien es als das erste, dem Menschen zum Bewußtsein kommende Naturgesetz, das die Mutter an das Kind fesselte, ihre Wünsche und Neigungen denen des Kindes sich unterordnen hieß. Dieser Zwang, in einem anderen, schwächeren Wesen aufgehen, es hüten, hegen und pflegen zu müssen, bestimmte nicht nur die geistige und seelische Entwicklung des Weibes: Aufopferung, Hingabe, Mitleid, Liebe wurden die Grundzüge seines Gemütslebens, auf dessen dunkler Seite dann freilich auch Unterwürfigkeit, Furchtsamkeit, Unselbständigkeit

sich vorfinden mußten. Und sein geistiges Leben fand in der Sorge für die Kinder seine Richtschnur; sie lehrte ihm die erste wärmende Hülle, das erste schützende Zeltdach schaffen, den Acker bebauen, die Tiermilch herbeischaffen als Ersatz der eigenen. Zu einer Zeit, da nur der Krieg und die Jagd eines freien Mannes würdige Beschäftigungen waren, wurde das Weib zwar eine fast den Sklaven gleichgestellte Arbeiterin, aber dadurch auch die Trägerin der Kultur des Friedens.

Mit der vollkommenen Arbeitsteilung mußte der geistige Abstand zwischen Mann und Frau ein immer größerer werden. Ihre Kinder, ihr Hauswesen war ihre Welt — eine Welt, die ihre Gedanken, ihre Zeit ausfüllte, alle ihre Kräfte beanspruchte. Die Erziehung der Mädchen verschärfte die zu ihrer Zeit notwendige Einseitigkeit des weiblichen Geschlechts. Nur ganz außergewöhnliche Umstände wären im stande gewesen, diese Schranken zu durchbrechen. Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der die künstlerische Seite des geistigen Lebens vor allem beeinflussen mußte. Nur die Frau war nach Sitte und Recht fast aller Völker des Altertums zur Gattentreue verpflichtet, auf ihrem Treubruch allein stand Todesstrafe. Sie lebte in beinahe gefängnisartiger Abgeschiedenheit im Hause, und da sie jung heiratete, meist ohne den Gatten, den die Eltern ihr wählten, vorher zu sehen, blieb das Liebesleben in seiner höchsten Blüte, auf dessen fruchtbarem Boden allein große Künstlerträume reifen, ihr verschlossen. Die Liebe, die den Mann zum Dichter und Helden machte, die Feuer in seine Adern goß, war ihr im besten Fall als kleine Herdflamme bekannt, nur bestimmt, das Heim zu erwärmen.

Wie sehr diese Auffassung von den historischen Tatsachen beglaubigt wird, das lehrt allein der Umstand, daß zur Zeit der höchsten Blüte Griechenlands es nur Hetären waren, die an der Geisteskultur ihres Vaterlandes persönlichen Anteil nahmen, und nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihren Geist zu Bedeutung und Einfluß gelangten. Von Sappho (Abb. 121), der sagenhaften, wissen wir freilich nicht viel; nur eins dürfte feststehen: Gattin und Mutter war sie nicht. Und auch andere historische Frauengestalten der Antike, die in die Menschheitsentwicklung bestimmend eingriffen — es sei hier nur an Semiramis, an Kleopatra erinnert —, sind ihrem ganzen Wesen nach eher den Hetären, als den Müttern und Hausfrauen alten Stiles zuzurechnen.

Geistige Entwicklung hat Freiheit zur Voraussetzung. Verkümmerung großer Gebiete des Gefühlslebens muß notwendig zur Verkümmerung der geistigen Leistungskraft führen.

Das Christentum hat die Frauen nach dieser Richtung noch mehr geschädigt als das Heidentum, indem es das Geschlecht selbst als sündhaft brandmarkte.

Während Paulus seine Predigt von der größeren Heiligkeit des ehelosen Lebens nicht nur an beide Geschlechter richtet, sondern sie ausdrück-

lich damit einleitet, daß er sagt, er teile nur seine eigene Meinung, nicht ein Gebot des Herrn mit, klammerten sich aszetische Eiferer an Sätze wie: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre," und „Adam ward nicht verführet; das Weib aber ward verführet und hat die Übertretung eingeführet" und verdammten die Ehe als ein Laster, das Weib als dasjenige, das dem Teufel Eingang verschaffte. Das kirchliche Recht erhob die Auslegungen dieser Lehren durch die Kirchenväter zum Gesetz, indem es unter anderem verfügte: „Die Frau ist nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen. Adam ist durch Eva verführet worden und nicht Eva durch Adam. Es ist daher recht, daß der Mann der Herr der Frau sei, die ihn zur Sünde reizte, auf daß er nicht wieder falle. Das Gesetz befiehlt, daß die Frau dem Manne unterworfen und beinahe seine Dienerin sei." Die „Kreuzigung des Fleisches" gleichbedeutend mit wurde der Flucht vor dem Weibe. Auf dem Konzil zu Mâcon entschied sich die Majorität dafür, dem Klerus zu befehlen, die Frauen zu fliehen. Das Konzil zu Metz verschärfte es den Priestern so, diesen Befehl, indem es gar den Umgang mit Mutter und Schwester in der ersten Zeit des verbot. Während sich Mönche dem Gebot Christentums nur die es nun für den ge- worfen hatten, wurde der Keuschheit unter- samten Klerus obligatorisch. Die Folgen des Zölibats einer großen Zahl von Männern — meist der geistig hervorragendsten ihrer Zeit — waren von weittragender Bedeutung. Wohl hat sich die Kirche in ihnen eine Armee hingebender Kämpfer geschaffen, die durch keinerlei Familieninteressen von ihren Pflichten ihr gegenüber abgelenkt wurden, aber wenn sie glaubte, durch die Verherrlichung der Keuschheit, durch die erzwungene Abtötung der geschlechtlichen Triebe im Dienste einer höheren Sittlichkeit zu handeln, so hatte sie nur mit abstrakten Theorien, nicht aber mit der lebendigen Natur gerechnet. Sie erreichte nicht nur das Gegenteil von dem, was sie bezweckte, denn neben dem außerehelichen Geschlechtsverkehr und der raschen Zunahme der Prostitution wuchsen besonders in den Klöstern die widernatürlichen Laster empor, sie fügte dem ganzen sittlichen Leben des Volkes einen Schaden zu, an dem es noch heute krankt und durch den das weibliche Geschlecht am schwersten getroffen wird. Sie erniedrigte die natürlichsten Beziehungen der Geschlechter zueinander und suchte sie als etwas, dessen sich der Mensch schämen müsse, zu verhüllen; die Ehe war für sie in erster Linie eine „Vereinigung der Seelen", selbst die Geschlechtsliebe in der Ehe galt für sündhaft oder bestenfalls für einen Tribut, den der Mensch seiner sittlichen Schwachheit,

Abb. 121. Sappho.
Nach einer Büste im Berliner Alten Museum.

seiner Gottentfremdung bringen müsse. Die äußere Heiligung der Ehe durch ihre Erhebung zum Sakrament und die Erklärung ihrer Unauflöslichkeit hat die innere Zerstörung, der die tiefste Beziehung der Menschen zueinander durch die Kirche ausgesetzt wurde, nicht aufzuhalten vermocht. Heuchelei, Prüderie, Unterdrückung der besten Gefühle durch eine falsche Moralität sind die Folgen davon, und ein großer Teil der psychologischen und sittlichen Seite der Frauenfrage ist auf die durch die römische Kirche dem Volksbewußtsein eingeimpfte Meinung von Liebe und Ehe zurückzuführen.

Selbst die Erhebung der Mutter des Herrn auf den Thron des Himmels, durch die man die allgemeine Erhebung des weiblichen Geschlechts durch die Kirche meistens glaubt beweisen zu können, vermochte an der tatsächlichen Stellung der Frauen nichts zu ändern. War es doch nicht das Weib, das in der Madonna verehrt wurde, nicht die Personifizierung der Liebe oder der Mütterlichkeit, wie in manchem heidnischen Kultus, sondern vielmehr die unberührte Jungfrau, die nicht durch Liebeshingabe, sondern durch ein Wunder zur Mutter wurde.

Die Geschlechtsliebe zur Sünde gestempelt, den verachtetsten unter den Frauen als Vorrecht vorbehalten — das bedeutete in ihrer durch die Kirche erreichten äußersten Entwicklung den schwersten und nachhaltigsten Schaden für das geistige wie für das Gemütsleben der Frau. Es bedeutete nichts anderes, als eine Zerreißung ihrer selbst, während nur die innige Vereinigung ihres Liebeslebens und ihrer Mütterlichkeit ihre Persönlichkeit zur Reife zu bringen und geistige Werte auszulösen vermocht hätte.

Die Tätigkeit der Kirche auf einem anderen Gebiet, dem des Klosterlebens, scheint dagegen die geistige Entwicklung der Frauen gefördert zu haben. Zu einer Zeit, wo die Zahl der alleinstehenden Frauen umso stärker anwuchs, je massenhafter die Männer durch den geistlichen Beruf dem Eheleben entzogen wurden, und die Unsicherheit des Lebens sie nach einem sicheren Schutz Umschau halten ließ, bildeten die Nonnenklöster einen Zufluchtsort für Tausende. In Massen strömten die Frauen in ihre schützenden Mauern. Es blieb ihnen nur die Wahl zwischen dem Kloster und dem Frauenhaus, und wenn auch viele nur Nahrung und Obdach suchten, so wurde doch auch die Zahl derer immer größer, die sich vor den Unbilden des rauhen Lebens draußen in der Welt nach einer Stätte friedlicher Arbeit und geistiger Vertiefung sehnten. In den Klöstern wurde den Frauen eine im Vergleich zur allgemeinen Bildung ihres Geschlechts hohe Gelehrsamkeit zu teil. Sie lernten die klassischen Sprachen und gewisse Zweige der Wissenschaften, und manche weise Klosterfrau wurde die Beraterin von Päpsten und Königen. Eine solche war Hildegard von Bockelheim, die Äbtissin des Klosters Rupprechtshausen, die im elften Jahrhundert neben Heiligengeschichten eine Reihe physikalischer und zoologischer Werke schrieb. Auf derselben Stufe der Bildung stand die vielbewunderte „nordische Seherin" Brigitta von Schweden und Hrotswith, die lateinische Dichterin der

Ottonenzeit. Viele gelehrte Nonnen beschäftigten sich mit dem Abschreiben alter Werke, dem Malen von Initialen und Miniaturen, während andere als Lehrerinnen in den Mädchenschulen ihrer Klöster, als Krankenpflegerinnen, Stickerinnen, Weberinnen und Wäscherinnen tätig waren. So lösten die Klöster zum Teil die mittelalterliche Frauenfrage, indem sie nicht nur der großen Menge alleinstehender Frauen eine Zuflucht gewährten, sondern sie auch geistig auf eine höhere Stufe erhoben und ihnen selbständige Berufe eröffneten.

Große, für das weibliche Geistesleben charakteristische Werke konnten jedoch von den gelehrten Nonnen des christlichen Mittelalters ebensowenig geschaffen werden, wie von den gebildeten Hetären des heidnischen Altertums: sie waren beide Zwittergeschöpfe, unfähig zu selbständiger Produktion, im besten Fall Nachahmer männlicher Vorbilder.

Abb. 122. Olympia Fulvia Morata.

II.

Als auf klassischem Boden die antike Kunst und Wissenschaft zu neuem Leben erwachte, nahmen die Frauen, soweit sie den begüterten Volksklassen angehörten, ohne darum kämpfen zu müssen, an den geistigen Schätzen teil, die in fast unerschöpflicher Fülle gehoben wurden. Ihre Zeit und ihre Kräfte wurden nicht mehr durch die umfangreiche hauswirtschaftliche Tätigkeit früherer Jahrhunderte in Anspruch genommen, da Handwerk und Industrie die Herstellung einer großen Menge Gebrauchsgegenstände übernommen hatten und die grobe tägliche Arbeit ausschließlich den Mägden überlassen blieb. So war es nur eine natürliche Folge der Befreiung des begüterten Teils des weiblichen Geschlechts von einförmiger Arbeitslast, daß er an der Kunst, die ihn umgab, an der Wissenschaft, von der er reden hörte, lebhafteres Interesse nahm, und daß einzelne, besonders begabte Frauen gelehrte Berufe ergriffen oder künstlerisch tätig waren. In den Häusern der Handelsherren und den Palästen der Fürsten genossen die Kinder beiderlei Geschlechts von humanistisch gebildeten Erziehern denselben Unterricht. Hervorragende Pädagogen widmeten ihre ganze Kraft der Heranbildung ihrer Zöglinge, so daß zum Beispiel eine Cäcilia Gonzaga unter Leitung Vittorinos de Feltre schon mit zehn Jahren die klassischen

Sprachen vollkommen beherrschte und eine Olympia Fulvia Morata (Abb. 122) schon mit sechzehn Jahren gelehrte Vorlesungen hielt.

Aber nicht einseitige Gelehrsamkeit war das Ziel der Erziehung, vielmehr war es die harmonische Ausbildung der ganzen Persönlichkeit, die Individualisierung des einzelnen Menschen. Die große Errungenschaft der Renaissance für das weibliche Geschlecht lag demnach nicht darin, daß die Universitäten den Frauen geöffnet wurden und der Ruhm einzelner weiblicher Gelehrten die damalige Welt erfüllte, sondern in der Anerkennung der Frau als eines selbständigen Menschen. Die höhere Form des Umganges zwischen den Geschlechtern, von dem die italienischen Novellisten und Biographen erzählen, ist allein schon ein Beweis dafür. Der Inhalt der Geselligkeit bestand nicht mehr allein in den Freuden der Tafel und der Liebe, das Weib war nicht mehr nur Schaffnerin und Geliebte, es nahm an wissenschaftlichen Unterhaltungen teil, vor ihm trugen die Dante, Petrarca, Boccaccio ihre Dichtungen vor, und sein reifes Urteil wurde dem der Männer gleich geachtet, ja häufig wog es schwerer als jenes. Frauen, wie Katharina Cornaro (Abb. 123) in Venedig, Isotta Malatesta in Rimini, Emilia Pia in Urbino, Isabella von Este in Mantua, Veronica Gambarra in Bologna waren der Mittelpunkt geistig lebendiger Kreise, von deren Meinung der Ruhm so mancher Dichter und Künstler abhing. Die größere Freiheit, welche die Frauen der Renaissance genossen, die Selbständigkeit, mit der sie ihren eigenen Überzeugungen und Gefühlen folgten, hat religiöse und moralische Zeloten veranlaßt, sie als ganz besonders sittenlose Geschöpfe hinzustellen, und manche führen sie noch heute als Beispiele dafür an, daß das Weib verderbe, wenn es dem Manne sich

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 123. Katharina Cornaro. Nach einem Gemälde von Tizian.

gleichstellen wolle. Ein Vergleich jeden im allgedoch zwischen tiefstehenden meinen geistig reichs und Frauen Frankfünfzehnten England im ten Jahrhun- und sechzehnhochgebildeten dert mit den liens zur gleiFrauen Itadurchaus zu chen Zeit muß entschieden Gunsten dieser waren keine werden. Sie fen Dulderin- stillen stumpterlistige Ju- nen oder hinsie zerrissen da- trigantinnen, Bande ent- her häufig die Ehen und folg- würdigender me ihres Her- ten der Stimzens.

Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz

Abb. 124. Eleonora von Gonzaga (La Bella).
Nach einem Gemälde von Tizian.

Da man aber jahrhundertelang die Treue für eine spezifisch weibliche Tugend gehalten hat, und der Mann sie von der Frau von Rechts wegen forderte, weil sie in dem Augenblick, wo sie die Ehe einging, zu seinem Besitztum wurde, über das nur er frei verfügen konnte — so sahen und sehen die Tugendwächter alter und neuer Zeit die Untreue der Frau stets als ein Verbrechen an, während die Untreue des Mannes nachsichtig belächelt wird. Daß die Liebesbedürfnisse vieler Frauen sehr häufig ebenso wechselnd sind, wie die der Männer, will man nicht zugeben, obwohl die Geschichte des weiblichen Geschlechts Beispiele genug dafür aufweist: Wo immer in einer historischen Periode oder in einer bestimmten Volksklasse die Frauen sich einer freiheitlichen Entwicklung erfreuen durften, steigert sich nicht nur ihr geistiges Niveau, auch ihr Herzensleben wird

Nach einer Photographie von E. Mertens in Berlin.

Abb. 125. Porträtbüste einer Prinzessin von Neapel.
Von Francesco Laurana.

Nach einer Photographie von E. Mertens in Berlin.

Abb. 126. Prinzessin von Urbino.
Von Desiderio da Settignano.

vielseitiger. Ein Blick auf die Bilder und Porträtbüsten der Frauen der Renaissance spricht schon dafür: Tizians Eleonora von Gonzaga (La Bella) (Abb. 124) mit den tiefen Augen, seine Katharina Cornaro (Abb. 123) mit einem Antlitz, in dem Energie und Wehmut miteinander kämpfen, Leonardo da Vincis Mona Lisa (Abb. 127) mit dem seltsam vielsagenden Lächeln der Wissenden, Lauranas Büste der Prinzessin von Neapel (Abb. 125), deren gesenkte Lider heiße Blicke verschleiern, Settignanos Prinzessin von Urbino (Abb. 126) mit den verächtlich gekräuselten Lippen — sie alle erzählen von einem reichen Leben starker Individualitäten und stehen in einem geradezu verblüffenden Gegensatz zu den konventionellen Madonnengesichtern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts.

Und doch war, was die Kunst darstellte, nur ein schwacher Abglanz des damaligen Frauenlebens. Eine Gestalt vor allem hat es in seiner Glut und Größe, in seinen Tugenden und seinen Lastern zum vollendeten Ausdruck gebracht: Lukrezia Borgia, die Tochter eines Papstes und einer Hetäre, die Frau, unter deren zwanzigjähriger Regierung Ferrara zum Mittelpunkt künstlerischer Kultur und humanistischer Bildung wurde. So leidenschaftlich wie ihr Liebesempfinden, so tief war ihre Mütterlichkeit, und wer den eigentlichen Quellen ihres in vollem Strom dahinbrausenden Daseins nachgeht, der entdeckt, daß es aus dem Reichtum des Gefühls entsprang, wie denn der weibliche Geist immer nur dann ein eigener ist, wenn das Gefühl ihn befruchtet.

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris.

Abb. 127. Mona Lisa.

Nach einem Gemälde von Leonardo da Vinci.

Das Zeitalter der Renaissance liefert den stärksten Beweis dafür, daß Höhen der Kultur stets mit der bewußten Abkehr von Aszetizismus, mit entschiedener Lebensbejahung zusammenfallen, und auch seine Frauen beweisen, daß Freiheit auch für das Weib Grundbedingung für das volle Ausreifen der Persönlichkeit ist. In Perioden der Geschichte, wie jene war, wiederholt sich, was wir in Griechenlands Blütezeit schon beobachten konnten: eine geistige Erhebung der Hetäre. Die

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 128. Diana von Poitiers. Nach einem Gemälde von François Clouet.

Imperia, die Tulia d'Aragona, die Veronica Franco sind einer Diotima und Aspasia zur Seite zu stellen. Soweit die Persönlichkeit einer Lukrezia Borgia typisch ist für ihre Zeit und ihre Gesellschaftsklasse, so kann die einer Diana von Poitiers (Abb. 128) als die Personifizierung des vergeistigten Hetärentums derselben Periode angesehen werden. Der holden Geliebten zweier französischer Könige verdankt Frankreich die schönsten Blüten seiner künstlerischen Renaissance. Ihre Bildung, ihr Geist, ihr Geschmack waren zweifellos von nachhaltigerem Einfluß auf ihre Zeit, als die gelehrten Werke ihrer Zeitgenossinnen, die nur um den Lorbeer persönlichen Ruhmes rangen.

Denn wo die allgemeine Bildung der Frauen in einseitige Gelehrsamkeit ausartete, und wo Frauen als Künstlerinnen, Dichterinnen oder Rednerinnen öffentlich auftraten, machte sich ein Charakterzug besonders

bemerkbar: ihre Wissenschaft wie ihre Kunst trugen ein völlig männliches Gepräge, und das höchste Lob, das ihnen gezollt wurde, war das, einen männlichen Geist zu haben. Schon die Theologin Boulonnois, die im dreizehnten Jahrhundert in Bologna predigte und Professor wurde, war wegen der „männlichen Kraft" ihrer Rede berühmt. Novella d'Andrea, die holdselige Lehrerin des kanonischen Rechts, und Magdalena Buonsignori, die gepriesene Verfasserin von „de legibus connubialibus" waren Rechtsgelehrte von „männlichem Scharfsinn". Isotta Nogarola, die vor Päpsten und Kaisern Vorträge hielt, Cassandra Fedele, die in Padua dozierte, Ippolita Sforza, die auf dem Kongreß zu Mantua den Papst begrüßte, Isikratea Monti und Emilia Brembati, deren Redekunst Hunderte von Zuhörern anzog — sie alle sahen ihren höchsten Ehrgeiz darin, ihr Geschlecht vergessen zu machen. Und so sehr war diese Auffassung gang und gäbe, daß sogar bedeutende Frauen vor sich selbst das Gelübde der Keuschheit ablegten, weil sie zwischen dem Dienst der Wissenschaft oder Kunst und dem physischen Leben des mütterlichen Weibes keine harmonische Verbindung fanden. Zu ihnen gehörte Vittoria Colonna (Abb. 129), die gefeierte Dichterin, die unsterbliche Freundin Michelangelos. Auch sie vermochte, trotz der geistigen Höhe, auf der sie stand, trotz der geistigen Kraft, die ihr eigen war, die Kluft zwischen dem Weibe als Geschlechtswesen und dem Weibe als Künstlerin und Gelehrte nicht zu überbrücken. Und an diesem Punkt mußten schließlich selbst die Frauen der Renaissance scheitern, weil die Rolle, die sie als ausübende, nicht nur als anregende und urteilende Kräfte im geistigen Leben spielten, nicht das Ergebnis einer aus der inneren Entwicklung des gesamten weiblichen Geschlechts herauswachsenden Bewegung, sondern nur eine spontane Befreiung einzelner Frauen aus geistiger Gebundenheit war. Darum blieb diese Erscheinung auch ohne tiefgreifende Folgen; sie war nicht einmal ein ausreichender Beweis für die geistige Ebenbürtigkeit der Frauen, weil sie zu ängstlich in die Fußstapfen der Männer traten, statt zu zeigen, daß sie auch ihren eigenen Weg zu gehen wissen.

Durch oberflächliche Beurteilung könnte aus den zahllosen Schriften jener Zeit über die Frauen, ihren Ruhm und ihre Fähigkeiten eine tiefgehende Frauenbewegung gefolgert werden. Eine nähere Kenntnis jedoch beweist, daß viele Schriftsteller, der Mode der alten Kulturvölker folgend, einen wahren Heroenkultus trieben, und jeder ein Plutarch zu sein glaubte, wenn er Biographien berühmter Männer schrieb; solche berühmter Frauen konnten nicht ausbleiben, da sie überall mit im Vordergrund des geistigen Lebens standen. Boccaccio ging zuerst mit dem Beispiel voran und schilderte in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung eine Reihe hervorragender Frauen von den Griechen an bis zu seiner Zeit. Wie wenig er dadurch zu einem Vorkämpfer der Frauenfrage wurde, zeigt eine heftige Satire auf das weibliche Geschlecht: Il Corbaccio. Zahlreich waren seine

Nachahmer; sie suchten einander nicht durch Geist und Witz, sondern durch die Masse der verherrlichten Frauen zu übertreffen, bis schließlich Peter Paul Ribera durch sein Werk über die unsterblichen Triumphe und heldenhaften Abenteuer von achthundertfünfundvierzig Frauen alle in den Schatten stellte. Es war nur ein Schritt weiter auf dem einmal betretenen Wege, wenn mit großem Aufwand von tönenden Worten nunmehr der höhere Wert des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen gepriesen und die Frage zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltung wurde, an dem Redekunst und geistreicher Witz sich übten. Einen tieferen Eindruck hinterließ diese ganze Literatur auf die Dauer in Italien nicht, weil sie dem Bedürfnis zu fern lag und nur für jene wenigen Frauen von Interesse sein konnte, die dank ihrer günstigen äußeren Verhältnisse sich mit gleichen geistigen Waffen mit den Männern zu messen vermochten. Ihre Zahl war, trotz der achthundertfünfundvierzig berühmten Frauen Riberas, im Verhältnis zur Allgemeinheit und zu der Zeitspanne, auf die sie sich verteilten, nur gering. Auch Spanien, desselben Frauen sich damals mehr als andere ihres männlichen Geistes wegen rühmten, brachte nur wenige wirklich hervorragende weibliche Gelehrte hervor, unter denen die Theologin Isabella von Cordoba und die in vierzehn Sprachen gleich gewandte Rednerin Juliana Morelli von Barcelona sich besonders auszeichneten.

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 129. Vittoria Colonna.
Nach einem Gemälde von Muziano.

Während in Italien und Spanien die Frauen, ohne darum kämpfen zu müssen, gewissermaßen selbstverständlich an den geistigen Errungenschaften teilnahmen — als Empfangende wie als Gebende —, war ihre Lage in Frankreich, England und vor allem in Deutschland eine durchaus andere. Sie waren gedrückt durch die wirtschaftliche Lage, und Wissenschaft und Kunst gelangten nur durch zweite und dritte Hand zu ihnen. Darum entstand zunächst nur in wenigen Frauen durch das Beispiel der Italienerinnen der Wunsch nach geistiger Fortbildung, nach intellektueller Gleichberechtigung. Und er trat — bezeichnend genug für die Zustände in Mitteleuropa — häufig in Gemeinschaft mit dem Bedürfnis nach einem Broterwerb auf.

Die französische Schriftstellerin Christine de Pisan ist ein klassisches Beispiel dafür. Früh verwitwet, sah sie sich gezwungen, ihre Kinder zu ernähren und groß zu ziehen. Da sie eine, für die Ansichten ihrer Zeit,

des fünfzehnten Jahrhunderts, gute Erziehung genossen hatte, bildete sie sich mit eiserner Energie weiter aus und ermöglichte es, von ihrer Schriftstellerei mit ihren Kindern leben zu können. Ihr Roman von der Rose, ihre Geschichte Karls V. machten ihr über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus einen Namen. Für die Beurteilung der Frauenfrage jener Zeit ist jedoch ihre Streitschrift „La cité des dames“ besonders interessant. Sie schilderte darin das Leben und Wirken der italienischen Juristin Novella d'Andrea, um, daran anknüpfend, für die wissenschaftliche Bildung der Frauen einzutreten, und erklärte zum Schluß, daß die Männer nur aus dem Grunde dagegen seien, weil sie fürchteten, die Frauen könnten klüger werden als sie. Christine de Pisan genießt den Ruhm, durch diese Arbeit die erste Schrift zur Frage der Emanzipation der Frauen geschrieben zu haben; sie war infolge ihres eigenen Lebenskampfes dazu vom Schicksal ausersehen. Nicht der Süden, der über seine Kinder einen solchen Überfluß an Reichtum und Schönheit ausschüttete, daß auch die Frauen nicht abseits stehen konnten, sondern die Länder Mittel- und Nordeuropas, wo der Kampf ums Dasein alle, auch die Frauen erfaßte, waren der Nährboden der Frauenfrage und der Frauenbewegung. Diejenigen, die sich der Not und Unterdrückung ihres Geschlechts zuerst bewußt wurden und sie in Worte zu fassen wagten, konnten natürlich nicht die Allermißhandeltsten sein; sie mußten auf einer gewissen Höhe der Bildung und des Verständnisses stehen. Denn die tiefste Not macht stumpf; sie zerstört alle Tatkraft; sie läßt selbst das Gefühl der Unzufriedenheit mit dem eigenen Elend nicht aufkommen.

Abb. 130. Margarete von Valois, Königin von Navarra.
Nach einer Zeichnung von Jacob, gestochen von Boutrois.

Die erste Nachfolgerin Christinens in Frankreich war darum auch eine Frau desselben Standes wie sie: Mademoiselle de Gournay, die Adoptivtochter Montaignes. Sie proklamierte die Gleichberechtigung der Geschlechter mit Ausnahme der Wehrpflicht. Einen direkten praktischen Erfolg hatten diese Bemühungen selbstverständlich nicht, aber sie wirkten im Verein mit dem Einfluß des Humanismus, dem Aufblühen von Kunst und Literatur und dem durch zunehmende Ausbeutung des Volks wachsenden Wohlstand der oberen Klassen auf die Erhöhung der Frauenbildung. Was Geist und Wissen betrifft, ragte eine Königin, die beinahe zu einer sagenhaften Gestalt geworden ist, aus der Menge gelehrter Frauen hervor: Margarete

von Navarra (Abb. 130), die Schwester Franz I. Ihre Erzählungen, ihre Gedichte, vor allem aber ihr Briefwechsel, geben den Geist des sechzehnten Jahrhunderts mit all seinem Leichtsinn und seiner Grazie lebendig wieder, sie weisen aber auch überall die Spuren der Nachahmung italienischer Vorbilder auf. Ihre gleich kluge, aber, im Gegensatz zu ihr, sittenlose Namensschwester, Margarete von Valois, die Gattin Heinrichs IV., schrieb fünfzig Jahre später einen selbständigeren Stil und verfaßte, voller Verachtung für die sie umgebende schwächliche und gemeine Männerwelt, trotzend auf ihren energischen Geist, eine Schrift über die Überlegenheit des weiblichen Verstandes.

Bedeutende Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet haben die Frauen Frankreichs jedoch nicht aufzuweisen. Eine einzige nur ragt aus der Menge hervor: Anna, die Tochter des gelehrten Philologen Tanneguy Lefèbre, und Gattin seines unbedeutenden Schülers André Dacier. Die ersten französischen Übersetzungen des Plautus und Aristophanes, des Terenz und vor allem des Homer stammen von ihr, und ihre Streitschrift: Traité des causes de la corruption du goût (Abhandlung über die Ursachen der Geschmacksverderbnis), worin sie die Angriffe Lamottes gegen die Ilias und Odyssee energisch zurückwies, hat einen dauernden Wert behalten. Daß Anna Dacier (Abbild. 131) so allein steht, ist leicht begreiflich, denn die Gelehrsamkeit, die ein Mittel geistiger Befreiung, vertieften und verfeinerten Lebens für alle hätte werden sollen, wurde zur Modelaune der „guten Gesellschaft", die sich schließlich bis zu lächerlichen Verzerrungen verstieg. Die Frauen fanden, wie in Italien, die Harmonie zwischen ihrer weiblichen Natur und ihrer wissenschaftlichen Bildung nicht. Auch sie entsagten vielfach der Liebe und der Mutterschaft, um sich ungestört ihren Studien zu widmen. So brachten zum Beispiel die Précieuses des Hotel Rambouillet die gelehrten Frauen in

Abb. 131. Anna Dacier.
Nach einem Gemälde von Ferdinand, gestochen von Gaillard.

berechtigten Verruf, und wenn Molière in seinen Lustspielen Précieuses ridicules und Femmes savantes ihrer Unnatur tödliche Streiche versetzte, so zeigte er sich damit nicht als Feind, sondern als Freund des weiblichen Geschlechts.

Weit mehr als auf die geistige Entwicklung Frankreichs hatte die Wiederbelebung des klassischen Altertums auf die Deutschlands eingewirkt. Aber die Zeiten waren zu schwer, die Masse des Volks zu arm, die Frauen zu tief befangen in dem engen Kreis ihrer häuslichen Sorgen, als daß sie in nennenswerter Weise daran hätten teilnehmen können. Erst sehr allmählich drang der Geist der neuen Zeit aus den Stuben der Gelehrten und den Hörsälen der Universitäten auch zu ihnen. Während das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die Blütezeit weiblicher Gelehrsamkeit in Italien, in Spanien, zum Teil auch in Frankreich war, setzte sie in Deutschland erst im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein. Viel früher beschäftigten sich jedoch die Humanisten mit der theoretischen Erörterung der Frauenfrage, wie sie die italienische Renaissance dadurch aufgestellt hatte, daß sie den Frauen die Pforten zur klassischen Bildung nicht verschloß. Was dort ohne Kampf unter dem unmittelbaren Eindruck der großen geistigen Errungenschaften geschah, darüber mußte der grüblerische Deutsche erst langatmige Theorien aufstellen, und der langsame, künstlich niedergehaltene Geist der deutschen Frau konnte die fremde Nahrung nur in homöopathischen Dosen vertragen. Trotz aller theoretischen Auseinandersetzungen aber blieb die weibliche Bildung auf die elementarsten Kenntnisse beschränkt; eine Charitas Pirkheimer, die im Hause ihres Bruders die Leuchten deutscher Kunst und Wissenschaft versammelt fand und, ähnlich den Prinzessinnen an den Höfen italienischer Mäcene, zwischen ihnen lebte, gehörte zu den sehr vereinzelten Ausnahmen. Der Adel war verroht, das Bürgertum beschränkt und nüchtern, die Fürstenhöfe arm und klein. Erst mit dem siebzehnten Jahrhundert trat ein Wandel ein. Aber gerade jetzt, wo die Gelehrsamkeit der Männer etwas Müdes, Unproduktives, Epigonenhaftes an sich trug, konnte auch das endlich zum Vorschein kommende Bedürfnis der Frauen nach höherer Bildung nicht in lebenspendender Weise befriedigt werden. Wohl lernten Fürstinnen und Gelehrtentöchter die klassischen Sprachen, wohl wurden Wunderkinder, wie Anna Marie Kramer, angestaunt, die mit zwölf Jahren alte Professoren in der Disputation besiegte, wohl brachten einzelne Frauen es zu einem solchen Grade von Gelehrsamkeit, daß ihre Arbeiten nicht gleich mit ihnen starben, wohl wurden Ströme von Tinte zu ihrem Lobe verschrieben, aber keine einzige, wirklich durchbildete, geistig reife und dabei weibliche Persönlichkeit ist unter ihnen zu finden. Die Gelehrsamkeit haftete nur an der Oberfläche, sie war nichts weiter als jener „Wissenskram" Fausts, den starke Naturen abschütteln wie bunte Lappen, um von innen heraus erst sie selbst zu werden. Einen Versuch der Art hat vielleicht Elisabeth von der Pfalz, die Tochter des unglücklichen Winterkönigs gemacht, die durch großes Elend zu tieferer Weltanschauung gelangte. Sie war zuerst eine eifrige Schülerin

von Descartes gewesen, mit dem sie in regem Briefwechsel gestanden hatte, und warf schließlich all ihre gelehrten Bücher beiseite, die ihr Gemüt unbefriedigt ließen, als der Hunger nach einem vollen Lebensinhalt durch alle eingelernte Weisheit nicht zu stillen war. So wandte sie sich der mystischen Sekte der Labadisten und schließlich den Quäkern zu, weil auch sie die Einheit zwischen Leben und Wissen nicht fand. Zu ihren Freunden gehörte jene weit über ihr Verdienst bewunderte Niederländerin Anna Maria von Schurmann (Abbild. 132). Man pries sie als das Wunder des Jahrhunderts, als zehnte Muse.

Abb. 132. Anna Maria von Schurmann.
Nach einem Stich von Larmessin.

Und doch litt auch sie Schiffbruch im Glauben an sich selbst und ihre Weisheit und folgte ebenfalls, eine schlichte Büßerin, dem neuen Propheten Jean Labadie.

Das Schicksal der gelehrten Königin Christine von Schweden gestaltete sich kaum anders; auch ihr Wissen wurde nicht Gehalt und Bereicherung ihres Daseins, auch sie suchte schließlich durch ihren Übertritt zum Katholizismus in der Religion das, was sie bisher nicht gefunden hatte: Befriedigung für ihr vernachlässigtes Gemüt.

III.

Das Bild des geistigen Lebens der Frau bis zur Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts würde ein unvollendetes bleiben und des eigentlichen Charakters entbehren, wenn wir neben der Frau die Herrscherin und die Salondame des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts übersehen wollten. Maria Theresia (Abb. 133) und Katharina II. von Rußland (Abb. 118) haben durch ihr Leben und Wirken interessante Aufschlüsse über das Seelenleben des Weibes geliefert. Beide waren ihrem Herrscherberuf nicht nur vollkommen gewachsen, sie überragten vielmehr an Tatkraft und Verstand Dutzende männlicher Kronenträger. Brennender Ehrgeiz charakterisiert beide, aber während Maria Theresia ihm ihre persönlichen Bedürfnisse und Neigungen vollkommen unterordnete, war bei Katharina der Ehrgeiz nicht der eiserne

Reifen, der sie einschnürte, sondern nur eine der vielen Leidenschaften, durch die ihre volle Natur zum Ausdruck kam. Maria Theresia war die „geborene Kaiserin"; alles menschlich und weiblich Persönliche erstickte bei ihr mehr und mehr unter dem Druck der einen Aufgabe, der sie sich widmete; Katharina dagegen benutzte die einem Weibe nur auf solcher Höhe des Lebens gegebene Freiheit der Entwicklung, um ihr Wesen voll auszuleben. Und das Ergebnis? Es hätte, wäre sie ein Mann gewesen, nicht anders zu sein brauchen; die Liebesleidenschaften, die ihren Günstlingen zu Einfluß und Ansehen verhalfen, waren die gleichen, die den Mätressen männlicher Herrscher ihre historische Bedeutung verliehen. Was aber bedeutungsvoller ist: Katharina, eine zum mindesten gleich hervorragende Herrscherin wie Maria Theresia, unterschied sich von ihr auch dadurch, daß sie durch ihre literarischen Leistungen, zu denen neben ihren Dramen vor allem ihre Memoiren und ihr Briefwechsel mit den führenden Männern der Zeit zu rechnen sind, einen Reichtum geistigen Lebens bekundete, der der Österreicherin versagt blieb. Der Beweis für den engen Zusammenhang zwischen der Befriedigung der Liebesbedürfnisse und der individuellen geistigen Entwicklung und Leistungskraft der Frau könnte zwar nur durch eine große Zahl vollgültiger Beispiele erbracht werden, aber im Zusammenhang mit den übrigen Erfahrungen, die wir über das Seelenleben der Frau besitzen, fällt ein einziges Beispiel wie das Katharinas schwer ins Gewicht.

Wenn von geistigen Leistungen der Frauen die Rede ist, so pflegt man, analog zu denen der Männer, darunter meist nur solche positiver Art auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet zu verstehen, zu denen man im Hinblick auf bedeutende Herrscherinnen noch allenfalls die Werke der Regierungskunst hinzurechnet. Vergessen wird das große, nach der Zahl von Bänden und Bildern nicht abzuschätzende Gebiet geistigen Einflusses der Frauen auf ihre Zeit und deren männliche Repräsentanten. Und doch ist das sich hier dokumentierende geistige Leben der Frau oft für die Menschheitsentwicklung bedeutungsvoller gewesen, als manche spitzfindige Untersuchungen weiblicher Gelehrter.

Von diesem Standpunkt aus verdient die Salondame des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im allgemeinen nicht die Geringschätzung, die man ihr heute zu teil werden läßt. Verglichen mit der Frau der Renaissance sieht sie freilich aus wie ein zierliches Spielzeug neben einem klassischen Kunstwerk. Wie die Mode alle Natur unterdrückte, die Taille gewaltsam einzwängte, die Hüften durch Reifröcke ins Ungeheuerliche vergrößerte, die Haare durch Puder ihrer Farbe beraubte, das Gesicht durch Schminken und Schönpflästerchen zur Maske machte, so waren auch vielfach alle natürlichen Gefühle erstickt und verzerrt. Wie eine ansteckende Krankheit griff die sittliche Korruption um sich, der Liebe nicht die höchste Triebkraft des Lebens, sondern nur Mittel der Genußsucht war. Und trotzdem hat die weibliche Psyche auch in dieser Zeit ihre Flügel geweitet. Gestalten wie die Marquise Pompadour, deren lebendige Persönlichkeit

der Kunst ihrer Zeit zu wundervoller Blüte verhalf, deren fruchtbringender Einfluß auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens zu spüren war, oder Erscheinungen wie Mademoiselle de Lespinasse, wie Ninon de l'Enclos (s. Bd. II, Abb. 172), in deren Salons die ersten Geister der Zeit ihre Inspirationen empfingen, dürfen nicht vom Kothurn des Sittenrichters aus verurteilt werden, weil ihr Liebesleben sich nicht in traditionelle Formen zwängen ließ. Die Memoiren und Briefwechsel jener Zeit enthüllen vielfach einen Reichtum geistigen Lebens und eine Wärme der Empfindung, die ihre Entstehung niemals dem Sumpfboden des Lasters verdanken kann, sondern nur beweist, daß für die weibliche Psyche wie für die männliche die freie Luft der Außenwelt Lebens- und Entwicklungsbedingung ist. Zwang und Unterdrückung hat noch immer im besten Fall Sklaventugenden erzeugt, vor allem aber Sklavenlaster und Sklavengesinnung. Alles was als Herzens- und Geisteseigenschaften der Frauen bisher gescholten und gepriesen wurde, kann daher als natürliches Geschlechtsmerkmal erst dann bezeichnet werden, wenn die äußeren Unterdrückungen und Entwicklungshemmungen beseitigt sind.

Abb. 133. Kaiserin Maria Theresia von Österreich.
Nach einem Gemälde von Martin de Meytens, gestochen von Andr. Kilian.

Wenn die Renaissance, deren Spuren sich bis zu Ninon de l'Enclos verfolgen lassen, — jener Frau, deren dauernder Ruhm es sein wird, die antike Freude an der körperlichen Schönheit wieder belebt und aufs neue gezeigt zu haben, daß die Schönheit die Lebenswerte steigern kann, wie der Geist, — die Fesseln löste, unter denen das Herz der Frauen nicht natürlich zu schlagen vermocht hatte, so ist die Erziehungsmission des achtzehnten Jahrhunderts zweifellos die gewesen, den Verstand der Frauen — wenn auch oft auf Kosten ihres Herzens — zu schärfen. Ihr kritisches Urteil entwickelte sich in einem bisher noch unbekannten Grade. Sie wurde die

Herrscherin nicht nur im Reiche der Geselligkeit, der Mode, der schönen Künste, sondern auch in dem der Politik. Die Könige, die Minister und Diplomaten wurden in ihren Entschlüssen von ihr gelenkt, in ihren Sympathien und Antipathien von ihr beeinflußt. In den Salons der Gräfin Boufflers, der Estrades, der Herzogin von Gramont, der Prin und der Langeac liefen die Fäden der inneren und äußeren Politik zusammen. Das Reich der Frauen war, wie Montesquieu sagte, ein Staat im Staate: „Wer die Minister handeln sieht und die Frauen nicht kennt, die sie beherrschen, ist wie jemand, der eine Maschine arbeiten sieht, aber die Kräfte nicht kennt, durch die sie bewegt wird." Diese Hintertreppenpolitik, die die Frauen allein treiben konnten, weil sie öffentliche Rechte nicht besaßen, mußte auf ihren Charakter nachteilig wirken, denn je schlauer und intriganter sie waren, desto mehr erreichten sie. Aber auf der anderen Seite wurde ihr Interesse am öffentlichen Leben dadurch geweckt, sie lernten es mit eigenen Augen betrachten, und so haben die Salondamen des ancien régime den Weg für die Heldinnen der Revolution mit bahnen helfen.

Wenn wir nun aber diese ganze Zeit und die Stellung der Frau in ihr überblicken, so fällt eins sofort in die Augen: trotz des Einflusses der Frauen, trotz der großen Rolle, die sie spielten, trotz der Entwicklung ihres kritischen Urteils, fehlt es fast ganz an selbständigen schöpferischen Leistungen sowohl auf dem Gebiete der Wissenschaft, als auf dem der Kunst. Daß Dichtungen der minderwertigsten Art, deren Autoren Frauen waren, Anerkennung, ja begeistertes Lob finden konnten, ist wohl das deutlichste Zeichen von der allgemeinen sich dokumentierenden Unfähigkeit der Frauen zu schöpferischer Arbeit. Unter Gottscheds Einfluß wurden in Deutschland Frauen zu Dichterinnen „gekrönt", die, wie Frau von Ziegler oder die Zäunemann und andere, nichts weiter als eitle Reimschmiede jämmerlichster Art waren, oder deren Werke, wie die der Frau Gottsched, alle Zeichen des erquälten Berühmtseinwollens an sich tragen. Wie in gewissen Kreisen des französischen Adels die jungen Mädchen zu dem erwünschten „Beruf" der Königsmätressen erzogen wurden, so wurden, vor allem in den Kreisen des deutschen Gelehrtentums, die Töchter zu Dichterinnen oder Gelehrtinnen künstlich dressiert. Dorothea Erxleben, die mit ausdrücklicher Erlaubnis des jungen Königs von Preußen 1755 in Halle zum Doktor promovierte, mochte noch eine der besten unter ihnen gewesen sein. Selbst die einstmals weltberühmte Anna Luise Karschin (Abb. 134), deren natürliches Talent durch die Dressur, die ihre Bewunderer ihr angedeihen ließen, zu einer Reimerei sich hergeben mußte, bei der der Wertmesser die größere oder geringere Fixigkeit war, kann uns nur tragikomisch erscheinen. Die einzige Frau, die uns innerhalb des deutschen Geisteslebens als Vollmensch erscheint und der die deutsche Bühnenkunst ihre Erlösung vom Hanswurst verdankt, durch den sie bisher in der niederen Sphäre bloßer Possenreißerei hatte vegetieren müssen, ist Friederike Karoline Neuber (Abb. 135), eine

fahrende Komödiantin. Sie war durch das Leben, nicht durch die lateinische Grammatik erzogen worden.

Die Ursachen der allgemeinen geistigen Unfruchtbarkeit der Frauen auf der einen, und ihrer vereinzelten, aber ganz unzulänglichen Leistungen auf der anderen Seite liegen für den Kenner der Zeit auf der Hand: die geistreichen Herrinnen der Salons und die großen Liebesdamen (grandes amoureuses) verachteten die Mutterschaft und verleugneten das Kind. Kaum geboren, schickte es die Mutter aufs Land zu einer Amme; es selbst zu nähren, verbot die Rücksicht auf die Gestalt. Zurückgekehrt, wurde es einem Hofmeister oder einer Gouvernante übergeben, die so früh als möglich einen jungen Herrn oder eine junge Dame aus ihnen machten. Während dessen ging die Mutter dem Vergnügen nach, ohne selbst zu ahnen, daß sie im Grunde nur suchte, was ihr verlassenes Kind ihr hätte geben können: ein innerlich reiches Leben. Da sie selbst nur ein verkrüppelter Mensch blieb, wie konnte sie Großes und Ganzes schaffen? Versuchte man aber, statt einer Salondame eine Gelehrte oder eine Dichterin aus der Frau zu machen, so war das einzige Ziel: daß ihre Leistungen denen der Männer gleich sein sollten. Also hier wie dort: eine künstliche Unterdrückung der spezifisch weiblichen Natur.

Abb. 134.
Anna Luise Karschin.

Es war Rousseau, der mit genialem Scharfblick die Krankheit sah, die am Lebensnerv des Weibes fraß, der ihren Ursachen nachspürte und sie unnachsichtlich aufdeckte. Mochte er mit seiner Heilungsmethode auch über das Ziel hinausschießen, indem er die Frau, im Gegensatz zu allem, was er sah, nur im Haus und für das Haus erzogen wissen wollte, so wog diese Übertreibung leicht gegenüber dem Dienst, den er den Frauen leistete. Er eroberte den Kindern die Kindheit, den Frauen die Weiblichkeit zurück, und sein erlösendes Wort für die eingeschnürte Frauenseele war: werde Mutter! Er vernahm, wie alle großen Reformatoren, das wortlose Seufzen und Sehnen seiner Mitmenschen und fand die ersten Worte dafür. Zahllose begrüßten ihn wie einen Erlöser; sagte er doch nur, was sie selbst dumpf empfunden hatten, wies er ihnen doch nur den Weg, den sie selbst, unsicher tappend wie Blinde, längst schon suchten. Madame d'Epinay hat der Wirkung, die von ihm ausging, in ihren Memoiren den schönsten Ausdruck gegeben.

„Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ich wäre ein tönend Erz und eine klingende Schelle —", das gilt vor allem für die Frauen. Kein Recht, keine Freiheit kann ihnen

nutzen und sie zu schaffenden Menschen machen, auch kein Ausleben ihres Geschlechtsempfindens, wenn sie des Gutes sich berauben lassen, mit dem die Natur nur sie allein auszeichnete: die Mutterliebe. Aus ihr entspringen erst die tiefsten sozialen Instinkte der Frau: das Mitleid und der Opfermut.

IV.

Alle großen revolutionären Bewegungen haben ihre Kämpferinnen und Märtyrerinnen gehabt. Mitleidige, opfermutige Menschenliebe führte die Frauen zum Kreuz und zum Schafott, während Freiheit und Gerechtigkeit die Leitsterne ihrer männlichen Kampf- und Leidensgenossen gewesen sind.

Daß die Freiheitskämpfe, in denen das achtzehnte Jahrhundert seinen Geist aushauchte, von den besten Frauen ihrer Zeit verstanden, angefeuert und mitgekämpft wurden, ist das Verdienst der geistigen Revolution, die ihnen vorausging, und deren für das weibliche Geschlecht wichtigster Träger Rousseau gewesen ist. Wie seine Ideen gerade die Frauen erobert hatten, beweisen die Memoiren und Briefwechsel jener Zeit. Mit neun Jahren las Manon Philipon, später Madame Roland (Abb. 136), den Plutarch und begeisterte sich an den Gestalten antiker Helden, mit vierzehn Jahren verlor sie, eine Klosterschülerin, durch die Schriften Diderots und d'Alemberts ihren Glauben und wurde eine feurige Schülerin Rousseaus; ähnlich entwickelte sich ihre reizende Rivalin in der Herrschaft über die Helden der Anfänge der Revolution, Sophie de Grouchy, Marquise de Condorcet, deren erstes Andachtsbuch Marc Aurels Meditationen war, und die mit kaum zwanzig Jahren Voltaires und Rousseaus Geist in sich aufnahm, um ihnen bis zum Ende treu zu bleiben. Aber auch andere

Abb. 135. Friederike Karoline Neuber.

Frauen, die in der Geschichte der Revolution eine Rolle zu spielen nicht bestimmt waren, nährten ihren Geist an denselben Quellen und gaben ihren Kindern, denen sie sich, beeinflußt durch Rousseau, wieder zu widmen lernten, das Beste, was sie selbst besaßen. Es ist kein Zufall, daß die Zeit der ersten Begeisterung für „Emile" mit der Zeit der Geburt und Kindheit der Helden der Revolution, der Robespierre, Danton, Desmoulins und vieler anderer zusammenfällt, denn in den Händen ihrer Mütter lag der Contrat social, mit der Muttermilch sogen sie die Ideale der Freiheit und Gleichheit ein. Die Theorien der Denker, die Träume der Philosophen appellierten wie nie zuvor an das Gefühl und machten daher die Frauen zu ihren glühendsten Vertreterinnen. In ihren Salons versammelten sich die führenden Geister und achteten ihr Urteil als ein dem der Männer durchaus gleichwertiges, die ganze Geselligkeit war erfüllt von jenem elektrischen Fluidum, dem niemand sich entziehen kann, der in seinen Strom gerät, und das alle schlummernden Kräfte des Geistes zu reger Betätigung auslöst. Während der eine Teil der Frauen sich damit begnügte, für Natur, Freiheit und Gleichheit zu schwärmen, zog der andere die Konsequenzen der neuen Wahrheit und griff nicht nur urteilend, sondern auch leitend in das Getriebe der inneren Politik ein.

Nach „Emma Adler, Die berühmten Frauen der französischen Revolution".

Abb. 136. Madame Roland.

Bei der Beurteilung der Teilnahme der Frauen Frankreichs am politischen Leben darf aber ein Umstand nicht außer acht gelassen werden: der Einfluß Amerikas. Wie er sich in der Erklärung der Menschenrechte in der Nationalversammlung geltend machte, und der freiheitliche Luftzug, der von den Unabhängigkeitskriegen ausging, manch mittelalterlichen Trödel aus

Europa austreiben half, so ist auch die Frauenbewegung der Revolutionszeit in vielen ihrer Züge auf ihn zurückzuführen.

Die Frauen Amerikas schürten von Anfang an den Widerstand ihres Vaterlandes gegen die englische Herrschaft. Mercy Otis Warren, die Schwester des feurigen Freiheitskämpfers James Otis, vereinigte in ihrem Salon die Führer der Bewegung; als sogar Washington von der endgültigen Trennung der Kolonien vom Mutterlande noch nichts wissen wollte, forderte sie die Unabhängigkeit Amerikas. Sie stand mit Jefferson in lebhaftem Briefwechsel, und die Unabhängigkeitserklärung zeigt deutlich die Spuren ihres Geistes. Sie und ihre Freundin Abigail Smith Adams, die Gattin des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, waren aber auch die ersten Vorkämpferinnen der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Als im Jahre 1776 der kontinentale Kongreß die Verfassung zu beraten hatte, schrieb Abigail Adams ihrem Gatten: „Wenn die künftige Verfassung den Frauen keine gründliche Aufmerksamkeit schenkt, so sind wir zur Rebellion entschlossen und halten uns nicht für verpflichtet, uns Gesetzen zu unterwerfen, die uns keine Stimme und keine Vertretung unserer Interessen zusichern." Zu gleicher Zeit verlangte sie die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den öffentlichen Schulen und begründete ihre Forderung, indem sie erklärte, daß ein Staat, der Helden, Staatsmänner und Philosophen hervorbringen wolle, zuerst wahrhaft gebildete Mütter haben müsse. Infolgedessen wurden die Schulen den Frauen geöffnet, während der Wunsch nach politischer Gleichberechtigung für die Gesamtheit der Vereinigten Staaten unerfüllt blieb. Nur New-Jersey und Virginia verliehen als erste Staaten der Welt ihren weiblichen Bürgern das Wahlrecht — eine gesetzgeberische Tat, die weit über die Grenzen Amerikas hinaus das größte Aufsehen erregte.

Alle diese Tatsachen zusammengenommen fachten die Begeisterung für die Frauenbewegung in Frankreich zu hellen Flammen an. Da der Boden dafür vorbereitet war, konnte sie nicht unfruchtbar bleiben. Der Wunsch nach höherer Bildung, um durch sie wirkungsvoller in die Kämpfe der Zeit eingreifen zu können, machte sich zunächst geltend. Die Konversation in den Salons, die Privatlektüre genügten nicht mehr, und so wurde im Jahre 1786 unter Leitung von Montesquieu, Laharpe und Condorcet ein Lyzeum gegründet, das bald der Sammelpunkt der hervorragendsten Frauen wurde, denen sich ein kleiner Kreis von Männern — im ganzen etwa siebenhundert Personen — anschloß. Die letzten der Enzyklopädisten und ihre Nachfolger lasen dort über Mathematik, Chemie, Physik, Geschichte, Literatur und Philosophie; aber unter dem Gluthauch der Revolution wurden ihre gelehrten Vorlesungen bald zu feurigen Agitationsreden. Laharpe erschien in der phrygischen Mütze auf der Tribüne, und die Schüler, zu denen Madame Roland, Marquise Condorcet und Madame Tallien gehörten, wurden aus Zuhörern handelnde Personen in dem Drama, das sich draußen entwickelte.

Die geistige Emanzipation der Frauen, ihre Teilnahme am öffentlichen Leben beschränkte sich aber von nun an nicht mehr allein auf die Gebildeten und Begüterten. Keine Gelehrsamkeit gehörte dazu, um die Not der Massen zu begreifen, nur ein offenes Auge und ein warmes Herz. Der Zug der Frauen des Volkes nach Versailles, jenes dramatische Vorspiel der Revolution, war nicht nur von der persönlichen Not diktiert worden, es war die starke, weibliche Empfindung, die in jedem natürlichen Weibe allen Leidenden und Geknechteten gegenüber Mutterliebe und Mutterſorge auslöst, die die Ärmsten und Verachtetsten zu Trägern weltgeschichtlicher Momente machte.

Zwei Persönlichkeiten können in dieser an weiblichen Originalen so reichen Zeit als typisch betrachtet werden: die Französin Olympe de Gouges (Abb. 137) und die Engländerin Mary Wollstonecraft. Olympes eigentlicher Name war Marie Gouze, ihre Eltern einfache Bürger von Montauban; doch scheint es nicht ausgeschlossen, daß sie einem Verhältnis ihrer Mutter Olympe — nach der sie sich später nannte — mit dem Dichter Le Franc de Pompignan ihr Dasein verdankte. Noch sehr jung heiratete das blühend schöne Mädchen, deren bourbonische Züge zu dem Gerücht Anlaß gaben, daß Ludwig XV. ihr Vater gewesen sei; aber schon nach wenigen Jahren warf sie die Fesseln ihrer tief unglücklichen Ehe von sich. Olympe begab sich nach Paris, wo sie trotz ihrer sehr mangelhaften Bildung infolge ihres sprühenden Geistes und ihrer Schönheit der Mittelpunkt fröhlicher Geselligkeit wurde. Daß das unerfahrene Geschöpf dabei ihr Herz vor stürmischen Leidenschaften nicht behüten konnte, darf nicht wundernehmen. Sie lernte die Abgründe und die Höhen des Lebens nach jeder Richtung kennen, ehe sie dazu gelangte, die Vorkämpferin ihres Geschlechts zu werden. Ihre reiche Phantasie suchte sich zunächst einen Ausweg in literarischer Produktion für das Theater, natürlich, trotz geistreicher Aperçus, bei ihrer geringen Bildung mit wenig Erfolg. Bald jedoch wandte sie unter dem Eindruck der fortschreitenden Revolution dieser Tätigkeit und ihrem ganzen bisherigen Leben den Rücken. „Ich brenne darauf," schrieb sie, „mich der Arbeit für das öffentliche Wohl rückhaltlos in die Arme zu werfen." Sie tat es mit der ganzen Energie ihres Charakters. Ihre Genialität überwand spielend alle Schwierigkeiten, die ihr entgegenstanden. Das Elend des Volkes und ihres Geschlechts war es, was ihr ungewöhnliche Kräfte verlieh. Sie überraschte nach dem Urteil der Zeitgenossen immer wieder durch den Reichtum ihrer Ideen und die Macht ihrer Sprache.

Nach „Emma Adler, Die berühmten Frauen der französischen Revolution".

Abb. 137. Olympe de Gouges.

Selbst die Nationalversammlung hörte staunend dieser glänzenden Rednerin zu und folgte vielfach ihren praktischen Anregungen. Aus allem aber, was sie schrieb und sagte, sprach die weibliche Natur in ihren schönsten Zügen. Angesichts der Hungersnot veranlaßte sie durch einen öffentlichen Aufruf und durch ihr Beispiel, daß zahlreiche Frauen in wetteiferndem Opfermut ihren Schmuck dem Staate schenkten. Ergreifend schilderte sie das Elend im Armenhaus von St. Denis und beschäftigte sich mit der brennenden Frage der Zunahme der Bettelei. Zuerst verlangte sie Einrichtung öffentlicher Unterstützungskassen zu seiner Bekämpfung, dann aber, als ihr das Erniedrigende des Almosenempfanges zum Bewußtsein kam, agitierte sie in Wort und Schrift für die Errichtung staatlicher Musterwerkstätten für Arbeitslose, ein Gedanke, der teilweise zur Verwirklichung kam.

Alle diese Bestrebungen aber waren gegenüber ihrer Tätigkeit zu Gunsten ihres eigenen Geschlechts nur von vorübergehender Bedeutung. Auf dem Gebiete der Frauenbewegung war ihr Auftreten epochemachend. Schon in ihrer Adresse an die Frauen hatte sie ausgerufen: „Ist es nicht Zeit, daß auch unter uns Frauen eine Revolution beginnt? Sollen wir immer vereinzelt sein? Werden wir nie an der Gestaltung der Gesellschaft tätigen Anteil nehmen?“ Als dann die Erklärung der Menschenrechte erschien und alles begeisterte, veröffentlichte sie ein Manifest, die Erklärung der Rechte der Frauen, das in kurzen kräftigen Zügen das Programm der Frauenbewegung enthält. Nach einigen einleitenden Worten, in denen sie nachweist, daß das Verkennen, Vergessen oder Verachten der Rechte der Frauen die Ursache nationalen Unglücks und sittlicher Korruption wäre, fährt sie fort:

„Die Frau ist frei geboren und von Rechts wegen dem Manne gleich. Das Ziel jeder gesetzgebenden Gemeinschaft ist der Schutz der unveräußerlichen Rechte beider Geschlechter: der Freiheit, des Fortschritts, der Sicherheit und des Widerstands gegen die Unterdrückung . . . Die Ausübung der Rechte, die der Frau von Natur gebühren, ist aber bisher in engen Schranken gehalten worden. Aus der Gemeinschaft von Männern und Frauen besteht die Nation, auf der der Staat beruht; die Gesetzgebung muß der Ausdruck des Willens dieser Allgemeinheit sein. Alle Bürgerinnen müssen ebenso wie alle Bürger persönlich oder durch ihre gewählten Vertreter an ihrer Gestaltung teilnehmen. Sie muß für alle die gleiche sein. Daher müssen alle Bürgerinnen und alle Bürger, entsprechend ihren Fähigkeiten, zu allen öffentlichen Stellungen, Auszeichnungen und Berufen gleichmäßig zugelassen werden; nur die Verschiedenheit ihrer Tugenden und Talente dürfen den Maßstab für ihre Wahl abgeben. Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen; die Tribüne zu besteigen, sollte sie dasselbe Recht haben. Die Rechte der Frau aber sollen der Wohlfahrt aller, und nicht dem Vorteil des Geschlechts allein dienen.

„Die Frau trägt ebenso wie der Mann zum Vermögen des Staates bei, sie hat dasselbe Recht wie er, über dessen Verwaltung Rechenschaft zu

fordern. Eine Verfassung ist ungültig, wenn nicht die Mehrheit aller Individuen, aus denen die Nation besteht, an ihrer Gestaltung mitgearbeitet hat ... Erwacht, ihr Frauen! ... die Fackel der Wahrheit hat die Wolken der Torheit und der Tyrannei zerstreut; wann werdet ihr sehend werden? Vereint euch; setzt der Kraft der rohen Gewalt die Kraft der Vernunft und Gerechtigkeit entgegen. Und bald werdet ihr sehen, wie die Männer nicht mehr als schmachtende Anbeter zu euren Füßen liegen, sondern, stolz darauf, die ewigen Rechte der Menschheit mit euch zu teilen, Hand in Hand mit euch gehen."

Ihre Erklärung blieb nicht ohne Folgen. Zahlreiche Broschüren für und gegen die Forderungen der Frauen erschienen. Aus der unbedeutenden Modenzeitung Journal des femmes entstand die erste Zeitschrift für die Frauenbewegung: l'Observateur féminin. Die Nationalversammlung wurde mit Petitionen bestürmt, die politische und soziale Gleichstellung verlangten. „Ihr habt eben die Privilegien abgeschafft, beseitigt auch die des männlichen Geschlechts," hieß es in der einen, „das Volk wird in den Besitz seiner Rechte eingesetzt, die Neger werden befreit, warum befreit man nicht auch die Frauen?" in der anderen.

Olympe de Gouges hielt in richtiger Erkenntnis den Augenblick für gekommen, die vereinzelten Kämpferinnen für Frauenrechte zu vereinigen, um ihrem Vorgehen größeren Nachdruck zu verleihen. Sie gründete die ersten politischen Frauenvereine, deren Leiterin und glänzendste Agitatorin sie wurde. Leider sollte ihrer Wirksamkeit ein frühzeitiges Ende bereitet werden. Ihrem Gefühl widerstrebte jede Grausamkeit, die sie im Namen der Freiheit verüben sah, und sie gehörte nicht zu denen, die es verstehen, der Klugheit zuliebe die Sprache des Gewissens zum Schweigen zu bringen. „Selbst das Blut der Schuldigen, das grausam vergossen wurde, schändet die Revolution," rief sie aus. Wohl war sie eine begeisterte Republikanerin; schon im Jahre 1789 hatte sie in einem Brief an die Nationalversammlung die Absetzung des Königs gefordert und angesichts der Hungersnot in einer Adresse an ihn ausgerufen: „Es ist Zeit für Sie, um sich selbst und um ihr Volk zu zittern. Wollen Sie über Pyramiden von Toten und Berge von Asche regieren?" Aber gegen die Art, wie der Prozeß des Königs geführt wurde, empörte sich ihr mitleidiges Herz. „Wenn ihr mit rauher Hand den Baum der Monarchie umhaut, hütet euch, daß ihr nicht unter ihm begraben werdet," schrieb sie. Schon dieser Ausspruch erregte Verdacht. Man warf ihr vor, von den Royalisten gekauft zu sein, wogegen sie sich mit dem Hinweis auf ihre Armut — sie hatte den Armen alles gegeben, was sie besessen hatte — zu verteidigen suchte. Man wollte jedoch der unbequemen Mahnerin nicht trauen, die durch ihre Beredsamkeit die Massen hinzureißen verstand, und klagte sie im Jakobinerklub an, an der Spitze einer royalistischen Verschwörung zu stehen, zu der sie, als natürliche Tochter Ludwigs XV., sich besonders berufen fühle. Statt nun in ihren öffentlichen Angriffen auf die Führer der Revolution vorsichtiger zu werden,

wurde sie nur noch rücksichtsloser, denn das Todesurteil über den König versetzte sie in die äußerste Erregung. Sie sah darin nicht nur eine Grausamkeit, sie fürchtete auch die Folgen für die Entwicklung der Revolution: „Blut verwandelt die Geister und Herzen; eine tyrannische Regierungsform wird nur von der anderen abgelöst werden." In dem Bedürfnis, nichts unversucht zu lassen, um das Verhängnis, das sie nahen sah, abzuwenden und in dem allen leidenschaftlich empfindenden Naturen gemeinsamen Drang, bis zum äußersten für ihre Überzeugung einzustehen, bot sie sich dem Konvent zur Verteidigung des Königs an. Nach seiner Hinrichtung schrieb sie, ungeachtet der Gefahr, die sie heraufbeschwor, die schärfsten Pamphlete, in denen sie besonders Robespierre heftig angriff und prophetisch ausrief: „Auch dein Thron ist einst das Schafott." Dabei versuchte sie, auch auf die Frauenvereine in ihrem Sinne Einfluß zu üben und erreichte vielfach, daß diese eine drohende Haltung einnahmen und öffentlich für die Opfer der Guillotine Partei ergriffen. Olympe de Gouges konnte dem Schicksal, das sie selbst heraufbeschwor, nicht lange entgehen. Im Sommer 1793 — sie war fünfundvierzig Jahre alt — wurde sie verhaftet, am 3. November fiel ihr Kopf unter dem Fallbeil.

Mary Wollstonecraft (Abb. 138) wirkte mehr durch ihre Feder, als durch ihre Rede. Ein Leben voll innerer und äußerer Kämpfe und Entbehrungen hatte sie die Leiden ihres Geschlechts kennen gelehrt. In ihrem Berufe als Lehrerin hatte die Erziehungs- und Bildungsfrage sie schon lebhaft beschäftigt, so daß sie als ihre erste literarische Arbeit eine kleine Schrift über die Erziehung junger Mädchen erscheinen ließ. Ihr folgten eine ganze Anzahl Übersetzungen aus dem Deutschen und einige selbständige Arbeiten, die ihre Existenz sicherten und sie zugleich in persönliche Beziehungen zu ihrem Verleger Johnson brachten, bei dem sie einen geistig anregenden Verkehr fand. Er selbst wie alle seine Gäste verfolgten die Ereignisse der französischen Revolution mit stürmischer Begeisterung; war doch Thomas Paine, auf dessen Haupt der Lorbeer der amerikanischen Freiheitskriege sich mit dem des Pariser Bastillensturmes vereinigte, derjenige, der den Ton angab und in Johnsons Salon die Menschenrechte verkündete. So wurde Mary Wollstonecraft in den Strom der Revolutionsbewegung hineingezogen, und Burkes Angriff auf sie gab den Anstoß, daß die feurige Frau sich öffentlich zu ihren Idealen bekannte: „Die Rechtfertigung der Menschenrechte" hieß die kleine Schrift, die den Namen der Verfasserin über den Kreis ihrer Freunde hinaus bekannt machte. Aber sie war nur das Vorspiel und die Einleitung ihres Hauptwerkes, der „Verteidigung der Rechte der Frauen", das sie, in der Hoffnung, auf die Neugestaltung des französischen Schulwesens Einfluß üben zu können, Talleyrand widmete. Ihrer leidenschaftlichen Erregung folgend, brachte sie die umfangreiche Schrift in wenigen Wochen zu Papier, ohne sich zu ruhigem Nachdenken Zeit zu lassen. Sie trägt denn auch die Spuren ihrer Entstehung an sich und besteht aus völlig ungeordneten, oft sprunghaft wechselnden Gedanken, die aber ohne

Ausnahme von der Originalität Mary Wollstonecrafts und der Schärfe ihrer Beobachtung zeugen. Den größten Nachdruck legt sie auf die Erziehung, in deren Vernachlässigung sie die Ursache der Fehler und Schwächen des weiblichen Geschlechts sieht. Auf einen ungesunden Geist führt sie das Verhalten der Frauen zurück und vergleicht ihn mit einer Pflanze, die in zu üppigem Boden steht und schöne Blüten, aber keine Früchte hervorbringt. Es werden wohl „Damen", aber keine Frauen erzogen, man lehre sie Sitten, aber keine Moral, man richte ihr Streben auf Eitelkeiten und nichtigen Tand, aber nicht auf ernste Ziele, man gewöhne sie, sich mit Spielereien zu beschäftigen und durch Vergnügungen zu zerstreuen, statt sie an Arbeit zu gewöhnen und ihre Muße den Freuden der Kunst, Natur und der Wissenschaft zu widmen. So werden jene schwachen, gedankenlosen Wesen geradezu gezüchtet, denen ihre eigenen Züchter, die Männer, nachträglich ihre Schwäche und Gedankenlosigkeit zum bittersten Vorwurf machen. Wer aber ihre Erziehung genauer betrachte, könne sich nicht wundern, daß sie Vorurteilen zum Raub fallen, unselbständig urteilen und zu blindem Autoritätsglauben geneigt sind. Sie seien durch die sie umgebenden Verhältnisse tatsächlich minderwertige Menschen geworden. Weil sie aber nur künstlich so herabgedrückt worden seien, dürfe man nicht das weibliche Geschlecht als solches nach seinem gegenwärtigen Stand beurteilen. Erst gebe man den Frauen Raum, sich zu entwickeln, ihre Kräfte zu betätigen, dann bestimme man, welche Stelle auf der geistigen und sittlichen Stufenleiter sie einnehmen. Wenn sie dann zu vernünftigen Wesen erzogen worden seien, dürfen sie auch nicht mehr als Sklaven behandelt werden und müssen dieselben Rechte genießen wie die Männer.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 138. Mary Wollstonecraft.
Nach einem Gemälde von John Opie.

In Bezug auf diesen Punkt erweist sich Mary Wollstonecraft ihrem Gesinnungsgenossen Condorcet gegenüber als die Vorsichtigere, Zurückhaltendere. Während er auf Grund der überall gleichen Menschenrechte dem weiblichen Geschlecht die politische Gleichberechtigung zuerkennt und die Unwissenheit der Frauen nicht zum Vorwand der Ungleichheit nimmt,

weil auch die Männer keiner Prüfung ihrer Geisteskräfte unterliegen, ehe sie als vollwertige Staatsbürger anerkannt werden, erklärt sie die Reform der Erziehung für die Voraussetzung der Reform der Gesetze.

In allen anderen Teilen ihres Werkes jedoch ist sie die echte Schülerin der Revolution. Nicht nur, daß sie in vielen ihrer abschweifenden Gedanken das Königtum, die stehenden Heere, die Aristokratie heftig angreift, sie erörtert auch das Problem der Armut und erklärt sie für eine der wesentlichen Ursachen der Laster und Verbrechen. Für die Frauen folgert sie daraus die Notwendigkeit, wirtschaftlich unabhängig vom Mann zu sein. Diese, auch im modernen Sinn radikale Forderung ist von ihr zuerst ausgesprochen worden und erhebt sie in die Reihe der aufgeklärtesten und weitblickendsten Vorkämpfer der Frauenbewegung. Aber auch in anderer Beziehung war sie ihrer Zeit voraus: im Namen der Keuschheit, die für beide Geschlechter dieselbe sein müsse, forderte sie, daß Knaben und Mädchen gemeinsam in öffentlichen Schulen erzogen werden. Nur wo ein kameradschaftlich harmloser Verkehr und geistiger Wetteifer zwischen den Geschlechtern von früh an zu finden sei, werde die Liebe zwischen Mann und Weib eine reinere und tiefere, werden die Ehen glücklichere sein. Neben die geistige solle auch die körperliche Erziehung treten, damit ein kräftigeres, schöneres Geschlecht heranwachse, damit das Vaterland Mütter habe, die gesunde Kinder hervorzubringen und zu erziehen im stande seien.

Damit ist der Grundton ihres ganzen Buches angeschlagen: um ihres heiligen Naturberufes, um des kommenden Geschlechtes willen, das aus ihrem Schoße hervorwächst, von ihrem Körper und von ihrem Geist seine erste, die spätere Entwicklung bestimmende Nahrung empfängt, soll das Weib dem Manne ebenbürtig zur Seite stehen, ein freier Bürger wie er.

Gerüstet für den Kampf, der ihr bevorstand: den Kampf um die Befreiung ihres eigenen Geschlechts aus den Banden wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Versklavung, stand die Frau vor den Toren des neunzehnten Jahrhunderts. Noch konnte ihr Werk nicht für sie sprechen: aber der Marmor wartete, daß sie ihn behaue, die stumme Sprache, daß sie ihr Leben gebe, der Ton, daß sie ihn zur Melodie erwecke, und die Menschheit vor allem, die grenzenlos leidende, daß das befreite Weib sie befreien helfe.

V.

Die wirtschaftliche Entwicklung erwies sich als die größte Emanzipatorin der Frau: sie zerstörte auf der einen Seite ihre alte Welt, die ihre Gedanken ausgefüllt, ihre Arbeitskraft in Anspruch genommen, aber auch ihren geistigen Horizont streng umschlossen hatte — die Welt des Hauses; und sie trieb sie auf der anderen Seite mit der Peitsche der Not hinein in den Kampf ums Dasein, in das Erwerbsleben außerhalb des Hauses. Wenn die Frauen auch immer gearbeitet hatten, ihre Arbeit, auch wenn sie Erwerbsarbeit gewesen war, hatte sich fast stets innerhalb der vier Wände der Häuslichkeit abgespielt. Der Weg in die Fabrik, in die Werk-

statt, in das Operationszimmer des Arztes, auf das Katheder, auf den Richterstuhl führte sie zugleich in das öffentliche Leben, in den Interessenkampf der Klassen und Parteien. Mochten in früheren Jahrhunderten einzelne Frauen, begünstigt durch glückliche Lebensumstände, getrieben durch starke persönliche Begabung, aus der engen Sphäre ihres Geschlechts schaffend, handelnd und lehrend herausgetreten sein, mochten andere, vorausschauend, der kommenden Emanzipation ihres Geschlechtes die Wege gewiesen haben, — eine Frauenbewegung konnte erst entstehen, sobald Massen von Frauen der Notwendigkeit gegenüberstanden, auf gleichen Gebieten wie der Mann ihr Brot zu verdienen.

Den Frauen und Töchtern des arbeitenden Volkes standen Fabriken und Werkstätten weit offen. Kein Vorwand zarter Rücksichtnahme auf die mögliche Gefährdung ihrer Weiblichkeit hinderte die Unternehmer daran, ihre billige Arbeitskraft zur Erhöhung ihres Profits und zum Druck auf die Männerlöhne zu benutzen. Die Töchter des bürgerlichen Mittelstandes dagegen, die mehr und mehr auf sich selbst angewiesen waren, weil die Ehe ihnen immer weniger als einzige Versorgung in sicherer Aussicht stand, sahen sich verschlossenen Türen gegenüber. Was die Proletarierinnen besaßen — die Zulassung zu männlichen Berufen —, das mußten die Frauen der Bourgeoisie erst erkämpfen. Darum war die Frauenbewegung in ihrem Ursprung eine rein bürgerliche Bewegung. Sie war aber auch — und das hat ihr für lange Zeit hinaus ihr besonderes Gepräge verliehen und hat sie vielfach in falsche Bahnen gelenkt — im wesentlichen eine Jungfernbewegung. Die Alleinstehenden suchten nach Arbeit, um ihr Leben zu erhalten, kämpften um den Eintritt in die höheren Berufe, um ihm einen Inhalt zu geben. Sie vermochten auch den Konkurrenzkampf mit dem Mann auf seinen eigenen Gebieten aufzunehmen, weil die Pflichten der Mutterschaft weder Zeit noch Kraft von ihnen beanspruchten. Sie konnten deshalb auch jenes mechanische Prinzip der Gleichheit von Mann und Weib aufstellen, das nicht nur die gleichen Fähigkeiten beider Geschlechter voraussetzte, sondern auch die gleiche Möglichkeit, sie auszubilden und im Beruf zu verwerten. Die Geschlechtsfunktionen des Mannes hindern ihn in keiner Weise an der Betätigung seiner Arbeitskraft; die Art und Form der Arbeit ist aber in allen Berufen auf den Mann zugeschnitten; wo die Frau daher mit ihm konkurriert, ist sie entweder genötigt, auf die Erfüllung ihrer Geschlechtsbestimmung zu verzichten oder sich und ihre Kinder körperlich und geistig zu schädigen. In beiden Fällen muß sie — von wenigen überragenden Ausnahmenaturen abgesehen — im Nachteil bleiben: in dem einen gelangt sie nicht zur Vollentwicklung ihrer Persönlichkeit und damit zur höchsten Höhe ihrer Leistungsfähigkeit, denn nur eine Frau, die den ganzen Kreislauf des weiblichen Lebens durchmaß, kann den Reichtum und die Größe ihres Geschlechts repräsentieren; im anderen Fall dagegen kann der Konflikt zwischen Mutterschaft und Beruf zur Tragödie ihres Lebens werden und hindert unbedingt

ihre Leistungskraft. Die proletarische Frauenbewegung, die sich nicht als ein bloßer Kampf um Arbeit, sondern als ein Kampf gegen die Art der Arbeit darstellt, bedeutet darum nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich eine Weiterentwicklung und Vertiefung der ursprünglichen Frauenbewegung. Ihr Prinzip der Anpassung der Arbeitsbedingungen an die Natur der Frau — statt der Anpassung der Frau an die gegebenen Arbeitsbedingungen — ist in der modernen Frauenbewegung mehr und mehr zum Siege gelangt und hat sie zu einer im tiefsten Grunde revolutionären Bewegung gestempelt, denn von der Forderung der Anpassung der Arbeitsbedingungen an die Natur der Frau zu der ihrer Anpassung an die Natur des Menschen überhaupt und zur Verurteilung einer Wirtschaftsordnung, deren oberster Zweck nicht in der Steigerung des Lebensinhalts aller, sondern in der Vermehrung des Kapitals besteht, ist nur ein Schritt.

Es fragt sich nun, wie diese nur in ihren Richtlinien charakterisierte Frauenbewegung auf die Frauen gewirkt hat, ob sie geistige Werte von bleibender Bedeutung auslöste. Dabei handelt es sich weniger darum, festzustellen, daß so und so viel tüchtige weibliche Advokaten, Ärzte, Lehrer, Fabrikinspektoren u. s. w. sich ihren männlichen Berufskollegen als ebenbürtig erwiesen, sondern vielmehr darum, zu untersuchen, ob der Strom der Frauenbewegung, der seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts immer stärker anschwoll und — ob von den Frauen empfunden oder nicht — den Lebensboden der gesamten Frauenwelt mehr und mehr durchtränkte, weiblichen Persönlichkeiten zur Entfaltung verhalf, die nicht als gleichartig, wohl aber als gleichwertig den führenden Männern der Zeit zur Seite zu stellen sind.

Ein Blick in die Galerie weiblicher Charakterköpfe der letzten hundert Jahre vermag merkwürdige Aufschlüsse zu geben. Wenn sich auch scharfe Grenzlinien zwischen den einzelnen Äußerungen der weiblichen Psyche nicht ziehen lassen, weil sie vielfach ineinander übergreifen, so ist es doch nötig, für die Klarheit der Betrachtung eine gewisse Einteilung festzusetzen: die Gelehrte, die Dichterin und Künstlerin, die Inspiratorin, die Agitatorin.

Gelehrte Bildung ist den Frauen bis zum neunzehnten Jahrhundert niemals grundsätzlich verschlossen gewesen: im Mittelalter, in der Renaissance, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert haben stets einzelne von ihnen den Doktorgrad erworben und Lehrstühle an den Universitäten innegehabt. Das weibliche Geschlecht hat in dieser Zeit zwar keinen Galilei oder Newton hervorgebracht, aber — soweit sich das historisch genau feststellen läßt — meist über den männlichen Durchschnitt hinaus Tüchtiges geleistet. Das spricht umsomehr für die natürliche Intelligenz der Frauen, als ihnen in der Regel die der männlichen vollkommen gleichartige Fachausbildung fehlte. Karoline Herschel hat sich nur durch die Hilfsarbeit bei ihrem Bruder die notwendigen Kenntnisse angeeignet und ihre wissenschaftlichen Leistungen sind doch hinter den seinen nicht allzu weit zurückgeblieben. Mary Somerville hat fast ausschließlich durch ihr Privatstudium die Höhe erreicht, die

die Britische Astronomische Gesellschaft durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft neidlos anerkannte. Da es aber immer nur Ausnahmenaturen sind, deren Begabung so stark ist, daß sie sich über alle Hindernisse, vor allem über die der Geschlechtsbeschränkung hinweg den Weg bahnt, so können auch ihre Leistungen nicht dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen zu gute gerechnet werden. Ein Vergleich zwischen männlicher und weiblicher Leistungskraft auf wissenschaftlichem Gebiet kann erst von der Zeit ab vorgenommen werden, wo eine größere Menge von Frauen in gelehrte Berufe eintritt, wo nicht nur der unwiderstehliche Drang innerer Begabung, sondern der Erwerbszwang auch Durchschnittsmenschen unter den Frauen den Hörsälen zuführt. Das geschah in steigendem Maße unter dem Druck derselben wirtschaftlichen Entwicklung, die die Frauen des Proletariats in die Fabriken und Werkstätten treibt. Erst mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sehen wir darum auch jenen Kampf um die Zulassung der Frauen zu höheren Berufen entbrennen, der von seiten beider Geschlechter in allen Kulturstaaten umso heftiger geführt wurde, je mehr das eine die drohende Konkurrenz des anderen fürchtete und das andere die Peitsche der Not im Nacken fühlte. Zwar eroberten die Frauen schrittweise das Feld; in den meisten Ländern öffneten sich ihnen die Universitäten, dagegen sind ihnen bis heute, vor allem in Europa, eine Reihe höherer Berufe noch immer verschlossen geblieben. Ist daher ein Erwerbszwang vorhanden, so können die Frauen noch nicht, wie die Männer, ihren Beruf nach Neigung und Talent erwählen. Das bedeutet nicht nur einen geistigen, die Entwicklung hemmenden Zwang, es verhindert auch immer noch die Möglichkeit eines genauen Vergleichs zwischen der weiblichen und der männlichen Befähigung.

Übersehen wir das uns bisher zu Gebote stehende Gebiet, so ergibt sich folgendes. Die Frauen wählen — soweit sie zu wählen im stande sind — im allgemeinen ein Studium, das sie einem Berufe zuführt, der die Möglichkeit der Betätigung ihrer tiefsten Wesensart, der Mütterlichkeit, zuläßt. Das Mitleiden, der Wunsch, für andere zu sorgen, beherrscht sie unbewußt. Die Lehrerin und die Krankenpflegerin repräsentieren in ihrem Beruf schon seit Jahrhunderten die beiden Hauptseiten der Mütterlichkeit: die erziehende und die pflegende. Aber auch in anderen, modernen Frauenberufen finden wir sie betätigt. Aus Biographien und eigenen Aussprüchen amerikanischer Advokatinnen entnehmen wir, daß weniger das Interesse an der abstrakten Wissenschaft der Jurisprudenz, als der Wunsch, den Armen zu helfen, der Ungerechtigkeit zu steuern, sie zu dem machte, was sie sind. Und nicht die Neigung zu theologischen Spitzfindigkeiten, sondern das Erfülltsein von der Predigt der christlichen Nächstenliebe führte viele Amerikanerinnen auf die Kanzeln. Ebenso sehen wir, daß die große und erfreulicherweise wachsende Zahl weiblicher Ärzte in der Praxis — nicht in der Fortführung der Wissenschaft als solcher — das Beste leisten. Am schlagendsten aber wird diese

Auffassung durch die Erfahrung auf einem anderen Gebiet bestätigt. Neben dem Medizinstudium ist es das Studium der Nationalökonomie, das heute von den Frauen am meisten frequentiert wird, und innerhalb dieses Studiums sind es wieder die Fragen der Sozialreform, die das lebhafteste Interesse finden. Während früher das ungeschulte soziale Empfinden der Frau in der Pflege der Wohltätigkeit ganz allein zum Ausdruck kommen konnte, stellt sie heute mehr und mehr dieses durch die entwickelte Erkenntnis geleitete und beherrschte Gefühl in den Dienst der Sozialreform. Nicht nur in Bezug auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität sind die Leistungen der Frau hier den besten der Männer zur Seite zu stellen.

Abb. 139. Sonja Kowalewska.

Die weiblichen Fabrikinspektorinnen sind zum Beispiel in ihren Berichten und Spezialuntersuchungen ebenso sachkundig und gründlich, wie sie in ihrem Beruf aufopfernd sind. Die Armenpflegerinnen und Sanitätsinspektorinnen werden meist in Bezug auf ihre Tüchtigkeit ihren männlichen Kollegen vorgezogen. Auch auf rein wissenschaftlichem Gebiet zeigen die Frauen eine mit Reife des Urteils, Vertiefung in den Stoff und Neuheit der Gedanken verbundene Produktivität, die das Beste für die Zukunft hoffen läßt. Florence Kelley, deren Autorität in Bezug auf die Frage der Heimarbeit unbestritten ist; Jane Addams, deren erste Frauenniederlassung mitten im elendesten Armenviertel Chicagos vorbildlich wurde; Charlotte Perkins-Gilman, deren Werke bahnbrechend sind für die Zukunft der Frauenbewegung, weil sie mit voller Klarheit das Prinzip der wirtschaftlichen Emanzipation der Frau verkünden und begründen; Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyrenfurth, deren wissenschaftliche Unter-

suchungen der Lage der Arbeiterinnen in Deutschland ihren Nachfolgerinnen die Wege wiesen — sie alle zeugen für die hervorragende Befähigung des weiblichen Geistes für das große Gebiet der Sozialpolitik und der Volkswirtschaft. Als alle überragend aber muß diejenige Frau bezeichnet werden, deren Genialität sie auf alle Zukunft in die Reihe der Klassiker der Nationalökonomie stellen wird: Beatrice Sydney Webb (Abb. 140). Zwar arbeitet sie gemeinsam mit ihrem Mann und ihre Werke tragen beider Namen; aber jedermann weiß, daß die höhere wissenschaftliche Bedeutung ihr zugesprochen werden muß. Ihr Mädchenwerk — die epochemachende Geschichte der englischen Genossenschaftsbewegung — spricht schon dafür. Die Geschichte des britischen Tradeunionismus, die Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine sind Standard-Works im höchsten Sinn des Wortes. Und da wir Zeitgenossen ihrer Schöpfungen sind, so können wir zugleich feststellen, daß sie mit dem Zerrbild des „gelahrten Frauenzimmers" aus Gottscheds Zeit nichts aber auch gar nichts gemeinsam hat: sie ist ganz Weib geblieben und sie hat ihre natürliche Schönheit zu jener Frauenschönheit entwickelt, die für die Zukunft des weiblichen Geschlechtes typisch werden wird. Denn das eine dürfte feststehen und es tritt uns auch bei der Betrachtung der Frauenbildnisse alter und neuer Zeit entgegen: die Veränderungen der äußeren Erscheinung des Weibes halten Schritt mit den Veränderungen ihres geistigen Lebensinhalts; die liebliche, kindliche Rundung des Antlitzes, die Weichheit der Linien macht schärferen, charakteristischeren Zügen Platz; das erstaunte, klare Madonnenauge wird tiefer und ausdrucksvoller, es entstehen größere Variationen der Schönheit, — denn der größte Bildhauer ist der Geist.

Copyright Elliott & Fry in London.

Abb. 140. Beatrice Sydney Webb.

Wenn ich behauptet habe, daß das Bedürfnis, die Schmerzen und

Sorgen der Menschheit zu lindern, die Frauen im allgemeinen auch bei ihrer wissenschaftlichen Betätigung beherrscht und die bedeutungsvollsten Leistungen auszulösen vermag, so läßt sich diese Ansicht auch noch durch andere Beweise, als die gegebenen, stützen.

In der Naturwissenschaft und in der Philosophie sind die Leistungen der Frau quantitativ die geringsten; das kann nichts anderes heißen, als daß sie im allgemeinen sich zu diesen Wissenschaften nicht hingezogen fühlen. Wenn sie aber, als Ausnahme von der Regel, sich einer der abstrakten Wissenschaften, zum Beispiel der Physik, der Chemie oder der Mathematik, widmen, so stehen ihre Leistungen über dem männlichen Durchschnitt, denn es sind von vornherein ausnahmsweise starke Begabungen, die sie zu diesem Studium geführt haben. Anne Dacier, Karoline Herschel, Mary Somerville habe ich schon genannt. Die erste Stelle aber nimmt die Mathematikerin Sonja Kowalewska (Abb. 139) ein, deren Theorie der partiellen Differentialgleichungen sie schon in jungen Jahren zu einer europäischen Berühmtheit machte und deren Lebenswerk trotz ihres frühen Todes in der Geschichte der Wissenschaften stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird. Aber wenn sie dadurch auch den Beweis erbracht hat, daß Begabung auf dem Gebiet abstrakter Wissenschaft kein unbedingtes Vorrecht des männlichen Geschlechtes ist, so hat ihr Leben, das wir durch die Berichte ihrer Freunde so genau kennen wie das weniger Frauen, uns doch noch weit interessantere Aufschlüsse über die weibliche Psyche gegeben.

Ihr Geschlechtsempfinden hatte bei der starken, sie ausschließlich beherrschenden Geistesarbeit lange Zeit geschlummert. So hatte sie zehn Jahre lang eine Scheinehe zu führen vermocht, und auch als eine wirkliche Ehe daraus wurde, war nur ein Moment tiefer Gemütserschütterung die Ursache gewesen. Der Mann war ihr nicht kongenial, selbst das Kind wurde nicht zum Erlebnis für sie. Erst spät, auf der Höhe ihres Ruhms, kam ihre starke, leidenschaftliche Natur zum Durchbruch. Es war, als habe die ganze Fülle weiblichen Liebeslebens sich im stillen bei ihr aufgespeichert, um sich nun auf einmal vulkanisch zu entladen. Ihre Wissenschaft hatte nur die intellektuelle Seite ihres Wesens erfüllen und entwickeln können; nun verlangte das Geschlecht gebieterisch sein Recht. Der Mann, der ihr in diesem Lebensabschnitt in den Weg trat, war aber nicht der, der einer Sonja Kowalewska hätte genügen können, zu weit war sie schon zu der einsamen Höhe der großen Geister vorgeschritten. An diesem tragischen Konflikt ist sie zu Grunde gegangen — eine Verdurstende trotz allen Glanzes und Ruhms! — Ihr Leben lehrt uns, wie mir scheint, das eine: Die Hingabe an die abstrakte Wissenschaft — an sich eine ausnahmsweise Erscheinung unter den Frauen — wirkt letzten Endes zerstörend auf das Weib, wenn ihre Geschlechtsbedürfnisse, ihr Gefühlsleben neben ihrer rein intellektuellen Betätigung keine volle Befriedigung finden. Madame Curie (Abb. 141), die berühmte Mitentdeckerin des Radiums, auch eine wissenschaftliche Autorität, die heute als Nachfolgerin ihres Mannes in Paris den

Lehrstuhl für Physik inne hat, ist kein Gegenbeweis für diese Theorie. Wenn wir auch wenig von ihrem inneren Erleben wissen und ihre verschlossenen, etwas harten Züge nichts davon verraten, so ist die jahrzehntelange Zusammenarbeit zweier Gatten doch nur denkbar, wenn eine glückliche Ehe die Voraussetzung ist, also auch das Weib als solches nicht leer ausging.

Die Pädagogik, die Medizin, die Sozialpolitik, die Theologie, ja selbst die Jurisprudenz nehmen auch die Gefühlsseite der weiblichen Natur in Anspruch; wenn selbst das Geschlecht unbefriedigt bleiben sollte, so kann doch die Kraft der Mütterlichkeit sich in der Sorge für andere betätigen. Wir werden daher, wenn auch keine ihre volle Entwicklungsmöglichkeit erreichenden, so doch starke und befriedigte Persönlichkeiten unter den Frauen finden, die sich irgend einem Gebiet dieser Wissenschaften zuwandten, auch wenn sie sich nie in Liebe verschenken konnten, nie ein Kind ihr eigen nannten.

Überblicken wir, zusammenfassend, die wissenschaftlichen Leistungen der Frau im allgemeinen, so werden wir zugeben müssen, daß sie sich zwar häufig über den männlichen Durchschnitt erheben, daß sie hie und da sogar den besten männlichen Leistungen gleichzustellen sind, daß aber nicht eine einzige gelehrte Frau einem Newton oder Galilei, einem Spinoza oder Kant ebenbürtig ist. Die Beschränktheit des inneren und äußeren Lebens, die einseitige Erziehung, die unzureichende Ausbildungsmöglichkeit, die fast unüberwindlichen der Frau entgegenstehenden Vorurteile gehören zweifellos zu den Hauptursachen, durch die manche Begabung im Keime erstickt

Abb. 141. Madame Curie.
Erster weiblicher Professor an der Sorbonne zu Paris.

wurde; daß aber kein einziges Genie, wie so manches unter den Männern, alle Widerstände zu überwinden vermochte, bleibt doch zunächst unerklärlich. Selbst unter den Pädagogen, deren Wissenschaft der weiblichen Natur am nächsten stehen sollte, sind die Pfadfinder — die Rousseau, Pestalozzi, Fröbel — Männer gewesen. Und die Philosophie vollends weist nicht einmal eine Frau von auch nur nennenswerter Bedeutung auf. Trotz dieser feststehenden Tatsachen werden wir in unseren Folgerungen vorsichtig sein müssen. Erst die Erfahrungen einer jahrhundertelangen, der männlichen gleichwertigen Erziehung und Ausbildung, einer unbeschränkten Entwicklungsmöglichkeit nach allen Richtungen hin werden zu untrüglichen Schlüssen führen können.

VI.

Wenn die Arbeit im Dienste der Wissenschaft einen gewissen Grad gelehrter Vorbildung zur Voraussetzung hat, ja — wenigstens in Bezug auf gute Durchschnittsleistungen — Fleiß und Gründlichkeit die natürliche Begabung zu ersetzen vermögen, so ist auf dem Gebiete der Kunst, vor allem dem der lyrischen und dramatischen Dichtung und der Musik, das Talent das allein Ausschlaggebende. Um hier Werke von dauerndem Wert zu schaffen, muß, wie mir scheint, eine Individualität Trägerin des Talentes sein. Den Frauen aber ist es nur ausnahmsweise möglich gewesen, ihre Persönlichkeit zu entwickeln. Sie sind fast immer nur eine Herde, nie eine Einzelheit gewesen. Eine Vittoria Colonna konnte nur von der Renaissance hervorgebracht werden, die einzelnen vom Glück Begünstigten die Freiheit der Entwicklung sicherte.

Erst mit der großen Weltenwende, die mit dem Zeitalter der Enzyklopädisten begann und in der französischen Revolution zu weithin hallendem Ausdruck kam, entstand jene Epoche, die auch die Frauen mehr und mehr aus dem engen Kreise, in dem sie sich körperlich und geistig fast allein bewegen durften, befreite, sie oft gewaltsam in den Strom des Lebens hineinriß. Es fielen allmählich die Fesseln von der Seele des Weibes, es entdeckte sein eigenes Ich, wie es seine Umwelt entdeckte, und diese Erkenntnis löste ihm die Zunge. Der Dichter gibt in seinem Werk sich selbst, den Reichtum seines Innern; wie hätte das Weib sich geben können, solange es sich nicht besaß?

Eine der hervorragendsten Frauen aller Zeiten war es, die zuerst mit kraftvoller Hand die Pforte des neuen Lebens öffnete: Louise Germaine de Staël (Abb. 142). Wie jedes Genie, läßt sie sich nicht rubrizieren; sie war alles zugleich: eine Dichterin, eine Politikerin, eine Agitatorin. Der Geist ihrer Zeit lebte in ihr mit all seinem Feuer, seinem revolutionärem Charakter, seinem Überfluß an Zukunftskeimen. Sie war nicht nur die erste, die für ihre Landsleute das geistige Deutschland eroberte und deren Werke als Vorläufer des sozialen Romans angesehen werden müssen, sie war auch die erste Frau, die mit hinreißendem dichterischen Schwung für die soziale Emanzipation ihres Geschlechtes kämpfte. Daß ein Napoleon sie nicht zu unterjochen

vermochte, daß sie die einzige Feindin blieb, die er niemals besiegte, spricht mit für den außerordentlichen Charakter dieser Frau; daß aber ihre „Korinna", ihre „Delphine" für unsere Zeit noch die volle Bedeutung geistiger Führerschaft besitzen, erhebt ihre Verfasserin in die Reihen der Vorkämpfer der Menschheit. Wie ein ganz, ganz kleines Sternlein neben dem schimmernden Mond wirkt neben ihr die erste deutsche Romandichterin, Sophie la Roche. Und doch ist ihre „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" für die Beurteilung der Frauendichtung von Bedeutung. Es ist das persönliche Erleben des unbefriedigten Mädchens höherer Stände, das hier zuerst zum Ausdruck kommt. Sie fand zahlreiche Nachahmerinnen; romanschreibende Frauen waren, besonders in Deutschland, keine Seltenheit mehr; gut ist's, sie der Vergessenheit ruhig zu überlassen. Eine welterobernde Persönlichkeit hat erst das Vaterland der Staël wieder hervorgebracht: George Sand (Abb. 143). Ihre „Indiana", die, als sie erschien, außerordentliches Aufsehen erregte, gibt in vollendeter Form die ganze Not, die ganzen inneren Konflikte ihrer Zeit und die tiefsten Herzenskämpfe des Weibes wieder. In ihren anderen Werken blieb der Grundton derselbe: die scharfe Kritik an der verrotteten Gesellschaft, das rücksichtslose Aufdecken aller Abgründe des Lebens; — aber der Zukunftsausblick änderte sich. Kämpfte sie zuerst für das Herzensrecht der Frau gegenüber der konventionellen Ehe, für Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit gegenüber der Verlogenheit hergebrachter Sittlichkeit, so ent-

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Abb. 142. Frau von Staël.
Nach einem Gemälde von François P. Gérard.

Abb. 143.
George Sand.

wickelte sich ihr Ideal einer Befreiung des weiblichen Geschlechts zur Befreiung aller Geknechteten überhaupt. Sie wurde zur größten Trägerin des revolutionären Gedankens von Achtundvierzig. Der Haß verfolgte sie, die Verleumdung heftete sich an ihre Fersen; — aber wie sie einst unter nagenden Lebenssorgen nicht zusammengebrochen war, sondern aus ihnen nur neue Schaffenskraft ihr zuströmte und ein Werk wie die „Indiana" entstehen ließ, so hat auch Haß und Verleumdung sie nicht von ihrem Wege ablenken, ihren Mut nicht brechen können. Ihre Bedeutung für die Beurteilung der weiblichen Natur geht aber wie bei der Staël über den Wert ihrer Werke hinaus. So verschiedenartig die Geistesrichtungen und Leistungen der Staël und der Sand auch gewesen sind, eins hatten sie als Menschen gemeinsam: sie lebten! Stürme der Leidenschaft durchtobten ihre Herzen, erschütterten ihr Dasein; ihre Liebeskraft schien unerschöpflich; aber alles beherrschte und überdauerte ihre rührende Mutterliebe. War die eine gefestigter im Wesen, konsequenter im Charakter, die andere sprunghafter, zerrissener in ihren Liebesbeziehungen, so hatten sie doch beide die Ketten der Konvention zerrissen, des Lebens Becher bis zur Neige geleert. Reihen wir ihnen ihre berühmte englische Berufskollegin George Elliot an; auch ihr Leben war ein außergewöhnliches. Sie wagte es, in ihrem prüden Vaterland in freier Ehe zu leben und noch als alternde Frau mit dem immer jungen Herzen einen neuen Liebesbund zu schließen. Sollte es voreilig sein, zu behaupten, daß der Reichtum und die Vielgestaltigkeit des persönlichen Lebens mit dem Reichtum und der Fülle der Äußerungen des Geistes in tiefer innerer Beziehung steht — bei dem Weibe wie bei dem Manne? Oder daß — anders ausgedrückt — die Natur des weiblichen Künstlers diesen gehäuften Lebensinhalt ebenso notwendig bedarf, wie die des männlichen?

Man verweise nicht auf die zahllosen Roman-„Dichterinnen" aller Zungen, die uns seit hundert Jahren mit den Kindern ihrer Muse überschüttet haben und deren Leben in den ruhigsten Geleisen verlief. Ihre Leistungen stehen meist mit dem ominösen Strickstrumpf auf einer Linie, der den guten alten Tanten hinter dem Ofen stets am besten gelungen ist.

Luise Mühlbach ist ihr Typus. Es gibt auch heute noch sehr viele ihresgleichen. Die weibliche Schwatzhaftigkeit, gesteigert durch Langeweile und Erwerbszwang, hat sich einfach der Feder und der Tinte bemächtigt und ist dem Publikum der Familienblätter, dessen Gradmesser für den Wert eines Romans das Bedürfnis der im Treibhaus erzogenen höheren Tochter ist, gern entgegengekommen.

Was wir an Frau von Staël und an George Sand bewundern: die starke individuelle Note, das findet sich erst in neuester Zeit bei einer wachsenden Zahl von Schriftstellerinnen wieder. Selbstverständlich: die beiden ganz Großen konnten nur Vorläufer, Einzelerscheinungen sein; erst die fortschreitende Emanzipation der Frau von den Fesseln ihres inneren und äußeren Lebens erzog Individualitäten. Heute ist es nicht mehr die „Männlichkeit" ihrer Leistungen, die ihnen Anerkennung verschafft, sondern die Tatsache, daß es ihre Leistungen sind. Den Unterschied zwischen Mann und Weib auf dem Gebiete der Dichtung zu definieren, gehört hier nicht zu meiner Aufgabe. Wer aber — um nur einiges vom Besten, was wir kennen, hervorzuheben — Marie von Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind", Selma Lagerlöfs „Jerusalem", Clara Viebigs „Das tägliche Brod", Ricarda Huchs (Abb. 144) „Aus der Triumphgasse", kennt, — der wird das spezifisch Weibliche, das in diesen Werken lebt, die Tiefe und Wärme des Gefühls, des Mit-Leidens, kurz dessen, was sich in dem Wort „Mütterlichkeit" zusammenfassen läßt, empfinden müssen. Daneben aber kommt in den Dichtungen weiblicher Autoren noch eins in Betracht: ihr Gegenstand ist nicht nur häufig eines der großen Probleme der Frauenfrage — freie Liebe, Ehe, Mutterschaft —, er trägt auch sehr oft den Charakter eines persönlichen Bekenntnisses. Es ist, als ob in den Büchern dieser Frauen das jahrhundertelang zum Schweigen und Dulden verurteilte Geschlecht sein ganzes Lebensweh, seine Verzweiflung, seine Kämpfe ausströmen lassen wollte. Von Gabriele Reuters „Aus guter Familie" an, aus dem die Not des einsamen Mädchens schmerzhaft aufschreit, bis zu Hedwig Dohms (Abb. 145) „Sybille Dalmar", Gräfin Reventlows „Ellen Olestjerne", Helene Böhlaus „Halbtier", Klara Müller-Jahnkes

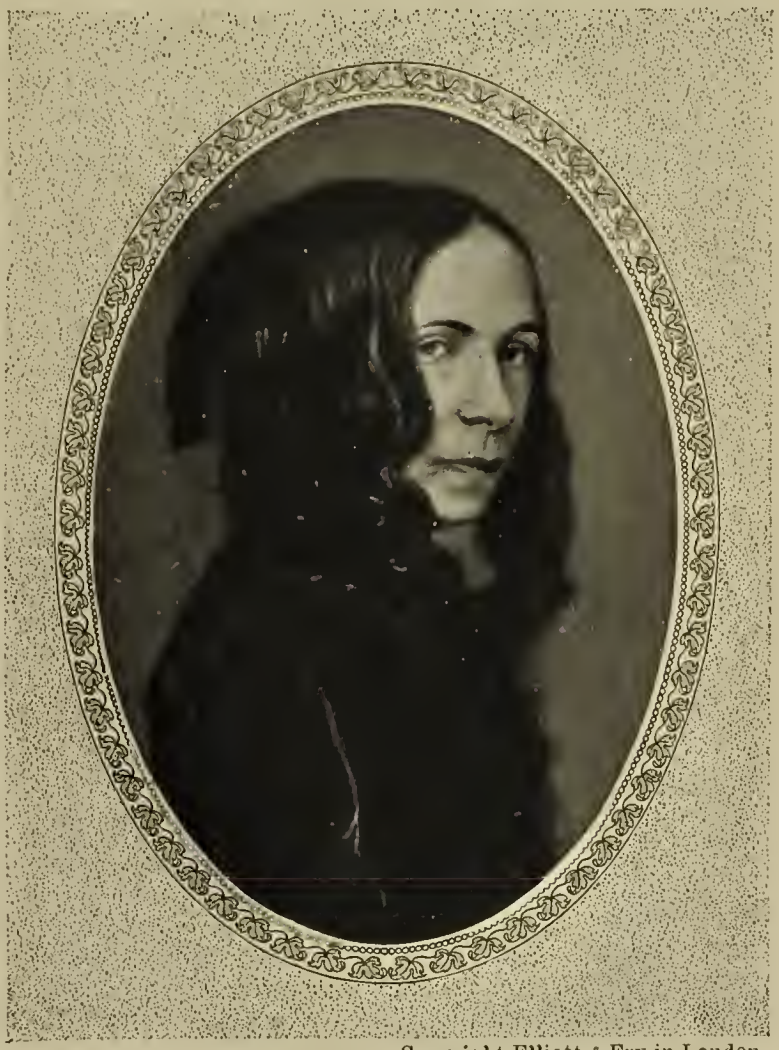
Abb. 144. Ricarda Huch-Ceconi.

„Ich bekenne", und dem „Tagebuch einer Verlorenen" — eine große Selbstenthüllung, ja Selbstzerfleischung zuweilen. Ähnliche Bücher von Frauenhand begegnen uns immer wieder. Das dichterische Gewand ist oft nur locker darüber gestreift. Sehr häufig hat nur die Sehnsucht, sich auszusprechen, um dadurch die drückende Last von der Seele zu wälzen, die Feder geführt. Das beweisen dann oft die späteren Werke: die Kraft hat sich in dem einen ersten Buch erschöpft, das ganze Ich ruhte in ihm; was folgt, sind nur noch schwache, gequälte Wiederholungen. Es fehlt jene dichterische Begabung, die immer neue Gestalten zu schaffen vermag.

Dieses Vorherrschen des rein Persönlichen bei sehr vielen weiblichen Dichtern eignet sie für die Lyrik. Die Tiefe und Innigkeit ihres Naturgefühls, die Liebe und das Verständnis ihrer engeren Heimat — Empfindungen, die so stark sind, daß sie ihren Dichtungen oft dramatische Kraft verleihen — haben Annette von Droste-Hülshoff zur Dichterin gemacht. Aber trotz ihres großen Talentes ist doch alles, was sie schuf, nur auf diesen einen Ton gestimmt, weil die Zurückgezogenheit ihres Lebens keine anderen Saiten ihrer Seele zum Klingen brachte. Darum ist Elisabeth Barrett-Browning (Abb. 146) nicht ihr gleich zu stellen, wie Georg Brandes einmal sagte, sondern sie überragt sie um mehr als Haupteslänge. Hätte sie nichts geschrieben als jene vierundvierzig Sonette, in denen der Schmerz und die Sehnsucht und das Glück ihrer Liebe weint und jubelt, — sie wäre den größten Dichtern zur Seite zu stellen. Keine Frau hat wie sie in der erotischen Lyrik die Tiefe des Gefühls mit solcher Schönheit des Ausdrucks und Vollendung der Form verbunden. Freilich — keine Frau hat auch

Abb. 145. Hedwig Dohm.

wie sie ein solches Schicksal gehabt: eine gehütete Kindheit, eine von qualvollen körperlichen und seelischen Leiden erschütterte Jugend, ein volles, ungetrübtes Liebesglück, das zugleich eine schrankenlose geistige Übereinstimmung und Freundschaft war, die Fülle der Mutterfreude an einem geistig und körperlich von der Natur ungewöhnlich ausgestatteten Kind, die ungehinderte Freiheit der Entwicklung und Betätigung eines schöpferischen Geistes — ist das nicht ein reiches Frauenleben? — In ihrer Dichtung „Aurora Leigh" spiegeln sich am herrlichsten der Reichtum ihres Denkens und Fühlens, ihre Vielseitigkeit, ihre Kraft und ihr Mut wieder. Sie faßt aber darin auch zusammen, was sie als ihres eigenen Geschlechtes erste Aufgabe ansieht: die individuelle Befreiung der Persönlichkeit, und als seine höchste Begabung: die Schöpferkraft des Gefühls. Das Urteil genialer Frauen aber, zu dem die Erfahrung eines reichen Lebens sie ebenso führte, wie die Eingebung ihres Geistes, ist sicherlich höher zu werten, als die Prinzipienreiterei spekulativer Köpfe, umsomehr, wenn sich die größten ihrer Zeit, eine Staël, eine George Sand und eine Elisabeth Barrett-Browning trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Erlebnisse und ihrer Leistungen, in Übereinstimmung befinden.



Copyright Elliott & Fry in London.

Abb. 146. Elisabeth Barrett-Browning.

In gleich bunter Fülle wie die Wiesenblumen nach dem Frühlingsregen, sind, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, je mehr die Eisbande des Winters im Herzen der Frauen von sprossendem Leben überwunden wurden, weibliche Lyriker in die Öffentlichkeit getreten. Viele ihrer Dichtungen haben — vom literarischen Wert oder Unwert zunächst einmal ab-

gesehen — den Wert der Selbstenthüllung. Dem mit tausend schmerzhaften Fesseln gebundenen Weibe konnte kein Gott geben, zu sagen, was es leidet, denn Mut gehört zur Bejahung der Eigenart, Mut aber ist die Tugend der Freien. Solange Prüderie und Konvention den Frauen den Mund versiegelten, ist es möglich gewesen, daß Chamissos „Frauenliebe und Leben" typisch sein konnte für die Art, wie das Weib zu lieben vorgab, und wie der Welt ihre Liebe erschien. Demgegenüber hat in neuester Zeit ein Bekenntnisfieber in Bezug auf die Erotik die Frauen ergriffen, dessen Ergebnisse auf dem Gebiet der Lyrik wie auf dem des Romans sehr charakteristisch sind. Die Eitelkeit auf äußere Vorzüge, die in den Frauen dadurch groß gezogen wurde, daß der Grad ihrer Anziehungskraft auf den Mann fast der einzige Maßstab ihres Wertes war und die einzige Sicherheit für die Zukunft für sie bedeutete, kommt nun auch hier zum Ausdruck: in vielen ihrer Liebeslieder und Ich-Romane schildern sie ihre eigene Schönheit, ihre Unwiderstehlichkeit, die Anzahl ihrer schmachtenden Liebhaber, ihre Grausamkeit ihnen gegenüber. Auf der anderen Seite begegnet uns jene Lyrik der „freien Frau", die Zügellosigkeit der Begierden mit Freiheit, — bis zur Perversität gesteigerte Lüsternheit mit Sinnenfreude verwechselt, und die, da es vielen leichter ist, die Zunge zu befreien als die Seele, und viele moderne Mädchen nach dem Ruhm geizen, „sich auszuleben", zahlreiche Vertreterinnen hat. Marie-Madeleine, die die Laster der Liebe in all ihren Verzerrungen feiert; die Dolorosa, in deren Dichtungen Lüsternheit und Frömmigkeit sich verquickt, die in Weihrauchdüften, Sündenbeichten und Dornenkronen schwelgt, und deren hysterische Phantasie sich bis zum Blut- und Schmerzensrausch steigert, sind typisch hierfür. Abnormitäten dieser Art sind natürliche Folgeerscheinungen einer Befreiung aus jahrhundertelanger innerer Gebundenheit, einer Freiheit, die als ein fremdes Reis auf den alten, verdorrenden Stamm der Mädchenerziehung aufgepfropft wurde und so entarten mußte. Der Frau fehlt nicht nur die geistige Schulung, sondern auch die feste Grundlage sittlicher Selbständigkeit, die sie erst zur Freiheit fähig macht. Aber noch eine andere Erkenntnis gewinnen wir aus dieser Lyrik: sie zerstört die verbreitete Annahme von der ursprünglichen Verkrüppelung der Sinnlichkeit im Weibe und zeigt, welche Irrwege vielmehr die unterdrückte, am natürlichen Ausleben verhinderte weibliche Sinnlichkeit gehen muß und immer gegangen ist; nur fehlte bisher der Mut, von ihnen zu reden. Noch nach anderer Richtung hin läßt sich Ähnliches beobachten. Die landläufige Ansicht ist, daß zwar im Mann mit dem Eintritt der körperlichen Reife geschlechtliche Bedürfnisse sich geltend machen, Bedürfnisse, die, nach der Meinung vieler, so starke sind, daß ihre Nichtbefriedigung körperliche und geistige Schäden bewirken soll, daß aber für das Weib durchaus nicht dasselbe gilt. Wo sich Anwandlungen davon zeigen, gelten sie für krankhaft bei den Nachsichtigen, für lasterhaft bei den Moralisten; von der Notwendigkeit ihrer Befriedigung wagt keiner zu sprechen, obwohl jeder aus den Kreisen seiner Bekanntschaft Frauen genug

Madame Récamier.

Nach einem Gemälde von Francois P. Gérard.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els.)

zu bezeichnen wüßte, bei denen die Gesundheit vom Tage ihrer Verheiratung datiert. Unsere Dichterinnen enthüllen das am tiefsten Verborgene, weil am meisten verpönte Geheimnis weiblicher Liebessehnsucht.

Die Anerkennung und Betonung des sinnlichen Moments in der Weibesliebe, die wir in der Frauenlyrik unserer Tage immer wieder finden, ist aber nicht nur ein Rückschlag gegen ihre frühere sittliche Verurteilung, sondern einer der stärksten Beweise für die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus geistig-seelischer Knechtschaft. Sie will nicht nur scheinen, sondern sein, nicht nur geliebt werden, sondern lieben; ihre Hingabe ist nicht mehr ein Opfer, sondern ein freies Geschenk.

Wie gebunden das Weib der Vergangenheit war, wie eng selbst ihre dichterischen Leistungen sich dem männlichen Vorbild anschlossen, das zeigt nicht nur die uns noch jetzt zuweilen begegnende Tatsache, daß sie, sobald sie Liebeslieder sang, sich in die Seele des Mannes hineinphantasierte, sondern vor allem der außerordentlich interessante Umstand, daß das ihr eigentümlichste Gefühlsleben, in dessen Mittelpunkt die Mutterschaft steht, trotz seiner Weite und Tiefe nicht zu künstlerischem Ausdruck kam. Ich glaube, es gibt kaum etwas, das für den Grad innerer Gebundenheit, in der das Weib jahrhundertelang lebte, für die Dressur zur Verschleierung des eigenen Wesens, für die Verurteilung zur Verschwiegenheit über das Höchste und Tiefste, das sie bewegt, ein gewichtigeres Zeugnis ablegte, als dies. Heute erst fängt die weibliche Psyche an, auch hier zu erwachen. Mia Holms innige Mutterlieder, Anna Ritters Gedichte, die von den tausend Seligkeiten des Mutterseins reden, Agnes Miegels Lieder, in denen die Sehnsucht nach dem Kinde zu lyrischer Gestaltung drängt, Ada Negris prachtvolle Dichtungen vor allem, in denen das Herz der Mutter mit seiner Sorge und Verzweiflung, seiner Freude und Seligkeit lebendig pocht, — sie geben einen Einblick in das Gefühlsleben des Weibes, das auch der beste männliche Dichter mit dem Seherblick des Genies nicht zu geben vermochte.

Ada Negri (Abb. 147) führt uns noch zu einem anderen Gebiet weiblicher Lyrik hinüber: dem sozialen. Schon Elisabeth Barrett-Browning erhob in ihrem Cry of the children einen leidenschaftlichen Angriff gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, die selbst die Kinder zu Maschinen im Dienste des Kapitals macht; aber erst Ada Negri wurde die Dichterin des sozialen Kampfes, — sie, die in der Hütte tiefster Armut aufwuchs, deren Mutter eine früh müde gearbeitete Fabrikarbeiterin war, die als junges Ding schon zum Broterwerb gezwungen wurde und lange Zeit armen Landkindern den spärlichen Volksschulunterricht erteilte, die den öden Kreislauf des Arbeiterlebens am eigenen Leibe erfuhr, und so, wie keine andere, befähigt war, die Sängerin der Armut zu werden, eine geistige Vorkämpferin der Arbeiterbewegung. Sie weist, wie mir scheint, den Weg für die Zukunft weiblicher Lyrik, die nicht immer nur von Liebesleid und Lust erfüllt sein wird, sondern bestimmt ist, gemäß dem Wesen der Frau, auch für das große Menschheitsleid die erschütterndsten Töne zu finden. —

Abb. 147. Ada Negri.

Damit haben wir das bisherige geistige Leben der Frau in der Dichtung erschöpft. In der Dramatik hat die weibliche Begabung ihre bisher unübersteigbare Grenze gefunden. Was es hier auch immer für Versuche gibt, sie sind alle minderwertig. Vereinzelte Werke, wie Elsa Bernsteins „Königskinder", die aus der Masse hervorragen, tun es nicht infolge ihrer dramatischen Kraft, sondern infolge ihres tiefen lyrischen Gehalts. Dem ausgeprägten Subjektivismus der Frau scheint es versagt zu sein, lebensvolle Gestalten für die Bühne zu schaffen. Die Individualität des Dichters muß hier hinter die Individualität der Geschöpfe seiner Phantasie zurücktreten, während von der dichterischen Leistung der Frau im allgemeinen gilt, daß sie umso wertvoller ist, je stärker die Persönlichkeit ihres Schöpfers sich in ihr ausprägt. Darum vermag sie auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung und der Lyrik Hervorragendes, den Werken der Männer vielfach Gleichartiges zu leisten, während der Lorbeer des dramatischen Dichters ihr, wenn überhaupt, so doch nur ausnahmsweise erreichbar sein dürfte.

VII.

Dasselbe, was für die Dramatik gilt, das gilt auch für die Plastik: hier wie dort sind Gestalten zu schaffen, dem toten Stoff eigenes Leben einzuhauchen. Und auch hier versagt die weibliche Kraft. Es gibt keine einzige geniale Bildhauerin, wohl aber eine Reihe hübscher Talente und tüchtiger Kräfte für die durch das moderne Kunstgewerbe in den Vordergrund gerückte Kleinplastik. Und selbst für die der Frau im Grunde so naheliegende Kunst der Wohnungseinrichtung sind Männer und nur Männer die Bahnbrecher gewesen. Frauen zeigen sich als ihre geschickten Nachahmerinnen, aber neue lebensfähige Formen hat noch keine von ihnen zu schaffen vermocht. Mit dem ihr Gegebenen aber vermag meist erst die Frau

das Richtige anzufangen: jener unsagbare Reiz eines gemütlichen Heims geht von ihr aus; der eigentliche Charakter eines Zimmers wird ihm von ihr, nicht vom Stil der Möbel aufgeprägt. Welch ein Unterschied zwischen dem Zimmer eines Studenten und dem Mädchenstübchen eines ihm an Alter und Bildung gleichen Weibes; oder zwischen der typischen Junggesellenwohnung und dem Heim, in dem eine echte Frau waltet! Wir müssen daraus folgern: bei dem Bau eines Stuhles oder eines Tisches wirkt mehr der wägende Verstand, also der Mann; erst in der Art, wie er benutzt wird, wie er sich der Harmonie des Wohnraums einfügt, kommt das weibliche Element, das Gefühl für Harmonie und Schönheit zur Geltung, und das ist in dem Wert seiner Wirkungen sehr häufig viel bedeutungsvoller, als viele jener modernsten weiblichen Handarbeiten, die sich Kunstgewerbe nennen.

Für die Malerei und die graphischen Künste scheint das weibliche Geschlecht eine ausgesprochenere Begabung zu besitzen. Die Kunstgeschichte berichtet schon aus dem Mittelalter von Nonnen, die in der Miniaturmalerei Bedeutendes geleistet haben. In der Renaissance, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, sind eine Reihe von Malerinnen hervorgetreten, die Berühmtheiten ihrer Zeit gewesen sind. Zweierlei aber haben fast alle gemeinsam: sie sind Töchter von Malern gewesen, haben sich also von Kindheit an fast spielend das Handwerkmäßige ihrer Kunst aneignen können, und sie haben sich beinahe ausschließlich auf das Porträtfach, die Blumen- und Miniaturmalerei beschränkt. Das gilt auch von ihren beiden größten Vertreterinnen: Madame Vigée-Lebrun und Angelika Kauffmann. Beide gehören jener revolutionären Epoche der Geschichte an, der so viele bedeutende Frauen ihre geistige Existenz, ihre Individualität verdanken. Aber trotz ihrer unbestrittenen künstlerischen Bedeutung können sie ihren größten männlichen Kollegen nicht zur Seite gestellt werden. Es fehlt ihren Menschendarstellungen die Kraft, der Charakter. Daß ihnen ihre Selbstbildnisse am besten gelungen sind, scheint mir auch charakteristisch zu sein. Die schöne Madame Vigée-Lebrun hat deren allein sechzehn gemalt, von denen das Porträt, das sie in zärtlicher Umarmung mit ihrem Kinde zeigt (Abb. 229, S. 402), künstlerisch den ersten Platz einnimmt. Goethes Urteil über eines dieser Bilder, das „mit offenbarer Absicht, zu gefallen" gemalt sei, trifft auch auf alle anderen, aber auch auf die der Angelika Kauffmann zu, von deren Malweise Goethe sagte, daß „das Heitere, Leichte, Gefällige der einzig herrschende Charakter der zahlreichen Werke unserer Künstlerin" sei.

Erst im neunzehnten Jahrhundert finden wir Künstlerinnen, die das traditionell Weibliche in ihren Werken überwunden haben, das natürlich Weibliche dagegen mehr und mehr zu künstlerischem Ausdruck bringen. Eine Rosa Bonheur, die sich mit einer von keinem Mann erreichten Liebe in das Leben und den Charakter der Tierwelt vertiefte, ist eins der klassischsten Beispiele hierfür, oder eine Marie Baschkirtjew, deren Gruppe Pariser Straßenjungen — „Meeting" genannt — als eine der genialsten Leistungen

weiblicher Kunst überhaupt bezeichnet werden müssen. Ihre Tagebücher haben uns einen tiefen Einblick in das Seelenleben dieser Künstlerin ermöglicht; sie war von der Natur ungewöhnlich reich begabt gewesen, aber das unbefriedigte Weib in ihr drohte alle Keime des Großen zu vernichten; erst ihre letzte und einzig echte schmerzliche Liebe zu Bastien-Lapage wirkte wie heiße Treibhausluft und brachte die Früchte ihres Talents zur Reife. Sie wirkte — technisch — mit seinen Mitteln, aber sie wuchs durch die Liebe zu ihm als Künstlerin über ihn hinaus.

Ebenso zahlreich fast wie die Romanlieferantinnen der Familienblätter begegnen uns in der Gegenwart die Malerinnen. Aber, wenn sie auch künstlerisch vielfach tief stehen mögen, sie zeigen doch meist eine kräftigere, persönliche Note; einige von ihnen überragen besonders im Frauen- und Kinderporträt die Masse der männlichen Maler und Künstlerinnen, wie Sabine Lepsius, Dora Hitz, Julia Wolfthorn — jede von der anderen grundverschieden, jede für sich von interessanter Eigenart —, stehen den Besten ihrer Zeit ebenbürtig zur Seite. Charakteristisch ist nur wieder die Beschränktheit ihres Stoffs: wo sie das Gebiet des Porträts, also die Vertiefung in und das Verständnis für den anderen Menschen, verlassen, hören ihre Leistungen im allgemeinen auf, einen künstlerisch individuellen Charakter zu tragen. Nur eine einzige Künstlerin der Gegenwart liefert den Beweis, daß die Einseitigkeit weiblichen Künstlertums durchaus nicht notwendig mit der Natur des Weibes überhaupt zusammenhängt: Käthe Kollwitz (Abb. 148). Ihr Gebiet ist das Volksleben — aber nicht das der Idylle. In die Tiefen seines Elends und seiner Verzweiflung, auf die Höhen seiner Begeisterung und seines Fanatismus führt sie uns. Sie bedarf nicht einmal der Farben, um die Eindrücke zu steigern; indem sie den Pinsel mit dem Radierstift vertauschte, verzichtete sie ganz darauf und erreichte gerade dadurch die größten künstlerischen Wirkungen. Den Blutrausch ihres Tanzes um die Guillotine, das starre Hungerelend ihres Weber-Zyklus, den zum Wahnsinn gesteigerten Fanatismus der aufständischen Bauern aus ihren Bildern aus dem Bauernkrieg wird niemand vergessen, der sie einmal gesehen hat. Und jenes arme, ausgemergelte Proletarierweib mit dem Säugling an den schlaffen Brüsten wirkt erschütternder und aufreizender, als alle Volksreden und bogenlangen Schilderungen der Not wirken können.

Wir sehen in der bildenden Kunst denselben Weg, den das weibliche Geschlecht in der Wissenschaft und in der Dichtung beschreitet: von der Kopie des Mannes zur Eroberung und Behauptung der eigenen Persönlichkeit; von den Äußerungen des rein Individuellen zur Erkenntnis der Umwelt; von der Mutter, deren einzige Welt der Säugling war, den sie nährt, bis zu dem Weibe, das sich allen Pflegebedürftigen der Erde gegenüber als Mutter empfindet, und deren weltumfassende Mütterlichkeit die Triebkraft ihres Handelns, die Muse ihres künstlerischen Genius ist.

Wenn es die Tiefe der Empfindung, wenn es der Subjektivismus der

Frauen ist, der sie beherrscht und leitet, wie kommt es dann, daß die subjektivste aller Künste, die Musik, ihrer Schöpferkraft verschlossen blieb? Zu keiner Zeit hat man sie an der Ausübung der Musik verhindert; sie ist von jeher ein wichtiger Teil weiblicher Erziehung gewesen; als reproduzierende Künstlerinnen haben es Frauen auf allen Gebieten zu vollendeter Meisterschaft gebracht. Und doch kennt die Musikgeschichte keine einzige Komponistin von nennenswerter Bedeutung! Wirft das nicht unsere Beweisführung, daß das Gefühl das stärkste Element weiblicher Produktionskraft ist, sofort über den Haufen?

Abb. 148. Käthe Kollwitz.

Zunächst wissen wir nicht, wie weit die Frauen an der ursprünglichsten Musik, dem Volkslied, schöpferischen Anteil haben. Wie manches uralte Wiegen- und Kinderlied mag zuerst von einer Mutter gesungen worden sein! Sodann aber scheint mir, daß die Musik, gerade weil sie die subjektivste aller Künste ist, den Frauen bisher unzugänglich blieb. Die Entwicklung der Musik zu dem, was sie heute ist, hat selbst für die Männer verhältnismäßig spät ihren Anfang genommen. Um in Tönen zu empfinden, aus Tönen eine Welt aufzubauen, dazu gehört eine Vertiefung des Innenlebens, eine Verfeinerung der Empfindung, eine Stärke und Abgeschlossenheit der Persönlichkeit, die die Frau erst nach einer langen Zeit allmählicher Menschwerdung erreichen kann. Sie steht in der Musik erst auf jener Stufe, die sie auf anderen Gebieten des Geisteslebens schon überschritten hat: sie reproduziert, sie schmiegt sich dem Denken und Fühlen des Mannes an, sie ist die Saite, auf der er spielt.

Ihre, seit nahezu anderthalb Jahrhunderten unbestrittene Meisterschaft als Bühnenkünstlerin bestätigt diese Auffassung. Beachten wir aber auch hier die interessante Tatsache, daß die Frau nicht nur lange Zeit hindurch durch Sitte und Herkommen von der Bühne ausgeschlossen blieb, sondern daß ihre künstlerische Bedeutung auch erst von jener Epoche an datiert, wo die Emanzipation des Weibes als Individualität einsetzte. Eine Rachel, eine Corona Schröter (Abb. 149) sind Erscheinungen, die die vorrevolutionäre Zeit nicht hätte hervorbringen können; und eine Höhe der weiblichen

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 149. Corona Schröter.

Nach einem Gemälde von Anton Graff.

Schauspielkunst, wie sie durch eine Agnes Sorma, eine Eleonore Duse (Abbildung 150) erreicht worden ist, hätte ohne die direkten und indirekten Wirkungen des Freiheitskampfes der Frauen auch von genialen Künstlerinnen nicht erklommen werden können. Wenn aber, ganz abgesehen von so hervorragenden Einzelerscheinungen, die weiblichen Bühnenkünstler im allgemeinen den männlichen an Talent und Leistungskraft nicht nur gleichstehen, sondern sie vielfach übertreffen, so wird man noch andere Gründe dafür suchen müssen, als den, daß die Reproduktion denen leichter fallen muß, denen die Produktion schwerer fällt. Ich glaube nun in der Tatsache der größeren persönlichen Freiheit der Bühnenkünstlerinnen im Vergleich zu anderen ihres Geschlechts die Hauptursache ihrer überragenden Leistungen gefunden zu haben. Nicht nur, daß ihr äußeres Leben ein reicheres ist, daß es nicht so abgeschieden von der Welt verläuft, wie das der meisten Frauen, auch ihrem inneren Leben sind durch falsche Scham und gesellschaftliche Sitte die Schranken nicht so eng gezogen. Daß man sie früher zum fahrenden Volke rechnete, ihnen eine Stellung außerhalb der bürgerlichen Moral zuwies, ist ihnen im Laufe der Entwicklung zu gute gekommen. Sie folgen dem Triebe ihres Herzens rascher, ihr Geschlechtsleben ist nicht verdorrt; an dem Feuer der Liebe, das den Mann, den Künstler vor allen, zu dem Größten und Schönsten begeistert und fähig macht, vermögen auch sie die Fackel ihres Geistes zu entzünden. Sie ist für sie nicht, wie für die meisten ihres Geschlechts, zum flackernden Herdfläunmchen geworden, an dem man sich nur gerade noch die klammen Finger wärmen kann.

Können wir uns eine Duse vorstellen, deren Frauengestalten nicht nur Reproduktionen, sondern Neuschöpfungen aus der Fülle ihres reichen Innenlebens sind, wenn nicht alle Qualen und Wonnen der Liebe ihr eigenes Herz erschüttert hätten?

Diese Bedingung künstlerischer Größe aber ist, wie mir scheint, die Bedingung der Größe der Produktion überhaupt. Und zwar gilt das für die Frau, die sie nur selten besitzt, in noch höherem Grade, als für den Mann, der sie immer besessen hat. Denn die Natur verfährt nicht so sinnlos, daß das Geschlechtsleben mit all seinen Folgen, das physiologisch für die Frau eine unvergleichlich größere Rolle spielt als für den Mann, nicht auch auf die geistige Verfassung der Frau tiefer und bestimmender wirken müßte als auf die des Mannes und seine Ausschaltung bei ihr nicht mit der Vernichtung großer seelischer Werte zusammenfiele.

Wenn die Fachwissenschaft sich eingehend mit den Beziehungen zwischen Geschlechtsleben und geistiger Schöpfungskraft beschäftigen wollte, würde sie zur Lösung der tieferen Rätsel der Frauenfrage sicher mehr beitragen als alle Untersuchungen über die Verschiedenartigkeit des weiblichen und männlichen Gehirns, mit denen manche Gelehrte Aufsehen zu erregen bestrebt sind.

VIII.

Mit der Darstellung der wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungsfähigkeit ist das geistige Leben des Weibes noch nicht erschöpft, ja vielleicht hat es sich dabei nur um den Teil gehandelt, der der weiblichen Natur am wenigsten gemäß ist. Wenn ich glaube, daß der Wert und die Höhe der geistigen Leistungskraft der Frau nicht nur von dem Grade individueller Entwicklungsfreiheit, also von der Gleichberechtigung auf dem Gebiete der Bildung und des öffentlichen Lebens, sondern mehr noch von ihrem vollen Ausleben als Geschlechtswesen abhängt, so bin ich anderseits der Meinung, daß

Abb. 150. Eleonore Duse.

die große Lehrmeisterin Natur uns noch auf weitere Zusammenhänge zwischen Geist und Geschlecht hinweist.

Von alters her sind zwei Tatsachen in den unveräußerlichen Grundstock der auf jahrhundertelanger Erfahrung beruhenden Wahrheiten übergegangen: daß hervorragende Männer stets bedeutende Mütter gehabt haben — bedeutend durch ihre Persönlichkeit mehr als durch ihre selbstständigen Geistesleistungen; und daß in fast jeden großen Mannes Leben ein Weib die Rolle der Egeria gespielt hat. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan." Das Werk, einen Dante begeistert, einen Goethe geboren zu haben, wird der Frau, die es vollbrachte, einen höheren Platz im Andenken der Menschheit sichern, als der Schöpferin manch eines großen Geisteswerks.

Beides kennzeichnet die Bedeutung der Frau als Inspiratorin. Nicht nur was die mütterliche Natur dem Kinde an Keimen künftiger Größe mit auf den Weg gab, hat eine Frau Rat Goethe (Abb. 151) unsterblich gemacht, sondern mehr noch die Kunst der Pflege dieser Keime, der Instinkt der Mütterlichkeit, auf dem das Verständnis für die seelischen Bedürfnisse des Kindes beruht. Darum ist auch der Zusammenhang zwischen Mutter und Sohn meist viel inniger als der zwischen dem Sohn und dem Vater. Und derselbe Instinkt der Mütterlichkeit, der sich auch als geistige Hingabe bezeichnen läßt — eine Hingabe, die die Kraft besitzt, das Beste aus dem eigenen Innern auszulösen, nur um es hinzugeben — ist es auch, der sich in den Frauen abspiegelt, die das Leben der Führer der Menschheit mit Glück erfüllten, ihrem Schaffen Schwungkraft verliehen. Es sind vielfach von der „gesitteten" Welt verachtete Hetären gewesen, besonders zu jenen Zeiten, wo sie allein die Freiheit des Lebens und den Zugang zur Geistesbildung besaßen; aber auch an denen, die es nicht waren, hat die bürgerliche Moral ihrer Zeit

Abb. 151. Goethes Mutter.

fast immer Anstoß genommen. Erst die Nachwelt hat ihnen Altäre gebaut. Hierher zählt Julie Récamier (siehe Kunstbeilage), deren Haus zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt der Gesellschaft des geistigen Paris bildete. Charlotte von Stein (Abb. 152) muß gleichfalls an dieser Stelle genannt werden. Goethes Briefe an sie sind die Blätter des schönsten Unsterblichkeitskranzes, den je eine Frau getragen hat, und die Tatsache, daß die wundervollsten Gaben seines Genius uns in jener Zeit seines innigen Verkehrs mit ihr beschert wurden, ist der höchste Beweis für die inspiratorische Macht der Frau.

Abb. 152. Charlotte von Stein.
Nach einem im Jahre 1790 angefertigten Selbstporträt.

Sie geht von der Mutter, von der Geliebten aus und wirkt auf den Einen. Aber der Instinkt der Mütterlichkeit kann sich auch auf den Kreis der Freunde richten und hier seine belebende, anfeuernde Wirkung üben. Zwei Frauen des neunzehnten Jahrhunderts sind es, die diesen Typus repräsentieren: Rahel Varnhagen (Abb. 154) und Malvida von Meysenburg. Von der einen sind uns Briefe und Tagebuchblätter, von der anderen Memoiren erhalten geblieben. Wenn ihre Persönlichkeit auch dadurch fortzuwirken vermag, so überragt ihr eigentliches Lebenswerk, das sich nicht wägen und messen läßt, doch turmhoch ihren literarischen Nachlaß. Die größten Geister ihrer Zeit sind, angezogen wie von einem Magnet, mit diesen Frauen in Verbindung getreten und wurden durch sie untereinander verbunden. In ihren stillen Stuben fanden sie Teilnahme, Freundschaft, Hilfe, Lebenskraft; hier wurden ihre Herzen erfüllt mit großen Gefühlen, hier wurden gemeine Regungen unterdrückt, Gedanken der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, der Wahrheit und des Friedens erweckt und gefördert. Solche Frauen wie sie — oft ist vielleicht ihr Name nicht einmal bekannt — sind wie ein Jungbronnen der Seele, sie besitzen den Stab Moses', der aus dem toten Felsen noch lebendige Quellen zaubert. Und aus diesen Inspiratorinnen werden die Agitatorinnen für die großen Ideale der Menschheit, die Frauen, deren Mutterliebe sich zur Menschenliebe erweitert, die aus ihr die Kraft schöpfen, einer Sache zu dienen bis zur Hingabe ihres Lebens.

Durch ihr Werk „Dies Buch gehört dem König!", in dem sich das leidenschaftliche soziale Empfinden der Frau so rückhaltlos ausspricht, gehört Bettina von Arnim (Abb. 153) zu diesen Agitatorinnen; mehr noch Harriet Beecher-Stowe (Abb. 155), deren künstlerisch vollkommen un-

zureichendes Buch „Onkel Toms Hütte" so überströmend voll ist an Gerechtigkeitsgefühl, daß es dem Kampf um die Befreiung der Sklaven wie eine geweihte Standarte vorausgetragen werden konnte. Es muß dabei als für die Frauen besonders charakteristisch hervorgehoben werden, daß sie ihre agitatorische Kraft fast überall zuerst zu Gunsten unterdrückter Volksschichten einsetzten: so in Nordamerika für die Sklaven, in Frankreich 1789 bis 1793 und 1848 für die entrechteten Klassen und die Arbeiter im besonderen; selbst in Deutschland, wo das öffentliche Auftreten der Frauen

Abb. 153. Bettina von Arnim.
Nach einer Radierung von L. E. Grimm.

Abb. 154. Rahel Varnhagen.
Nach einem Stiche von C. E. Weber.

so sehr verpönt war, hat die Vorkämpferin der Frauenbewegung, Luise Otto-Peters (Abb. 156), zuerst unter der Fahne der Revolution gekämpft. Und die tapferen Amerikanerinnen, Lukretia Mott und Elisabeth Cady Stanton an ihrer Spitze, die im Vollgefühl der gerechten Sache, die sie vertraten, Hohn und Spott und Verfolgungen aller Art über sich ergehen ließen, forderten zuerst die politische Gleichberechtigung der Frauen, weil sie bei ihrem Eingreifen in die Sklavenbefreiungsbewegung deren Besitz als notwendige Voraussetzung des Erfolges erkannt hatten. Ähnlich entwickelte sich die Frauenbewegung in England: zuerst waren es Frauen, wie Elizabeth Fry und Florence Nightingale (Abb. 158), die im Kampf gegen Not und Verwahrlosung ihre Kräfte entwickelten, indem sie die weibliche Armen- und Krankenpflege organisierten und zu kommunalen oder staatlichen Einrichtungen umgestalteten. Ist es nicht das spezifisch weibliche Gefühl, das darin wieder zum Ausdruck kommt,

daß die Hingabe an die anderen dem Interesse für sich selbst und das eigene Geschlecht voransteht? Und wie die Frau als Mutter erst alle Kräfte ihres Innern zur Entfaltung bringt um ihres Kindes willen, so hat die Frau als Helferin der Armen und Enterbten erst die Talente ausgebildet, die sie heute befähigen, in dem großen sozialen Kulturkampf, der die Welt bewegt und sich in zwei Parallelbewegungen, die der Frauen und die der Arbeiter, teilt, eine führende Rolle zu spielen.

Abb. 155. Harriet Beecher-Stowe.

Wenn es zunächst auch fast nur Männer gewesen sind, die wissenschaftliche Theorien der Frauenfrage aufgestellt haben — ein Condorcet, ein Hippel, ein Thompson, ein Mill, ein Bebel —, so waren es doch in erster Linie die Frauen, die, kraft ihrer großen agitatorischen Begabung aus diesen Lehren die praktischen Schlüsse zogen und sie in die Massen trugen. „Gleichberechtigung" war früher ihr einziger Kampfruf, und er hat vielfach zu einer gewaltsamen Unterdrückung der Geschlechtsunterschiede geführt und jene Karikaturen hervorgerufen, die ganz richtig als „drittes Geschlecht" bezeichnet worden sind. Die Naturkraft des Weibes hat diese Abirrung rasch überwunden. „Ein Kind und Arbeit" ist vielleicht die Losung, die den Charakter der modernen Frauenbewegung am besten wiedergibt, weil sie ihr Ziel zusammenfaßt: die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft, von der vollen Entwicklung als Mensch und als Geschlechtswesen. Um dies Ziel zu erreichen, haben sich alle jene Kämpfe als notwendig erwiesen, die heute von den Frauen geführt werden: um Bil-

Abb. 156. Luise Otto-Peters.

dung, um politische Rechte, um soziale Reform, um wirtschaftliche Selbständigkeit. In allen Kulturländern stehen Scharen von Frauen aller Volksklassen in denselben Kämpfen, und es ist schwer, einige von ihnen gewissermaßen als Typen besonders hervorzuheben. Susan B. Anthony, die vor einiger Zeit verstorbene Führerin der amerikanischen Stimmrechtsbewegung, die noch mit achtzig Jahren durch das Feuer ihrer Beredsamkeit zu wirken vermochte, Josephine Butler (Abb. 159), die mit einem Heldenmut ohnegleichen jenen Kreuzzug für die Unglücklichsten ihres Geschlechts, die Prostituierten, begann, Luise Otto-Peters, deren Wahlspruch: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen", ihre

Copyright Elliott & Fry in London.

Abb. 157. Annie Besant.

Lebensarbeit gewidmet war, Ellen Key (Abb. 161), die Pionierin der modernen Frauenbewegung, die die Mutter und das Kind auf den Thron der Erde erhebt und Bildungs- und Rechtsgleichheit nur als die Grundlage betrachtet, auf der die freie Persönlichkeit des Weibes sich entwickeln kann — sie alle haben mit der ganzen sieghaften Kraft der weiblichen Inspirationsgabe gewirkt, Leben, Wärme, Fortschritt hervorgerufen und zugleich bewiesen, daß echte Weiblichkeit nicht ein Hindernis, sondern eine Bedingung ihres Erfolges ist. Und wie Not, Elend und Ungerechtigkeit die Frauen zu Sklavenbefreiern und Frauenrechtlern gemacht hat und aus ihrem Gefühl ihre Erkenntnis wuchs, so hat die Qual der leidenden Menschheit sie auch auf andere Kampfplätze getrieben. Die Temperenzbewegung, der heute eine Weltorganisation von Millionen Frauen zur Verfügung steht, und die aus

Abb. 158. Florence Nightingale.

Copyright Elliott & Fry in London.

Abb. 159. Josephine Butler.

einem lächerlichen Moralfeldzug gegen die Trinker mehr und mehr zu einer Reformbewegung gegen die sozialen und wirtschaftlichen Zustände, die den Alkoholismus hervorrufen, sich entwickelt hat, ist von Francis Willard (Abb. 160), einer Frau, ins Leben gerufen und geleitet worden, für deren große Persönlichkeit Amerika so viel Verständnis besaß, daß es ihr ein Denkmal setzte.

Die Friedensbewegung, die — man mag in Bezug auf ihre praktischen Gegenwartserfolge noch so skeptisch sein — zweifellos zunächst einmal die Herzen und die Köpfe gegen den Wahnsinn des Krieges mobil macht, hat in erster Linie der Begeisterung Bertha von Suttners ihr Dasein zu verdanken. Die unbestrittene, begeisterte Führerin der theosophischen Bewegung ist Annie Besant (Abb. 157), deren überwältigende Rednergabe ihrer Sache mehr und mehr Anhänger zuführt.

Aber damit ist die Wirkung nicht erschöpft, die von der weltumspannenden Mütterlichkeit des Weibes ausgeht: Mitleiden, Verstehen, Mitkämpfen sind überall die Etappen auf ihrer Bahn gewesen, aber der Kreis, den ihr Gefühl, ihre Erkenntnis und schließlich ihre Tatkraft umfaßt, kann ein kleiner oder ein großer sein.

Dieser Kreis hat sich für die Fortgeschrittensten so geweitet, daß der Menschheit ganzes Elend darin Platz findet. Was nützt uns, so sagen sie, unser Recht auf Arbeit, wenn es nichts weiter bedeutet, als ein Recht auf Ausbeutung der Arbeitskraft der vielen Armen durch die wenigen Bevorrechteten; was nützt uns

Phot. Veeder, London.

Abb. 160. Francis Willard.

Nach einer Photographie von Otto Becker & Maaß in Berlin.

Abb. 161. Ellen Key.

das Recht auf Liebe, wenn wir unsere Mutterpflichten nicht erfüllen können, wenn die Früchte unserer Liebe zu demselben Elend verdammt sind wie wir? Was nützt uns ein Kampf der Frauen nur für die Frauen, da wir doch mit unseren Männern an dieselbe Kette der Lohnarbeit geschmiedet sind?

Das ist der Weg, der die Frauen, sei es durch den Anblick der Not der anderen, sei es durch die eigene Not, in die Reihen der Arbeiterbewegung führt, sie zu Sozialistinnen macht. Zu ihnen gehören die Frauen der russischen Revolution, die nicht nur für die Sache des Volkes zu sterben verstanden, nein, die für sie lebten, auch dann noch lebten, wenn die Tore der fürchterlichsten Kerker sich hinter ihnen schlossen. Sie sind noch als Gefangene die Pflegerinnen, Trösterinnen ihrer männlichen Leidensgenossen gewesen; sie sind ihnen freiwillig in die Verbannung gefolgt, um ihr Unglück ihnen tragen zu helfen.

Daß diese Revolutionärinnen Frauen, tief empfindende, liebevolle Frauen sind, die ihr Herz, das je voller es an Liebe war für die Unterdrückten, umso voller auch an Haß gegen die Unterdrücker, in den Kampf getrieben hat, dafür kann die Geschichte keiner Frau ein so glänzendes Zeugnis ablegen, als die Luise Michels (Abb. 162), der Heldin der französischen Kommune.

Ihr ganzes Leben, in der Freiheit wie in der Gefangenschaft, war eine schrankenlose Hingabe. Sie war arm — und hatte doch immer noch, um anderen zu helfen, sie war verfolgt und geächtet — und war doch immer noch die Stütze und die Zuflucht der Verfolgten. Sie erfüllte die Mutlosen immer wieder mit neuer Begeisterung.

Diese Frau, die sich durch kein Werk ein unsterbliches Denkmal setzte, hat für die Sache der Menschheit, die die Sache der Menschlichkeit ist, doch sicher mehr getan, als viele Gelehrte und Dichterinnen: sie hat in die

Herzen Keime der Kraft, des Opfermuts, der Menschenliebe gepflanzt, die nicht verdorren können.

Die große Lehrmeisterin Natur, so sagte ich am Eingang dieses Kapitels, weist uns auf weitere Zusammenhänge zwischen Geist und Geschlecht hin.

Die Betrachtung der Bedeutung der Frau als Inspiratorin und Agitatorin, in der sich ihr Geist und ihr Herz am stärksten kennzeichnet, die daher nichts künstlich Aufgepfropftes ist, sondern aus ihrem innersten Wesen selbst hervorwächst, gibt uns Aufschluß darüber.

Sollte nicht die Geschlechtsbestimmung sich umgekehrt auf geistigem Gebiet wiederholen? Leibliche Kinder bringt das Weib zur Welt aus dem Samen des Mannes. So sorgt sie für die Fortpflanzung der Menschheit, die Empfangende, vom Manne befruchtet. Findet nicht vielleicht eine geistige Befruchtung des Mannes durch die Seele des Weibes statt? Und hilft sie nicht ein umso reicheres Leben schaffen, je vollendeter sie sich zu der Höhe ihrer Persönlichkeit entwickelt?

Ist dem so, dann wäre jede Unterdrückung der Entwicklungsmöglichkeit des weiblichen Geschlechts nicht nur eine Ungerechtigkeit ihm gegenüber, sondern ein Verbrechen an der Menschheit. Ist dem so, dann werden wir der Genialität, das heißt der höchsten Schöpferkraft des Weibes, auf diesem Gebiete freie Bahn zu schaffen haben. Ist dem so, dann müssen wir das Weib so ungehemmt entwickeln lassen kraft des inneren Dranges, der sie beseelt. Die Gegner freilich meinen, den Einfluß des Weibes steigern, hieße die Kultur verweiblichen.

Wenn das nichts anderes bedeutet als eine größere Sicherung des Völkerfriedens, eine allmähliche Durchsetzung der sozialen Gerechtigkeit, eine Verwirklichung des seit Jahrtausenden gepredigten und nie befolgten Gebotes der Nächstenliebe, so ist diese Verweiblichung eine Durchdringung der bisher rein männlichen Kultur mit dem Geist der Mütterlichkeit, also ein Zusammenwirken des männlichen und des weiblichen Prinzips, durch das in Natur- und Geisteswelt allein wahrhaft Lebendiges sich entwickelt.

Abb. 162. Luise Michel.

Sechstes Kapitel.

Das Gefühlsleben des Weibes.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Wenn in einzelnen Kapiteln dieses Werkes hervorragende Vertreterinnen der Frauenbewegung unserer Zeit das Wort genommen haben, um das Weib in den einzelnen Altersstufen und in seiner Eigenschaft als Gattin, Mutter und Hausfrau zu schildern, so soll es auch einem Manne, zumal einem Arzte, der vermöge seines Berufes Gelegenheit hat, mannigfache Einblicke in das Gemütsleben des Weibes zu erhalten, gestattet sein, sich über das Gefühlsleben des Weibes zu äußern, und außerhalb des Kreises kämpfender Bestrebungen nach Gleichheit mit dem Manne stehend, den Charakter jenes Typus Weib zu schildern, wie er in unserer heutigen Gesellschaft in verschiedenen Ständen und Berufsklassen sich findet. Der berühmte englische Gelehrte Carlyle hat behauptet, daß die Weltgeschichte die Geschichte dessen ist, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat, also im Grunde genommen die Geschichte der großen Männer, die darin gearbeitet haben . . . „Alle Dinge," sagt Carlyle, „die wir in der Welt fertig dastehen sehen, sind eigentlich das äußere wesentliche Ergebnis, die praktische Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die in den Hirnen der uns in die Welt gesandten großen Männer lebten." In diesem Sinne hat Lily Braun in

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 163. Die Eitelkeit.

Nach einem Gemälde von Paolo Veronese.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 164. Judit mit dem Haupte des Holofernes.
Nach einem Gemälde von Cristofano Allori.

dem vorhergehenden Kapitel „Das geistige Leben des Weibes" die Bilder der hervorragendsten Frauen aller Zeiten an uns vorbeiziehen lassen und in der Schilderung des Lebenslaufes und der Bedeutung dieser Frauen in großem Umrisse eine Geschichte des Weibes vor uns aufgerollt. Um das Gefühlsleben der Frau kennen zu lernen, müssen wir einen viel größeren Kreis von Frauen betrachten, womöglich alle, ob sie nun geistig hervorragend oder minderwertig, ob sie Fürstin oder Arbeiterin, ob sie in selbständigem Berufe tätig oder in jenem beschränkten Kreise wirksam sind, wie er der Frau bis in unsere Gegenwart zugewiesen ist. Unsere Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß die Frauen verschiedener Stände einander viel näher stehen, als die Männer gleichen Standes. Der Unterschied in dem Gefühlsleben einer Prinzessin weicht im allgemeinen nicht viel von dem ihres aus dem Volke stammenden Kammermädchens ab.

Der Charakter einer Person und die Äußerungen ihres Gefühlslebens sind zunächst ein Erzeugnis ihrer Erziehung. Eine große Zahl von guten und schlechten Eigenschaften sind eine Folge gewisser erzieherischer und gesellschaftlicher Einrichtungen. Was für ganze Völker Geltung hat, gilt auch für den einzelnen, insbesondere für das Weib.

Bis in unsere Gegenwart hinein ist die Frau in steter Abhängigkeit vom Manne erhalten geblieben. Von seiner Wahl zur Geliebten und Gattin hängt die Existenz des Weibes ab. Natürliche Dankbarkeit und Gesetz haben es daher begreiflicherweise zum pflichtschuldigen Gehorsam veranlaßt. Bei den Völkern der Alten Welt und noch heute bei den Orientalen gilt das Weib als Ware, die auf den Markt gebracht wird. So sitzt in jedem Weibe ein gewisser unterwürfiger Sklavensinn, mit dem

es zu seinem Herrn, dem Manne, emporblickt. Das Weib hat es sich abgewöhnt, selbständige Entschließungen zu fassen, nach Lebenserwerb und Lebensunterhalt sich umzusehen, einen Kampf zu bestehen mit den Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten des Lebens. All das hat es dem Manne überlassen, denn es durfte sich, durch Gesetz und Sitte verhindert, ja gar nicht daran wagen. Wenn hie und da in vergangenen Zeiten einmal ein Weib eine Führer- oder Kampfstellung eingenommen hat, dann wurde es entweder als Heldin oder Märtyrin verehrt. Eine solche war Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, oder Katharina Sforza, deren im 3. Kapitel dieses Bandes „Das Geschlechtsleben des Weibes" (S. 216) Erwähnung getan wurde.

Die unterdrückte Stellung des Weibes hat es mit sich gebracht, daß sich in ihm Verschmitztheit, Schlauheit und List entwickelten, um oft mit diesen Waffen den Mann zu bekämpfen, da ein offener Kampf mit gleichen Waffen nicht möglich war. So ist auch das Weib zur Schmeichlerin und Heuchlerin geworden, um den Mann in ihre Netze zu locken und ihn zappelnd festzuhalten.

Um den aufgezwungenen ungeliebten Mann dann los zu werden, wird das Weib oft grausam wie Judit (Abb. 164), ein Dämon, der zur Mörderin und Giftmischerin wird.

Stundenlang kann die Frau vor dem Spiegel stehen, um sich zu putzen und schön zu machen. Viele Maler alter und neuer Zeit haben dies im Bilde festgehalten, so zum Beispiel Schalcken in dem Gemälde „Junge Frau mit dem Ohrring" (Abb. 165). Aus der natürlichen Aufgabe des Weibes: „Gewinnung eines sie erhaltenden Mannes" haben sich die Eigenschaften der Lockung und Werbung entwickelt. Es muß sich schön machen, es muß geschmückt sein, mit den ihm von Natur verliehenen Gaben und mit den Werken der Kultur (Kleidung, Schmuck). Und so wurde das Weib putzsüchtig, gefallsüchtig und eitel. Paolo Veronese hat uns die Eitelkeit als Weib in einem bekannten Gemälde (Abb. 163) personifiziert.

Geschickt weiß das Weib seine körperlichen Reize zu enthüllen und die Fehler seines Körpers zu verbergen. Kleidung und Mode sind ihm hierbei behilflich. Gibt es doch nur auserwählte Schönheiten, die geheimer körperlicher Unebenheiten völlig entbehren und wie Venus selbst vor ihren neidvollen Geschlechtsgenossinnen in herrlicher Nacktheit sich enthüllen können. Nur Venus geht im paradiesischen Gewande ins Bad, von ihren Nymphen begleitet (Abb. 166).

Und von alters her wurde das Weib verbannt in das Gehege des Hauses und des Heims. Es war für das Weib unschicklich, an den Beratungen der Männer teilzunehmen, es war ihm unmöglich, den täglichen Sorgen eines Berufes nachzugehen. Einige wenige Ausnahmen gibt es bei den Naturvölkern. Und da die Geschäfte des Tages, der häuslichen Wirtschaft, der Pflege der Kinder nicht immer genügend Zeit beanspruchen, so blieb auch noch eine solche übrig, um sich der Nachbarsfrau zu nähern, um mit dieser zu sprechen, über all die tausend kleinen Dinge, die den beschränkten Wirkungskreis

der Frau umfassen, zu plaudern. So ist es erklärlich, warum Frauen auch in unserer modernen Zeit, wenn sie zusammentreffen, meist immer nur von drei Dingen sprechen, vom Hauswesen, von der Kleidung und den Dienstboten. Und weil die Frau in der Regel mehr Zeit hat, als der Mann, spricht sie gern viel und breitspurig; sie ist eine Klatschbase geworden. (Abb. 167.) Die Fesseln, die das Weib vom Kampfe des Lebens zurückgehalten, haben es nie den Ernst des Lebens kennen lernen lassen. So ist das Weib in seinem Tun und Handeln unsicher, ja zuweilen oft läppisch. Und man hat mit Recht behauptet, daß das Weib zeitlebens ein großes Kind ist. Die Freude an Spiel und Tändelei ist den jungen Mädchen vermöge ihrer Bestimmung angeboren und vielleicht auch anerzogen. Selbst die ihnen zukommenden häuslichen Geschäfte nehmen sie nicht sehr ernst und denken immer nur zunächst an ihren Hauptberuf: Lockung des Mannes, und selbstverständlich auch damit an alle jene Mittelchen, die ihnen dazu dienlich sind. Aber nicht nur die jungen Mädchen, auch die Frauen, die selbst im Besitze eines wohlbestallten Mannes sind, müssen der ewigen Aufgabe der Lockung sich unterziehen, weil sie immer daran denken müssen, den Mann festzuhalten, damit er ihren Fesseln nicht entschlüpfe. So wird es weiter erklärlich, daß zwischen Männern Haß und Feindseligkeit nur dann bestehen, wenn der eine dem anderen im Lebenskampfe den Platz streitig zu machen sucht, sei es nun im Amt oder im Geschäft, und darum bestehen solche Feindseligkeiten meist nur zwischen Männern desselben Berufes, während bei Weibern, wie der grimme Weiberhasser Schopenhauer mit Recht hervorhebt, die Feindschaft oft das ganze Geschlecht umfaßt, da alle nur ein Gewerbe haben. Das Weib haßt viel stärker und nachhaltiger als der Mann und verfolgt die wirkliche oder auch nur scheinbare Nebenbuhlerin

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 165. Junge Frau mit dem Ohrring.
Nach einem Gemälde von Godfried Schalcken.

Mit Erlaubnis von Fred. Hollyer, 9 Pembroke Square, London W.

Abb. 166. Das Bad der Venus.
Nach einem Gemälde von Burne Jones.

mit ihrem Hasse oft bis über den Tod hinaus.

Das Weib ist zur Brutpflege bestimmt, es hat den himmlischen Beruf der Mutter. Aus dieser Aufgabe haben sich eine Reihe von Eigenschaften entwickelt, die ein weiteres Stück zum Charakter des Weibes beitragen. Die Mutterliebe ist etwas ganz anderes, als die Liebe des Vaters zu seinen Kindern. „Die Mutter", sagt Michelet, „findet an der Wiege des Kindes ihre Welt, die andere ist für sie verschwunden; so muß es sein, und es ist gut für das Kind, daß es so ist. Das hilflose Wesen würde untergehen, wenn nicht die Mutter ganz in ihm aufginge. ... Wenn sie betend über ihren Sohn gebeugt, ein himmlisches Lächeln in diese blöden Augen spiegelt, so verwandelt der Lichtglanz, der von ihren Augen auf ihn überstrahlt, alles ringsumher. Kein Herz kann sich ihm entziehen, jeder wird hingerissen. ... Die Liebe hat die Liebe überholt."

Und indem das Kind langsam aufwächst, macht die Mutter die Zeit der Entwicklung des Kindes gleichsam mit durch. Sie stammelt unzusammenhängende Buchstabenreihen, die sie zuerst vom Kinde gehört, und so wird sie selbst wieder zum Kinde. Aus all diesem Tun und Lassen entwickelten sich die Eigenschaften der Zärtlichkeit, der Aufopferung und der Geduld. Und je

Photographieverlag von Dr. E. Albert & Co. in München.

Abb. 167. Klatsch. Nach einem Gemälde von Hans Borchardt.

mehr der Reihe nach die Kinder kommen, desto mehr wird die Frau von ihrer Häuslichkeit festgehalten, und so entwickelt sich bei ihr die Liebe zum eigenen Heim, das sie sorgfältig auszustatten sucht, immer mehr und mehr heimlicher zu machen, für ihre Kinder und für ihren Mann. Dieser begreift oft nicht, was für eine kindische Freude die Frau an Vorhängen und Teppichen, an Tischläufern und Schutzdeckchen hat, aber sie ist wohl begründet, und sie entwickelt selbsttätig den Sinn der Frau für das Schöne und Zierliche, für Blumen und Früchte, seien sie nun lebendig oder nur in den Stoff gewebt.

Das geistige Leben des Weibes ist mit dem Gefühlsleben auf das innigste verschmolzen. Das Weib hat einen engen Gesichtskreis, beobachtet aber die Gegenstände, die in dessen Bereich fallen, scharf und genau. Schopenhauer nennt das Weib einen geistig Kurzsichtigen. Es bemerkt Dinge rasch, sofern sie in seinem Gesichtskreise auftauchen, während der Blick des Mannes in die Ferne gerichtet ist, auf die Zukunft, auf das Kommende, da alle seine Pläne und Bestrebungen sich immer mit der Zukunft beschäftigen. So fühlt das Weib auch mehr mit Personen und Dingen der Gegenwart, während der Mann außerdem viel mehr Sinn und Gefühl für die Vergangenheit hat. Die Geschichte ist immer seine Lehrmeisterin, und Persönlichkeiten, die in seiner eigenen Vergangenheit eine Rolle gespielt

haben, wirken nachhaltig auf ihn ein. Aus diesen eigentümlichen Verschiedenheiten zwischen Mann und Weib erklärt es sich auch, warum letzteres viel mehr Sinn für Gegenstände des praktischen Lebens hat und oft besser Bescheid weiß, was gerade augenblicklich zu tun angezeigt ist.

Der wahre Mann, der ein echter Kämpfer im Leben ist, ist meist viel begeisterter für irgend einen Gedanken als das Weib, das die nüchterne Zuschauerin im Kampfe des Lebens abgibt. Und darum sind die meisten Männer Optimisten, sofern es sich um die Ausführung von Taten handelt, das heißt, sie sehen die von ihnen unternommenen Handlungen im rosigsten Lichte, das Weib dagegen ist schon vermöge der ihm angeborenen und anerzogenen Furchtsamkeit und Ängstlichkeit Pessimistin, das heißt, es denkt immer daran, daß das, was zur Ausführung kommen soll, vielleicht doch schlecht ausgehen könnte, und schreckhaft sieht es im Wachen und Träumen das Unglück voraus. Und weil das Weib leidenschaftloser als der Mann ist, ist es auch nicht so leicht zu Übertriebenheiten geneigt, sei es, daß diese den Alkoholgenuß, das Hasten nach Geld und Gut oder den Angriff gegen den Feind betreffen. In wohltätiger Weise bildet es gleichsam einen Hemmschuh für die Äußerungen einer wilden Leidenschaft des Mannes.

Das Weib wird von seinen Gefühlen meist vollkommen beherrscht. Hiermit hängt auch ein gewisser Hang zu Träumereien zusammen, wie ihn Nic. Maes in seinem Gemälde „Träumerin" (Abb. 168) versinnbildlicht — tief in ihrem Inneren verbirgt sie ihr Leid, duldend, wie es in der Natur des Weibes gelegen ist. Das Weib liebt und haßt, und es will oft nicht denken und urteilen.

Logik gibt's für keine Frau,
Sie kennt keine andern Schlüsse,
Als Krämpfe, Tränen und Küsse.

Und da jegliche Gefühlsäußerung sich an die Personen klammert und an diesen selbst haftet, die Frauen aber ihre Gefühle nicht ausschalten können, darum können sie meist auch nicht sachlich streiten, und jede sachliche Auseinandersetzung geht sehr oft in eine persönliche über. Und weil die Frauen Vernunftgründen nicht zugänglich sind, erklären sie sich nie für besiegt, sie finden immer eine Antwort, auch wenn der Mann längst stumm geworden. Der Mann wird von der Leidenschaft der Tat beherrscht, das Weib von der Leidenschaft seiner persönlichen Gefühle.

Das Gefühlsleben des Weibes ist in hohem Grade von seinem Geschlechtsleben abhängig.

Das Weib, das als Jungfrau sein eigenes Seelenleben gelebt, erwacht aus dem Traume des Unbekannten, da es vom Manne den ersten Kuß erhält. So empfing auch die schöne Königstochter Psyche den ersten Kuß von Amor (siehe Kunstbeilage). Psyche heißt zu Deutsch die Seele. Die Seele des Weibes wird durch die Liebe des Mannes erlöst.

Eine ausführliche Darstellung der körperlichen Beziehungen des weiblichen Geschlechtslebens findet sich im dritten und vierten Kapitel dieses Teiles:

„Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit des Weibes" und „Das Geschlechtsleben des Weibes". An dieser Stelle sei neuerdings darauf hingewiesen, daß die starken Umwälzungen, denen der Frauenkörper ständig ausgesetzt ist, und die namentlich in den Zeiten der Mutterschaft in besonders ausgeprägtem Maße auftreten, einen ganz bedeutenden Einfluß auf das Gefühlsleben des Weibes haben müssen. Bedenkt man weiter, daß im Zusammenhang mit den körperlichen Vorgängen das Weib einerseits viel rascher seine Blüte erreicht und anderseits viel schneller und frühzeitiger Matrone und Greisin wird, so ist es ganz klar, warum so bedeutende Verschiedenheiten zwischen dem Weibe und dem von den körperlichen Vorgängen viel weniger berührten, langsamer reifenden, länger die Reife behaltenden und schließlich viel später alternden Manne vorhanden sein müssen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 168. Träumerin. Nach einem Gemälde von Nic. Maes.

Mit den erwähnten körperlichen Vorgängen im Zusammenhang steht die zeitweilige Launenhaftigkeit und Gereiztheit des Weibes. Bei nervös veranlagten Individuen kommt es sogar zu einem Zustande zeitweiliger Geistesstörung. Nicht nur das Gemütsleben, sondern auch das geistige Leben des Weibes wird davon betroffen. Frauen, die sonst heiter gestimmt, geduldig, arbeitswillig und zufrieden sind, werden zu gewissen Zeiten (monatliche Regel, Schwangerschaft, Wochenbett) träumerisch, verdrießlich, mürrisch, fühlen sich abgespannt, geraten leicht in Erregung und müssen dementsprechend vorsichtig und zart behandelt werden, um den Erregungszustand nicht noch mehr zu steigern.

Die Nerven der Frau werden von den körperlichen Umwälzungen ziemlich stark in Anspruch genommen, und so ist es auch erklärlich, warum die Frauen um so viel häufiger als die Männer von gewissen Nervenleiden befallen werden. Kopfschmerz ist eines der häufigsten Frauenleiden, ins-

besondere in der Gestalt des halbseitigen Kopfschmerzes verbunden mit dem Zustande des Brechreizes, den man gemeinhin als Migräne bezeichnet.

Das Mutterweh, oder mit dem griechischen Ausdruck „die Hysterie" (vgl. auch Bd. II, S. 300 ff.) hat man bis vor kurzer Zeit als eine ausschließliche Krankheit des weiblichen Geschlechtes betrachtet. Daher auch ihr Name. Erst der berühmte französische Nervenarzt Charcot hat darauf hingewiesen, daß es auch männliche Hysterische gebe. Immerhin ist der Anteil der Frauen an dieser Krankheit der überwiegende. Alle hysterischen Krankheitserscheinungen lassen sich durch eine gesteigerte Reizbarkeit der nervösen Zentralapparate im Gehirn und Rückenmark erklären. Geringe Reize lösen in diesen Zentralstellen Erregung und Hemmungserscheinungen aus, die ganz ungewöhnlich sind hinsichtlich ihrer Stärke, Dauer und Ausbreitung. Man muß eine gewisse seelische Veranlagung annehmen, vermöge der Erregungs- und Hemmungszustände der Nerven durch seelische Einflüsse hervorgerufen werden. Dagegen fehlen bei der Hysterie irgend welche örtliche Erkrankungsherde im Nervensystem. Gehirn, Rückenmark, Nerven sind gesund, aber nicht in gesunder Richtung leistungsfähig. Man stelle sich einen Glockenzug vor, an dem alle Bestandteile vollkommen unversehrt sind, aber die Glocke tönt trotzdem in ganz unerklärlicher Weise in regelmäßigen Zwischenräumen bald sehr stark, bald sehr schwach. Nicht der normale Tasterdruck bringt die Glocke zum Schwingen, sondern andere äußere Einflüsse.

Die sonstigen Krankheitserscheinungen äußern sich in Lähmungszuständen, in teilweiser Empfindungslosigkeit einzelner Körperteile, so daß selbst die heftigsten Nadelstiche nicht empfunden werden, in Anfällen von Atemnot, neben dem Gefühl des Aufsteigens einer Kugel u. s. w. Wenn nun eine Person mit solch schweren Krankheitszeichen zufällig an irgend einer anderen Krankheit stirbt, sagen wir beispielsweise an einer Lungenentzündung, und man seziert die Leiche, so kann man innerhalb des Nervensystems weder mit dem freien Auge, noch bei mikroskopischer Betrachtung irgend welche Veränderungen nachweisen. Es waren eben nur die Leistungen gestört, die Nerventeile selbst unversehrt.

Besonders unangenehm wird die Hysterie, wenn der Seelenzustand Störungen erleidet. Solche Kranke sind allen äußeren Reizen gegenüber ungemein wenig widerstandsfähig. Sie sind unlenkbar und unberechenbar in ihren Äußerungen und antworten auf alles in ganz übertriebener Weise. Dazu kommen oft Angstzustände, Bewußtseinverluste und Krampfanfälle, ähnlich der Fallsucht (näheres siehe in Bd. II, S. 301 ff.). Erwähnt sei an dieser Stelle nur, daß oft die Grenze zwischen dem normalen und hysterischen Zustand eine ungemein schwankende ist. Es gibt Frauen, die angeboren hysterisch sind und die es dauernd bleiben, und es gibt Ärzte, die jeder Frau einen gewissen Grad von Hysterie zuschreiben. Die Veranlagung zu dem Krankheitszustande ist bis auf wenige Ausnahmen in jeder Frau ge-

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Tornach i. Els.

Psyche empfängt den ersten Kuß von Amor.

Nach einem Gemälde von François P. Gérard.

legen und es kommt oft nur auf die Verhältnisse an, um diese Anlage zur wirklichen Krankheit entstehen zu lassen.

Trotz aller Grundeigenschaften, die das Weib besitzt, hat sich das Wesen und der Charakter des Weibes in mannigfacher Weise offenbart, je nach den Veränderungen und Wandlungen der Kultur und der Geschichte. Zu den Zeiten, als Deutschlands Völker in die Weltgeschichte eintraten und die Römer Deutschlands Gaue unter ihre Herrschaft zu bekommen suchten, war die Frau nicht die Sklavin, sondern die Genossin des Mannes, die ihren eigenen selbständigen Wirkungskreis hatte. An den Frauen dieser Zeit war nichts Sklavisches, Unterwürfiges, sondern ein gewisser hoheitsvoller Stolz zu bemerken. Ängstlichkeit und Furcht waren ihnen fremd, da sie gewohnt waren, den Männern in den Krieg zu folgen und mit ermunterndem Zuspruch die Kämpfenden anzufeuern. Ein Zug männlicher Besonnenheit muß den Frauen jener Zeit innegewohnt haben, denn sonst könnte der römische Geschichtschreiber Tacitus uns nicht mitteilen, daß die alten Deutschen den Rat ihrer Frauen achteten und auf ihre Aussprüche horchten, indem sie glaubten, daß dem Weibe etwas Heiliges und Prophetisches innewohne. Im Mittelalter waren die Frauen eine Zeitlang die Trägerinnen der besseren Sitte und feineren Bildung. Es waren die Zeiten des zehnten und elften Jahrhunderts, als die gelehrte Nonne Roswitha lebte, als Hadawig, des Schwabenherzogs Burchard Witwe, sich von dem Mönch Ekkehard die römischen Dichter Ovid und Vergil erklären ließ. Dann kamen die Zeiten des Minnelebens und des Frauendienstes. In Frankreich und Spanien bekam die Anbetung des Weibes bald einen sinnlichen Zug, und so war es möglich, daß ein alter französischer Dichter, Guiot de Provins, in einem um das Jahr 1206 geschriebenen Buche den Frauen alle möglichen schlechten Eigenschaften vorwerfen konnte:

„Eine Frau sich fürchtet nimmermehr,
Sie wird auch niemals ganz besiegt,
Und niemals ihr Inneres ganz offen liegt.
Es lacht ihr Herz, während ihr Auge weint,
Und anderes sagt sie, als sie meint,
An Gram weiß keine lang' zu kranken,
Und äußerst kurz sind sie von Gedanken.
Was sie geliebt in sieben Jahren,
An einem Tage lassen sie's fahren,
Frauen sind falsch zumeist gesinnt,
Und beweglicher als der Wind,
Ihr Herz ist gar zu wandelbar,
Den Klügsten täuschen sie sogar."

Das deutsche Minneleben war zarter und sinniger als das romanische. Die Frau wurde als die Herrin und Blüte der Schöpfung gepriesen. Die Erziehung des Edelfräuleins war eine äußerst sorgfältige, die jungen Mädchen wurden nicht nur in den sogenannten geistlichen Künsten, das ist im Lesen und Schreiben unterrichtet, sondern auch im Gesang und im Spiel der Fiedel und der Harfe. Dazu kam die Unterweisung in der An-

standslehre, welche das Benehmen zu Hause und auf der Gasse, in Gesellschaft und bei Festlichkeiten hoch und nieder Gestellten gegenüber bis in das einzelnste regelte.

So ist es klar, daß sich die Putzsucht, die Neigung zur Geziertheit, die Koketterie bei diesen Edelfräulein entwickelte, und die Launenhaftigkeit ganz absonderliche Blüten zeitigte. Manche höfische Schöne machte aus ihrem Anbeter einen förmlichen Märtyrer. Der Ritter Ullrich von Liechtenstein trinkt das Wasser, womit die Herrin sich gewaschen, er läßt sich die Unterlippe abnehmen, weil die Herrin meint, sie sei wenig zum Kusse einladend. Er läßt sich einen Finger abschlagen und sendet ihn der Herrin, zum Beweise, was er alles um sie zu dulden vermöge. Ja, er mischt sich auf ihr Geheiß unter die Aussätzigen und ißt mit ihnen aus einer Schüssel. Es ist klar, daß solche schwärmerische Frauenverehrung schließlich zu Unsittlichkeit ausartete. Die Frauen wurden leichtfertig und zuchtlos, und im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurde die Liebeskunst, wie der Geschichtschreiber Johannes Scherr sich ausdrückt, „sinnreich und skrupellos" betrieben. Dies galt für Frankreich ebenso wie für Deutschland, und auch für Italien. Bürgers- und Bauernfrauen stachen nicht viel von den Frauen der Edeln ab. Namentlich die ersteren suchten es ihnen gleichzutun. Zuchtlosigkeit in geschlechtlicher Beziehung machte sich besonders gegen das Ende des Mittelalters immer mehr geltend. Das kühle Norddeutschland wetteiferte hierin mit den süddeutschen Ländern. In Lübeck trugen die Damen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dichtgewebte Gesichtsschleier, mit denen sie unerkannt Abends Weinkeller besuchten, um daselbst mit brutalen Matrosen Orgien zu feiern. Aneas Silvius Piccolomini entwirft ein düsteres Sittenbild von den Anschauungen und Zuständen in Wien um die Mitte des gleichen Jahrhunderts:

„Das Volk ist ganz dem Bauch ergeben und vertut am Sonntag, was es die Woche über erworben hat. Öffentlicher Dirnen gibt es eine große Zahl, aber auch die wenigsten Ehefrauen sind mit einem Manne zufrieden. Die Edelleute machen daher häufige Besuche in den Bürgerhäusern, wo dann der Hausherr Wein aufträgt und beiseite geht, um den Gast mit der Hausfrau allein zu lassen. Viele Mädchen nehmen Männer ohne Vorwissen ihrer Väter, und die Witwen warten den Verlauf des Trauerjahres nicht ab, um sich wieder zu verheiraten. Reiche Kaufleute, wenn sie alt geworden, nehmen junge Mädchen zur Ehe, welche dann, bald zu Witwen geworden, ihre Hausknechte heiraten, junge Kerle, mit denen sie zuvor ‚den Brauch des Ehebruchs oft gehept hand'. Man sagt auch, daß viele Frauen ihre Männer, deren sie überdrüssig, mittels Giftes aus dem Wege räumen."

Der sittliche Geist, den die Reformation mit sich brachte, kräftigte wieder allmählich das Ansehen des Ehestandes. Die Frau wurde wieder aus der Göttin der Ritterzeit eine brave Lebensgefährtin, eine verständige Haus-

frau, eine Pflegerin und Erzieherin der Kinder. — Auch die Frauentrachten zeigen eine entschiedene Wendung zur Ehrbarkeit. Die schamlosen Entblößungen des Körpers, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert gebräuchlich waren, verschwanden allmählich, und hochgeschlossene Frauenkleider wurden Mode.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 169. Andacht.

Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze.

Die Neigung des Weibes zur Frömmigkeit einerseits — ein junges Mädchen in stiller Andacht, wie es zum Beispiel Greuze auf einem schönen Bilde uns zeigt (Abb. 169), macht einen erhebenden, weihevollen Eindruck auf uns — und zur Verbreitung einer neuen Religionslehre anderseits, hat sich zur Zeit der Reformation ebenso deutlich gezeigt, wie seinerzeit, als die Einführung des Christentums im Abendlande stattfand.

Wenn manche Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts die Gerichtsakten als Belege hierfür anführen, daß trotz des sittlichen Einflusses dieser Zeitepoche alle möglichen Arten geschlechtlicher Vergehungen (Entführung, Ehebruch, Kuppelei, Kindsmord u. s. w.) vorkamen, so ist dies wohl kein Beweis dafür, die Personen und den Charakter des Zeitalters als unsittlich zu bezeichnen. Das vereinzelte Vorkommen derartiger Vergehungen ist wohl zu allen Zeiten üblich gewesen, und auch die Gerichtssaalberichte unserer neuesten Zeit liefern Belege genug dafür.

Als dann zu Ende des sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts das Mätressenwesen in Frankreich begründet wurde und sich unter den französischen Königen Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. die sogenannte französische Galanterie, richtiger gesagt ein lasterhaftes Liebesleben in allen seinen Ausschreitungen und Widernatürlichkeiten entwickelte, anderseits der Dreißigjährige Krieg eine allgemeine Verwilderung der Sitten im Gefolge hatte, war es ganz natürlich, daß die sittliche

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 170. Der Besuch des Quacksalbers. (Rokokokostüme. Schönpflästerchen.)
Nach einem Gemälde von W. Hogarth.

Wiederbelebung des Familienlebens, die höhere Wertschätzung der Frau, wie sie die Reformation mit sich gebracht hatte, den unsittlichen Neigungen der eben erwähnten Einflüsse nicht standhalten konnte.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften des Weibes, das Schamgefühl, war zu diesen Zeiten fast vollständig verloren gegangen. Es ist kaum erzählbar, welche roheste Zoten Damen der besten Gesellschaft als Liebeshuldigungen vorgetragen werden durften.

Als ein Herr von Besser, so erzählt Scherr in seiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt", sein unzüchtiges Gedicht „Die Schoß der Geliebten" geschrieben hatte, gefiel es sogar dem Gelehrten Leibniz so sehr, daß der Philosoph sich beeilte, die sechs Seiten lange Zote sogleich der Kurfürstin Sophie von Hannover zugehen zu lassen, die sich höchlichst daran ergötzte, für die Weiterverbreitung in der vornehmen Damenwelt sorgte und dem Verfasser lebhaft dankte. So vollständig abgestumpft war alles Schamgefühl, daß man dem berüchtigten Gedichte nachrühmte, es habe eine Sache, die an sich „ungebührlich zu sein scheinet, mehr als zwanzigmal genennet und beschrieben, ohne besorgen zu müssen, dem allerzüchtigsten Leser eine Schamröte darüber einzujagen. . . . . " „Das ist freilich möglich," fügt Scherr hinzu, „denn die Gesellschaft jener Zeit scheint überhaupt die Fähigkeit, schamrot zu werden, eingebüßt zu haben. Sonst müßten sich die Frauen mit Erröten der Scham und Entrüstung von den faunischen Detailschilderungen ihrer körperlichen Reize abgewendet haben, welche ihnen fortwährend vorgeleiert wurden."

Wenn Putzsucht, Eitelkeit und Gefallsucht zwar von jeher zu den Charaktereigentümlichkeiten des Weibes gehörten, so war dies wohl zu keiner Zeit in so hohem Grade der Fall, wie zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, als die sogenannte Rokokomode von Frankreich aus ihren Siegeslauf über ganz Europa vollendete. Diese Tracht hatte einerseits den

Zweck, vorhandene Reize möglichst zur Schau zu stellen, anderseits Fehler der Gestalt, der Beschaffenheit des Teints und des Haarwuchses möglichst zu verhüllen (Abb. 170). Die Eitelkeit der Mütter forderte ihre Töchter direkt dazu auf, ihre körperlichen Reize möglichst sehen zu lassen.

Eine vornehme Dame sagte zu ihrer Tochter — so erzählt Zockelts in seinem „Versuche der Charakteristik des weiblichen Geschlechtes" — und zwar in Gesellschaft von Weibern und Männern: „. . . Da hat das alberne Mädchen den Busen fast ganz eingehüllt. Ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen sehen lassen kann und ihre Gorge weit und breit die schönste ist."

Als zur Zeit der französischen Revolution Reifrock und Perücke aus der Mode kamen, wurde die sogenannte griechische Frauentracht in gefallsüchtig-schamloser Weise getragen. Sie bestand eigentlich nur aus einem Hemde, welches unmittelbar unter der Brust lose gegürtet und durch ein paar schmale Bänder auf den nackten Schultern befestigt war, so daß die ganze Hälfte des Oberkörpers entblößt erschien (Abb. 171).

Das Kaisertum Napoleons I. hat auf die Frauenwelt in Frankreich einen veredelnden Einfluß ausgeübt.

In gleicher Weise wirkten in Deutschland die Befreiungskriege. Zu diesen Zeiten nahmen die Frauen und Jungfrauen wieder jene edle Eigenschaft an, wie sie die alten Germaninnen besaßen: sie eiferten ihre Männer, Brüder und Söhne an, in den heiligen Kampf zu ziehen. Begeisterung für das edle Ziel und Aufopferungsfähigkeit zeigten sich nicht bloß darin, daß reiche Damen Schmuck und Silberzeug dem Kriegsschatz spendeten, sondern auch darin, daß sie selbst als Pflegerinnen in den Lazaretten tätig waren.

Abb. 171. Blindekuhspiel auf dem Lande. (Hochgegürtete Robe à la grecque, französische Tracht während des ersten Kaiserreichs.)
Stich nach einer Zeichnung von Bosco.

Der Beginn unserer Klassikerzeit brachte eine Wandlung in den Anschauungen über das Verhältnis zwischen Mann und Weib. Die Geliebte wurde wieder ein höheres Wesen, das man anbeten solle, wie zur Zeit des Rittertums, nur in viel reinerem, edleren Sinne. „Er" war für „Sie" ein Abgott; eine Blume, ein Briefchen von „Ihm" war für „Sie" das höchste Glück (Abb. 172). So kam allmählich ein Zug von Schwärmerei über Jünglinge und Jungfrauen, die in Goethes „Werther" ihren dichterisch wahren Ausdruck fand. Eine gewisse Ernüchterung brachte erst die revolutionäre Bewegung um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von dieser Zeit an zählen auch die immer mehr sich steigernden Emanzipationsbestrebungen der Frauen, die bis zur Gegenwart eine immer weitere Ausdehnung gewannen. Das Eindringen der Frauen in die männlichen Berufe hatte die unvermeidliche Folge, daß die Frauen wenigstens zum Teil ihre weiblichen Eigenschaften verloren und männliche Charaktereigentümlichkeiten annahmen. Es gilt dies namentlich von den Führerinnen der Frauenbewegung.

Wenn wir das Gefühls- und das Gemütsleben des heute lebenden Weibes schildern sollen, und wenn wir seine mannigfachen Äußerungen zu begreifen bestrebt sind, so müssen wir daran denken, daß die Charaktereigentümlichkeiten des Weibes durch mehrere Haupteinflüsse bestimmt sind: einerseits durch die Stellung, welche die Natur dem Weibe von uralten Zeiten her angewiesen hat als ein Wesen, bestimmt zur Lockung für den Mann und zur Brutpflege für die Kinder; als ein Geschöpf, das ein viel rascheres Leben durchläuft als der Mann, das heißt schneller zur körperlichen und geistigen Reife gelangt, aber auch rascher und frühzeitiger verblüht; als ein Individuum, dessen Seelenleben von tiefeinschneidenden körperlichen Vorgängen beeinflußt wird; und endlich als eine Persönlichkeit, das den mannigfachen Wirkungen und Folgen geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Tatsachen unterliegen mußte, um eben dann das zu werden, was es heute ist. So wird es möglich sein, eine Reihe von guten und schlechten Eigenschaften des Weibes zu begreifen und die Wege zu kennen, auf denen das Gute erhalten und das Schlechte in Gutes verwandelt werden könne.

Photographieverlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. in München.

Abb. 172. Von ihm.

Nach einem Gemälde von K. Knöchl.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 173. Die Kleinkinderschule. Nach einem Gemälde von Max Liebermann.

Siebentes Kapitel.

Das Weib als Kind.

Von Dr. phil. Theod. Heller, Anstaltsdirektor in Wien-Grinzing.

Die Entwicklung des weiblichen stimmt mit der des männlichen Kindes in den ersten Jahren fast vollständig überein. Abgesehen von der verschiedenen Bildung der Geschlechtsteile ist in der äußeren Erscheinung wenig Gegensätzliches zu erblicken. So wird man sich wohl vergeblich bemühen, auf Abb. 173 „Die Kleinkinderschule", oder auf Abb. 174 „Kinderfütterung" die männlichen und weiblichen Kinder zu unterscheiden. Die kleinen Unterschiede, die in der Sprachentwicklung, in dem zeitlichen Beginn der ersten Zahnung und des Gehenlernens aufgefunden worden sind, haben sich bei genaueren Nachprüfungen als zufällige erwiesen. Ein charakteristischer Unterschied in der Entwicklung der beiden Geschlechter tritt erst in der Spielzeit deutlicher hervor. Sind die Spiele der Knaben zumeist Kraftspiele, so sind die liebsten Beschäftigungen der Mädchen Fürsorgespiele. Das Lieblingsspielzeug des Mädchens ist die Puppe. Es würde sich wohl der Mühe verlohnen, eine Geschichte der Puppen zu schreiben. Wir würden erfahren, daß die Puppen zu allen Zeiten und in allen Ländern sich gleicher Beliebtheit erfreuten. Auch kultur- und kunstgeschichtlich wäre eine solche Darstellung von großem Interesse. Die Puppen als Schöpfungen Erwachsener stellen fast immer das landläufige Schönheitsideal vor. In der Kleidung, in dem Schmuck der Puppen zeigt sich die Geschmacksrichtung der Zeit und des Landes. Auch Erwachsene waren früher von der Vorliebe für Puppen

nicht frei, und wir vernehmen, daß in der Rokokozeit vornehme Damen kostbare Puppen besaßen, mit denen sie ihre Boudoirs schmückten.

Dem kleinen Mädchen ist die Puppe mehr als ein bloßes Spielzeug, sie ist ihm ein Gegenstand der Liebe und Fürsorge, die Trägerin des ihm innewohnenden Zärtlichkeitsgefühls (in treffender Weise ist dieses Gefühl in dem Gemälde von O. Piltz „Die Lieblingspuppe" [Abb. 175] zum Ausdruck gebracht). In diesem Sinne kommt es wenig darauf an, wie die Puppe aussieht. Ein Bündel bunter Lappen ist dem Kinde oft lieber als das schönste Kunstwerk der Spielwarenindustrie. Durch seine Phantasie belebt das Mädchen das unscheinbare Spielzeug; alles, was das Kind selbst erlebt oder von anderen Kindern weiß, wird in das Spiel mit der Puppe verflochten.

Dieses Spiel, das Bedürfnis, Liebe und Zärtlichkeit auf ein Objekt zu übertragen, ist für die geistige Entwicklung des Mädchens charakteristisch. Das Wilde, Kraftstrotzende des Knaben ist seinem Wesen fremd; die Ausgelassenheit des Mädchens ist auch in extremen Fällen noch immer um einige Grade milder als die des munteren Knaben. Dies prägt sich auch in den Gesichtszügen des Mädchens aus. Während dem Knabengesicht ein Ausdruck von Trotz, mutiger Entschlossenheit wohl ansteht, finden wir die Mädchengesichter am lieblichsten, in denen sich Zärtlichkeit und Weichheit malen. Man betrachte vergleichsweise die Abb. 93 im Kapitel: „Der Mann als Kind" (Teil 1, S. 160) von Max Fromental: „Der kleine Beschützer" und die nach Gemälden hervorragender Meister hergestellten Kinderporträts im folgenden Text (Abb. 176 bis 182), sowie die Kunstbeilage „Adelheid und Gabriele von Humboldt".

Zu den Fürsorgespielen sind auch jene Verrichtungen zu zählen, die kleine Mädchen den Hausarbeiten erwachsener weiblicher Personen nachahmen. Hierher gehören Kochen, Waschen und Nähen. Stehen doch diese Verrichtungen, namentlich das Nähen, mit dem Puppenspiel in enger Beziehung. Das letztere bildet gleichsam den Konzentrationspunkt aller Mädchenspiele.

In den Spielen der kleinen Mädchen treten bereits ausgesprochen weibliche Eigenschaften hervor. Es fragt sich nun, ob diese Eigenschaften anerzogen oder durch Anlagen bedingt, angeboren sind. Wir können hier nicht auf die Erörterung der Frage näher eingehen, ob es überhaupt angeborene Eigenschaften gibt. Die Erziehungswissenschaft setzt bestimmte Anlagen voraus und stellt sich daher auf den Standpunkt, daß angeborene Eigenschaften bei jedem Individuum vorhanden sind. Die im Spiele zum Vorschein kommenden weiblichen Eigenschaften sind sicherlich nicht ausschließlich Ergebnisse der Erziehung und Gewöhnung. Der Spieltrieb der Mädchen bricht sich oft in eigentümlicher Weise Bahn, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Das Hervortreten knabenhafter Eigenschaften bei Mädchen und umgekehrt mädchenhafter Neigungen bei Knaben ist unter allen Umständen als widernatürlich zu betrachten und scheint mit gewissen Entartungen des Geschlechtstriebes in naher Beziehung zu stehen.

Nach einer Photographie von F. Bruckmann A.-G. in München.

Adelheid und Gabriele von Humboldt.

Nach einem Gemälde von Gottlieb Schick.

Das Spiel der Mädchen ist zumeist Einzelspiel, es ist ein ungleich vielfältigeres als das Spiel der Knaben. Ein starkes Geselligkeitsbedürfnis ist bei kleinen Mädchen in der Regel nicht vorhanden; eine Gefährtin genügt ihm zumeist vollständig. Bei allzugroßer Beteiligung würden ja auch die Spiele ihren intimen Reiz verlieren. Im allgemeinen lieben es Mädchen nicht, Erwachsenen Einblick in ihr Tun und Lassen beim Spiel zu ge-

Abb. 174. Kinderfütterung. Nach einem Gemälde von H. E. Linde-Walther.

währen. Schüchternheit, Zurückhaltung und Schamhaftigkeit sind vielen Mädchen von frühe an eigen.

Das Fürsorgespiel setzt sich oft späterhin in das deutliche Bedürfnis um, kleinen, schwächeren Kindern hilfreich beizustehen oder sich im Haushalt nützlich zu machen. In ersterer Hinsicht ist es ja in ärmeren Familien ganz allgemein, die Kleinsten von der älteren Schwester, die oft selbst noch einer Überwachung bedürfte, betreuen zu lassen. Die Erfahrung lehrt, daß diese jungen Kinderpflegerinnen ihren Aufgaben gewöhnlich mit großer Gewissenhaftigkeit nachkommen. Wie wäre dieses Verständnis für die Kleinen, dieses oft ganz merkwürdige Eingehen auf die Intentionen der Mutter erklärlich, ohne die Annahme eines angeborenen Fürsorgetriebs oder, wie sich ein moderner Pädagoge ausdrückt, „Mutterinstinktes"? Wir sehen, daß

schon von früher Kindheit an das Weib seiner späteren wichtigsten Aufgabe, der Mutterpflicht, entgegenreift.

In neuerer Zeit ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß nur ein Teil der Mädchen das ihnen von der Natur gesteckte Ziel, Gattinnen und Mütter zu werden, erreicht, während ein anderer zeitlebens darauf angewiesen ist, durch eine Erwerbsbeschäftigung den Lebensunterhalt zu verdienen. In letzterer Hinsicht muß das weibliche Geschlecht vielfach mit dem männlichen in Wettstreit treten; um aus diesem sieghaft hervorzugehen, wird als das beste Mittel ein frühzeitiges Zusammenerziehen mit Knaben angesehen, damit auf diesem Wege die Mädchen jene Eigenschaften erwerben, die ihnen im Kampf ums Dasein förderlich und notwendig sind.

In unseren Ländern sind die Erfahrungen, die hinsichtlich dieser gemeinsamen Erziehungsmethode zu Gebote stehen, noch zu gering, als daß man hierüber ein abschließendes Urteil fällen könnte; hingegen ist das Zusammenerziehen der beiden Geschlechter in England und namentlich in Amerika eine pädagogische Einrichtung, welche sich längst bewährt hat. Wie diese Einrichtung zu verstehen ist, daß es sich hier nicht um eine Unterdrückung der Eigenart beider Geschlechter handeln kann und darf, ist bereits mehrfach gesagt worden. Gerade das Beispiel Englands und Amerikas lehrt, daß das Zusammenerziehen der Geschlechter mit weitestgehender Freiheit der Entwicklung des einzelnen verbunden sein kann. Von gleichem Standpunkt aus erscheint es wünschenswert, daß die Lehr- und Unterrichtsanstalten beiden Geschlechtern gleichmäßig zugänglich seien. Wir haben uns hier nur mit den Elementarschulen zu befassen, die für Kinder im eigentlich schulpflichtigen Alter (vom sechsten bis zum vierzehnten Jahr) bestimmt sind. Die Trennung der die Elementarschulen besuchenden Kinder nach den Geschlechtern erscheint schon darum unnötig, weil das angestrebte Bildungsziel in Mädchen- und Knabenschulen nahezu das gleiche ist. In den Klassen der Landschulen sind Knaben und Mädchen zumeist vereinigt, ohne daß sich hieraus für die einen oder die anderen ein Nachteil ergeben hat.

Die Unterschiede, welche die Lehrpläne der Knaben- und Mädchenschulen früher aufwiesen, werden, den Ergebnissen moderner pädagogischer Untersuchungen folgend, immer mehr ausgeglichen. Dies betrifft zunächst das Turnen. Gegenwärtig ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß ein systematischer Turnunterricht für Mädchen mindestens so notwendig ist wie für Knaben. Im allgemeinen neigen Mädchen häufiger zu schlechter Körperhaltung als Knaben, ein Umstand, der einerseits im Mangel an entsprechender und ausgiebiger Bewegung, anderseits in den oft vorzeitig und in übertriebener Weise geübten sogenannten weiblichen Handarbeiten seine Ursache hat. In vielen Fällen ergibt sich aus diesen einseitigen Verrichtungen eine Verkrümmung der Wirbelsäule, die späterhin zu dauerndem Schiefwuchs führen kann. Die Teilnahme der Mädchen an den im Kapitel „Der Mann als Kind" (1. Teil ds. Bds., S. 152 f.) erwähnten Spielen im Freien, am

Jugendsport und an Wanderungen ist nicht bloß wünschenswert, sondern sogar dringend notwendig.

In den letzten Jahren ist durch schulärztliche Untersuchungen bekannt geworden, daß die Zahl der Kinder mit Haltungs- und Wachstumsfehlern bedeutend größer ist, als früher auf Grund oberflächlicher Prüfungen der Schüler angenommen werden konnte. Das häufige Vorkommen des Schiefwuchses und anderer hierher gehöriger Körperfehler hat die Notwendigkeit nahegelegt, mit den betreffenden Kindern besondere heilgymnastische Übungen anzustellen. In Schweden und Norwegen, neuerdings auch in Deutschland, bestehen für solche Schüler und Schülerinnen besondere orthopädische Turnkurse unter der unmittelbaren Leitung eigens ausgebildeter Turnlehrer oder -lehrerinnen, in vielen Anstalten auch unter Aufsicht des Schularztes.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Abb. 175. Die Lieblingspuppe.
Nach einem Gemälde von O. Pilz.

Die Sorge für die körperliche Gesundheit der Schulmädchen ist nicht bloß im Interesse des einzelnen, sondern im Interesse der Gesamtheit gelegen. Aus den Schulmädchen werden Frauen und Mütter. Die Gesundheit der ersteren verbürgt die Gesundheit der kommenden Generation. Bei den in den Städten in minder günstigen Verhältnissen lebenden Familien sind die Mädchen den Knaben gegenüber entschieden benachteiligt. Die Knaben verschaffen sich selbst ausgiebige Bewegung in frischer Luft, indem sie ihre Spiele auf freien Plätzen oder in deren Ermangelung auf der Gasse ausführen. Naheliegende Rücksichten machen es erklärlich, daß man diesen Aufenthalt im Freien den Mädchen verwehrt. Anderseits werden in den Familien der Armen Mädchen schon im frühen Alter zu Hausarbeiten an-

gehalten, während die freie Zeit der Knaben in der Regel durch keine Obliegenheiten außerhalb der Schule in Anspruch genommen wird. Die Zahl der blutarmen, bleichsüchtigen Mädchen ist daher eine überaus große; aus ihren Reihen holen sich verschiedene Krankheiten, wie Skrofulose und Tuberkulose, ihre Opfer. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, beizeiten Vorkehrungen zu treffen, um den erwähnten Schädlichkeiten zu begegnen. Die Leitungen der in letzter Zeit in erfreulicher Zunahme begriffenen Walderholungsstätten und Waldschulen sollten bei der Auswahl der Schüler berücksichtigen, daß Mädchen des Aufenthaltes in frischer Luft ebenso bedürftig, in vielen Fällen sogar bedürftiger sind als Knaben.

Außer diesen hauptsächlich die Kreise der Armen befallenden Schädlichkeiten gibt es noch andere Nachteile für die Gesundheit, die alle Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise betreffen. Diese gehen von der üblichen Mädchenkleidung aus. Die Ober- und Unterkleider der Mädchen werden zum großen Teil durch Schnüre befestigt, die über den Hüften zu liegen kommen. Hierdurch werden diese selbst übermäßig belastet, außerdem infolge der Einschnürung Störungen der Blutzirkulation bewirkt. Die schwersten Nachteile aber hat der starre Schnürleib, das Korsett, zur Folge, das man Mädchen oft vor der Pubertätsentwicklung anlegt, in der Meinung, hierdurch eine elegante Körperhaltung und schöne Körperformen zu erzielen. Durch das frühzeitige Anlegen des Korsetts werden in dem sich entwickelnden Körper Verbildungen innerer Organe und des Skeletts hervorgebracht, welche die Gesundheit der Mädchen dauernd gefährden können. Deshalb ist das in manchen Schulen Deutschlands erlassene Verbot des Korsetttragens durchaus gerechtfertigt und verdient allenthalben Nachahmung. Die viel belächelte und oft sogar grundlos verspottete „Reformkleidung" hat insbesondere für heranwachsende Mädchen eine außerordentliche hygienische Bedeutung, da hierdurch die Hüftregion vollständig entlastet wird. Die Reformkleidung ist daher als ideale Mädchenkleidung zu empfehlen; hierüber wird im folgenden Kapitel (S. 329) des näheren gesprochen.

Wird die übliche Kleidung beim Turnen der Mädchen beibehalten, so können verschiedene an und für sich der Körperentwicklung sehr dienliche Übungen geradezu das Entgegengesetzte bewirken. Es ist deshalb das Verlangen nach einer besonderen Turnkleidung für Mädchen durchaus berechtigt. — Im allgemeinen wird die Wichtigkeit der die Bekleidung der Mädchen betreffenden Fragen noch vielfach unterschätzt. Hier darf die Mode nicht allein maßgebend sein; vielmehr sind die Rücksichten auf die Gesundheit der Kinder die einzig berechtigten. Schönheit und Zweckmäßigkeit widersprechen einander auch auf diesem Gebiete nicht, sie lassen sich vielmehr in guten Einklang bringen.

Die Leistungen der Knaben und Mädchen in den Elementarschulen sind wiederholt in Vergleich gezogen worden. Aber die Ergebnisse dieser Untersuchungen lassen bis jetzt ein sicheres Urteil darüber, ob Mädchen oder Knaben im allgemeinen tüchtiger sind, nicht zu. In Wirklichkeit dürften

die Fortschritte von Knaben und Mädchen nicht wesentlich voneinander abweichen. Bei den bisherigen Untersuchungen hat man zumeist die häuslichen Verhältnisse, den Gesundheitszustand der Kinder und viele andere wichtige Umstände nicht hinreichend berücksichtigt; dies ist vor einiger Zeit auch von einem hervorragenden österreichischen Gelehrten hervorgehoben worden, der die Notwendigkeit der Schaffung einer besonderen Schülerkunde nachdrücklichst betonte.

In der körperlichen Entwicklung werden die Mädchen von den Knaben übertroffen. Die letzteren wachsen im allgemeinen rascher. Auch an Körperkraft sind die Knaben durchschnittlich den Mädchen überlegen, was aber vielleicht auf die Fehler der Mädchenerziehung, die geringe Übung der Muskulatur wenigstens teilweise zurückzuführen ist. Die Zunahme des Körpergewichtes unterliegt in Bezug auf beide Geschlechter starken Schwankungen.

Die Geschlechtsreife (Pubertät) tritt durchschnittlich bei Mädchen früher ein als bei Knaben. Wie wir bereits im Kapitel „Der Mann als Kind" (1. Teil ds. Bds., S. 159) erwähnt haben, machen sich die Vorzeichen der Geschlechtsentwicklung schon lange vor dem Eintritt der charakteristischen äußeren Geschlechtsmerkmale geltend. Hier wäre ganz besonders auf die Gesichtszüge, die Physiognomie, zu achten. Die weichen, zarten Linien des Kindergesichtes machen festen, bestimmten Zügen Platz, das Antlitz bekommt gleichsam ein individuelles Gepräge. Diese Veränderung der Physiognomie beobachtet man sehr häufig schon im zehnten bis elften Lebensjahr, insbesondere bei Mädchen. In diese Zeit fallen nicht selten auch bei sittlich reinen, gesunden Kindern die ersten Sexualgefühle. Diese, in ihrer Eigenart dem Kinde nicht bewußt, geben aber dem Fühlen und Denken schon eine bestimmte Richtung. Das Verhalten dem anderen Ge-

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 176. Das Alter der Unschuld.

Nach einem Gemälde von Joshua Reynolds.

Abb. 177. Nach dem Erwachen.
Nach einem Gemälde von Madeleine Carpentier.

schlecht gegenüber ist nicht mehr unbefangen. Hier macht sich bereits der Charakter des Mädchens geltend. Während die einen sich mehr zurückziehen, im Verkehr sichtlich schüchterner und zurückhaltender werden, suchen die anderen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, werden lauter, in ihrem Betragen freier, zu kleinen Streichen aufgelegt; man kann in dieser Zeit oft eine merkwürdige Übereinstimmung mit den in eine spätere Periode fallenden Flegeljahren der Knaben erblicken. Wenn man in Betracht zieht, daß sich die Veränderungen am Körper des Mädchens zur Pubertätszeit viel auffallender geltend machen als beim Knaben, daß das Eintreten der ersten Monatsblutung ein das Fühlen und Denken des Mädchens stark in Anspruch nehmendes Ereignis ist, so wird man die frühere Übung, diese Vorgänge geheim zu halten, jede Äußerung darüber dem zur Jungfrau erblühten Kinde als etwas höchst Unschickliches zu verwehren, kaum begreiflich finden. Die Aufklärung des Kindes blieb unter solchen Umständen in der Regel den unberufensten Personen überlassen, Mitschülerinnen, die, bereits innerlich verderbt, gerne jeden Anlaß benutzen, um über geschlechtliche Dinge zu reden, Dienstboten, die in plumper Weise die heiligsten Gefühle des Kindes nicht schonen. Die rechtzeitige Aufklärung des Mädchens über die bevorstehenden Umwälzungen der Pubertätszeit ist eine Pflicht, die jedoch nur von berufenen Personen erfüllt werden soll und kann. Die Frage, wo und von wem diese Aufklärung erfolgen soll, wird heute noch vielfach erörtert. Bei Knaben kann man im Zweifel sein, ob der Vater, der Lehrer oder der Arzt diese Aufgabe zu erfüllen haben. Bei Mädchen, deren zarteres Empfinden, deren größere Schamhaftigkeit berücksichtigt werden müssen, sollte die Mutter diese Pflicht niemandem anderen abtreten. Hier kann auch keine bestimmte Methode vorgeschrieben werden. Die gebildete Mutter ist in der Lage, Vorgänge in der Natur, besonders im Pflanzenreich, zur Erklärung und Verdeutlichung heranzuziehen. Die ungebildete

Mutter wird vielleicht unmittelbarer zur Sache sprechen, aber das Gefühl für das Rechte, dem Kinde Angemessene, wird sie wohl kaum im Stiche lassen. Das entsprechend vorbereitete Mädchen wird in den Veränderungen der Pubertätszeit das weise Walten der Natur erkennen, nicht erschrocken und geängstigt ein ihr fremdes, widerliches Ereignis erleben und gegen die Gefahren einer rohen, unvernünftigen Aufklärung gewappnet den Personen seiner Umgebung gegenübertreten.

Anhang.

Die abnormale geistige Entwicklung der Kinder.

In dem Kapitel „Der Mann als Kind" (1. Teil dieses Bandes) und auch in der vorstehenden Abhandlung haben wir vorausgesetzt, daß die Entwicklung eine regelrechte, normale sei. Diese Annahme ist jedoch keine allgemein zutreffende. Es gibt eine große Zahl von Knaben und Mädchen, deren geistige Entwicklung von der Regel abweicht und einen mehr oder minder krankhaften Charakter trägt. Diese Zustände sind nicht gleichartig, sie weichen vielmehr in der mannigfachsten Hinsicht voneinander ab. Als Hemmung der geistigen Entwicklung stellt sich uns der Schwachsinn in seinen verschiedenen Erscheinungsformen dar. Außerdem gibt es noch verschiedene Regelwidrigkeiten auf den Gebieten des Denkens, Fühlens und Wollens. Diese sind bisweilen nur andeutungsweise vorhanden, und wir sprechen dann von krankhaften (psychopathischen) Minderwertigkeiten, oder sie sind deutlich erkennbar, tief in das geistige Leben des Kindes eingreifend, und wir haben es dann mit geistigen Erkrankungen (Psychopathien) zu tun, die unter verschiedenen Bezeichnungen uns späterhin beschäftigen werden.

Was zunächst den Schwachsinn anbelangt, so kann dieser in den verschiedenen Graden von völligem Mangel jeder geistigen Regsamkeit bis zu einer leichten Abschwächung der geistigen Funktionen vorkommen. Die schweren Fälle werden unter dem Namen Idiotie zusammengefaßt, die leichteren Fälle pflegt man als Imbezillität zu bezeichnen. Während die letzteren einer pädagogischen Behandlung insoweit zugänglich sind, als die betreffenden Individuen die für das Leben notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben und einem leichteren Lebensberuf zugeführt werden können, muß sich die Behandlung der Idiotie auf Körperpflege und die Abgewöhnung der oft in erschreckender Weise überhandnehmenden tierischen Gewohnheiten beschränken. — Das Bild der Idiotie zeigt jene eigenartigen Geschöpfe, denen wir in den Alpenländern oft begegnen, und die man gewöhnlich als Kretins bezeichnet. Man hat nun gefunden, daß diese Krankheit auf dem Mangel eines drüsigen Organs beruht, deren Bedeutung man sich früher nicht erklären konnte. Diese Drüse (Schilddrüse) befindet sich zu beiden Seiten des Halses und entartet oft in mächtiger Weise zum sogenannten Kropf. Durch die Verabreichung tierischer Schilddrüsen oder eines hieraus bereiteten Präparates ist es gelungen, dieses weit verbreitete

Übel zu bekämpfen, so daß man den Kretinismus als eine bis zu einem gewissen Grade heilbare Krankheit ansehen kann. Merkwürdigerweise kommt die kretinische Entartung auch in manchen von dem Übel des Kretinismus verschonten Gegenden in einzelnen Fällen vor, so daß z. B. in einer Familie mit sonst ganz gesunden Kindern ohne nachweisbare äußere Ursache ein Kretin geboren wird. Die Behandlung dieser Einzelformen des Kretinismus ist übrigens dieselbe wie die des Kretinismus als Massenerkrankung. Wegen ihrer eigentümlichen Gesichtsbildung bezeichnet man eine Gruppe von Idioten als Mongoloide, ihren Zustand als Mongolismus.

Wir wollen nicht allzu lange bei diesen auch dem Laien offenkundigen Entartungserscheinungen verweilen und uns sogleich jenen höchst interessanten und pädagogisch äußerst wichtigen Regelwidrigkeiten der geistigen Entwicklung zuwenden, die als seelisch-krankhafte Minderwertigkeiten zusammengefaßt werden; ihre Erkennung ist für den Laien oft nicht leicht, denn sie haben zumeist eine äußere Ähnlichkeit mit den Fehlern und Unarten, die auch normale Kinder aufweisen. Was aber die ersteren von den letzteren unterscheidet, ist ihre Beharrlichkeit, die Unmöglichkeit, sie nach den erprobten Methoden der allgemeinen Pädagogik zu beeinflussen, dann die sonderbare Richtung, die sie dem gesamten Geistesleben geben. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen.

Es ist bekannt, daß Kinder lügen, oder besser gesagt „fabulieren". Sie erzählen oft lange Geschichten, berichten über Erlebnisse, die sie nie gehabt, wobei oft Motive aus den Kindergeschichten, die sie gehört haben, in mannigfachster Weise verflochten und abgeändert werden. Hier handelt es sich um nichts anderes als um Äußerungen der in den ersten Lebensjahren vorherrschenden Phantasietätigkeit. Je weiter die Verstandesentwicklung fortschreitet, desto mehr beherrscht die Wirklichkeit das geistige Leben der Kinder und das phantastische Lügen tritt immer mehr in den Hintergrund. Es gibt nun Kinder mit krankhaft gesteigerter Phantasie, bei denen das Lügen sich nicht bloß nicht verliert, sondern sozusagen systematisch weitergebildet wird und schließlich alle anderen Geistestätigkeiten überwuchert. Hand in Hand mit diesen offenkundig krankhaften Lügen gehen zumeist auch sittliche Ausfallserscheinungen. Ich kannte ein Kind, das sich darin gefiel, bei allen erdenklichen Anlässen, bei Begegnungen im Kinderpark, in der Straßenbahn u. s. w. unwahre Angaben über seinen Namen, Stand und Beruf der Eltern und dergleichen mehr zu machen. Wiederholt hatte dieses Lügen sehr unangenehme Folgen für das betreffende Mädchen, es war aber von dieser Gewohnheit nicht abzubringen. Ein anderes sehr häufiges Übel ist die Zornmütigkeit kleiner Kinder. Zornausbrüche bei kleinen, schlecht erzogenen Kindern sind nicht selten. Ganz anderer Art sind jedoch die Zornanfälle, in denen das Kind jede Selbstbeherrschung verliert und so lange tobt, bis sich starke Ermüdung geltend macht und daraufhin Ruhe eintritt. Für diese Zornanfälle ist es höchst charakteristisch, daß sie plötzlich und unvermittelt, wie „der

Abb. 178. Jutta Sabine. Nach einer Originalzeichnung von Georg Ludwig Meyn.

Blitz aus heiterem Himmel" eintreten. Häufig erkennt das Kind selbst das Unstatthafte dieses Betragens, vermag aber den Antrieben krankhafter Leidenschaftlichkeit nicht entsprechend entgegenzuwirken. In allen diesen Zuständen, die als psychopathische Minderwertigkeiten anzusehen sind, ist die Intelligenz normal. Hingegen erscheint die sittliche Entwicklung immer mehr oder minder herabgesetzt und in extremen Fällen ergibt sich dann das Bild des „moralischen Schwachsinns", der sogenannten moral

insanity. Über diesen Zustand werden wir auf Seite 317 ausführlich zu sprechen haben.

Die seelisch-krankhaften Minderwertigkeiten sind fast immer die Folge einer Schwäche des Nervensystems. Es zeigen sich auch bei solchen Kindern sehr häufig nervöse Erscheinungen, und nicht selten faßt man die von diesen Erscheinungen begleiteten seelisch-krankhaften Minderwertigkeiten als Kindernervosität, bei stärkeren Graden als Kinderneurasthenie zusammen. Gelingt es dem Arzt, die Nerventätigkeit des Kindes in normale Bahnen zu lenken, so findet oft auch ein Ausgleich des gestörten geistigen Gleichgewichtes statt. Die Hauptaufgabe fällt aber hier der Erziehung zu. Die häusliche Erziehung, die gewöhnlichen Erziehungseinflüsse sind solchen Erscheinungen gegenüber machtlos. In den letzten Jahrzehnten ist ein besonderer Zweig der Pädagogik als Heilpädagogik entwickelt worden, deren hauptsächlichste Bestrebungen darin bestehen, durch dem Krankheitsbild angepaßte pädagogische Einwirkungen, durch eine individuelle Behandlung ein normales seelisches Verhalten herzustellen. Diese pädagogische Kunst wird in besonderen Erziehungsstätten, den heilpädagogischen Anstalten oder Heilerziehungsanstalten geübt; in früherer Zeit hat man diesen Bestrebungen nicht die erforderliche Beachtung und Anerkennung zu teil werden lassen, gegenwärtig wird die Heilpädagogik als Wissenschaft und Kunst allgemein gewürdigt, und es ist als ein erfreuliches Zeichen zu betrachten, daß das große Publikum sich immer mehr für diese Angelegenheit interessiert, was bei Gelegenheit der stattgefundenen einschlägigen Kongresse deutlich zum Ausdruck kam.

Während es sich bei den seelisch-krankhaften Minderwertigkeiten fast immer nur um die Störung einzelner seelischer Funktionen handelt (woraus sich allerdings bei längerer Dauer der Störung eine allgemeine seelische Entartung ergeben kann), begegnen wir bei den Geisteskrankheiten einer völligen Änderung des seelischen Lebens, Verbildungen und Regelwidrigkeiten auf allen Gebieten. Es kann sogar vorkommen, daß auch das körperliche Befinden in Mitleidenschaft gezogen wird und Krankheitserscheinungen vorgetäuscht werden, die wegen ihrer Stärke und der Plötzlichkeit ihres Entstehens die Umgebung des Kindes aufs ärgste beunruhigen. Das klassische Beispiel hierfür bietet die Hysterie, „die große Täuscherin", wie sie von dem berühmten französischen Nervenarzt Charcot treffend benannt worden ist. Das Verhalten hysterischer Kinder weicht seinem ganzen Umfang nach von dem Normalen ab. Sie sind frühreif, zeigen für die Spiele gleichaltriger Kinder kein Interesse, wollen es in allem und jedem den Erwachsenen gleichtun. Ihr Betragen ist unwahr, unecht, komödiantenhaft. Hysterische Kinder zeigen fast immer schwere Ausfallserscheinungen in sittlicher Hinsicht. Liebe zu Eltern und Geschwistern ist ihrem Wesen fremd, sie sind rücksichtslose Egoisten und daher keineswegs wählerisch in den Mitteln, die sie zur Erreichung ihrer Zwecke brauchen. Offene Feindseligkeit gegen Eltern, Lehrer und andere zu ihrer Erziehung berufene

Personen kommt nicht selten vor. Trotz guter, oft geradezu glänzender Befähigung machen sie in der Schule keine Fortschritte, fügen sich nicht der Schuldisziplin, widerstreben jeder Regelmäßigkeit und Ordnung.

Auf körperlichem Gebiet kommt es zu sehr sonderbaren Störungen; am häufigsten ereignen sich Krämpfe von oft unglaublicher Stärke, die aber ihren seelischen Ursprung insofern verraten, als sie gewöhnlich nur in Anwesenheit von Zeugen, in Zusammenhang mit irgend einem seelischen Erlebnis auftreten. Der Eintritt dieser hysterischen Anfälle ist sicherlich vom Willen des Kindes abhängig, der Ablauf derselben erfolgt allerdings ohne direkte Willensbeeinflussung. Dieser Zusammenhang ist noch nicht genügend aufgeklärt, wie denn überhaupt die Hysterie der Kinder und Erwachsenen manches Geheimnis enthält, das die wissenschaftliche Forschung erst zu entschleiern haben wird (vgl. Bd. II, S. 307).

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 179. Mädchenbildnis.

Nach einem Gemälde von Jul. Hübner.

Im übrigen gibt es fast keine körperliche Erkrankung, welche die Hysterie nicht vortäuschen kann. Blindheit und Taubheit, Sprach- und Stimmverlust, Lähmungen und Zusammenziehungen der Gliedmaßen sind überaus oft bei solchen Kindern beobachtet worden. Wunderbar wie das Entstehen dieser Krankheiten sind oft deren Heilungen.

Diese sind weniger von der Behandlung als von dem Behandelnden, von der Autorität des Arztes oder Pädagogen abhängig. Auf diesem Gebiete haben sogar Heilschwindler und Wunderdoktoren zweifellose Erfolge zu verzeichnen. Ein plötzlicher, überraschender Befehl einer machtvoll sich geltend machenden Persönlichkeit oder die zielbewußte Vernachlässigung eines solchen „eingebildeten Kranken", der nach umständlicher Behandlung, nach Mitleid und ausdrücklicher Anerkennung seines krankhaften Zustandes lechzt, haben oft geradezu Wunderheilungen zur Folge.

Die Hysterie der Kinder ist fast immer durch die Einwirkung der Umgebung veranlaßt; man kann hier mit gutem Recht von einer seelischen Infektion (Ansteckung) sprechen. In einem Falle ist die Mutter mit Hysterie behaftet und veranlaßt eine Übertragung auf die Kinder durch ihr unmittelbares Beispiel oder durch eine falsche Erziehung; in einem anderen Fall ist die Wahl der Eltern auf eine hysterische Bonne gefallen, die das ihrer Pflege empfohlene Kind seelisch krank macht.

Sehr häufig erfolgt die seelische Ansteckung von einem Kind zum anderen. Dann tritt die Hysterie unter Umständen als seelische Massenerkrankung auf. Als Beispiel hierfür sei der Kinderkreuzzug angeführt. Auf Anregung eines französischen Hirtenknaben scharten sich um das Jahr 1212 Tausende Kinder zusammen, die das heilige Land befreien wollten. Dieser Kreuzzug mißlang, die meisten Kinder erlagen den Anstrengungen des Marsches oder fielen habsüchtigen Kaufleuten oder Seeräubern in die Hände. In neuerer Zeit wird sehr oft über Schulepidemien berichtet, die darin bestehen, daß gewisse krankhafte Erscheinungen, wie Husten, Räuspern, Zittern von einem Kind zum andern übergreifen und schließlich mit wenigen Ausnahmen die Insassen ganzer Schulen befallen. Es ist sogar vorgekommen, daß solche hysterische Epidemien von einer Schule zur anderen wanderten und ganze Ortschaften verseuchten.

Die Kinderhysterie ist heilbar, wenn die Behandlung rechtzeitig einsetzt und alles Erforderliche vorgekehrt wird. Vollständige Loslösung von der bisherigen Umgebung und von den Personen, die das Kind beeinflußt haben, Verhütung jedes Verkehrs mit ihnen, stramme Erziehung in geordneten Verhältnissen (Anstalt), Ablenkungen mannigfacher Art, insbesondere durch körperliche Arbeit, Sorge für regelmäßige Ernährung und gesunden Schlaf, sind die wichtigsten Gesichtspunkte, die bei der Behandlung eines solchen Kindes beachtet werden müssen. Als wesentlich kommt noch die Leitung der Erziehung durch eine autoritative Persönlichkeit hinzu, die im Hinblick auf das zu erreichende Ziel den Gefühlen des Kindes nicht allzusehr Rechnung trägt, seine krankhaften Neigungen schon im Keim erstickt und es veranlaßt, sich den bestehenden Normen zu fügen.

Wenn die seelisch-krankhaften Minderwertigkeiten nicht sofort als krankhafte Erscheinungen gedeutet werden, so ist dies nicht verwunderlich, weil eine äußere Übereinstimmung mit manchen Fehlern und Unarten des Kindesalters besteht, die an und für sich noch nicht als krankhaft angesehen

werden können. Viel merkwürdiger ist die Tatsache, daß hysterische Erkrankungen oft ihrer wahren Bedeutung nach nicht erkannt werden, daß Eltern und bisweilen auch Ärzte den Erscheinungen auf seelischem und namentlich auf körperlichem Gebiete völlig ratlos gegenüberstehen, jahrelang blind herumexperimentieren, alles, was das Kind darbietet, für echt und vollwertig nehmen, sich willig quälen lassen und hierdurch nichts anderes erreichen, als daß der Zustand des Kindes immer schlechter wird. Hysterien Erwachsener reichen oft in das Kindesalter zurück. Im Stadium des Entstehens wäre das Übel sicherlich erfolgreich zu bekämpfen gewesen, hysterische Erkrankungen Erwachsener sind — wie die Erfahrung immer deutlicher lehrt — als unheilbar zu betrachten.

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 180. Mädchenbildnis.

Nach einem Gemälde von Ludw. Knauß.

Wir haben bereits dargelegt, daß die sittliche Entwicklung hysterischer Kinder oft in regelwidriger Weise erfolgt. Es kann vorkommen, daß die sittlichen Ausfallserscheinungen am auffälligsten hervortreten und die begleitenden Symptome nur untergeordnete Bedeutung erlangen. In diesen Fällen spricht man häufig von moralischem Irresein oder moral insanity. Eine genaue Bestimmung dieses Begriffes läßt sich kaum geben. Wir treffen sittliche Entartung nicht nur bei vielen Minderwertigen, sondern auch bei den meisten Geisteskranken an, dann in sehr ausgeprägter Weise bei den leichteren Formen des angeborenen Schwachsinns, der Imbezillität. Ob eine Krankheit in dem Sinne vorkommt, daß nur die sittliche Sphäre entartet, während die Verstandesseite ganz unversehrt bleibt, bildet heute noch den Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen. — Es unterliegt keinem Zweifel,

daß jugendliche Nerven- und Geisteskranke, die ohne entsprechende Erziehung aufwachsen, erschreckend schnell verwahrlosen, dem Laster und dem Verbrechen in die Arme fallen. Viele Erscheinungen, die man bisher als moral insanity gedeutet hat, erklären sich viel ungezwungener als Ergebnisse der Verwahrlosung jugendlicher Minderwertiger, die noch viel dringender als normale Kinder einer planmäßigen Leitung und Führung bedürfen. — Verschiedene Forscher haben Zöglinge von Besserungsanstalten, Landstreicher, Dirnen in Bezug auf ihr Seelenleben untersucht und gefunden, daß die Mehrzahl davon geistig nicht gesund ist. Der Hauptsache nach waren es Schwachsinnige, dann Geisteskranke der verschiedensten Art. Die Fürsorgeerziehung, die in Deutschland seit 1905 gesetzlich geregelt ist, verfügt wohl die zwangsmäßige Unterbringung bedrohter Jugendlicher in entsprechenden Pflegefamilien oder in Anstalten, wird jedoch einer der häufigsten Ursachen der Verwahrlosung, der geistigen Minderwertigkeit, nicht gerecht. Wenn endlich einmal die entsprechende Behandlung und Versorgung jugendlicher Minderwertiger gesetzlich gesichert wäre und ausreichende Erziehungsstätten hierfür zur Verfügung ständen, so würde die Kriminalität der Jugendlichen, die gegenwärtig erschreckend groß ist, rasch sinken. Das Beispiel Englands ist hierfür beweiskräftig.

Eine Krankheit, bei der oft ein fortschreitender Verfall des Verstandes und der sittlichen Urteilsfähigkeit stattfindet, ist die Epilepsie. Die traurigen Äußerungen dieser Krankheit sind bekannt. Sie bestehen bald in großen Anfällen, bald in kleinen Übelkeiten, die mit augenblicklicher Bewußtlosigkeit verbunden sind. Eine entsprechende Behandlung und Beaufsichtigung derartiger Kinder kann nur in besonderen Anstalten erfolgen. Während der Besuch einer öffentlichen Schule in den meisten Fällen ausgeschlossen erscheint, können in solchen Epileptikeranstalten nicht bloß schulmäßige Kenntnisse vermittelt, sondern auch geeignete Erwerbsbeschäftigungen vorbereitet werden. Außerdem wird hier den kranken Kindern jene Erziehung zu teil, der sie in Hinsicht auf ihre schwankende Gemütsverfassung und die drohende Verwahrlosung ganz besonders bedürfen. Fälle, in denen mit der Epilepsie schwere Idiotie verbunden ist, sind allerdings ganz hoffnungslos und hier bedeutet der Tod eine Erlösung. In leichteren Fällen hat jedoch eine kombinierte ärztlich-pädagogische Behandlung gute Erfolge ergeben, und es können Zahl und Stärke der Anfälle so herabgemindert werden, daß die betreffenden Kranken ganz gut ihr Fortkommen finden.

Ein bisher wenig gewürdigter, trotzdem aber außerordentlich wichtiger Tatbestand ist das vorzeitige Auftreten von Geschlechtsgefühlen. Im Zusammenhang damit steht ein Übel, das sehr verbreitet ist und für Kinder beider Geschlechter eine schwere Schädigung bedeutet, die Onanie oder Selbstbefleckung (vgl. S. 208 dieses Teils und S. 168 ff. im ersten Teil dieses Bandes).

Das Auftreten von Geschlechtsgefühlen kommt schon in den ersten Lebensjahren vor. Hier handelt es sich fast immer um Erscheinungen nervöser

Art, die von Grund aus bekämpft werden müssen und zwar in der Weise, daß man den Ursachen der Nervosität nachgeht und diese beseitigt. Allerdings kommen auch Fälle von geschlechtlichem Mißbrauch von seiten gewissenloser Kindermädchen und Bonnen und Fälle unmittelbarer Verführung durch pervers veranlagte Personen vor. Im späteren Kindesalter beobachtet man insbesondere bei den Hysterischen das Auftreten starker Geschlechtsgefühle, die zur Selbstbefriedigung, zu einer oft rücksichtslosen und äußerst stark betriebenen Onanie, führen. Bei solchen Kindern treten die Geschlechtsgefühle nicht rein triebartig hervor, sie werden oft ausgelöst durch wollüstige Phantasien und Vorstellungen; es gibt Kinder, deren Phantasieleben durchaus verderbt ist und sich hauptsächlich auf geschlechtliche Dinge bezieht. Die Lügen hysterischer Kinder haben oft solche Verhältnisse zum Gegenstand. So ereignet es sich immer wieder, daß hysterische Kinder ihre Lehrer fälschlich unsittlicher Attentate zeihen, oder daß der Arzt beschuldigt wird, gelegentlich einer Untersuchung sich grobe Unanständigkeiten erlaubt zu haben. Es ist sogar vorgekommen, daß Kinder mit allen Zeichen des Entsetzens von einem Spaziergang, vom Schulweg heimkehrten und umständlich erzählten, daß sie ein Fremder geschlechtlich mißbraucht habe, was sich bei genauer Unter-

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 181.

Ed. Jak. von Steinle, Bildnis seiner Tochter Karoline.

suchung als vom Anfang bis zum Ende erlogen herausstellte. Es sei hier darauf hingewiesen, daß gerade bei Sittlichkeitsdelikten Kinder als Zeugen äußerst bedenklich sind.

Das Auftreten von Geschlechtsgefühlen ist an und für sich — sofern es sich um Kinder im zehnten bis elften Lebensjahr handelt — nichts Widernatürliches, worauf bereits hingewiesen wurde. Bei sittlich reinen, unverdorbenen Kindern nehmen diese Gefühle auch niemals überhand; dem Sittlichkeitsgefühl, dem Gefühl für das Schickſame und Anständige folgend, entwickeln die Kinder aus sich selbst hinreichende Hemmungen. In vielen Fällen bewirken diese fremden, unerklärlichen Gefühle eine innere Beunruhigung, eine Änderung des Verhaltens.

Es muß deshalb die Forderung neuerdings gestellt werden, mit der Aufklärung der Kinder nicht bis zum Pubertätsalter zu warten, sondern sie dann eintreten zu lassen, wenn sich eine derartige auffällige Wesensänderung zeigt.

Copyright 1904 by Franz Hanfstaengl.

Abb. 182. Kinderbild.

Nach einem Gemälde von F. A. von Kaulbach.

Die Onanie ist ein verderbliches Übel nicht bloß wegen der unmittelbaren schädigenden Wirkungen auf die körperliche und geistige Gesundheit. Ganz allgemein bewirkt sie auch eine tiefe Beeinträchtigung der sittlichen Entwicklung. Die Bekämpfung der Onanie ist deshalb eine wichtige ärztliche und pädagogische Aufgabe. Wie dem Übel abzuhelfen wäre, kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Es mag hier der Hinweis genügen, daß alle Bestrebungen, Kinder naturgemäß zu erziehen, Körper und Geist harmonisch zu entwickeln, zugleich die besten Mittel zur Bekämpfung der Onanie an die Hand geben.

Copyright 1899 by Künzli Frères in Zürich.

Abb. 183.. Sehnsucht. Nach einem Gemälde von A. Romés.

Achtes Kapitel.

Das Weib als halbwüchsiges Mädchen.

Von Toni Schwabe in Jena.

Es gibt kein Stillstehen im Leben. Das ganze Leben ist Bewegung. Nie aber ist der Mensch so durchzittert vom Leben wie in den Zeiten, wo er zur Jugend erwacht.

Es hat sich in den „Erwachsenen" die seltsame Überzeugung herausgebildet, daß der halbwüchsige Junge und das Mädchen im „Backfischalter" — das Wort allein stempelt schon die Auffassung — eigentlich Geschöpfe sind, die man ein wenig als Kuriosa betrachtet. (Nur die Kunst hat sich vielfach der sentimentalen Seite dieses Alters mit mehr oder weniger Geschmack bemächtigt. In der vorstehenden Abb. 183 „Sehnsucht" von A. Romés haben wir ein Beispiel dieser Auffassung.) Gibt sich das Mädchen Mühe, an einem Gespräch der Erwachsenen teilzunehmen, das sich um Meinung und Gegenmeinung dreht, so heißt es: „Misch dich nicht in Sachen, die du nicht verstehst!" — „Warum verstehe ich nichts davon?" — „Weil dir die Erfahrung fehlt." Die Erfahrung mag nun öfter ein gut Ding sein, und man sagt sogar von ihr, daß manche Leute klug durch sie werden sollen. Überraschend oft treffen wir es aber an, daß eines heranreifenden Kindes Urteil ungleich unbefangener und richtiger ist als die durch Erfahrung — getrübte Auffassung der Erwachsenen. Es gibt Menschen, die sich durch Reife und Altern eine gewisse kindliche Unmittelbarkeit und Reinheit des Schauens erhalten haben. Kommt zu dieser die

natürliche Intelligenz, die an der Erfahrung erstarkt und sich bildet, so haben wir etwas ganz Seltenes und Köstliches vor uns: den weisen Menschen. Wir sehen nun, daß es, um weise zu werden, nicht nur der Bildung und Erfahrung bedarf, sondern ebenso sehr des unbefangenen und reinen Instinkturteils, wie es die Natur des erwachenden Menschen in sich trägt — weshalb dann diese hochmütige Überschätzung des Angelernten gegenüber der reinen Naturmitgabe des jungen Kindes? Aber der junge Mensch wird so lange in seinem natürlichen Wesensausdruck belächelt und übersehen, bis er sich schließlich der gültigen Anschauungsschablone des Erwachsenen eingepaßt hat und nun selbst auf diese Zeit, die hinter ihm liegt, hochmütig herabsieht.

Aber nicht nur auf die ungemäßen Ansichten jener Altersepoche wird herabgelächelt, sondern — was noch ziemlich viel bedeutsamer ist — auch auf ihre Gefühle.

Die Gefühle des heranwachsenden Mädchens unterscheiden sich von denen der gereiften Frau vor allem wieder durch ihre unbedingte Echtheit. Sie sind vielleicht stürmisch, maßlos, überstürzend und dadurch ungeschickt, aber sie sind echt. So echt, daß sie sich nach der Feuerprobe sehnen. Eine „Überschwenglichkeit", die freilich späterem Fühlen meist abgeht. Das Mädchen „schwärmt". Sie schwärmt für einen Lehrer, eine Lehrerin, für den ritterlichen Freund des Bruders, für eine junge gütige Frau, für eine wunderschöne Freundin, für die einmal gesehene Schauspielerin, die ein edles und rührendes Schicksal mimte. Es ist belanglos, welches Objekt diese Schwärmerei trifft; von Bedeutung ist nur, daß sie in Wahrheit ein Zustand tiefster seelischer Bewegtheit ist, wie ihn die Liebe späterer Jahre wohl an Dauer und Würde, nie aber an augenblicklicher Gewalt und Stärke übertreffen kann.

Und dennoch lächelt man über die Liebe des heranwachsenden Mädchens. Man weiß, daß diese Gefühlsausbrüche mit den Jahren der eintretenden weiblichen Reife zusammenhängen. Sie sind mit einem rein körperlichen Vorgang verknüpft — und es ist einmal Sitte, daß der hochmütige Philister alles, was er durchschauen kann oder auch nur zu durchschauen meint, auch glaubt belächeln zu dürfen. Es ist uns jedoch nicht unbekannt, daß alles Gefühlsleben sich bis zu bestimmten Grenzen von körperlichen Ursachen herleiten läßt. Allerdings gibt es wohl auch keine Tat des Gefühls: sei es eine Tat erotischer Liebe oder der Menschenliebe, der Hingabe an die Kunst oder die Wissenschaft, zu der sich nicht ein Philisterlächeln gefunden hätte.

Gewiß, wir können die seltsam erregte und in manchen ihrer Äußerungen auch erhöhte und veredelte Seele des heranreifenden Mädchens in einen Zusammenhang mit den körperlichen Entwicklungserscheinungen dieser Jahre bringen. Aber daß Körper und Seele zusammenhängen, nimmt dem einen nichts durch das andere — im Gegenteil ist eines der beste Gewinn aus dem anderen, denn des Körpers Würde ist die Seele und der Körper ist der Seele Ursprünglichkeit.

Nie und nirgends haben wir den Zusammenhang zwischen Seele und Körper zu scheuen oder gar zu belächeln. Und eine Reife, deren Bildungsziel es ist, das Körperliche um der Seele willen zu verleugnen, ist unsinnig und widernatürlich, eben wie es das Vernichten der Seele um die Befriedigung der Bedürfnisse des Körpers ist.

Körper und Seele in einem gesunden Gleichmaß zu erhalten, wird darum die erste und vornehmste Aufgabe der Erziehung sein. Und es gibt keine Zeit, in der Erziehung sich zu einer so bedeutsamen Macht entwickeln kann, wie diese, in der das Kind zur Jugend erwacht. Es ist die Zeit der stärksten Bewegung, des Lebens, der Eindrucksfähigkeit. Nie wieder ist die junge Natur so eindrucksfähig wie in diesen Jahren — wiederum aber auch so sehr geneigt, sich instinktwidrigen Eindrücken zu verschließen. Denn in der jungen Menschennatur liegt ein unglaublich feiner Instinkt für alles, was ihrer Entwicklung förderlich ist. Es bedarf zahlloser törichter Verletzungen durch Außeneindrücke oder einer direkt kranken Anlage, die glücklicherweise im Mindermaß auftritt, um diesen gesunden Instinkt, der gegenüber jedem Eindruck antwortet, abzuschwächen oder gar zu ertöten.

Es ist nun aber damit durchaus nicht gesagt, daß die junge Seele deshalb gegen schlechte Einflüsse unempfänglich wäre. Gut und schlecht im moralischen Sinn gibt es nicht als Wertbegriffe an und für sich in der noch ungebildeten Seele. Es gibt nur einen gewissen Trieb körperlicher und seelischer Gesunderhaltung. Sache der Erziehung ist es, auf diesen eingehend und ohne ihn zu verletzen, ihm in maßvoller und vernünftiger Weise die Ideale von Güte, Wissen und Schönheit anzupassen, so daß diese Ideale mit dem Instinkt der Erhaltung, aber nie gegen ihn gehen werden.

Schönheit, Güte und Wissen sind an sich wohl so beschaffen, daß sie sich dem Naturtrieb, dem unverkümmerten Erhaltungstrieb eingliedern können. Ja, wir können uns keine Schönheit, keine Güte und keine Weisheit in ihrer Vollendung denken, die nicht durch ein stark entwickeltes Selbst getragen wird. Denn der Mensch mit dem zerstörten Selbst, der nichts mehr kann als sich wahllos und blindlings unterordnen, mag wohl bequem für seine Mitmenschen sein — Güte sehen wir aber nicht in seiner Hilflosigkeit.

So ist die junge gesunde Natur in diesen eindrucksfähigsten Jahren geschaffen wie kaum je, ein vernünftiges Verlangen nach Schönheit, Güte und Wissen in sich aufzunehmen, wohl aber kommt es nun vor allem darauf an, in welcher Form und Art dies alles ihr geboten wird. Wenn ein langweiliger und geisteskarger Mensch das Wissen lehren soll, wenn Strenge und Strafen zu Taten der Güte antreiben wollen, wenn Schönheit mit Zirkel und Metermaß gelehrt wird, dann verschließt sich die junge Seele gegen solche mißbrauchten Begriffe. Sie wollte sich nicht gegen Schönheit, Güte und Wissen verschließen, aber sie verschloß sich gegen Kargheit,

Strenge und tote, leere Beschränktheit. Und dann mag es wohl auch geschehen, daß sich für sie mit den köstlichsten Dingen des Lebens der Ekel an denen verbindet, die sie vor ihr vergewaltigt haben.

Es ist so unglaublich einfach und sollte so selbstverständlich sein, daß man es gar nicht aussprechen müßte, aber doch scheint es immer wieder, als gäbe es wirklich noch Unwissende darin — und als Schlimmstes: es gäbe unter denen, die erziehen wollen, die Unwissenden — es ist dieses: Güte lehre durch Güte! Schönheit lehre in Schönheit, Wissen lehre nur, wer reichen Geistes ist, Wahrheit gewinnt nur das Beispiel der Wahrhaftigkeit.

Die junge Natur, die so auf maßvolle und vernünftige Weise durch Erziehung angeleitet wird, braucht dann erstaunlich wenig Hilfe zum Weiterwachsen. Jene bekannten Musterkinder der Schulen hingegen haben etwas Bedenkliches an sich: eine Natur, die sich zu willig jedem Einfluß beugt — und es handelt sich leider noch selten genug um die vorhin beschriebenen Idealeinflüsse — trägt irgend eine Zerstörung oder einen so tiefgehenden Mangel an Persönlichkeit in sich, daß ihr nicht anders wohlzutun wäre, als man gäbe ihr den Erzieher durchs ganze weitere Leben zur Seite.

Ein wenig sind wir mit diesem Ausblick bei einem früheren — gewiß immer nur theoretisch bewunderten! — Frauenideal angekommen. Es ist eine eigene Sache mit dem „dienenden", anschmiegenden Weib. Bequem mag es wohl sein — falls es nicht vielleicht ein wenig nervösmachend ist —, durch ein ganzes Leben solche treue Dienerin neben sich zu haben. Lieben und köstlich finden aber wird der Mensch nie den anderen Menschen, der ihm in langweiliger Ewigkeit sinnlos, bedingungslos unterworfen ist. Das Ziel der unbedingten Unterwürfigkeit des Weibes hat in Wahrheit nie den rechten Mann gereizt. Unterwerfung ist nur da kostbar, wo sie ein seltenes und erobertes Gut ist.

Unsere Zeit hat vielleicht einiges vor anderen Zeiten voraus. Gewiß nicht alles das, was wir Kinder unserer Zeit glauben — aber doch einige Kleinigkeiten, die geeignet sind, uns weiter zu bringen; vor allem anderen: die offenen Augen.

Wir beginnen mit offenen Augen zu sehen, wir horchen auf die Wirklichkeit: wir werden wachsamer als die vor uns.

Wir sehen vor allem ein, daß es töricht ist, sich da Ideale aufzustecken, wo wir eigentlich gar nicht hin wollen. Die Frau aller Zeiten nun hat nie zum „dienenden Weibe" werden wollen. Sie hat sich und den Männern nur ein wenig vorgeflunkert. Wohl aber ist es von jeher das Ziel der Frau gewesen, schön und stark zu werden, Körper und Seele rein zu halten, um kein Geschenk zu geben, das nicht des Gebens wert sei.

In dem heranwachsenden Mädchen lebt noch nicht wie später in der Jungfrau dieser Wunsch, das Gewordene, das Selbstbewußte und das nur Gefühlte zu *verschenken*. Das heranwachsende Mädchen ist noch keine Königin — das ist noch ein kleiner Prinz, der eigenwillig nach der Krone greift, um sie sich selbst aufzusetzen. Das heranwachsende Mädchen trägt,

wenn es gesund und unter natürlichen Verhältnissen und Eindrücken erwächst, noch nicht das Bewußtsein des Weibes als des sich schenkenden, gebenden Teiles in sich. Es hat ein gut Teil vom Jungen, vom werdenden Mann. Es liebt die kecken Spiele, es gefällt sich im Proben der Körperkraft, des Mutes, es steht unter seinesgleichen im Ansehen, wenn es möglichst „unweiblich" ist, wenn es Noblesse, Geschicktheit, Verwegenheit zeigt (vgl. Abb. 184). Ganz wie der Knabe unter Knaben.

Auch die Neigungen des heranwachsenden Mädchens haben oft einen nach männlicher Seite abbiegenden Charakter. Es verliebt sich leichter in die Frau als in den Mann. Und zwar in die Frau, deren Reize ausgesprochen weiblicher Natur sind. Während es in Spiel und Verkehr nur den tapferen Kameraden achtet, „schwärmt" es für irgend ein Heiligenbild von Lehrerin, legt der Angebeteten heimlich Blumen auf das Pult, errötet, wenn es von ihr angesprochen wird, sucht den Duft auf, der den Kleidungsstücken der Geliebten anhaftet — spinnt sich in Phantasien ein, daß die Schule plötzlich in Flammen stehen möchte, so daß man die Heldentat begehen könnte, die heimlich Verehrte aus den schrecklichsten Gefahren zu erretten. Dies alles sind durchaus männliche Gefühlsäußerungen: das Werben, der angreifende Sinnengenuß, die ritterliche Liebestat.

Und auch noch da, wo sich die Liebesempfindung des heranwachsenden Mädchens auf den männlichsten Mann richtet, ist sie stark mit eigenen männlichen Gefühlsäußerungen durchsetzt.

Eine unserer besten Schilderungen des heranwachsenden Mädchentyps haben wir in dem Roman der Lou Andreas-Salomé „Ruth". Eine sehr feine und seelisch bezeichnende Szene ist darin das Gespräch zwischen Ruth und der Frau des von Ruth geliebten Mannes. Klare-Bel, die Frau, erzählt von den Taten ihres Mannes. Das Mädchen Ruth ruft aus: „Ach, das möcht' ich auch erleben! Wie schön muß es gewesen sein!

Abb. 184. Winterlust.
Nach einer Originalzeichnung von Fidus.

‚Das war es auch,‘ bestätigte Klare-Vel zufrieden, der es selbst noch nie so schön erschienen war, wie heute während ihrer eigenen Erzählung. Von sich selbst hatte sie bisher noch gar nicht gesprochen, nur von Erik. Aber auf Ruths Ausruf fügte sie mit dem Stolz der Frau, die sich ihr Glück liebend verdient hat, hinzu: ‚Schön und auch schwer, Ruth. Denn es ist schwer, mit so vielen teilen zu müssen, die alle von demselben Rat und Beistand und Teilnahme wollen und immer in Anspruch nehmen — ihn immer fortnehmen. Es ist nicht leicht, man muß bescheiden werden. Das würdest du erst lernen müssen.‘

‚Das?‘ sagte Ruth verdutzt, ‚nein, das möchte ich lieber nicht. Das hatt' ich mir dabei gar nicht ausgewählt. Aber so unter den Menschen stehen und alles können, als ob man ein Hexenmeister wäre, das muß herrlich sein. Es muß sein, als ob man plötzlich viele Menschen auf einmal wäre, und dann noch mehr als sie alle zusammen.‘

Klare-Vel schwieg betroffen. Sie fühlte recht wohl die enthusiastische Bewunderung in Ruths Ton heraus. Aber sie konnte nicht begreifen, wie sich dieser Enthusiasmus, weit davon entfernt, dem Bewunderten dienen zu wollen, einfach egoistisch an dessen Stelle wünschte.“

Wie köstlich fein ist die Gegenüberstellung der reifen, ruhevollen Frauenseele und des jungen, begehrlich wollenden Menschen! Gewiß, es handelt sich auch in den beiden Personen um durchaus verschiedene Charaktere — aber zugleich ist Ruth die denkbar typischste Schilderung des heranwachsenden Mädchens. Einer der seltenen Fälle übrigens, wo wir einen „Typ“ jeder Banalität entkleidet antreffen, wo Persönlichstes und Typisches sich wunderbar ineinanderfügen.

Überall klingt das Agressive, das zugreifend Selbstwollende aus den Reden der Ruth, während die Frau nur von dem Glück der Passiven weiß.

Es scheint, daß in diesem jungen Alter die weibliche Natur einen gewissen Prozentsatz von Männlichkeit in all ihren intelligenteren und persönlicheren Erscheinungen zu verarbeiten hat, weil alles starke Vorwärtsdrängen und Reifen eine gewisse Selbstbetätigung und Initiative erfordert, die naturgemäßer mit der männlichen als mit der weiblichen Beanlagung verknüpft ist.

Die Natur selbst sorgt in den meisten Fällen dafür, daß sich nach der erlangten Geschlechtsreife das Liebesempfinden des Weibes zu passiverer — weiblicherer — Art auslöst.

Dichter und Maler früherer Zeiten liebten es, ihre Schilderungen des jungfräulichen Weibes eben an diesem Punkt einsetzen zu lassen. Vor allem hat Greuze diesen Moment in fast allen seinen Schöpfungen variiert (vgl. Abb. 185). Goethe war der erste, der in „Mignon“ das Weib-Kind vor diesem Wendepunkt der Entwicklung gibt.

In manchen Fällen ist dieser Übergang der Gefühlsrichtung aber auch zugleich der kritische Punkt, an dem die Vorwärtsentwicklung der weiblichen Intelligenz stehen bleibt oder sich mit einem geringfügigsten Vorwärtsgehen bescheidet, das bald ganz einschläft. An dieser Tatsache werden keine Rechte und Freiheiten, die der Frau gewährt wurden oder noch gewährt werden können, etwas abändern. Hier liegt die Gefahr der Frau: die Gefahr der übergroßen Passivität, die von Grund aus stärker in der weiblichen als in der männlichen Natur begründet ist und von dem Zeitpunkt ab, wo sie sich auch auf das Geistesleben auszudehnen beginnt, jede

Weiterentwicklung hemmt. Augenscheinlich handelt es sich dabei um eine Naturanlage, die weder persönliche Erziehung noch soziale Zustände ganz bekämpfen können — die absolut zu begünstigen sich aber beide hüten sollten, denn es handelt sich darin um die jeder Existenz innewohnende Neigung zum Atavismus — Zurückfallen in bereits überwundene Entwicklungsformen —, der dem Organismus der Frau stärker anhaftet als dem des Mannes.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 185. Trauer.

Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Greuze.

Hieraus ergibt sich von neuem die Wichtigkeit, die für die Frau in den Zeiten der Entwicklungsjahre liegt. Sie hat in diesen Jahren ihre Neigung zum Atavismus gleichsam noch nicht entdeckt, sie strebt vorwärts, und — da der Atavismus nur eine Gefahr, nie aber eine Bedingung ist — sind diese Jahre wohl die bedeutsamsten, das Vorwärtsstreben der weiblichen Natur, soweit es eine jede Einzelerscheinung zuläßt, zu unterstützen und zu bekräftigen, und so den ataviſtischen Neigungen vorzubeugen.

Das Mädchen fängt an, sich nach irgend einer Gelegenheit umzusehen, wo sie sich betätigen und den Erfolg dieser Betätigung einholen kann. Die Mutter ist nicht einverstanden mit den Wünschen der Tochter, sie sagt: „Mach dich lieber im Haushalt nützlich!“ oder: „Lern lieber ordentlich, was man dir in der Schule aufgibt!“ Das ist es aber nicht, was die Tochter wollte. Sie weiß: im Haushalt geht alles ebensogut ohne sie, und die Mutter erfindet nur allerhand kleine Pflichten, die möglichst anspruchslos und möglichst langweilig sind, wie Staubwischen und dergleichen, und an denen gar kein Verdienst ist, wenn man sie erfüllt hat — recht so Arbeiten, die geschaffen sind, einem die Arbeit zu verekeln. Und was das Lernen anbetrifft — ja, wenn man doch nicht auf ein Ziel hinlernen darf, also irgend etwas Bestimmtes werden kann, dann ist doch das Lernen überflüssig.

Eine ganz andere Sache ist es, wenn das Mädchen häusliche Pflichten von irgend welcher Bedeutung zu erfüllen hat, die es selbst als solche erkennt, die, wie die Verhältnisse liegen, nun einmal kein anderer erfüllen könnte — und die auch von anderen als solche anerkannt werden. Dann wird dieselbe Tochter, die sich so „unartig“ vor dem Staubwischen gewehrt

hat, plötzlich zu einem von allen Seiten bewunderten „Hausmütterchen". Denn nun fühlt sie selbst, daß Zweck und Erfolg bei der Arbeit ist. Und das Bewußtsein von Zweck und Erfolg in irgend einem, wenn auch noch so weitläufig versteckten Sinn, braucht jeder Mensch, um seine Arbeit mit Liebe zu verrichten. Nicht ohne Zweck und Erfolg arbeiten mögen ist nie und nirgends ein Mangel an Idealität oder dergleichen, denn das Streben nach Zweck und Erfolg ist ein viel zu tief eingewurzelter Trieb einer jeden Lebenserscheinung. Zwecklose Arbeit ist fast gleichbedeutend mit zweckloſem Dasein, ist lebenhemmend und lebenuntergrabend, wie alles, was wir direkt gegen den Naturwillen unternehmen.

Es ist deshalb von großer Wichtigkeit für die Entwicklung der jungen Natur, daß ihr Bedürfnis nach zweckerfüllender Arbeit geachtet und befriedigt wird. Man gebe doch ja nicht Steine für Brot! Man suche doch nicht in dem jungen Wesen irgend eine falsche Illusion von der Wichtigkeit irgendwelcher belangloser Verrichtungen, die man ihm unterschiebt, zu erwecken! Eines Tages geht dem Mädchen ja doch die Erkenntnis auf, daß man ihm für seinen ehrlichen Willen irgend einen kleinen lächerlichen Betrug antat. Das ermüdet und verbittert dann den jungen Menschen, der Bestes seiner Natur weggeworfen sieht. Eine wirkliche nutzbringende Arbeit, an der das heranwachsende Mädchen seine Kräfte erproben und stärken kann, wird sich in jedem Einzelfall finden lassen, wird es von den selten Gutes wirkenden Gedanken unbefriedigter Trägheit abhalten, wird das Gefühl der Zufriedenheit und mit diesem das der Gesundheit und Frische erwecken.

Denn es ist erstaunlich, in welchem Grade das körperliche Wohlbefinden von einer befriedigenden Tätigkeit abhängt. Jeder kennt Fälle, in denen ein Mensch, der vorher tüchtig, vielleicht auch ein wenig zu viel arbeitete, sich eines Tages zur Ruhe setzt. Und nun geht eine eigentümliche Wandlung mit ihm vor sich, die traurig anzusehen ist. Der Mensch wird mißmutig, schließlich krank. Man sagt: das kommt als Rückschlag, weil er sich vorher überarbeitet hatte. Es ist aber nicht so: ihm fehlt ganz einfach das den ganzen Organismus erhebende und erfrischende Gefühl befriedigender Tätigkeit.

Daß man dem jungen Organismus nicht etwa eine ausschließlich geistige Tätigkeit zuweisen darf, ist eine Warnung, die zu oft schon geschrieben und ausgesprochen worden ist, als daß sie hier noch wiederholt werden müßte. Körperliche Beschäftigung irgendwelcher Art — nicht ausschließlich Spiele als Vertreter der Muskelarbeit — werden sich überall ermöglichen lassen. Gartenarbeit, die Aufzucht von Tieren, das Betreiben irgend eines leichten Handwerks, das Bewegungen und Geschicklichkeit erfordert — zum Beispiel ein wenig Tischlerarbeit — ist viel gesünder, und wenn man es näher betrachtet, keinesfalls weniger interessant als das unbewegliche Sitzen über Handarbeiten, das die Mädchen oft gerade in den Entwicklungsjahren so bevorzugen, und zwar nur deshalb, weil es meist die einzige ihnen gebotene

Möglichkeit für ein wenig selbständige, zweckvolle und zugleich mechanische Arbeit ist, nach der sie das natürliche Verlangen haben.

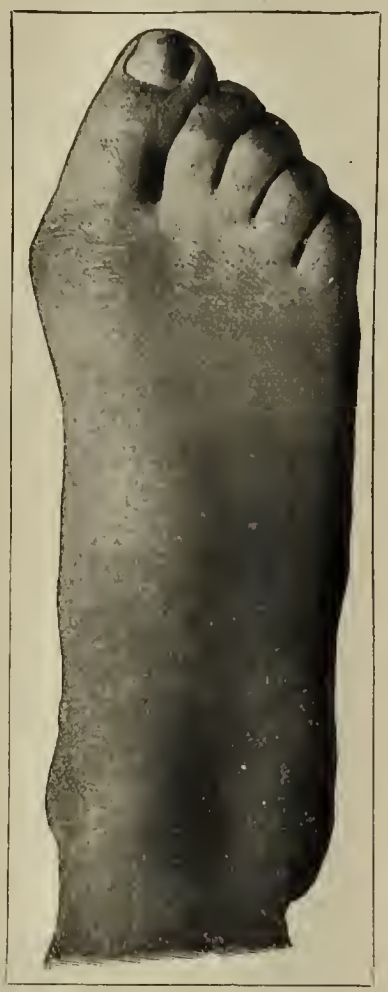
Ganz natürlich gliedert sich nun der freieren und beweglicheren Beschäftigung die Forderung nach der gesunden, die freie Bewegung nirgends hemmenden Kleidung an. Es werden so viele verfehlte Versuche auf dem Gebiet der Reformkleidung gemacht, die weder das Schönheitsgefühl befriedigen noch wirklich „gesundheitsgemäß" sind. Vor allem ein Hauptprinzip der Reformkleidung ist nicht für jeden Organismus zuträglich: das Beladen und Behängen allein der Schultern mit sämtlichen Kleidungsstücken. Mustergültig für eine freie und gesunde Kleidung sind sämtliche Grundlagen der Empirezeit. Die bekannten Bilder der Komtesse Regnault geben die ganze Anmut, die diese Tracht dem weiblichen Körper verleiht, wieder (vgl. Abbildung 186). [Der hübsche Kopf der Gräfin Potocka (siehe die Kunstbeilage) zeigt die kleidsame Haartracht jener Zeit.] Das ganze Kleid ist in einem Stücke gearbeitet, kann wenigstens so gearbeitet werden, und die Hauptlast wird nicht nur von den Schultern, sondern gleicherweise da getragen, wo der schmale Gürtel das Kleid direkt unter der Brust — nie in der sogenannten Taille! — zusammenfaßt. Das ganze Kleid wird mit leichtem Stoff gefüttert, so daß außer dem Kleid kein Rock getragen zu werden braucht. Die Beinkleider haben einen weiten, keilförmig geschnittenen Bund, ihre Last liegt hauptsächlich auf den Hüftknochen, während sie in der „Taille" kaum anschließen. — Für die Fußbekleidung, die bei dem gesunden Fuß möglichst absatzlos und in der Form dem natürlichen unverbildeten Fuß angemessen sein soll, sind die Ausführungen des Professors Paul Schultze-Naumburg, die er in seinem Buche „Die Kultur des weiblichen Körpers" gibt, einfach mustergültig. Schultze-Naumburg äußert sich nämlich folgendermaßen:

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris

Abb. 186. Bildnis der Komtesse Regnault de Saint-Jean d'Angely.
Nach einem Gemälde von François P. Gérard

„Betrachtet man einen Fuß, wie er wohl als der bessere Durchschnitt der heutigen Menschheit gelten kann, wie ihn etwa Abb. 187 darstellt, so bemerkt man folgende Abweichungen!

Die große Zehe weicht von der durch Knöchel und Großzehballen gezogenen geraden Linie ganz erheblich ab. Sie ist nach der Mitte des Fußes zu gedrängt, und ihre Längsachse bildet einen Winkel mit ihrem Mittelfußknochen. — Dadurch fällt der Zwischenraum zwischen großer und zweiter Zehe fort, und die beiden Zehen pressen sich aneinander. Sämtliche Zehen bilden durchaus keine Fächerform mehr, sondern sie laufen in ihren Längsachsen parallel, ja, es will fast scheinen, als ob letztere sich so zusammendrängten, daß ihre Schnittpunkte vor dem Fuß lägen. — Die einzelnen Zehen haben in keiner Weise ihre gerade und runde Form gewahrt, sondern sie sind krallenförmig zusammengedrückt, und durch das enge Aneinanderpressen haben sie ihre runde Form verloren und sind vierkantig geworden."



Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

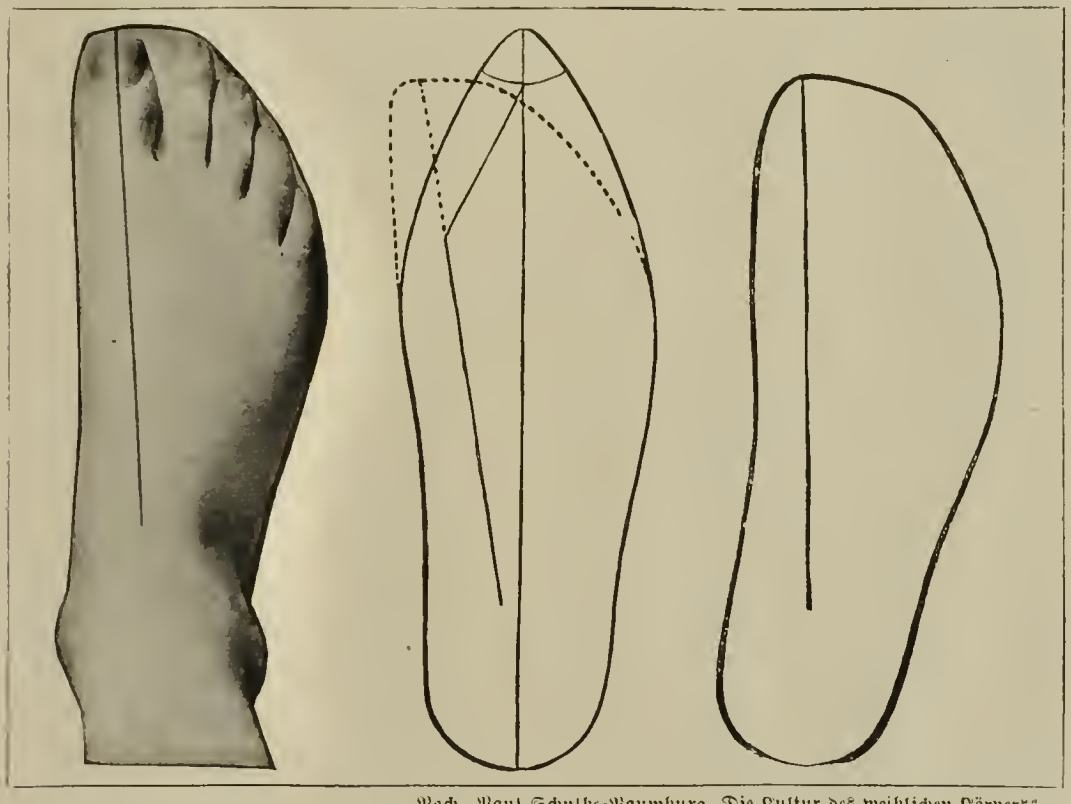
Abb. 187. Durchschnittsfuß.

Im Gegensatz hierzu stellt Abb. 188 einen vollkommenen normalen, durch das Schuhwerk nicht verunstalteten Fuß dar; einen schlechtsitzenden Schnitt des Schuhes und die Sohlenform des normalen Fußes zeigen uns die Abb. 189 und 190.

Wenn man noch darauf achtet, daß nach Möglichkeit nicht zu schwere Schuhe, nicht zu viele und zu schwere Kleider getragen werden — bei einem durch keine beengende Kleidung gestörten, normalen Blutumlauf ist erstaunlich wenig Kleidung zur Wärmebewahrung nötig — wird man seine Freude an den anmutigen elastischen Bewegungen der jungen Mädchen haben, und viel von der schlaffen Ungrazie der Übergangsjahre wird sich gar nicht erst entwickeln können. Wie ein gutgebildeter Mädchenkörper beschaffen sein soll, zeigen uns die Abb. 191 und 192, ebenso die Figur des wasserschöpfenden Mädchens (siehe Abb. 193). Im übrigen sei auf das zweite Kapitel dieses Teiles: „Die Schönheit des Weibes" verwiesen.

Es ist wohl Sache des Arztes, zu bereden, welchen Einfluß eine gute Körperpflege auf die Gesundheit des Menschen hat. Es gibt aber gerade in Bezug auf Körperpflege noch einen zweiten und nicht weniger wichtigen Standpunkt, nämlich den der Ästhetik. Ein Mädchen kann das Äußere der Gesundheit, kräftige Formen und schöne Farben haben, — und doch kann

sie das Schönheitsempfinden ihrer Umgebung unablässig dadurch verletzen, daß man ihr — anriecht, daß sie ihren Körper nicht täglich badet oder wäscht. Unsauberkeit gehört einmal zu den Dingen, die man noch längst nicht zu sehen braucht, wenn man sie lange schon riecht. Also ob ein Mensch, welchen Alters, welchen Standes, welchen Geschlechts er auch sein mag — und man findet die mangelhaftesten Begriffe von Sauberkeit bis in die sogenannten „gebildeten" Gesellschaftsklassen hinauf — sich auch ohne tägliches Baden oder Waschen des ganzen Körpers gesund und glücklich fühlt, seiner Umgebung ist er in erster Linie körperliche Reinlichkeit schuldig.



Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 188. Normaler Fuß.

Abb. 189. Schlechtsitzender Zuschnitt des Schuhes.

Abb. 190. Sohlenform des normalen Fußes.

Die gestrichelte Linie in Abb. 189 gibt die normale Sohlenform an.

Die geschlechtliche Reinheit eines Mädchens geht nur sie selbst und ihren künftigen Mann an — ihre körperliche Reinlichkeit berührt aber jeden einzelnen Menschen ihrer Umgebung.

So gibt es vielerlei Dinge, die nicht eben zu den Lastern und Untugenden zählen und doch im Gegenseitigkeitsleben der Menschen den damit behafteten zu einer unbeliebten und geflohenen Person machen können. Es handelt sich dabei oft nur um ganz kleine belanglose Angewohnheiten, die nur, wie ein Volksausdruck sagt, der Umgebung „auf die Nerven fallen". Natürliche Liebenswürdigkeit läßt sich nicht anerziehen, wohl aber trägt jeder Mensch in sich die Furcht vor der Lächerlichkeit, am meisten aber der heranwachsende Mensch.

Das heranwachsende Mädchen scheut die Lächerlichkeit für die eigene

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 191. Gutgebildeter Mädchenkörper.

Person und entdeckt sie unbarmherzig an anderen. „Frau C. tut das und das." Man sollte hierauf nicht, wie es üblich ist, antworten: „Das hat gar nichts auf sich, wenn Frau C. sich so benimmt, denn sie ist im übrigen eine vortreffliche Frau." Denn es ist ja nicht wahr, daß der Frau C. ihre peinlichen Angewohnheiten nichts in den Augen anderer schaden — im Gegenteil fällt sie jedem mißliebig damit auf. Lieber sollte man antworten: „Ja, es ist schade um Frau C.; wenn sie auch im übrigen eine vortreffliche Frau ist, wirkt sie doch wegen dieser Angewohnheiten peinlich auf ihre Umgebung."

Denn es ist nicht erziehlich einwandfrei, vor jungen, scharf beobachtenden Menschen richtige Eindrücke zu Gunsten erwachsener „Respektspersonen" zu vertuschen. Unser ganzes Leben ist so sehr auf Gegenseitigkeit und Erkennen gestellt, daß jede Täuschung darüber eine Schädigung seiner selbst oder anderer bedeutet.

Alle menschlichen Beziehungen beruhen auf Gegenseitigkeit. So soll der werdende Mensch, das heranwachsende Mädchen auch wissen und fühlen, daß sich sein eigen Leben erweitert, je mehr es andere Menschen in seinen Lebenskreis, in seine Teilnahme, in sein Mitwirken einschließt.

Eltern sollten nicht immer „umsonst" zu haben sein. Der Mensch schätzt von Anfang an nur das, was er sich erwirbt, und nicht das, was ihm mühelos in den Schoß fällt. Aber auch das Kind hat nichts umsonst zu geben, und vor allem ist „Dankbarkeit" nicht Natur. Nur da, wo das Schenken seinen Wert behält, ist Dankbarkeit die natürliche Folge. Nun hat aber eine Gabe nicht dadurch ihren Wert, daß sie mit einer moralischen Begleitrede über das Opfer, das ihr zu Grunde liegt, gegeben wird. In solchem Geben entdeckt die Kinderseele nichts als die grobe Schamlosigkeit des Gebenden. Denn die Kinderseele ist an sich schon feiner und schamvoller als die der Erwachsenen, und wer den Verkehr von größeren Kindern, von heranwachsenden Menschen untereinander zu beobachten versteht, der wird überall der Scham und dem Verschweigen begegnen.

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 192. Gutgebildeter Mädchenkörper.

Da ist vor allem anderen die Scham vor dem ausgesprochenen Wort. Lieber hundert Taten der Liebe als eine ausgesprochene Liebkosung — lieber hundert Liebkosungen als ein ausgesprochenes Wort.

So ist das vorjungfräuliche Seelenleben der Mädchen untereinander. Und in all diese Zartheit und Herbe hinein tönt die mütterliche Rede:

„Wir bringen dir das Opfer und erlauben dir, daß du dies oder jenes tust.“ Nur ein Dressurprodukt antwortet darauf: „Ich danke euch, liebe Eltern, daß ihr so freundlich seid.“ Das Naturkind „mault“ darauf oder wird „patzig“ — womit es sich das betreffende Opfer wieder „verscherzt“. Letzteres sehen dann beide Eltern wieder als Höhe ihrer Dressur zur Dankbarkeit an.

Auch ein wirkliches Opfer sollte nie anders als fein und anspruchslos gebracht werden. Wird es dann nicht verstanden, so sollte es eben kein zweites Mal gebracht werden. Dann wird es vielleicht ganz überraschenderweise noch nachträglich verstanden werden.

Nach einer Photographie von W. Titzenthaler in Berlin.

Abb. 193. Wasserschöpfendes Mädchen.

Von Joh. Götz.

Oft aber wird die Tochter der Mutter schweigend gebrachtes Opfer mit einer ebenso stillen Tat der Liebe vergelten, und das ist dann ein so feiner und köstlicher Verkehr zwischen Eltern und Kind, daß ihn das Leben nie wieder aus der in Jugend empfangenden Seele löschen wird.

Noch einen anderen Fehler, der dem Verhältnis zwischen Eltern und Kind sehr feindlich ist, pflegen Eltern zu begehen: Sie lassen die Kinder teilnehmen an den *kleinen Ärgernissen* des täglichen Lebens, nicht aber an *schwereren Schicksalsschlägen*, an tieferem und ernsterem Leid, das sie betrifft. Denn vor diesem muß die Kinderseele sorgfältig „geschont“ werden!?

Und doch ist das *Leid* das, was die Menschen verbindet, das, was sie zarter, stärker und rücksichtsvoller macht, nicht Jammern und Übertreiben, aber das Bewußtsein eines vielleicht nur angedeuteten Leides, während die kleinen *Ärgernisse* des täglichen Lebens den Menschen nur von seiner Schattenseite zeigen und abstoßend auf seine Umgebung wirken.

Eltern, die ihre Kinder nur an den Ärgernissen ihres Lebens teilnehmen lassen, erwecken im besten Fall ein lautes, oberflächliches Mit-

empören in ihnen. Ein Kind, das seiner Reife entgegenwächst, ist aber wohl geeignet, seinen kleinen Teil von des Lebens Ernst mitzutragen, und wird sich inniger an die schließen, die es an ihrem Leben teilhaben lassen.

Oft liegt schon in dem heranwachsenden Mädchen eine köstlich feine zarte Mütterlichkeit, ein weibliches Mitempfinden unter der jungenhaften Herbheit versteckt; das egoistische, fordernde Temperament des Kindes hat sich in Heimlichkeit in diese süße gebende Milde des Weibes gewandelt, die Verstehen und Trost für alle Schmerzen in sich trägt. Diese Milde, dieses Verstehen und Teilnehmen eines Kindes sollten Eltern sich nicht schämen, auch ein selteneres Mal für sich selbst anzunehmen. Denn auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kind sollte nie und nirgends sich mit Absicht von der menschlichen Gegenseitigkeit entfernen wollen. Von dieser Gegenseitigkeit, die nicht auf Dank zu warten braucht und tief enttäuscht ist, wenn er ausbleibt, sondern die Gabe um Gegengabe gibt — nicht in geizigem Nachrechnen, aber doch auch nicht in einer sinnlosen Einseitigkeit, die den anderen nicht beachtet und ihn damit verachtet, ohne davon zu wissen.

Wir treffen immer wieder im Leben die seltsame Erscheinung des einseitig Gebenden, dem keiner dankt. Weil einseitig geben eine Härte ist, dankt ihm keiner. Wer geben will, so daß ihm der Beschenkte gut bleibt dafür, der muß auch so viel Güte in sich tragen, daß er nicht die vielleicht oft arme Gegengabe verachtet und abweist. Denn Liebe hat immer nur der Schenkende für den Beschenkten — sucht er nun aber nach Gegenliebe, so bleibt ihm kein anderer Weg, als sich wieder beschenken zu lassen. Nur gemeine und unterwürfige Naturen lieben den Schenkenden um der Gaben willen allein und lassen sich genügen am Annehmen. Solche Kinder zu erziehen, ist Unrecht gegen sie selbst und ihre Mitmenschen.

Der Mensch, dem das Bewußtsein menschlicher Gegenseitigkeit fehlt, entbehrt notwendig auch des Taktes. Denn Takt ist niemals eine leere Höflichkeit, eine Sitte, die sich anerziehen läßt, ohne in tieferer Bodenständigkeit zu wurzeln. Takt ist das unausgesetzte klare Bewußtsein von der Gegenseitigkeit jeder menschlichen Beziehung.

Eine Folge von diesem allzu oft mangelnden Gegenseitigkeitsgefühl zwischen Eltern und Kind ist der oft schamlos taktarme Verkehr zwischen beiden. Alles vorhin Gesagte war eine Beleuchtung dieser Tatsache, aber das Gebiet des Taktes ist umfassender noch: es umschließt neben der Art des Verkehrs und der Aussprachen auch das der unbedingten Zurückhaltung.

So hat man viel darüber geredet, wie sich Eltern, besonders die Mütter gegenüber heranwachsenden Kindern bezüglich der Geschlechtsfrage äußern sollten.

Nun wird aber jedes natürlich empfindende Kind, sobald es ein wenig von der Art geschlechtlicher Vorgänge ahnt, geradezu eine Scheu davor haben, mit Eltern diese Vorgänge zu besprechen oder sich von Eltern darüber Aufklärungen machen zu lassen. Was man hierüber auch für Ansichten aufstellen mag: eine Erörterung des grobsinnlichen

Geschlechtsverkehrs gehört einmal nicht zwischen Eltern und Kinder, es wird sorgfältig zu vermeiden sein, daß diese Erörterung nicht Zustände der Peinlichkeit und vielleicht gar eine zürnende Enttäuschung des Kindes an den Eltern hervorrufen.

Aber das heranwachsende Mädchen kommt doch in aller Harmlosigkeit zur Mutter und fragt: „Mutter, woher kommen die Kinder?" Gewiß, es kommt aber eben nur in aller Harmlosigkeit, nachher nicht mehr.

Und die Antwort der Mutter auf diese Frage sollte nie anders als eine indirekte sein: nämlich ein Verweisen auf die Beobachtung der Natur. Die Verbindungsbrücke zwischen menschlicher und tierischer Veranlagung ist mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit hinzustellen. Das Kind wird beobachten und es wird seine Schlüsse ziehen. Ist es ein wenig schwerfällig im Begreifen und scheint der Mutter ein rascheres Begreifen wünschenswert, so wird sie leicht aus dem Hintergrund die Verhältnisse ein wenig ins Begreifliche hineinrücken können. Etwas rein naturwissenschaftliche Lektüre, die den Gegenstand möglichst einfach und selbstverständlich behandelt, könnte scheinbar „von selbst" in die Hände des Kindes fallen und die selbstgesuchten Aufklärungen vervollständigen. Der junge Mensch wird es nie anders als mit Dank empfinden, daß nicht ein anderer, wenn auch mit noch so zart sein sollenden Worten, bei ihm stand, als ihm die Binde von den Augen fiel.

Wendet sich ein Kind, das wissend geworden ist, dennoch mit irgend einer Frage an die Mutter, so ist ihm kurz und sachlich zu antworten, denn falsches Schamgefühl großzuziehen ist nie und nirgends wünschenswert, wohl aber soll man dem jungen Menschen gönnen, sich im Augenblick der Enthüllung mit seiner Adamsscham allein verbergen zu dürfen. Denn so rein wir auch versuchen, das Liebesgeheimnis zu „erklären" — es wird sich bei dem Erkennenden immer doch die Scham des Adam einstellen. Rein wird das Geheimnis der Liebe dem jungen Menschen erst dann wieder, wenn er selbst es in der Liebe erlebt. Und nichts ist gemeiner, als sich zum Zeugen der Scham eines Menschen zu machen.

Es liegt nahe, daß man hier den Einwand macht: Soll die Mutter auch dann, wenn sich bei der Tochter die Vorgänge weiblicher Geschlechtsreife einstellen, diese mit Schweigen übergehen? Hierauf ist, wie auch auf Seite 310 kurz dargelegt, zu sagen, daß man sehr wohl körperliche Vorgänge kurz und sachlich in ihrer Erscheinungsform wie auch in Bezug auf die dabei nötigen Verhaltungsmaßregeln besprechen kann, ohne sentimental-lüsterne Redereien hinzuzufügen. Einfach nur das: „Dieser Vorgang wiederholt sich monatlich bei Mädchen und Frauen, man hat sich so und so dabei zu verhalten." Ein gesundes und natürliches Mädchen hat Lust, nach der Person zu schlagen, die ihm bei solcher Gelegenheit eine Art kleiner Konfirmationsrede mit lüsterner Heiligsprechung seiner „Weibwerdung" hält.

Überhaupt sollte man sich davor hüten, das Geschlechtsbewußtsein durch gutgemeinte Heiligkeitsreden im Mädchen zu sehr zu bestärken. Man geht

Gräfin Potocka.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

damit auf das sehr gefährliche Ziel zu, das Liebesleben allein als einzig wichtiges Ereignis im Leben der Frau zu betrachten. Dieses ist aber ein Ziel, das nicht wünschenswert sein kann, denn unerfüllte erotische Wünsche können dem Menschen Pein und Geißel seines Lebens werden. Wir wenden uns mit Widerwillen von den Frauen ab, die im Mittelpunkt ihres Fühlens und Denkens die Beschäftigung mit der geschlechtlichen Berührung des Mannes haben — aber wir ziehen selbst diese Geschöpfe mit ihrer gelogenen Keuschheit und ihrem schlecht gebändigten Verlangen heran, wenn wir schon gegenüber dem heranwachsenden Mädchen beginnen, ihm seine „Weiblichkeit" — besser gesagt, sein Weibchentum — als etwas so ungeheuer Wichtiges und Heiliges hinzustellen, das der Mann wie eine wilde Bestie umkreist und zu zerstören trachtet.

Heilig und wichtig wird das Weibtum der Frau überhaupt nur in der Liebe — und dann erwacht das Bewußtsein dieser Heiligkeit ganz von selbst in der Mädchenseele. In den Zeiten des Heranwachsens, der Arbeit und des Vorwärtsstrebens aber ist es schlechter als überflüssig, das Mädchen zum Geschlechtsbewußtsein zu führen. Solches wäre nur und ausschließlich da angebracht, wo sich eine erotische Neigung neben Achtlosigkeit und Leichtsinn entwickelt. Mehr als für den Augenblick helfen wird es aber auch da nicht.

Mitschuldig an den Entgleisungen jugendlicher Erotik ist, wie oft genug gesagt, kaum aber genügend der Wirklichkeit gegenüber in Betracht gezogen worden ist, der Einfluß der Lektüre. Es handelt sich dabei gar nicht einmal nur um „Hintertreppenliteratur", sondern gerade um dieses anscheinend so harmlose Durchschnittslesefutter, wie es dem Publikum in den üblichen Journallesezirkeln vorgesetzt wird. Die zahllosen Verschrobenheiten des Gefühls, an denen der reife Mensch gleichgültig vorüberliest, beschäftigen den in der ersten Entwicklung stehenden und geben oft für dauernd ein schiefes Bild von der Wirklichkeit, weil die gesunde Fernsicht der Seele durch erlogene Gefühlseindrücke gefälscht worden ist.

Das natürliche Ziel für das Streben des heranwachsenden Mädchens ist über allem anderen, eben wie beim Knaben, die Gewinnung eines befriedigenden Lebenszweckes. Unsere Zeit hat darauf hingewirkt, daß dem Mädchen ein solcher Lebenszweck nicht nur im Erreichen der Hausfrauenwürde um jeden Preis liegt, sondern daß sich dem heranwachsenden Weib auch die verschiedensten Möglichkeiten zum Erreichen praktischer, gelehrter und künstlerischer Berufe bieten. Es erscheint nur mehr eine Frage der nächsten Zukunft, daß sich dem weiblichen Wissensdrang auch die letzten Türen öffnen und die Frau auf jene Kämpferpose, die ihr so wenig ansteht und zu der sie doch durch unabweisbare soziale Verhältnisse gezwungen wurde, verzichten darf.

Denn eben jene Kämpferpose ist es, die — öfter ins Theatralische übertrieben — den Mann erschreckt und von ihm als unweiblich empfunden wird. Aber — wie Nietzsche sagt — „dem Helden ist Schönheit das schwerste".

Wir Frauen, und vor allem das jetzt heranwachsende Mädchengeschlecht, das alle Wege schon geebnet findet, sind den Kämpferinnen, die uns vielleicht zuweilen ein wenig allzu scharf auf ungebahnten Wegen vorangingen, viel zu viel Dank schuldig, als daß uns eine Kritik anstünde.

Dieses jetzt heranwachsende Geschlecht wird wieder wissen, wie es unsere Mütter wußten, daß der Mann nicht der natürliche Feind und Gegner der Frau ist, und daß wir in ihm nur den guten Kameraden zu suchen brauchen, um ihn zu finden.

Dieses Geschlecht wird in Ruhe und Selbstverständlichkeit und auch in aller „Weiblichkeit" die neugebahnten Wege neben dem guten Kameraden Mann einhergehen, und ihren Kindern wird es wie ein Märchen klingen, daß Mann und Frau einmal glaubten, sich so unerreichbar fern zu sein, daß auch im einzelnen noch ein Bodensatz des Mißtrauens von einem zum anderen blieb. Abb. 194 bringt uns in der Sindingschen Plastik „Nacht" ein stilles Symbol dieses Zusammenfindens.

Man wird diese Bewegung der Frauen, die eine rein soziale Erscheinung mit sozialen Ursachen und sozialen Zielen ist, als solche begreifen und sie nicht, wie es jetzt noch zuweilen bald von männlicher, bald von weiblicher Seite geschieht, dahin mißverstehen, daß man sie für eine persönlich-seelische Lostrennung des Weibes vom Mann hält, die ja zweifellos berechtigt wäre, den Mann zu beleidigen und gegen die Frau zu erbittern.

Dieses Geschlecht der jetzt heranwachsenden Mädchen wird dem Mann Freund sein können und in dem Mann den Freund suchen, und der Kampf, den es mit dem Manne zu kämpfen hat, wird wie seit unvordenklichen Zeiten der uralte gesunde und glückselige Kampf der Liebe sein.

Copyright Keller & Reiner in Berlin.

Abb. 194. Nacht. Von Stephan Sinding.

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 195. Schlummernde Venus. Nach einem Gemälde von Giorgio Barbarelli (Giorgione)

Neuntes Kapitel.

Das Weib als Jungfrau.

Von Toni Schwabe in Jena.

Wir haben in unserer Sprache das schöne und liebliche Wort Jungfrau. Es ist ein ungleich feinerer und edlerer Begriff dahinter, als ihn die in unserer Zeit durch alle Volksschichten gleicherweise übliche Bezeichnung „Fräulein" für jede unverheiratete Frau umschließt.

„Jungfrau" bedeutet dem Wortlaut, also dem Ursprung nach, nichts anderes als die Frau, die in den Jahren der Jugend steht. In den alten Liedern der Minnesänger finden wir die Anrede „Frauе" keineswegs wie heute ausschließlich auf die verheiratete Frau beschränkt. Diese Auffassung aber — sie ist nicht eben ein Zeichen vornehmster Kultur —, die zwischen Frau und Jungfrau oder Frau und Fräulein keine andere Unterscheidung als die einer staatlich anerkannten geschlechtlichen Erfahrung stellt, stammt aus einer viel späteren Zeit. Wir begegnen ihr erst in dieser ausgeprägten Einseitigkeit in jenem „galanten" Zeitalter, das uns aus dem Wort Jungfrau den Begriff „Jungfer" umdeutete, wo von dem einfachen „Frau" sich das albern täudelnde und verkleinernde „Fräulein" schied.

Es ist nun nicht eben von großem Belang, ob wir eine Anrede, die uns längst durch Gewohnheit zum sinnlosen Klang geworden ist, weitergebrauchen oder ob wir sie fallen lassen. Wir können aber überall beobachten, daß Worte, deren Bedeutung einer Zeit nicht mehr entsprechen, erst noch eine Weile sinnlos weitergeschleppt werden, um dann, gleichsam unabsichtlich und unbemerkt wieder im Sprachgebrauch zu versickern.

Ein solches Schicksal wird zweifellos auch in absehbarer Zeit dieses für uns zu wenig zeitgemäße Wort „Fräulein" treffen. Vielleicht nicht eben nur deshalb, weil die streitbaren Intelligenzen unter den Frauen sich mit Energie dagegenstellen und dem gereiften Weib, ob es verheiratet ist oder nicht, den Würdentitel „Frau" zuerkennen wollen — sondern vielmehr aus dem Grunde, daß die Menschen von heute ihr Recht auf Persönlichkeit ungewöhnlich hoch einschätzen. Weil sie infolgedessen jedem Klassenbegriff abgeneigt sind, wie er diesem durch alle Gesellschaftsschichten üblichen, allgemein gültigen „Fräulein" aufgeprägt ist, und es vorziehen, sich eine Bezeichnung zu wählen, die den einzelnen aus der Masse scheidet. Diese ganz persönliche Bezeichnung nun kann aber nur der Name selbst geben. Man wird auf eine alte Sitte zurückgreifen, die beispielsweise in Rußland nie ganz erloschen ist, die nämlich: eine jede Frau, ob sie verheiratet oder nicht verheiratet, jung oder gereift sei, ganz einfach nur mit ihrem Namen, und zwar ohne weitere Dazutat, anzureden, und daß die Achtlosigkeit einer Allgemeinbezeichnung nur da entschuldigt ist, wo man vor dem persönlich gänzlich unbekannten Menschen steht.

Vielleicht das sicherste Charakteristikum einer jeden Zeit ist ihr Verhältnis zu der Frau. Wir Menschen von heute nun leben in einer Zeit tiefgehender sozialer Bewegungen, wie sie die letzten Jahrhunderte vor uns immer schärfer und lauter in Worten und Taten einzelner angeschlagen haben, wie sie in Kampf und Aufstand ganzer Volksschichten emporschlugen, und die nun — als naturgemäße Folge jener Ausbrüche — die Lebensart und Anschauungsweise ganzer Völker durchfluten und bestimmen.

Eine jede Idee, die fähig ist, „Epoche zu machen" — was bedeutet: „eine Zeit zu erschaffen" — geht einen ganz bestimmten Weg. Dieser Weg aber beginnt mit dem geistigen Aufstand einzelner, erweckt sodann den politischen Kampf von Schichten und endet damit, daß zuletzt die Masse, die schwere, stumpfe, unbewegliche, sich wieder einmal häutet.

Wir leben zu einer Zeit, in der die Idee einer sozialen Befreiung der Persönlichkeit die breitesten Schichten ergriffen hat, in einer Zeit, wo der Kampf den Geist der Masse ergriffen hat, in einer Zeit, die scheinbar einen jeden „denken" lehrt, denn es haben sich die Begriffe Einzelner so dicht über die Köpfe der Masse gesenkt, daß auch der Unbeweglichste ein wenig nach rechts oder links rücken muß, um nicht ganz erdrückt zu werden — das heißt: Stellung nimmt zu den Fragen seiner Zeit.

Aus Naturanlage schwerer beweglich als der Geist des Mannes ist immer und überall die passive Denktätigkeit der Frau. Die Frau liebt es, in ihrer Zeit zu ruhen, während der Mann an seiner Zeit schaffen möchte. Es muß schon die seltene Bewegung der Massen im Gang sein, wenn die Frau, deren Denkfähigkeit von Natur aus keineswegs geringer als die des Mannes ist, aus ihrer natürlichen Passivität, ihrer Denkträgheit aufgerüttelt wird, um sich, wie es zur Jetztzeit nichts Außergewöhnliches mehr scheint, zu den Schaffenden und Handelnden zu gesellen.

So hat diese eingeborene geistige Gleichgültigkeit und Langsamkeit der Frau zur Folge, daß ein Freiheitskämpfen ihres Geschlechts meist in eine spätere Epoche fallen wird als das des Mannes. So wird das junge strebende Weib, das sich am Geist entflammt hat, nirgends den unbeweglicheren Widerstand finden als bei den anders Gesinnten seines eigenen Geschlechts. Unsere Zeit, die sich in solcher die Massen ergreifender Wandlung gibt, ist an sich schon mehr als eine andere geeignet, sich zwischen die Gesinnungen der Jugend und des Alters zu stellen.

Die jetzt heranreifende Frau gewinnt an Beweglichkeit, fühlt sich gehoben durch den Strom tragender Ideen und fühlt sich infolgedessen sehr als Individualität gegenüber dem vorangegangenen Geschlecht.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 196. Vestalin.

Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann.

Es ist jedoch eine merkwürdige Tatsache, daß der Mensch allmählich das wird, als was er sich fühlt und gibt. Und so wird der Durchschnitt der Frau, der sich jetzt noch als Individualität gibt, sicher eines Tages auch Individualität im selbständigsten Sinn geworden sein.

Eine Folge dieser erlangten Beweglichkeit ist vor allem wohl das Verlangen der Frau nach Betätigung und Beruf, das dem jungen Mädchen von heute schon ganz eigen zugehört. Ja, durch alle Gesellschaftsklassen geht dieser Drang der Frau nach Selbstbetätigung.

Das junge Mädchen unserer Tage lehnt es ganz energisch ab, gleich den Frauen verflossener Generationen zu sitzen und zu warten, bis ein anderer, bis der Mann kommt, und sie sich in sein Leben einfügt. Sie will nicht, daß ihr Altwerden länger den Stempel des Unbegehrtgebliebenseins trägt. Sie wehrt sich gegen diesen zugleich brutalen und jämmerlichen Begriff der „alten Jungfer" — des Weibes, das ein Lebenlang nichts Besseres kannte, als sitzen und warten und in blöder Geduld ausschauen, ob der Freier nicht komme. Und mit jedem Jahr vergingen die Aussichten auf den, der sie zu sich nehmen würde, der ihr, die unfähig war, sich selbst ein Schicksal zu schaffen, großmütig das seine schenkte — und ihr Ausblicken wurde ein verzweifeltes, und — sie hätte zuletzt einen jeden genommen — nur um nicht für ihr Leben den Stempel des Unbegehrten tragen zu müssen.

Dieser häßliche und bemitleidenswerte Begriff der „alten Jungfer", der im letzten Sinn dem Mann vielleicht nicht weniger Schaden getan hat als der Frau, verwischt und verliert sich in unserer Zeit. Die Frau, die aufsteht und beginnt, für sich selbst zu sorgen und zu handeln — die nicht länger sitzt und wartet, die im Mann nicht mehr die einzige Macht, die ihr Ehre und Würde zuteilt oder vorenthält, zu sehen hat, sie tut ungleich Wichtigeres und Besseres für die Liebe zwischen den Geschlechtern als jene, die in hingegebener Weiblichkeit dem Erstbesten entgegenwartet und zufällt.

Wohl haben die verschiedenen Zeiten stets der Frau eine Möglichkeit freigelassen, nach der sie auch ohne Anschluß an den Mann eine Stellung einnehmen durfte, die sie mit dem Altern nicht um ihre Würde brachte. Dieses war jedoch mit strenger Ausschließlichkeit nur die Hingabe an einen religiösen Kult.

So haben wir in klassischen Perioden die Vestapriesterinnen (Abb. 196), für die ewige Jungfräulichkeit eine religiöse Pflicht war, deren Verfehlung durch grausamste Strafen — Lebendigbegrabenwerden — bedroht wurde. Wir haben die Nonnenklöster und in protestantischen Ländern die Diakonissenanstalten, in denen die Ausübung teils religiöser Pflichten, teils im Anschluß an diese ein berufliches Ausüben menschlicher Opferwilligkeit auch dem jungfräulichen Weib bis in ihr Alter Ehre und Würde beläßt. Nicht die ewig Wartenden und Unbegehrten sind sie hier, sondern sie sind die freiwillig Keuschen. Und wir mißachten in dem, der sich selbst kein Schicksal nehmen konnte, immer nur den Unfreien.

Nun ist aber unsere Zeit vor allem anderen eine Zeit der Persönlichkeitsentfaltung, und so sind diese alten Formen, die früher schon sehr knapp dem Leben genügten, diese Formen, die ausschließlich auf Selbstentäußerung gegründet waren, nicht mehr ausreichend für die Frau unserer Tage, diese Frau, die wohl kämpfen will, um zu leben — nicht aber, um das Leben dranzusetzen.

So ist es eine Notwendigkeit geworden, daß sich die heranreifende Frau der Jetztzeit den Beruf erobern mußte. Es ist eine doppelte soziale Notwendigkeit — einmal die auf der Hand liegende, daß die unverheiratete Frau Tätigkeit um den Geldverdienst sucht, dann die viel innerlichere, aber nicht weniger starke, daß die Frau ihr Verhältnis zum Mann, ihre Gemeinsamkeit mit dem Mann zu verbessern wünscht. Ihr Recht auf freies Wählen und Zusammenfinden mit dem Mann sucht die Frau von heute, die sich scheinbar dem Mann abwendet und eigene Wege geht. Und dieses ist gut, und dieses ist notwendig, um die Ehe auf eine gesündere und lebenskräftigere Basis zu bringen.

In vielem steht diese Frau, die von unserer Zeit geschaffen wurde, der früheren Frau anscheinend gegensätzlich gegenüber. So hat sie eine entschiedene Abneigung, sich unklaren Gefühlen hinzugeben. Sie ist ein Mensch, der öfter selbständig aus sich herausleben möchte, ein Mensch mit mehr Willen und Tatkraft, als er je dem Durchschnitt der Frauen früherer Zeiten eigen

war. Es scheint jedoch nicht, daß dieses herbere und gehaltenere Gefühlsleben ihr zu einer Einbuße an Gefühlsfähigkeiten geworden sei. Es scheint, daß diese Frau von heute, die weniger als die von früher auf den Mann als Allgemeinheit gestellt ist, feiner und wählerischer, und vielleicht auch deshalb stärker in der Liebe geworden ist.

Nie wird die Geschlechtsliebe aufhören, im Leben der Frau eine starke Macht zu sein — wohl aber ist es ein Zeichen unserer Zeit, daß die jetzt heranreifende Frau mehr und Vielfältigeres im Mann aufsucht, als den Erfüller erotischer Träume, als der er, neben dem Bild des „Versorgers", den Phantasien der Frauen früherer Zeiten vorschwebte. Die Erotik bleibt nicht weniger eine Macht, aber sie hört auf, eine krankhafte Übermacht für den Durchschnitt an Frauen zu sein, seit die neue Frau im Mann neben dem Geliebten auch den Freund, den Kameraden, seit sie neben dem „Mann" auch den „Menschen" in ihm aufsucht.

Es ist nicht eben lange her, daß der „interessante Mann" für die Frau jener durch alle unreinlichen Erfahrungen des Liebeslebens gestempelte Mann war. Gegen dieses Idol macht unsere Jugend heute ganz energisch Stellung. Die Frau verhält sich ablehnend gegen den „Mann im Mond", dessen „interessante Bläße" seines melancholischen Gesichts sie einst so begeisterte. Dutzende von Büchern tauchen auf, die in mehr oder weniger geschmackvoller Art an den Mann sehr deutlich und etwas überraschend plötzlich die Forderung der unbedingten Keuschheit stellen. Immerhin sind diese streitbaren Plötzlichkeiten ein erfreuliches Zeichen für eine natürliche Äußerung der jungen Seele gegen jene früheren haltlosen und ungesunden Irrfahrten der Phantasie in lüstern verschleierte, unsaubere Heimlichkeiten. Die Jungfrau unserer Zeit besitzt durchweg einen ziemlich gesunden Wirklichkeitssinn. Sie hat erfaßt, daß jenes wohlverzierte Bild vom „Mann im Mond" mit all seinen Beigaben aus unechten Interessantheiten besteht.

Dem Idol des Lebemannes folgt das Ideal des unbedingt keuschen Mannes. Noch nie hat sich ein Streben dadurch verurteilenswert gemacht, daß es sich auf hohe oder gar unerreichbare Ziele richtete. So ist das Ideal der Keuschheit ein der Liebe würdiges — nicht aber gleicherweise die Forderung der Keuschheit. Mit dieser unbedingten Forderung wird die Frau von heute wohl noch wieder zurücktreten müssen. Ideale sind nicht da, um peinlich eingefordert zu werden — sie krönen nur Ziel und Richtung eines Lebenswillens, und kein Mensch kann gegenüber dem anderen in irgend einer Lebenslage ganz der Güte und des Verstehens entraten wollen — am wenigsten aber in der Liebe.

Anders verhält es sich mit jener Forderung, die das Weib unserer Zeit an den Mann stellt: der Mann dürfe keine Ehe eingehen, der sich nicht möglichst in leiblicher und geistiger, vor allem aber unbedingt in geschlechtlicher Gesundheit der Frau verbinden kann. Die Folgen eines solchen leichtsinnigen Vergehens, die jetzt erst eigentlich in ihrem ganzen Umfang bekannt werden, sind von zu entsetzlicher Bedeutsamkeit, als daß sie

zu kennen und dennoch von ihnen abzusehen, etwas anderes als niedrigste Gewissenlosigkeit sein kann.

Ein Verbergen und Verheimlichen solcher Vorkommnisse, womit noch heute törichte Mütter die Unschuld ihrer Töchter zu behüten meinen, ist von einer derartig lebenswidrigen Moral getragen, daß sich nicht genug tun läßt, um diese sowohl albernen als ganz gefährlichen Begriffe auszumerzen. Es liegt

Mit Erlaubnis von Fred. Hollyer, 9 Pembroke Square, London W.

Abb. 197. Der Spiegel der Venus. Nach einem Gemälde von Burne Jones.

hier einer jener bösartigen Fälle vor, wo törichte Moral fortwährend als ausgeübte Handlung ins Leben eingreift und dadurch fähig wird, ganz ungemessen am Leben zu schädigen.

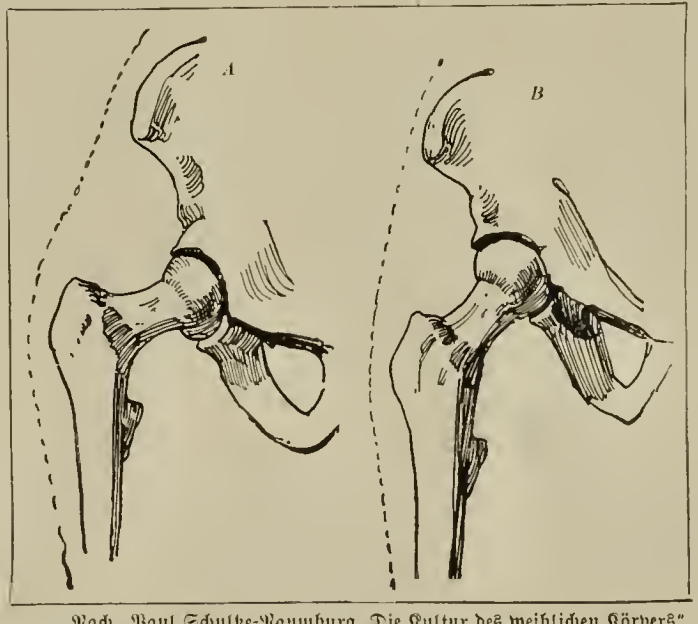
Nicht weniger wichtig als diese Forderung, die das Mädchen dem erwählten Mann entgegenbringen sollte, ist aber jenes andere Recht, das der Mann von der künftigen Mutter seiner Kinder sich einzuverlangen hat: es ist auch hier vor allem die Gesundheit und Unverbildetheit des weiblichen Körpers.

Unsere Zeit hat das Wort umgeprägt, daß es keine Schönheit ohne Gesundheit gibt. Ein vortreffliches Buch, in dessen Sinn die Illustrationen dieses Aufsatzes gewählt und dem einige entnommen sind: „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung", von Professor Paul Schultze-Naumburg verfaßt, beschäftigt sich aufs eingehendste mit der Lösung dieser Frage. Was wir als Schönheit der weiblichen Formen anzusehen haben, soll sich unbedingt mit Gesundheit, das ist Unverbildetheit und Zweckmäßigkeit decken.

Schultze-Naumburg spricht zunächst von jenen Schlagworten, mit denen für die „Taille" der Frau gekämpft wird. Er spricht von jenen Frauenidealen, wie wir sie etwa in den Gemälden Burne Jones (Abb. 197) verkörpert sehen: „. . . gleichmäßig schlank, ohne Einschnürung der Mitte,

beziehungsweise Ausladen nach oben und unten, sei engbrüstig und hüftenlos, das heißt schwindsüchtig und nicht gebärtüchtig und darum „lebensfeindlich". Hier verbirgt sich unter der Maske der Wissenschaftlichkeit, der „gesunden Naturanschauung", völlige Gedankenlosigkeit und grenzenlose Oberflächlichkeit. An der Stelle des Körpers, auf die der Volksglaube die „Breite der Brust" verlegt, das heißt zwischen der ersten und vierten Rippe, ist der Rippenkorb so eng, daß die oberste Rippe in den Hals oberhalb des Schlüsselbeins, hinaufsteigt ... Die wirkliche Breite des Brustkorbs dagegen — und ebenso die Lungensäcke, die ihm in ihrer Form vollkommen folgen — liegt gerade da, wo der Körper durch das Korsett zusammengeschnürt wird. Und, ... was wir als die breiten kräftigen Hüften einer zum Mutterberuf tauglichen „Frau" mit mehr oder minderem Pathos zu preisen und als das „Gesündeste" unserem „ungesunden" Geschmack als Vorbild aufzunötigen gewohnt sind, entsteht gar nicht durch die (hierfür allein in Betracht kommenden) Beckenknochen, sondern durch Oberschenkelknochen ..."

Wir bringen hierzu zwei Darstellungen. Abb. 198 A zeigt uns die Knochenstellung zwischen Oberschenkel und Hüftbein bei breiten, Abb. 198 B bei schmalen Hüften. Je nach dem Winkel, den der Kopf des Oberschenkelknochens mit der Hüfte bildet, je nachdem der zwischen a und b liegende Schenkelhals des Oberschenkelknochens mehr oder minder steil nach aufwärts steigt, hat die Frau schmale, beziehungsweise breite Hüften.



Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 198. Knochenstellung zwischen Oberschenkel und Hüftbein bei breiten und schmalen Hüften.

Hierauf erklärt Schultze-Naumburg, wie diese angeblich normale, gesunde Breithüftigkeit eine meist rhachitische Nachgiebigkeit der Knochen zur Grundlage habe.

Er kommt zu dem Schluß:

„Nicht das tut not, daß die Menschheit erkennt, daß hie und da eine Frau sich schnürt, sondern daß die gesamte herrschende Frauentracht eine starke Veränderung des Körpers herbeiführt. Daß nicht ein Feldzug gegen einzelne extreme Fälle gemacht werden muß, sondern daß das Prinzip, auf dem sich unsere gesamte Frauentracht aufbaut, ein sinnloses ist. ...

Die alte Tracht ist auf den Gedanken hin entstanden: eine enge Taille ist schön. Die neue Tracht aber, die der Ausdruck eines neuen erhöhten

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

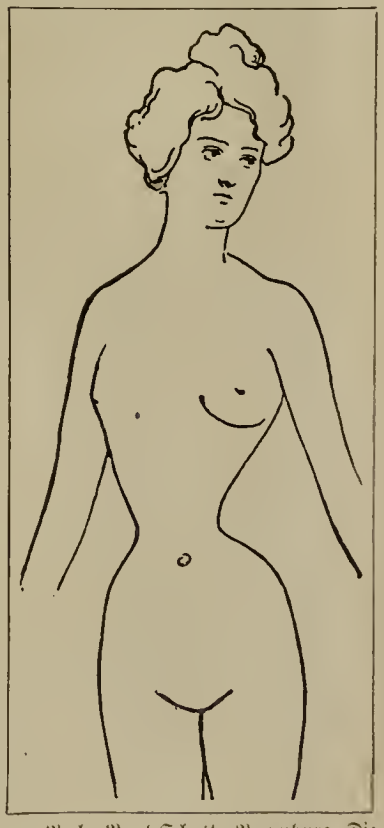
Abb. 199. Sogenannte „schöne Figur".

Menschentums sein will, muß sagen: eine enge Taille ist häßlich. Denn sie zerreißt die Harmonie des Körpers. Schlankheit ist nur dann schön, wenn sie eine ebenmäßige Schlankheit des ganzen Körpers bedeutet, nicht die unmotivierte Enge an einer einzigen Stelle, die in keiner Weise, weder anatomisch noch ästhetisch, begründet ist und nur durch Irrtümer und perversen Geschmack einer Zeit entstanden ist, die hinter uns liegen muß."

Einige Abbildungen sollen uns dies veranschaulichen. In der berühmten Venus von Giorgio Barbarelli (Abb. 195) sehen wir den unverbildeten weiblichen Körper in vollendetster Ebenmäßigkeit, während uns Abb. 201 die anmutige Biegung des Rumpfes einer Jungfrau zeigt, die kein Korsett getragen hat. Der Körper klappt hier nicht zusammen, sondern das einheitliche Bild des Rumpfes bleibt bewahrt und wird selbst durch die Bauchfalte nicht zerstört. Man vergleiche hiermit die sogenannte „schöne Figur" (Abb. 199 u. 200), ein kräftiges Gegenbeispiel. In Abb. 202 sehen wir eine ideale Frauengestalt, in halber Profilstellung, die jene ebenmäßige Schlankheit verkörpert, von der Schultze-Naumburg in der angeführten Stelle spricht.

Im vorigen Kapitel (S. 329) habe ich bereits berührt, daß die Schultze-Naumburgsche Idealkleidung keineswegs erst für diese unsere Zeit erfunden werden muß, sondern daß wir sie mit hygienischen, völlig einwandfreien Grundlagen und nach einem sehr anmutigen ästhetischen Grundsatz ausgebildet, schon in der Tracht des Empire vor uns haben, die wiederum sich aus dem Vorbild klassischer Kleidungen entwickelt hat.

Ein Beobachter, der nicht nur die vom Schneider geschaffene Oberfläche des Menschen sieht, sondern sich etwas einübt, Form und Linie mit einigem Nachdenken zu verfolgen — es



Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 200.
Dieselbe im Umriß.

braucht hierzu keinerlei künsterlerische Anlagen, nur einiger Urteilsfähigkeit —, wird leicht zu der Überzeugung kommen, daß die eingeengten Frauenkörper der heutigen Mode auf Schönheit verzichtet haben. Er wird lernen, da Schönheit zu suchen, wo der ebenmäßige, geradlinige Körper einer Phryne, einer Venus (siehe die „Aphrodite von Knidos", Abb. 203), einer Psyche unter der Kleidung zu vermuten ist — nie aber da, wo die teils verkümmerte, eingeengte, teils künstlich hervorgetriebene, verbogene „Figur" einer Modedame das Schönheitsmaß irreführt.

Ein besseres Schamgefühl, eine reinere Keuschheit und edlere Freiheit würden entstehen, wenn die Frau nicht auf das Bewußtsein einer wohl-

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers"

Abb. 201. Unverbildeter Körper einer Jungfrau, die kein Korsett getragen hat.

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 202. Ideale Frauengestalt.

gehaltenen und wohlgebildeten Körperlichkeit verzichten wollte.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Körper das Gefäß der Seele, der Liebe, des Verstandes — lauter erhabener Dinge ist. Und daß ein Gefäß, das Heiliges birgt, selbst schön und rein sein muß. Es ist nie angenehm, sich vorzustellen, daß verhüllte Dinge häßlich sind. Der Mensch hat von Natur aus hierin ein sehr feines Gewissen — er ist erst dann ruhig und selbstgewiß, wenn er sein Verborgenstes schön weiß.

Unsere Zeit brachte unter zahllosen, teilweise grundsätzlich vernünftigen, aber vor Leben und Wirklichkeit unhaltbaren Ideen auch diese: die Menschen sollen ohne Scham voreinander in Nacktheit gehen, das Leben wird dadurch schöner und reiner, und eine neue Unschuld wird zurückgewonnen werden. Ohne Zweifel haben wir es hierin mit einer idealen Gegenströmung zu tun, die sich gegen die Moral einer falschen, nicht sinngemäßen „Keuschheit" richtet. Nicht das ist notwendig: die Schönheit und reine Nacktheit des Menschen zu *zeigen* — wohl aber dieses: auch das *Verhüllte* rein und schön zu bewahren und zu Reinheit und Schönheit zu erziehen.

Der Körper eines Menschen ist von Natur nicht weniger ausdrucksfähig für die Intelligenz, als Gesicht oder Hände es sind. Wie diese kann er energisch, weich, intelligent, beweglich oder auch natürlich ausdruckslos sein. Kein Mensch aber, der nicht durch ein unüberwindliches Gebrechen entstellt ist, sollte es sich verzeihen, einen schönheitsarmen, intelligenzlosen Körper zu haben.

Es gibt Körper wie es Gesichter gibt, denen die Liebesleidenschaft als Merkmal aufgeprägt ist — und dieses kann in solchen Fällen sehr wohl die

Schönheit eines Menschen ausmachen. Es gibt aber auch Körper, vor allem solche von Frauen, die bloß aus Mangel an jedem anderen Ausdruck die Bestimmung der Geschlechtlichkeit als einzige stumpfe Prägung tragen. Und solche Körper, die ohne jede geistige Verfeinerung, ohne jeden merkbaren Ansatz zur Kultur sind, treffen wir — hauptsächlich infolge mancherlei Vernachlässigungen aus irregeleitetem Schamgefühl — nicht eben selten bei Frauen.

Die Verantwortung des Geistes für die Bildung des Körpers ist aber nur dann zu erreichen, wenn dem Körper zuweilen Gelegenheit gegeben wird, sich in der Nacktheit Beweglichkeit, Schönheit und Ausdrucksfähigkeit zu holen. Das flötenspielende Mädchen auf Abb. 204 hat einen solchen schönen und ausdrucksfähigen Körper, wie ihn fast nur die Gewohnheit der Nacktheit prägen kann, auch Abb. 205 trägt noch keinerlei Verkümmerungszeichen, die durch die Kleidung veranlaßt werden können, an sich.

Bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein gab es noch keine andere Sitte, als daß der Mensch — Mann wie Frau — unbekleidet schlief. Daß der Körper sich also wenigstens im Zustand der Ruhe eines uneingeschränkten Daseinsrechtes erfreuen durfte. Wie viel Verkümmerung menschlicher Schönheit und Wohlgeratenheit mag dem zur Last fallen, daß eine Kultur voll falscher Scham jene Gewohnheit verbannt hat.

Abb. 203. Aphrodite von Knidos.
(Gipsabguß.)
(Körper in Rom, Kopf in Berlin.)

Ein immer bekleideter, die größte Zeit sogar eingeengter Körper muß ja verkümmern, muß an Kraft, Gesundheit, Schönheit, Beweglichkeit einbüßen. Eine jede Fähigkeit, eine jede Kraft, die nicht geübt wird, verliert sich, verkümmert rettungslos.

Sehen wir einmal zu, auf welche Art ein junges Mädchen sich bei schnellem Laufen verhält, wenn es die übliche eingeengte Modekleidung trägt: brettartig gerader Rücken (möglichst unbiegsam!), Taille fünfzig bis sechzig Zentimeter, zurückgezwängter Leib, der dem Körper jene diensteifrige Haltung des nach rückwärts Hinausgedrücktseins der unteren Rückenpartie gibt. Dazu spitzige Schuhe mit hohen Absätzen.

Mit unsicheren „weiblichen" Trippelschritten, ängstlich auf den Chinesen-

schuhen balancierend, strebt dieses junge Mädchen vorwärts. Nur die Füße nehmen an der Bewegung teil, der Rumpf bleibt unbeweglich, als ginge ihn die zufällige Nachbarschaft der Glieder gar nichts an. Keuchend und nach Atem ringend, gelangt es an sein Ziel. Es dauert eine ganze Weile, ehe die verschiedenen, förmlich außer Rand und Band geratenen Körpertätigkeiten wieder normal arbeiten. Denn: das Atemholen ist auf den geringen Teil der Lunge fast beschränkt, der oberhalb des einengenden Mieders freiliegt, und die Leibmuskeln sind überhaupt für den Zweck der Atmung außer Tätigkeit gesetzt. Das Herz klopft zum Zerspringen und treibt ein ungesunde Blutröte ins Gesicht, weil es die überanstrengende Teilarbeit des Körpers nur schwer wieder ausgleichen kann.

Anders läuft das junge Mädchen in zweckmäßiger Kleidung, die allen Bewegungen freien Spielraum läßt: Schuhe, die der natürlichen Form des Fußes angemessen sind und der Ferse keine sinnlose Erhöhung unterschieben, auf der das Gleichgewicht erst künstlich bewahrt werden muß, ein Kleid, das sich den Körperformen lose anschmiegt, freier Hals und uneingeengte Taille; der Leib in seiner natürlichen, eher noch etwas vorgestreckten als atemlos eingehaltenen Stellung.

In solcher zweckmäßigen Kleidung läuft sie ohne jede merkbare Anstrengung. Die Füße treten leicht (was keineswegs „lautlos", sondern nur „gut federnd" bedeuten soll) und fest auf. Die Bewegungen setzen sich gleichsam rhythmisch über den ganzen Körper fort und verteilen auf sinngemäße Art die Kraftentfaltung einer raschen Bewegung, so daß eine Überanstrengung einzelner Organe ausgeschlossen ist. Die Statue einer antiken Wettläuferin zeigt uns dies Ideal in plastischer Darstellung (Abb. 206).

Wir können leicht die Tatsache beobachten, daß ein Mensch, der seinen Körper nicht ganz beherrscht, ebenso unter mangelnder Selbstsicherheit zu leiden hat, wie einer, der sich geistig unzureichend weiß. Die möglichste Beherrschung jenes wundersamen Gebildes von Organen und Funktionen, der die körperliche und geistige Erscheinung „Mensch" ausmacht, ist eben gleichbedeutend mit einer persönlichen Machtstellung im Leben.

Sich selbst beherrschen lernen, heißt nicht nur sein Temperament und seine Wünsche zu zügeln. Es bedeutet, um die Fähigkeit kämpfen, seine Persönlichkeit umsichtig zu verwalten — körperlich, geistig, seelisch zu verwalten. Auch bedeutet es, die Wege zu meiden, auf denen wir nicht durch Vernunft oder Trieb zu Hause sind — das heißt: die unserer Natur nicht angemessen sind. Zwar wird ein Mensch, der seinen Weg erst suchen muß, leichter irren, als einer, der sich immer nur treiben ließ und nie ein Suchender war. Sich auf Irrwegen zu Hause fühlen kann aber nur der, dessen Trieb für das ihm Entsprechende so stumpf und ungebildet ist, daß er sich immer wieder blind und sinnlos in Lagen stürzt, in denen er die Herrschaft über sich verliert und damit würdelos wird.

Aus Unbeherrschtheit entsteht das Sinnwidrige — und alles Sinnwidrige ist von Natur aus würdelos.

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 204. Flötenspielendes Mädchen.

Auch noch die letzte, selbstvergessene Hingabe des Weibes kann ihre Würde durch das Wissen der Liebe behalten — ein Lächeln aber, das ins Leere geschickt wird, ist würdelos.

Alles, was wir uns ganz zu eigen gemacht haben, alles, was wir ganz beherrschen, gewinnt untereinander Harmonie. So ist ein harmonischer Mensch immer zugleich eine gut verwaltete Natur — einerlei, ob er aus Trieb oder mit Bewußtsein sich verwaltet hat. — Es kann geistig hochstehende und auch höchst unbedeutende Menschen geben, die es zu einem solchen Gleichklang ihres Wesens gebracht haben — es kann ganz phleg-

matische und äußerst temperamentvolle Menschen geben, deren Persönlichkeit so harmonisch zusammengefügt ist, daß sie hinter jeder ihrer Lebensäußerungen steht. Und ebenso treffen wir genau dieselben Anlagen in einer schlecht verwalteten — unbeherrschten Natur. Nur daß diese Äußerungen, hinter denen nicht die Macht der Persönlichkeit steht und die wir nur als augenblickliche Äußerungen eines unbeherrschten Willens empfinden, in persönlicher Machtlosigkeit verklingen.

Nach „Paul Schultze-Naumburg, Die Kultur des weiblichen Körpers".

Abb. 205. Jungfräulicher Körper ohne Verkümmerungszeichen.

Gerät beispielsweise ein Mensch, der seine Natur unter jene einige Herrschaft brachte, die wir als Persönlichkeit empfinden, in leidenschaftliche Erregung, so fühlen wir ihn so stark, daß wir fast glauben, es könnten Berge wanken unter seinem Zorn. Der gewaltsame, erregte Wille eines unbeherrschten Menschen dagegen gibt das lächerliche Schauspiel eines hilflosen Einzelkörpers, den die Umwelt nicht unterstützt, sondern gleichsam verächtlich ausscheidet und keinen Teil haben will an seiner Ungereimtheit, die nichts Einiges vermag.

Es gibt Frauen, die sich selbst, das heißt ihre eigene Ungeratenheit, darin zu erleichtern suchen, daß sie zuweilen einen geringfügigen Anlaß herbeiziehen, um ein sehr jämmerliches und hilfloses Gezänk darüber zu ergießen. Und es gibt Frauen, die im Schweigen eine Macht ausüben, der sich ihre Umgebung beugt — die dort, wo sie mit Güte verbunden ist, sogar freiwillig aufgesucht wird.

Gewiß sind in der frühen Jugend diese beiden entgegengesetzten Typen des Weibes noch unausgebildet. Es gehört eben ein Leben der Selbsterziehung oder Vernachlässigung hierzu, um sie zu entfalten.

Der Jungfrau, dem jugendlichen Weib, liegt oft noch ein zuweilen recht anmutiges Mittelmaß zwischen Reden und Schweigen, zwischen dem Versuch, am Leben zu erstarken und dem Zögern, sich mit der eigenen Persönlichkeit herauszuwagen.

Das heranwachsende Mädchen drängte sich auf alle Wege, in alle Er-

fahrungen — die Jungfrau beginnt damit, das Erworbene — auch das erworbene Selbst — zusammenzufassen, daraus ihre Persönlichkeit zu gestalten. Meist liegen ihr noch die zerstörenden Einflüsse verwirrender Schicksale fern, sie empfängt sich gleichsam selbst noch rein aus den Händen des Lebens — und so ist diese Zeit der ersten Reife wohl die geeignete, mit dem Gestalten der Persönlichkeit zu beginnen.

Aber auch Schicksale, die nicht wie Krankheit und Tod meist auf elementare Anlässe zurückführen, sind niemals bloße Zufälligkeiten. Kein Mensch erlebt sein Schicksal ganz ohne seinen Willen. Wir fühlen in allem, was uns begegnet und dann sich zum Schicksal erwächst, den Augenblick, wo wir frei waren, dieses Geschehnis als ein Geschick anzunehmen, oder es als zusammenhanglos mit uns, aus unserem Leben auszuweisen, zur folgenlosen Nebensache zu stempeln. Das Leben wird uns reicher und größer, wenn wir uns fähig wissen, daran mit unseren eigenen Händen zu schaffen und zu bilden.

Abb. 206.
Statue einer antiken Wettläuferin.
(Bronzierter Abguß.).

Aber der Frau haftet nun einmal bestimmender als dem Mann jene unheilvolle Neigung zum Dulden und Leiden an. Ihr kommt es leichter nahe, ihr Erleben aus fremder Hand oder vom Zufall geprägt entgegenzunehmen. Oft versteht sie nicht einmal unter dem, was ihr entgegengebracht wird, das für sie Rechte zu wählen.

Sie steht zaudernd und unentschlossen und wartet, was auf sie niederfällt, oder greift nach dem, was ihr in einer zufälligen Stunde aus Zufall das Nächste ist. So ist sie fähig, ihr Schicksal nicht nur aus fremder, sondern auch wohl aus unwürdiger Hand zu nehmen. Und so geschieht es, daß Frauen lautlos stille ihr Schicksal durchs Leben tragen können wie einen ungeheuerlichen Auswuchs — den Organen fremd, und dennoch ihnen einverleibt, endlos beklagt, und ihn doch nicht mehr abzuschütteln vermögen, weil er mit Fleisch und Blut verbunden ist.

Doch diese duldende Haltung ist der Frau eine Gefahr, eine Neigung. Eine Notwendigkeit ist sie ihr nicht, denn wir sehen, wie sich das junge Weib unserer Zeit erfolgreich von ihr zu befreien sucht. Mit dem Wunsch nach persönlicher Betätigung eint sich ein verfeinertes Persönlichkeitsbewußtsein. Der so sehr wichtige Trieb für ein freies Wählen dessen, was sie ihrer Person zugeartet fühlt, reift und festigt sich in der Frau der Jetztzeit.

Überhaupt können wir es in zahllosen Einzelerscheinungen beobachten, wie sie sich mehr und mehr von dem Typ der Odaliske entfernt.

Das in unserer Zeit öfter ausgesprochene Bedenken, die Frau sei auf dem Wege sich zu „vermännlichen", dürfte in Wahrheit weder kulturelle noch elementare Gefahren enthalten. Denn diese zuweilen als so „echt weiblich" gepriesene Verweichlichung der Frau, die bis zur völligen Hilflosigkeit gehen kann, ist den Vorfahren der in unseren westlichen Ländern vermischten Volksstämme, wie Germanen, Kelten u. s. w., durchaus nie entsprechend gewesen. Die Verweichlichung der Frau, ihre damit herangezogene Erniedrigung zu einem unpersönlichen Besitz des Mannes, ist eine Stellung, die den Vertretern jener Stämme gänzlich unbekannt war. Sie ist zum großen Teil überhaupt nur ein Erzeugnis eingedrungener orientalischer Rasseeigentümlichkeiten und dürfte deshalb unseren einheimischen Rassen in keiner Weise kulturell unentbehrlich sein. Auch der kultivierte Jude selbst hat sich in den europäischen Ländern längst derart akklimatisiert, hat sich in Anschauungen, Gebräuchen und zuletzt auch Veranlagung so weit den Kulturbedingungen dieser Länder eingepaßt, daß er jenen so weit zurückliegenden ehemaligen Bedingungen seiner angestammten Wesensart längst überlegen wurde. Wir finden sogar gerade besonders häufig die intelligente Jüdin an der Spitze der verschiedenen Frauenbewegungen — und finden sie durchaus jeder Odaliskenhaftigkeit entkleidet.

Überall, wo die Frau aufsteht, um sich Tätigkeit und Selbständigkeit zu suchen, begegnet sie heute der Hilfsbereitschaft ihrer Geschlechtsgenossinnen. Das junge Mädchen, das ohne Anschluß an irgend welche Familienzugehörige oder Freunde in die Großstädte geht, um dort eine berufliche Ausbildung zu suchen oder einem Beruf zu leben, braucht sich nur an eine der vielen Frauenvereinigungen zu wenden, um eine Zugehörigkeit an andere, Gleichgesinnte, zu finden. Die Zeiten haben aufgehört, in denen eine Frau nur die Rivalin und nichts anderes in der Geschlechtsgenossin sehen konnte. Die Frau beginnt an der Frau ein menschliches und im Anschluß daran auch oft ein persönliches Interesse zu nehmen. Der Grund hierfür: die Frau war gezwungen, gegen die Frau zu kämpfen, um sich durchsetzen zu können.

Wohl galt ihr Kämpfen äußerlich dem Mann. Aber nie ist der trägste Mann so unbeweglich gewesen wie die rückständige Frau. Und alles, was die Frau von heute sich an Wissen, Denken und Selbständigkeit erobert hat, das mußte sie in erster Linie der weiblichen Gegenpartei und — der eigenen Neigung zur Denkträgheit abringen. So kämpft die Frau gegen die Frau — um die Frau. Und wie ein jeder Kampf das Interesse an der Gegenpartei erweckt, interessiert sich seitdem die Frau für die Frau. Sie gewinnt einen ganz persönlichen Standpunkt zu ihr. Daraus erwächst wieder eine Möglichkeit für sie, deren sie früher kaum recht fähig war: die der Freundschaft.

Es gibt aber kein Gefühl menschlicher Sympathien, das so viele und

schöne Entwicklungsfähigkeiten in sich trüge wie Freundschaft. Liebe, selbst Mutterliebe, steht zu sehr unter den Gesetzen des geschlechtlichen Triebes, bewegt sich in seinen Grundzügen zu sehr in allgemeinen Formen, um über ein doch immer noch beschränktes Maß hinaus der volle Persönlichkeitsausdruck eines Menschen zu werden. Allein das Gefühl der Freundschaft ist gleichsam losgelöst von der Erdgebundenheit der Triebe. Sie ist das seltenste und kostbarste Zueinanderfinden, das zwei Menschen erleben können, ist die einzige aller menschlichen Beziehungen, in denen der Mensch den Menschen erkennt und eine Seele die andere berührt, wo sie am reichsten und tiefsten tönt.

Solche Freundschaften finden wir heute am häufigsten zwischen Frau und Frau. Selten zwischen Eltern und Kind — und am letzten da, wo sie eine erste Lebensnotwendigkeit wäre: zwischen Mann und Weib.

Ich sah wohl Mütter, die das schöne Ideal vor sich hertrugen, der Tochter Freundin zu sein. Es gibt aber nur selten Menschen reiferen Alters, die sich genug Keuschheit der Seele bewahrt haben, um ohne zu schädigen, dem Heranreifenden nahe kommen zu können. Nur die Mutter, die es vergessen kann, daß ihre Meinung der Tochter gegenüber stets die vorbestimmt richtige ist, und daß einen Menschen „erziehen" nicht gleichbedeutend damit ist, einen Menschen zu unterjochen, wird vielleicht den sehr keuschen Weg der Freundschaft finden, der von Seele zu Seele führt. Es ist längst noch nicht Freundschaft, sich das Vertrauen eines Menschen anzueignen. Mütter besitzen zuweilen das Vertrauen ihrer Töchter durch ein sehr ungutes gewaltsames Vorgehen. Sie entlocken ihnen Geständnisse, die noch unreif und unwirklich sind und lange noch in Schweigen getragen werden sollten, ehe sie in Worte geschmiedet werden.

Das Gefühl, mit sich und seinen Wünschen allein sein zu können, braucht jeder Mensch, auf daß ihm seine Träume lieb werden — mehr als jeder andere aber, der in die Jugend eingeht. Nicht das Vertrauen ist kostbar, das man einer Seele abstiehlt — wohl aber das, welches geruht hat und gereift ist, ehe es dann einmal schön und freiwillig vergeben wird.

Sich schön und freiwillig zu vergeben sollte auch das Wort sein, unter dem die Menschen sich zur Ehe zusammenfinden. Die Sitten einer überwundenen Zeit sind es aber, die überall dort im Wege liegen, wo Mann und Frau zueinander wollen, um einer das Vertrauen des anderen zu gewinnen. Wenn es heute so selten ist, daß sich eine Freundschaft zwischen Mann und Frau schließt, die angetan ist, auch noch die Liebe zu überdauern, so ist der Grund dafür gewiß nicht jene herkömmliche „unüberbrückbare Verschiedenheit" zwischen Mann und Weib. Der Grund dafür liegt in unseren Sitten, die es bewirken, daß Unbekannte sich zur Liebe wählen müssen.

Es gilt in den durchschnittlichen gesellschaftlichen Verkehrsformen noch immer als unzulässig, daß der Mann und das Mädchen einander außer-

halb der üblichen oberflächlichen Zusammenkünfte bei Tanz und Geselligkeit, allenfalls noch bei der Ausübung eines Sports kennen lernen dürfen.

Zwei junge Menschen haben alles Recht darauf, sich in Ernst und Stille zusammenzufinden, ehe sie noch den Entschluß fassen, einander für die ganze unbegrenzte und ungewisse Gemeinsamkeit des Lebens zu erwählen. Aber es gibt für sie keine andere Möglichkeit sich zu treffen, als die üblichen Festlichkeiten, bei denen zumeist die aufgeputzte Unnatur triumphiert.

Es liegt mir fern, gegen die helle und schöne Freude des Tanzes sprechen zu wollen. Es gibt kein Spiel der Jugend, das dem Tanz gleichkommt. Seine Bedeutung hat aber längst alle jene Grenzen einer harmlosen Freudigkeit überschritten. Jede Möglichkeit einer nicht durch die „Sitte" verfolgten Annäherung der beiden Geschlechter ist auf diese allzubeengte Basis zusammengedrängt worden. Diese Feste der Jugend sind selten mehr bloß der Ausdruck der Freude — sie sind oft schon eine skrupellose Hetze nach Liebe — nach dem Schein der Liebe — ja zuweilen ganz brutal nur ein Ausnützen des Augenblicks, das den Kameraden in der Jugend zum Gegner macht, der überlistet werden soll. — Auf unserer Abb. 207 sehen wir den ursprünglichsten unserer germanischen Tänze, den „Ringelreihen".

So ist aus der schönsten und lieblichsten Freude der Jugend ein wohlüberlegtes Zumarktebringen, Verhandeln und Erhandeln meist unbekannter Waren geworden.

Wir brauchen aber die Freude, die Freude ohne Zwecke und heimliche Absichten, denn sie ist die vornehmste Schönheit der Jugend.

Tanz und Spiel sollten ihren Wert in sich selbst tragen und nicht mehr vom Dienst der Liebe mit sich führen, als jede schöne und gesunde Freude ganz unwillkürlich in sich birgt.

Das ganze Leben sollte den Möglichkeiten der Liebe gehören — dann würde ein wenig von dieser so notwendigen Ruhe zwischen die Menschen kommen, die ihnen das feine Verstehen und innerliche Zusammenfinden, das eine Voraussetzung jeder guten Liebe ist, erleichtert und schafft. Denn wir müssen für alle Lebensverhältnisse, die gedeihen sollen, erst Boden schaffen. Nur die Leidenschaft ist so unabhängig, ist so souverän wie die Elemente selbst, die sich erzwingen, was ihnen zufallen soll.

Alle anderen Lebensmöglichkeiten brauchen das Feld, auf dem sie wachsen können — den Boden, aus dem sie sich nähren.

So hat unsere Kultur aber der Ehe den schlechtesten Boden bereitet. Und wenn die ernstere Literatur unserer Zeit fast nur mehr das Thema der unausbleiblichen Enttäuschungen der Ehe in verschiedenen Formen bespricht, so ist damit nicht die Ehe an sich gerichtet — wohl aber die Voraussetzungen, unter denen die Ehen unserer Zeit geschlossen werden.

Eben jene unhaltbaren gesellschaftlichen Zustände sind es, die aus der Ehe eine Äußerlichkeit mit innerer Unhaltbarkeit geschaffen haben. Gegen das Bild dieser Ehe richtet sich als eines der hauptsächlichsten idealen

Gegenströmungen unserer Zeit die Idee der „freien Liebe". Sie hat das typische Geschick aller Ideale: stark gemacht durch die Verfehlungen seines Gegensatzes schießt es über sein Ziel hinaus. So ist die Idee der freien Liebe nicht nach ihrem eigenen sittlichen Wert einzuschätzen, sondern ihre Wichtigkeit liegt vielmehr darin, daß ihr Auftauchen und Umsichgreifen den Beweis dafür erbringt, daß die bisherige Liebeseinordnung eine sittlich unhaltbare war.

Das Tizianische Bild „Himmlische und irdische Liebe" (Abb. 208) zeigt uns die freie Liebe, die „irdische Liebe" der „himmlischen" ganz schwesterlich zugewandt. Die Natur selbst wollte keine Trennung zwischen Sinnlichem und Heiligem. Ist die Ehe das Manifest einer solchen Trennung

Mit Genehmigung des Kunstverlags H. O. Miethke in Wien.

Abb. 207. Reigen. Nach einem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.

geworden, so hat das seine Ursache in ganz anderen Voraussetzungen als die üblicherweise angenommenen.

Nicht dieses macht die Ehe unhaltbar, daß sie eine Verbindung für die Ewigkeit sein soll, wohl aber, daß die Menschen unserer Zeit sich nicht auf eine Art zusammenfinden können, die nach der Ewigkeit sucht. Menschen, die sich innerlich gefunden haben und sich zusammengehörig fühlen, brauchen nicht die Verbindung für die „Ewigkeit" zu scheuen. Sie tun es auch nicht. Zweifel, die stärker sind als Glauben, finden sich immer nur bei denen, die im Halbdunkel gehen.

Es ist nicht die freie Ehe, die wir brauchen — es ist die freie Wahl. Es ist die gänzlich unbehinderte Möglichkeit eines freien Wählens. Die Möglichkeit der Annäherung ohne lächerliche Zwangskonvenienzen, die Möglichkeit sich kennen zu lernen, die Möglichkeit für eine uninteressierte Freundschaft müßte den jungen Menschen untereinander geboten werden. —

Und daraus würde sich frei und gerade, gesund und stark die befreite Liebe, die von Zwang und Schuld und Einengung befreite Liebe entwickeln können, die einzig dazu führen dürfte, die Ehe mit allem Bewußtsein ihrer Verantwortung für ein ganzes Leben zu übernehmen.

Es wird immer Fälle geben, wo die Ehe trotz aller besten Voraussetzungen nicht gehalten werden kann. Aber der Durchschnitt, die Menge, auf die allein es hier ankommt, neigt durchaus nicht zu Tristanpassionen. Und so werden diese Fälle unbedenklich zu den Ausnahmen zu rechnen sein, sobald die Ehe auf gesunder Grundlage ruht. Gesetze aber werden nie nach den Ausnahmen geschaffen.

Nichts anderes bedürfen wir als die Freiheit der Wahl, um der Ehe neue Lebenskräfte zuzuführen. Der Mensch, der sich seinen Lebensgefährten in Freiheit und klarer Einsicht erwählen kann, wird auch ein ganz anderes Verantwortungsgefühl für das, was er sich unter vielem erlesen hat, in sich tragen — ein tiefes, liebevolles und gütiges Verantwortungsgefühl, das durch kein Moral- und Pflichtbewußtsein zu ersetzen wäre.

Man bringt wieder und wieder für die freie Ehe vor, daß in erster Linie der Mann und, wie andere wissen wollen, auch das Weib zur Vielweiberei beziehungsweise Vielmännerei veranlagt wäre. Mag es so sein. Wenn aber zwei Menschen einander frei und unter dem Gefühl einer tiefen Zusammengehörigkeit gewählt haben, so ist es nicht so sehr von Belang, ob ihre erotische — geschlechtliche — Neigung mehr oder weniger auf den Wechsel angewiesen ist. Es gibt in jeder Neigung einen Grad, bis zu dem hin es noch im Willen eines Menschen liegt, sich um eines tieferen und ihm zugehörigeren Gefühles willen zu überwinden. So wird eine frei gewählte Ehe auch da noch bestehen können, wo keine erzwungene Pflicht mehr zu helfen vermöchte.

So ist es vor allem notwendig, der Jugend nach jeder Richtung den Weg freizumachen, auf dem sie zueinander finden kann.

Eine der üblichen sozialen Ansichten, die hier hemmend eingreifen, ist auch die, daß der Mann dem Mädchen, das er zur Ehe wünscht, die „gesicherte Zukunft" zu bieten habe. Läßt man jedoch diese eine Voraussetzung fallen, daß allein der Mann die „Zukunft" beider Eheleute zu schaffen habe, sogar noch vor dem Eingehen der Ehe zu schaffen habe, so würde man vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß ein glückliches Zusammenleben von Menschen, die sich gemäß ihrer Naturen aufsuchten und gefunden haben, auch da möglich sei, wo beide es gemeinsam übernehmen, an dieser Zukunft zu bauen.

Wir tragen alle das Heimatsbedürfnis, den Wunsch nach Haus, Heimat und Besitz in uns. Es ist ein Naturbedürfnis, das dem Menschen seit Urzeiten innewohnt. Die Liebe und ihre Gebote sind jedoch nicht weniger stark und nicht weniger natürlich.

Es ist in unserer Zeit nur mehr ein Vorurteil, das sich an frühere Zustände anlehnt, daß eine eheliche Gemeinschaft nicht ohne Besitz und

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 208. Himmlische und irdische Liebe. Nach einem Gemälde von Tizian.

Heimrecht geschlossen werden könnte. Unsere Verkehrsverhältnisse geben jungen Menschen, denen das Zusammensein die wichtigste Lebensfrage ist, sehr wohl ausreichende Möglichkeiten für ein Unterkommen auch ohne diese eherne „Zukunft", die der Mann — oft um den Preis einer mit Einsamkeit erfüllten, mit Dirnenliebe verlorenen Jugend — zu liefern verpflichtet ist.

Es gibt heute fast unbeschränkte Möglichkeiten für die Frau, sich beruflich zu betätigen. Es ist in unserer Zeit keine Frage mehr, ob die unverheiratete Frau einen Beruf ergreifen „darf" oder „nicht darf". Notwendigkeiten pflegen sich außerhalb aller Moralurteile durchzusetzen.

Mit der Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse scheint sich aber nun auch das Ergebnis herauszubilden, daß ebenso die verheiratete Frau nach der Ausübung eines Berufes, soweit sie mit Verdienstsuchen zusammenfällt, zu greifen hat. Der Mann, der nicht mit ererbtem Besitz rechnen kann, hat — vor allem im sogenannten „besseren Mittelstand" — erst in Jahren, die schon an der Wende der Jugend liegen, die Möglichkeit, eine Ehe zu schließen, die von ihm allein materiell gestützt werden müßte. Es ist aber gegen die Gesetze der Natur, daß sich zwei Menschen zusammenschließen, deren einer bereits mit dem Leben abrechnet, während der andere erst beginnen will zu leben. Es ist ein Vergehen gegen die Natur, das sich in vielen Fällen auf diese oder jene Weise an der Nachkommenschaft zu rächen pflegt.

Alle Merkmale der Gegenwart weisen darauf hin, daß die Menschen zu einer neuen Form der Gemeinsamkeit greifen müssen, die ihren sozialen Zuständen besser Rechnung trägt als die bisherige. Die Ehe wird nicht länger ihre unbewegte Endgültigkeit als „Hafen" und „Ruhepunkt", als „fertig geschaffene Zukunft" bewahren können, denn jede Zeit schafft sich ihre Form — und die Form unserer Zeit ist nicht die der Ruhe und Beschaulichkeit.

Wenn früher die Erziehung der heranreifenden Frau sich darauf beschränken durfte, daß sie mit dem Eingehen der Ehe fähig sei, einen Besitz, ein Heimwesen zu verwalten, so ergibt sich aus den sozialen Zuständen unserer Tage die Forderung, daß Erziehung die Frau auch darauf vor-

bereitet, nicht nur einen Besitz verwalten, sondern ihn auch mit aufbauen zu lernen.

So wird die Frau von heute von allen Seiten gedrängt und gezwungen, ihre alte Rolle des „Träumens" und „Waltens" mit der des „Denkens" und „Handelns" zu vertauschen.

Die schönste von Feuerbachs Iphigenien, die wir als Kunstbeilage bringen, zeigt uns diese „träumerische" Frau. Sinnend blickt sie am Meeresstrand nach dem unendlich weiten „Land der Zukunft", das sie mit ihren Augen nicht erreichen kann. Abb. 209, die einen sehr reizenden Mädchenkopf von Praxiteles wiedergibt, versinnbildlicht uns noch so den Idealtyp der Jungfrau, wie er es zu den Zeiten seiner Entstehung war.

Wir haben es längst gelernt, über jene alten Befürchtungen zu lächeln, die Frau könnte durch das Gewinnen einiger selbständiger Fähigkeiten ihre „Weiblichkeit" einbüßen.

Weiblichkeit — nicht Odaliskenhaftigkeit! — ist der Frau etwas viel zu eigenes, als daß sie durch irgend eine Betätigung ausgeschaltet werden könnte, wo sie einmal vorhanden war. Denn diese „Weiblichkeit" ist nichts anderes als die Wirkung einer ganz bestimmten Beschaffenheit der Seele — ist nicht eine Schwäche, die aus unantastbarer Unkultur des Geistes entsteht, sondern eine Kraft — die Kraft der Güte und Harmonie.

So wird wohl in Zukunft die Frau neben dem Mann stehen, und sie werden sich Schulter an Schulter in einem gemeinsamen Leben erst die Heimat erwerben müssen. Aber diese Frau, die mit ihm war in seiner Jugend, die mit ihm zusammen die Heimat gründete, wird dem Mann vielleicht inniger und verstehender verbunden sein als jene, die er sich in seinem langen vereinzeltes Leben hereinholt, und die seinem Leben und seinem Erworbenen immer als die Fremde und Erinnerungslose gegenüberstehen wird.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 209. Griechischer Mädchenkopf praxitelischer Zeit.
(Original in der Kgl. Glyptothek zu München.)
Nach der Ergänzung Heinr. Brunns im Kgl. Gipsmuseum zu München.

Wir alle lieben am meisten, was wir uns selbst geschaffen haben. Und nur der ist uns unvergeßlich — unvergeßlich über alles andere hinaus —, mit dem wir dieses Schaffen gemeinsam hatten. Sei es nun das Schaffen einer Heimat oder eines Lebens.

Iphigenie.

Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach.

Mit Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt in Berlin W

Abb. 210. Eva. Nach einer Radierung von Max Klinger.

Zehntes Kapitel.

Das Weib als Gattin.

Von Marie Stritt in Dresden.

In den ungeheuren Wandlungen, die das Menschengeschlecht aus dem Zustand der Wildheit über die Periode der Barbarei und durch alle Stadien der Zivilisation bis heute geführt haben, war naturgemäß auch das Verhältnis der Geschlechter einem steten inneren und äußeren Wandel unterworfen. Unter den verschiedenen Formen des weiteren Gemeinschaftlebens mußte auch die älteste, engste und innigste menschliche Gemeinschaft, die von Mann und Weib, verschiedene Gestalten annehmen. Der allgemeinen Entwicklung gemäß vollzog sich zweifellos auch diese im Zeichen des Fortschrittes, das heißt von niederen Formen zu höheren aufsteigend, aber wie überall so auch hier nicht in gerader Linie. Zutreffender sogar als auf irgend einem anderen Gebiet erscheint auf diesem, was Goethe vom Weg des Fortschritts im allgemeinen sagt: daß er den Windungen einer Spirale gleiche; und bei der sich immer wiederholenden scheinbaren Rückkehr zum Ausgangspunkt läßt sich oft erst aus dem weiteren Ausblick der Vergangenheit die jeweilige höhere Stufe bei jeder Windung erkennen. Eine eingehendere Darstellung dieser Entwicklung ist im zweiten Bande, insbesondere in dem Kapitel „Die Kulturgeschichte der Ehe" (S. 100 ff.) zu finden. Nur soweit die besondere Stellung und die Aufgaben des Weibes als Gattin in wirtschaftlicher, sozialer, rechtlicher und sittlicher Beziehung zu allen Zeiten dadurch beeinflußt und bedingt wur-

den, erscheint auch hier ein kurz zusammenfassender Hinweis auf die wesentlichsten Entwicklungsursachen notwendig.

Die Einrichtung der Ehe ist aus rein wirtschaftlichen Bedürfnissen hervorgegangen und hatte, zumal in ihrer ersten, einfachsten Form, ausschließlich wirtschaftlichen Zwecken zu dienen. Sie ist so alt wie das Privateigentum, ja das Weib scheint meist selbst der erste Besitz gewesen zu sein, den der Mann auf seinen Raubzügen in das Gebiet fremder Stämme erwarb, nachdem sich die eigenen Jagdgründe und Weideplätze für die vermehrte Bevölkerung als nicht mehr ausreichend erwiesen. Als bequemeres Lustwerkzeug, um das er nicht erst mit anderen Konkurrenten zu kämpfen brauchte, als Verwalterin und Mehrerin, vor allen Dingen aber als Gebärerin, Pflegerin und Erzieherin gesetzlicher Erben dieses neuerworbenen Privateigentums konnte der Mann sich das Weib nur sichern, indem er die bis dahin Freie zur Hörigen, zu seiner Sache machte.

Daß diese Umwandlung nicht plötzlich, sondern ganz allmählich, im Laufe von Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden, vor sich ging, scheint ebenso gewiß, wie daß sie sich überall auf der bewohnten Erde in gleicher Weise vollzogen hat, nämlich: daß mit der Einführung des Privateigentums an Stelle der Gütergemeinschaft auch das Matriarchat (Mutterrecht), die erste nachweisbare, bei einigen wilden Stämmen heute noch bestehende Form eines organisierten Familienlebens, sein Ende fand und das Patriarchat (Vaterrecht) an dessen Stelle trat (näheres siehe in Bd. II, S. 131 ff.). Damit wurde der Mann das Oberhaupt der Familiengemeinschaft sowohl in der Vielweiberei wie in der Einzelehe und zunächst der unumschränkte Gewalthaber über die Gattin und über seine und ihre gemeinschaftlichen Kinder. So sehr sich die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Bedingungen und Formen des Familienlebens auch seither geändert haben, so grundverschieden sich die heutige, auf der freien Entschließung zweier freien, annähernd gleichberechtigten Individuen begründete Ehe von jenem einfachen Raub- und Kaufverhältnis darstellt, so ist doch die patriarchalische Gesellschaftsordnung bis zum heutigen Tage die Grundlage geblieben, auf der sich Familie und Staat aufbauen — ist vor allem das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaftsordnung im Verhältnis der Geschlechter, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Gattin vom Gatten, während dieser ganzen Periode, unter all den mannigfaltigen Formen der Ehe und Eheschließung, erhalten geblieben.

Diese von allen Tiergattungen allein dem Menschen eigentümliche Vereinigung der wirtschaftlichen mit den geschlechtlichen Beziehungen von Mann und Weib war zweifellos — wenn auch nur als Übergangsstadium zu höheren Lebensformen — im Interesse der Zivilisation notwendig und ein außerordentlicher Fortschritt. Denn es ist klar, daß erst durch seine verantwortliche Stellung als Ernährer und Erhalter der Familie neben seinem Herrscherbewußtsein auch die höheren und feineren Triebe und Fähigkeiten des Mannes geweckt und entwickelt werden konnten, die ihn aus dem rohen Wilden und Barbaren zum verantwortlichen Träger der Kultur machten. Aber es erscheint ebenso

ohne weiteres klar, daß durch eben dies besondere Verhältnis die Frau zunächst völlig in die Gewalt des Mannes geriet, und daß es die Quelle der schwersten Leiden und der tiefsten Erniedrigung — denn auch die unzertrennliche Begleiterin der Einzelehe, die Prostitution, ist auf diese Erscheinung zurückzuführen — für das weibliche Geschlecht werden mußte. Das Gebot: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären!", das zugleich die höchste Verheißung, die Erfüllung allen menschlichen Daseins in sich schließt — es wurde zum Fluch erst durch den falsch gedeuteten zweiten Satz: „Und er soll dein Herr sein!", durch die Sklaverei, in die das Weib mit ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit geriet, noch ehe es eine andere Sklaverei in der Welt gab. Dichter und Künstler aller Zeiten haben den alten Fluch auch ganz richtig in diesem Sinne gefaßt und gedeutet, wenn freilich auch sie dabei den logischen Fehler begingen, die Hörigkeit des Weibes in der Ehe als ein ewig Unabänderliches, als durch die Natur, durch Weibtum und Mutterschaft a n s i c h bedingt und begründet anzunehmen. In dem nach innen gekehrten und doch unermeßliche Weiten umfassenden Blick der blühenden jungen Eva, die unter Paradiesesblumen am murmelnden Bach (Abb. 210) eine Ahnung dieses Zukunftsfluches zu durchschauern scheint, in diesem rätselhaften Blick des erwachenden Weibes aber schimmert schon — vielleicht über die bewußte Absicht des Künstlers hinaus — etwas wie eine selige Zuversicht durch auf das, was n a c h der langen Leidenszeit kommen wird und muß — das freie Menschentum des Weibes.

* * *

Ob und wie weit das Mutterrecht tatsächlich ein besonderes R e c h t der Frau, ein gesetzliches Übergewicht über den Mann und eine richtige Frauenherrschaft (Gynäkokratie) bedeutete; ob eine solche auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung überall oder nur vereinzelt vorhanden war; ob die Verdrängung durch das Vaterrecht sich friedlich oder unter mehr oder weniger heftigen Kämpfen vollzogen hat — das sind Streitfragen, die seit dem Erscheinen von B a c h o f e n s Buch „Über das Mutterrecht" (Stuttgart, Krais und Hoffmann, 1861) und des englischen Forschers M o r g a n s Schrift (London 1877) über diesen Gegenstand die Gelehrten beschäftigen, aber wohl kaum jemals endgültig gelöst werden können, da es ein geschriebenes Recht oder eine sichere Überlieferung aus jenen vorhistorischen Zeiten nicht gibt. Mancherlei bedeutsame Sitten und Gebräuche, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, noch mehr die Mythen und Sagen der verschiedensten Völker lassen allerdings mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß die matriarchalische Gesellschaftsordnung auch bei den heutigen Kulturvölkern bestanden, daß sie tatsächlich eine bevorzugte Stellung der Frau bedeutet hat und daß der Umwandlung zum Patriarchat auch Kämpfe vorausgegangen sind. Es sei u. a. auf die Amazonen- und Walkürenmythen, die talmudistische Lilithsage, auf einzelne bedeutsame Episoden auch aus der griechisch-römischen Mythologie hingewiesen. Die Volksphantasie baute sich den Olymp noch auf Vorstellungen auf, die dem klaren Volksbewußtsein längst

Nach einer Photographie von Fratelli Alinari in Florenz.

Abb. 211. Juno.

entschwunden waren, die aber doch einmal in tatsächlichen Verhältnissen ihren Ursprung gehabt haben müssen. Die Phantasie bevölkerte den heitern Göttersitz mit freien, stolzen, weisen Frauengestalten und verehrte in der ebenbürtigen Schwestergattin des Götterkönigs (Abb. 211) die Herrscherin und mächtige Schützerin der Ehe noch zu einer Zeit, da die legitime menschliche Ehefrau in der dumpfen Abgeschlossenheit des Frauenhauses ein nach Gesetz und Sitte gänzlich unbeachtetes, lediglich auf ihren Geschlechtszweck gestelltes Dasein führte.

Derselbe ungeheure Widerspruch, wie er in dieser Erscheinung zu Tage tritt, liegt all den tiefen inneren Konflikten zu Grunde, die mit dem Eheverhältnis von Anbeginn verknüpft waren, auch nachdem im Laufe der Jahrtausende der herrschenden patriarchalischen Gesellschaftsform jene Vorstellungen und dunklen Erinnerungen an einen früheren Zustand gleich den Göttern des Olymp bis auf den letzten Rest verschwunden waren. Nachdem sich die Vorstellungen und Begriffe der Menschheit den neuen, in natürlicher, gesetzmäßiger Entwicklung erworbenen Formen angepaßt hatten, wurde dieser Widerspruch zwischen dem Persönlichkeitsempfinden, der persönlichen Tüchtigkeit und Begabung, nicht selten auch der tatsächlichen, hierauf beruhenden freien, geachteten Stellung der einzelnen Frau in der Ehe und ihrer allgemeinen Wertung ausschließlich als Geschlechtswesen und als Sache des Mannes mit der steigenden Kultur sogar immer mehr zum Widersinn und zur dauernden Ursache aller Störungen und Hemmnisse für eine, dieser steigenden Kultur entsprechende, höhere Entwicklung des ehelichen Verhältnisses.

Die Kulturgeschichte und die Literatur aller Völker liefern auch dafür unzählige Beispiele. Das Lob eines tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomonis stellt nicht nur einen Idealtypus hausfraulicher Tüchtigkeit jener längst vergangenen und noch vieler späteren Tage bis auf die Gegenwart vor uns hin; aus den energischen und liebenswürdigen Zügen der Frau, die ihrem Gatten „Liebes und kein Leides tut sein Leben lang" und von deren

Lippen „Weisheit und holdselige Lehre" tönt, spricht eine Vollnatur, eine in sich beruhende, selbständige Persönlichkeit zu uns, die als solche offenbar auch anerkannt wurde und deren Urbild in Fleisch und Blut sicherlich nicht selten ihres Hauses Mittelpunkt, ihres Gatten und ihrer Kinder Schirm und Hort gewesen sein mag. Und trotzdem wurde — damals wie heute noch — auch eine solche Frau nach dem mosaischen Gebot nur als bewegliche Habe des Gatten, nicht höher als das „Vieh und alles, was sein ist" eingeschätzt. Ein vielleicht noch augenfälligeres Beispiel für diesen Widersinn bietet eine spätere Periode, welche einerseits die Ehe zum Sakrament erhob — künstlerisch verwertet u. a. in Sandro Botticellis Fresko, das wir in Abb. 212 wiedergeben —, anderseits die Priesterehe verbot. In der bis beinahe auf unsere Tage erhaltenen, erst unter der englischen Herrschaft beseitigten grausigen Sitte der indischen Witwenverbrennung kann man wohl den brutalsten Ausdruck dieser Auffassung der Ehefrau als Geschöpf und Sache des Mannes, mit dessen Dasein zugleich ihre Daseinsberechtigung aufhörte, erblicken; leise Anklänge oder Nachklänge derselben Auffassung lassen sich aber unschwer auch in den milderen Kulten und Sitten und Rechtszuständen der höchstzivilisierten Völker nachweisen.

Der barbarische Brauch der Witwenverbrennung ist auch im germanischen Altertum nachweisbar. Aus der Literatur kennt man Beispiele, daß die Frau mit der Leiche des Mannes den Flammenstoß betritt. Der Vorgang wird in der älteren Edda und in der Königssage, an einer Stelle sogar in der Weise erwähnt, daß er als ein durch die Volksmeinung erzwungener erscheint. Die Sitte, die verhältnismäßig jung ist, da sie sich aus gemeinsamen Gräbern der Eisenzeit noch vereinzelt, aus der Wikingerzeit erst zahlreicher nachweisen läßt, war jedenfalls über die ganze Skandinavische Halbinsel verbreitet.

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris.

Abb. 212. Das Sakrament der Ehe. Nach einem Fresko von Sandro Botticelli.

Zu diesen allgemeinen, in Ursprung und Wesen des Verhältnisses begründeten Tatsachen mußten sich bei einem gesteigerten und reicheren Innenleben der einzelnen Frau auch noch mancherlei besondere Zwiespalte gesellen. Wie für den Ursprung der Ehe als solche, so blieben auch bei Schließung des einzelnen Ehebundes zunächst und bis auf die Neuzeit hauptsächlich wirtschaftliche Gründe maßgebend, auch nachdem der Frauenkauf als gebräuchliche Form verschwunden war.

Es ist darum grundfalsch, von einer gegenwärtigen Entartung des Familienlebens in Bezug auf Versorgungsehen zu sprechen. Sie waren vielmehr früher die Regel und werden in unserer Zeit immer mehr zu Ausnahmen. Es waren die Eltern — in erster Linie natürlich der Vater, aus dessen Gewalt sie in die des Mannes überging, — die der Tochter den Gatten wählten, eine Sitte, die sich noch vielfach, zum Beispiel in dem Familienleben des Judentums, bis heute erhalten hat. „Die Äcker grenzen nachbarlich zusammen", läßt Schiller den alten Thibaut d'Arc zur Unterstützung der Werbung um seine Tochter sagen. Die Lebensstellung, die Vermögen, die Anschauungen stimmten zusammen, folglich mußten auch die dazu gehörenden Menschen zusammenstimmen. Eine Schlußfolgerung, die im allgemeinen auch durchaus berechtigt war und ist.

Und wenn von einem persönlich innigen Verhältnis der Gatten, von einer Harmonie zweier gleichgestimmten Seelen oder auch nur von einer starken Leidenschaft, die Mann und Weib zum Lebensbunde zusammengeführt hätte, aus der Anfangsgeschichte der Ehe auch so gut wie nichts bekannt ist, so hat sich doch zweifellos auch damals schon unter entsprechend günstigen, in den Persönlichkeiten selbst gegebenen Bedingungen aus dem Ehebund mancher wahre Liebesbund entwickelt. Wo aber diese Bedingungen fehlten und Gelegenheit der Gattin zu spät die verwandte Seele entgegenführte, da mußten sich in einer gewalttätigeren Zeit auch jene ergreifenden Ehetragödien ergeben, deren Opfer in bekannten Gestalten der Weltliteratur — Isolde, Francesca da Rimini u. a. — ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben.

Im Einzelfall nicht so unmittelbar durch ein großes Schicksal wirkend, aber von weit größerer Bedeutung für die Gesamtheit war die Kluft, die sich mit der fortschreitenden Kultur zwischen dem geistigen Niveau des Gatten und der Gattin bildete und stetig erweiterte. Während er durch Erziehung und Beruf, durch seine soziale und staatsbürgerliche Betätigung immer mehr lernte, sich draußen in der Welt heimisch zu fühlen, blieb sie nach wie vor auf das Haus als ihre Welt beschränkt. „Im engen Kreis verengt sich auch der Sinn" — Millionen von Ehefrauen haben, bewußt und unbewußt, ihr Leben lang unter diesem Fluch gelitten, und Millionen von Ehemännern mit ihnen. Aber sie haben die Ursache der traurigen Entfremdung der Geschlechter auch in der Ehe nicht erkannt und meist für Ursache gehalten, was nur unvermeidliche Folge und natürliche Begleiterscheinung der patriarchalischen Ordnung war.

So stellt denn die Geschichte der menschlichen Ehe zugleich die Geschichte eines fortgesetzten, wenn auch zunächst unbewußten Kampfes zweier sich entgegenstehenden Meinungen, man könnte fast sagen zweier Weltanschauungen dar: der einen, die in dem Weib als Gattin bloß das notwendige Hilfswesen zur Erhaltung der durch den Mann vertretenen Gattung, der anderen, die auch in ihr die Vertreterin dieser Gattung erblickte. Mit dem geistigen Fortschritt der Menschheit mußte dieser Kampf der Region des Unbewußten mehr und mehr entrückt werden, mit der zunehmenden Bildung mußten die ehedem brutaleren Konflikte zwar feinere, aber auch schärfere Formen annehmen und schließlich auch immer mehr zu einer Lösung im Sinne der letzteren Auffassung drängen. Schon in früheren Kulturepochen hat es hin und wieder den Anschein gehabt, als ob diese Auffassung zum Durchbruch gelangen sollte. In der italienischen Renaissance, die künstlerisch und menschlich die Persönlichkeit wieder zu Ehren brachte, war dies neue Persönlichkeitsempfinden keineswegs auf den Mann beschränkt, und die selbstbewußten, lebensfreudigen Frauen, die an dem geistigen Leben ihrer Zeit ihren vollen Anteil hatten, sie haben sicherlich auch ihrem Eheleben eine neue, freiere Gestaltung zu geben gewußt. Der Verkehr der Geschlechter war, wie aus den Dichtungen und Kunstschätzen jener Tage hervorgeht, auf den Höhen des Lebens der von Gleichstehenden; aber er blieb auf diese Höhen, auf die wenigen Auserwählten über dem Alltagstreiben der Masse stehenden Gebildeten beschränkt, von deren feiner Geistes- und Körperkultur die Frauenbildnisse der Renaissance Zeugnis ablegen (Abb. 213) — vgl. auch S. 235 ff. Für die Gesamtheit der Frauen blieb jene Erhebung einzelner zu vollem Menschentum völlig belanglos, darum auch nur eine vorübergehende Erscheinung. Erst durch die wirtschaftliche Entwicklung wurde eine allgemeine Umwandlung auch nach dieser Richtung vorbereitet und in einer durch das Maschinenalter heraufbeschworenen wirtschaftlichen Revolution von bisher nie dagewesener Tragweite vollzogen. So ist denn auch für die neue Phase in dem Verhältnis der Geschlechter, der wir entgegengehen, das wirtschaftliche Moment das ausschlaggebende gewesen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 213. Junge Frau.

Nach einem Gemälde von Palma Vecchio.

Im zweiten Kapitel des dritten Bandes werden diese Umwandlungen in Bezug auf die wirtschaftlichen Leistungen der Gattin als Hausfrau eingehender besprochen werden. An dieser Stelle kommen sie für uns nur insoweit in Betracht, als dadurch die soziale und rechtliche Stellung der Ehefrau und ihr Verhältnis zum Gatten berührt wird. Und da darf denn nicht übersehen werden, daß die Entlastung der häuslichen Betriebe durch die Großbetriebe die Gattin in ihrer inneren Freiheit und Selbständigkeit dem Manne gegenüber zunächst eher beeinträchtigt als gestärkt hat. Durch die mannigfaltige Arbeit, die sie bis dahin für ihn und für die Familie geleistet hatte, war sie — wenn auch immer noch zu seinem Besitz gehörend — doch jedenfalls der „kostbarste Besitz" des Gatten; durch die Entwertung ihrer Arbeit im Hause wurde sie selbst für das Haus entwertet. Im Anfangsstadium der Zivilisation noch alleinige Produzentin, in deren Händen die ganze Industrie ruhte, blieb ihr auch späterhin bei zunehmender Arbeitsteilung, trotz der hohen Entwicklung und Spezialisierung des Handwerks, immer noch die Herstellung des gesamten Familienbedarfes an Nahrung, Kleidung, Schmuck des Hauses u. s. w. überlassen. Welch eine Arbeitsleistung, welche Umsicht, Tatkraft und Energie das unter Umständen darstellte, auch wo genügend Hilfskräfte vorhanden waren, und selbst in städtischen Haushalten — geschweige denn auf dem Lande, wo auch Garten- und Feldarbeit, sowie Viehwirtschaft dazu kamen —, davon kann man sich heute kaum eine richtige Vorstellung machen. Daß aber eine Frau, die so große, verantwortliche Aufgaben befriedigend löste, bei aller offiziellen wirtschaftlichen und gesetzlichen Abhängigkeit, innerlich und äußerlich doch leidlich fest in ihren Schuhen stehen und durch das, seinen wirtschaftlichen Leistungen durchaus entsprechende Maß ihrer Tätigkeit auch ihrem Ernährer und gesetzlichen Vormund gegenüber ihre Ebenbürtigkeit und kameradschaftliche Stellung mit Ehren behaupten konnte — das erscheint so selbstverständlich, daß derartige, auf ein harmonisches Gleichmaß gestellte Ehen vergangener Zeiten, wo es sich wirklich um zwei vollwertige Persönlichkeiten handelte, gewiß nicht seltene Ausnahmen von der Regel gewesen sind.

Trotz weit größerer sozialer und gesetzlicher Selbständigkeit, trotz mancher äußeren Freiheit erscheinen dagegen die „entlasteten" Ehefrauen einer späteren Zeit, die selbst keine Werte mehr schaffen konnten, weil ihnen durch die veränderte Produktionsweise ein Zweig der Hauswirtschaft nach dem anderen aus den Händen genommen wurde, die daher mehr und mehr zu bloßen Konsumentinnen herabsanken, in ihrer Stellung dem Gatten gegenüber benachteiligt und innerlich weniger frei. Die Frau der besitzenden Kreise wurde — je höher hinauf, je mehr — zur standesgemäßen Repräsentantin, zum kostspieligen Luxusartikel; die Frau der unteren und mittleren Stände, wenn sie nicht eigenes Vermögen oder einen eigenen Erwerb hat, beziehungsweise am Erwerb des Gatten beteiligt ist, zum unnützen Brotesser. Das tritt am empfindlichsten in den Jahren zu Tage, wo die Mutterschaft keine Anforderungen mehr an die Gattin stellt, wo mit der entschwundenen Jugend auch das Interesse an der eigenen Person, vor allem der äußeren

Selbstbildnis Rembrandts mit seiner Gattin.

(Nach einer Photographie von F. Bruckmann A.-G. in München.

Erscheinung, in den Hintergrund tritt, wo daher selbst die Vortäuschung einer nützlichen Beschäftigung im häuslichen Rahmen nur in beschränktem Maße möglich ist. Fehlen dann — was meist der Fall — auch die geistigen und sozialen Interessen, so fällt manche musterhafte Gattin und Mutter dem Fluch eines unnützen Lebens, das ein „früher Tod" ist, schon zu einer Zeit anheim, wo der berufstüchtige Mensch noch auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit steht. Es gibt kaum etwas Kümmerlicheres, Trostloseres, als die vielen „stillen Stunden" (Abb. 214) solcher versorgten Frauen des besseren Mittelstandes, die es „Gott sei Dank nicht nötig haben", sich ihren Unterhalt durch eigene Arbeit zu erwerben, und deren beschränkter Gesichtskreis ihnen nicht gestattet, sich in irgend einer gemeinnützigen Tätigkeit einen befriedigenden Wirkungskreis zu schaffen.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Frauen aller Stände, denen durch den raschen Umschwung in der Gütererzeugung sozusagen der Grund unter den Füßen weggezogen, die bisherige Berechtigung ihrer wirtschaftlichen Existenz vernichtet wurde, wenigstens in der Einbildung an der ehemaligen hohen wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Bedeutung der Hausfrauentätigkeit hartnäckig festhalten, trotzdem diese nach

Abb. 214. Stille Stunden. Nach einem Gemälde von W. Hammershoi.

und nach auf ein Mindestmaß beschränkt wurde — und daß die Männer aller Stände sie darin bestärken. Geschieht es doch aus einem ganz natürlichen, wenn auch mißverstandenen Selbsterhaltungstrieb, aus einer unbewußten Besorgnis der Frauen, das einzige, was ihrem Dasein bisher neben der Mutterschaft (aber mit ihr aufs engste verknüpft) Inhalt und Bedeutung gegeben, zu verlieren und aus der Besorgnis der Männer, mit den überflüssig gewordenen häuslichen Betrieben auch einen Teil des häuslichen Behagens und der lieben alten Gewohnheiten, oder zum mindesten die wohltuende Empfindung, Gegenstand und Mittelpunkt einer unablässigen Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu sein, aufgeben zu müssen. So kommt es, daß die Hausfrauenpflichten und -leistungen immer noch ein Ansehen genießen, ja künstlich zu einer Wichtigkeit aufgebauscht werden, die ihnen längst nicht mehr zukommt. Es ist sehr bezeichnend und entschieden ein Widerspruch gegen die Tatsachen der Gegenwart, daß auch die sozialpädagogischen Bestrebungen weiter Kreise gerade gegenwärtig so nachdrücklich auf eine gründliche hauswirtschaftliche Unterweisung der weiblichen Jugend gerichtet sind, wo es — im Vergleich zu früher — so wenig mehr zu unterweisen *gibt*, und wo auch dies wenige dem Bereich des häuslichen Betriebes langsam, aber sicher, zu entschwinden droht.

Häusliche Tüchtigkeit war aber ehedem nicht nur eine notwendige Eigenschaft, sie galt auch für eine hohe *Tugend* der Ehefrau. Und das war auch logisch insoweit durchaus berechtigt, als ein gesunder Rassetrieb sich die Moralbegriffe und sittlichen Ideale immer nach den jeweiligen sozialen Bedürfnissen gebildet, mit anderen Worten: immer das sozial Notwendige auch als sittliche Forderung erkannt hat. Das traf aber auf die Tugend der Häuslichkeit — das heißt der Vereinigung aller Interessen, Wünsche, Gedanken und Empfindungen der Ehefrau auf den engeren oder weiteren Bezirk ihrer eigenen wirtschaftlichen Tätigkeit — durchaus zu, wenn auch wohl der persönliche Wunsch und die persönliche Bequemlichkeit des Mannes bei Aufstellung dieses wie anderer weiblicher Tugendideale eine hervorragende Rolle gespielt haben mag. Auch heute spricht man wohl noch hie und da von „häuslichen Tugenden"; aber man versteht darunter mehr eine gewisse praktische Begabung, nützliche Fertigkeiten, die zum Behagen der Familie beitragen, aber nicht unerläßlich sind, und denkt nicht an Tugend in dem Sinn, etwa die menschlich-sittliche Persönlichkeit der Gattin danach zu beurteilen. Im Gegenteil — der moderne Mann aller Volkskreise betrachtet es heute schon als einen Mangel und als ein bedauerliches Armutszeugnis, wenn seine Gattin mit allen Interessen im Hause aufgeht und für nichts weiter Sinn und Verständnis hat.

Auch andere, im Rassebedürfnis und im natürlichen Vorteil des Gatten wurzelnde, früher für unantastbar gehaltene Haupttugenden der Frau als Gattin haben im Laufe der Zeit an Ansehen und Wert eingebüßt oder doch zum mindesten eine andere Beleuchtung und einen anderen, tieferen Sinn erhalten. Aus der langen Reihe dieser spezifisch weiblichen Tugenden: Treue, Keuschheit, Bescheidenheit, Demut, Gehorsam, Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung u. s. w., seien, um dies zu illustrieren, hier nur drei herausgegriffen,

durch welche das Gedeihen und die Höherentwicklung der Rasse so wesentlich mit bedingt wird, daß sie an sich gewiß einen Anspruch auf dauernden Wert erheben, daher ihre Bedeutung auch für das eheliche Verhältnis niemals verlieren können. — Das bekannte klassische Ideal der Gattinnentreue, Penelope (Abbildung 215), kann auch in dem Sinne als ein klassisches Beispiel gelten, als daran, wie kaum an einem anderen, der Umschwung der Anschauungen nach dieser Richtung ersichtlich ist.

Abb. 215. Penelope. Antike Skulptur.

Zwanzig Jahre harrt sie des Gatten in unwandelbarer Liebe, setzt — eine schwache Frau — einem Heer von Freiern hartnäckigen Widerstand, ihrer Brutalität weibliche List entgegen und verbringt ihr junges Leben in Leid und Einsamkeit, indessen er bei der schönen Göttin Götterfreuden genießt. Und wenn sie den endlich Heimgekehrten mit der Fülle der alten Liebe umfängt, da fragt weder sie, noch hält er es für nötig, ungefragt zu

bekennen, daß er nicht daran dachte, ihr die gleiche Treue zu bewahren. Das Verhalten des erfindungsreichen Odysseus und der klugen Penelope in dieser Lage kann geradezu als typisch für eine unabsehbare Reihe berühmter und unberühmter Ehepaare des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit gelten. Es beruht auf der Voraussetzung, daß eheliche Treue wohl unter allen Umständen von der Frau, nicht aber vom Mann zu fordern sei. Wohl strafte das Gesetz auch den Verführer, in barbarischen Zeiten sogar mit dem Tode; aber die Strafe bedeutete nicht sowohl eine Sühne für die Kränkung der eigenen Gattin oder die Verletzung der Sitte, als vielmehr für den Frevel, den der Betreffende an einem anderen *Mann*, dem rechtmäßigen Eigentümer der Mitschuldigen, beging. Diese Auffassung hat sich bis auf die Gegenwart erhalten; sie tritt sogar in den höheren Gesellschaftsschichten der meisten Kulturländer noch in der merkwürdigen Logik zu Tage, daß durch das Eigentumsvergehen der Dieb nicht seine eigene, sondern die Ehre des Bestohlenen verletzt, die dieser nur durch Blutvergießen — das Blut des Diebes oder sein eigenes — wiederherstellen kann. Der alte Kampf um das Weibchen in veränderter Gestalt, auf einer höheren Windung der Spirale!

Anderseits herrscht, wo es sich um den Treubruch des Gatten an der Gattin handelt, immer noch die weitestgehende Duldsamkeit. Die vor einigen Jahren von einer Wiener Zeitung veröffentlichten Antworten auf die Umfrage: „*Was tut eine Frau, wenn sie erfährt, daß ihr Gatte sie betrügt?*“ gibt ein ziemlich deutliches Bild von der moralischen Begriffsverwirrung der Durchschnittsfrauen und -männer in diesem Punkt. Die Mehrheit der Antwortenden empfiehlt: zu tun, als ob man nichts merkte, und dem Gatten seine Leibgerichte zu kochen, um seine Liebe wieder zu gewinnen; eine kleine Minderheit rät: Gleiches mit Gleichem vergelten. So kindisch und verwerflich dies letztere Mittel an sich erscheint, so verrät es immerhin ein gewisses ursprüngliches Gerechtigkeitsgefühl, ein dunkles Ahnen von einem künftigen ehelichen Verhältnis zwischen zwei wirtschaftlich und sittlich Gleichstehenden und gleich Verantwortlichen. Jedenfalls bereitet sich auch hier ein Wandel vor, und die moderne Auffassung von ehelicher Treue geht entschieden immer mehr dahin, daß ihr nur dann ein sittlicher Wert beigelegt werden kann, wenn sie auf Gegenseitigkeit und auf gleicher persönlicher Freiheit beruht; und daß durch ihre Außerachtlassung nur dort die Sittlichkeit verletzt wird, wo zugleich das Vertrauen und die Wahrhaftigkeit gegen den anderen Ehegatten verletzt wurde.

Die Forderung der *Keuschheit* der Gattin hat ihre eheliche Treue zur notwendigen Voraussetzung; aber sie geht nach zwei Richtungen noch über diese hinaus. Zunächst zeitlich auf das Vorleben der Gattin. Bei allen Kulturvölkern hatte und hat der Mann den Anspruch auf die körperliche Unberührtheit des Mädchens, das er zur Mutter seiner legitimen Kinder zu machen gedenkt. Wenn in den unteren Volksschichten, unter Sklaven und Hörigen, im Bauernstand und Proletariat eine sehr weitgehende Nachsicht in dieser Beziehung

herrschte und herrscht, und das Mädchen, das vor der Ehe Liebschaften unterhalten oder gar schon Mutter gewesen, als nicht weniger „heiratsfähig" gilt, als die Unberührte, so liegt das wohl weniger an einem höher entwickelten Gerechtigkeitssinn (an den Mann wurde der gleiche Anspruch ja nie erhoben) als an einer geringeren Empfindlichkeit und — an dem harten Muß. Ganz verschieden sind diesbezüglich die Ansichten in den übrigen Gesellschaftsklassen, im Bürgertum und in der Aristokratie. Jedenfalls gilt in den Augen des Kulturmannes die körperliche Jungfrauschaft der Erwählten bisher als ihr höchstes Gut, deren Verlust als eine Entwertung und Schmach, „über die kein Mann hinwegkann", und schon der leiseste Zweifel daran als schwere Beleidigung. Daß auch diese Anschauung — wie das ganze verwickelte System der doppelten Moral — im letzten Grunde nur in dem Wunsch möglichster Sicherung des Mannes in Betreff seiner gesetzlichen Nachkommenschaft, also in wirtschaftlichen Ursachen wurzelt, liegt auf der Hand.

Die Forderung unbedingter geschlechtlicher Enthaltsamkeit der Frau vor der Ehe hat aber ohne Zweifel auch jene landläufigen Irrtümer über das Geschlechtsleben des Weibes, die seltsame Vorstellung, daß die normale Frau so gut wie keine geschlechtlichen Bedürfnisse habe, hervorgerufen, die so lange als ein hoher sittlicher Vorzug betrachtet und darum auch von den Frauen selbst widerspruchslos angenommen und — häufig genug wider besseres Wissen! — bestätigt wurde: „die Vorstellung, daß das Weib den Wünschen des Mannes, auch wenn es liebt, nur wie ein Opfertier nachgibt (Lombroso); daß die geborenen tüchtigen Hausfrauen und Mütter nur ein geringes Verlangen nach dem Manne haben und mit der Gewährung der ehelichen Pflicht selbst dem Manne, den sie lieben, ein Opfer bringen (Jentsch); daß das Weib sich den Geschlechtstrieb nicht eingestehen kann, ohne seine Würde zu verlieren (Fichte), u. s. w."

Rosa Mayreder, die in ihrem tiefgründigen Buche „Zur Kritik der Weiblichkeit" die genannten Psychologen und Philosophen heranzieht, führt die seltsame Vorstellung auf die Männer mit der „starken Faust", die „herrischen Erotiker" zurück, die „mit der Hingebung nicht ein freiwilliges Geschenk, sondern lieber einen Tribut empfangen, den der Eroberer kraft seiner überlegenen Willensstärke erzwingt". Tatsächlich aber begegnet man auch bei den ritterlichsten, zartfühlendsten Männern derselben Ansicht. Es dürfte ihr daher wohl ebenso häufig ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl, ein unbewußtes Bedürfnis zu Grunde liegen, mit einer ganz verschiedenen Naturanlage des Weibes das vom Manne kraft seines wirtschaftlichen Übergewichtes eingeführte zweierlei Maß, das ihr völlige Enthaltsamkeit auferlegt, ihm jede Zügellosigkeit gestattet, zu rechtfertigen.

Daß das geschlechtliche Empfinden des Weibes im allgemeinen feiner und persönlicher ist als das des Mannes, erscheint schon naturgemäß begründet; daß es durch Erziehung und durch Anpassung an das weibliche Keuschheitsideal bei kühleren Naturen und bei geistig hochstehenden Frauen wesentlich abgeschwächt wird, in einem Ehebund, der nicht zugleich

ein Liebesbund ist, ganz versagt oder sich sogar in Widerwillen verwandelt — das alles mag häufig genug vorkommen. Im allgemeinen wird man aber nicht fehlgehen, wenn man die so häufig festgestellte oder zart angedeutete Empfindungslosigkeit der Frauen in dieser Beziehung auf Rechnung einer wohlerzogenen Heuchelei und Flunkerei zu Gunsten eben dieses Keuschheitsideals setzt. Daß die weibliche Würde, die um jeden Preis hochgehalten werden soll, dadurch in Wahrheit beeinträchtigt, die Frau selbst zum Lustobjekt erniedrigt wird — diese Anschauung als Ergebnis der freieren Stellung der Frau in und außer der Ehe, als Ausdruck eines natürlicheren, gesünderen Empfindens bricht sich aber mehr und mehr Bahn. Damit dürfte auch die bisherige einseitige und übermäßige Bewertung der körperlichen Unberührtheit der Frau einem feineren und tieferen Begriff der Keuschheit und einem annähernd gleichen Wertmaßstab für beide Geschlechter Platz machen, bei dem das körperliche Moment hinter dem geistig-sittlichen zurücktritt. Wie wir heute schon für den Selbstmord der schönen Lukretia (Abb. 216), die den ruchlosen Gewaltakt eines Schurken als unauslöschliche, nur mit dem Tode zu sühnende Schmach empfand, kein rechtes Verständnis mehr haben, so wird ein späteres Geschlecht in den Aussprüchen heutiger Philosophen, daß die Frau nur eine geschlechtliche Ehre, der Mann eine solche gar nicht besitze, nur den Niederschlag eines noch nicht überwundenen brutalen Barbarentums erblicken können.

Wenn man bisher dem weiblichen Geschlecht ein kämpfendes Heldentum niemals nachgerühmt hat, es im Gegenteil, wo sich etwa Spuren eines tapferen und kampfesfreudigen Wesens zeigten, als ein Versehen der Natur betrachtete, so war man umso williger, der Frau — zumal der Ehefrau — das duldende Heldentum der Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung als weibliche Tugend zuzuerkennen. Wo es sich bei der einzelnen bis zum Übermaß der Selbstaufopferung steigerte, war Mit- und Nachwelt ihres Ruhmes voll. Das ist auch durchaus verständlich und folgerichtig. Wuchs doch auch diese weibliche Tugend ganz direkt aus dem Boden der patriarchalischen Gesellschaftsordnung heraus — und war sie doch für den Gatten die bequemste von allen. „Das echte Weib ist groß im Dulden und Entsagen", „Das echte Weib muß schweigend Opfer bringen" — die naive Grausamkeit derartiger Grundsätze beginnt erst dem heutigen Geschlecht zum Bewußtsein zu kommen und wird erst von einem kommenden, auf veränderter wirtschaftlicher und sozialer Grundlage aufgewachsenen in vollem Umfange erkannt werden. Daß in einer Gesellschaftsordnung, die eine selbständige Persönlichkeit der Gattin weder wirtschaftlich, noch sozial, noch gesetzlich anerkannte, die freiwillige Entäußerung einer eigenen Meinung, persönlicher Wünsche und Hoffnungen, der eigenen menschlichen und weiblichen Würde selbst, als höchst lobenswert, eine bis zur Selbstvernichtung getriebene Aufopferung aber als der Gipfel edelster Weiblichkeit erscheinen mußte, ist ebenso selbstverständlich. Unzählige Male ist das Martyrium dieser Weiblichkeit auch künstlerisch verherrlicht worden; manche rührende Gestalt wird durch eine vollendete dichterische oder malerische Darstellung noch lange als Verkörperung eines versunkenen Frauenideals

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 216. Lukretia hält den Dolch, um sich zu töten.
Nach einem Gemälde von Palma Vecchio.

lebendig bleiben. Wenn man sich aber auch dem sittlichen Pathos eines freiwilligen Opfers, wie es etwa die „liebe Frau" des Armen Heinrich (Abb. 217) mit ihrem reinen Blut zu bringen willens ist, niemals wird entziehen können, wenn selbst das vielgeschmähte Käthchen von Heilbronn und ihre sklavische Ergebenheit für den „hohen Herrn" durch ihre schwärmerische Jugend und das romantische Milieu wenigstens deutschem Empfinden immer bis zu einem gewissen Grade verständlich bleiben wird, so hat schon die Gegenwart zum Beispiel für das typische Musterbild dieser Gattinnen-Märtyrerinnen, die in allen Sprachen besungene geduldige Griseldis — keine Geduld und keine

Sympathie mehr übrig. Von einer Zeit, die nicht nur vom Mann, sondern auch von der Frau, die gleich ihm in den Daseinskampf gestellt ist, die Behauptung der eigenen Persönlichkeit gebieterisch fordert, kann eine derartige bedingungslose Unterwerfung und Erniedrigung zum Spielball des Übermuts und der Prahlerei auch bei der Ehegattin nur als Charakterschwäche und Würdelosigkeit empfunden werden. Wohl macht das höher entwickelte Gemeinschaftsleben dem einzelnen eine größere Selbstlosigkeit, ein Aufgeben persönlicher Vorteile zu Gunsten der Gesamtheit häufig zur Pflicht und erklärt dem Egoismus im allgemeinen den Krieg — damit aber auch dem Egoismus des Ehegatten, der die schwersten Opfer der Gattin bisher im guten Glauben als selbstverständlich hinnahm.

An diesen Beispielen sollte nur andeutungsweise die allmähliche Wandlung der Anschauungen in Bezug auf die wünschenswerten sittlichen Eigenschaften der Frau als Gattin klar gemacht werden, eine Wandlung, die auf dem materiellen und geistigen Fortschritt der Welt und auf der beständigen unmittelbaren Wechselwirkung dieser beiden Umstände aufeinander beruht, und natürlich auch vor der Ehe nicht haltmachen kann. Aber erst wenn diese Wandlung sowohl in den wirtschaftlichen wie in den sittlichen Grundlagen der Ehe annähernd vollzogen ist, wird die gesetzliche Anerkennung und Festlegung des veränderten Verhältnisses folgen. Daß die Entwicklung noch nicht so weit gediehen ist, zeigt die gegenwärtige Stellung der Gattin und Mutter im Familienrecht fast aller Kulturstaaten, die zum Teil schon jetzt im schärfsten Widerspruch zu den tatsächlichen Verhältnissen steht. In manchen Punkten haben die Gesetzgeber allerdings bereits Zugeständnisse gemacht, wenn auch nur widerstrebend und Schritt für Schritt, und gewöhnlich erst auf die energischen Forderungen der Frauen selbst.

Aus der ehemaligen Geschlechtsvormundschaft längst befreit, im Erbrecht nicht mehr dem Bruder gegenüber benachteiligt, in Bezug auf ihre Person und ihr Vermögen vollkommen handlungsfähig, ist die Frau als solche dem Manne zivilrechtlich grundsätzlich schon völlig gleichgestellt. Nur im ehelichen Verhältnis wird der Grundsatz zu Ungunsten der Gattin durchbrochen. Wohl wurde die Gehorsamspflicht bei verschiedenen Gesetzesrevisionen neueren Datums ausgemerzt, bei anderen steht die Beseitigung dieser Bestimmung bevor; aber das ehemännliche Entscheidungsrecht — ein höflicheres Wort für dieselbe Sache — besteht als Überrest alter gesetzlicher Einrichtungen noch überall zu Recht. In allen das gemeinsame eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten hat gesetzlich der Mann allein zu verfügen, die Frau auch in ihrem häuslichen Wirkungskreis, als Inhaberin der sogenannten Schlüsselgewalt, bloß als von ihm Beauftragte, nicht etwa in einer gesetzlichen Anerkennung ihrer eigenen selbständigen Persönlichkeit in der Ehe. Die erfreuliche Tatsache, daß dieser Paragraph für die meisten Ehen nur auf dem Papier steht, beweist am deutlichsten, daß er veraltet, daher entbehrlich ist. Von viel größerer Bedeutung im praktischen Leben und von oft verhängnisvoller Tragweite ist eine andere gesetzliche Beschränkung der Ehefrau. Nach dem Deutschen Bürgerlichen Gesetz-

buch — das darin allerdings hinter den meisten anderen Kulturländern zurückgeblieben ist — steht dem Ehemann auch über das gesamte vor und während der Ehe erworbene Vermögen der Ehefrau (über das letztere jedoch nur, soweit es nicht durch ihre eigene selbständige Arbeit erworben wird) das alleinige Nutznießungs- und Verwaltungsrecht zu. Das bedeutet nichts anderes als daß die Gattin selbst dann noch wirtschaftlich vom Gatten abhängig und er ihr „Ernährer" bleibt, wenn es ihr *eigenes* Einkommen ist, von dem sie ernährt wird — also ein logisch und praktisch unhaltbarer Zustand. Die sich mehr und mehr einbürgernde Gepflogenheit, der Ehefrau vertragsmäßig die freie Verfügung über ihr Eigentum zu sichern, läßt eine Reform auch des gesetzlichen Güterrechts in diesem Sinne in absehbarer Zeit — wohl schon bei der ersten Revision des Bürgerlichen Gesetzbuches — erwarten.

Damit wäre jedoch nur für einen kleinen Teil der nicht erwerbstätigen Ehefrauen die wirtschaftliche Unabhängigkeit erreicht. Eine andere Forderung — zugleich der Gerechtigkeit und einer modernen Auffassung des ehelichen Verhältnisses — geht heute allgemein dahin, der Ehefrau, die im Geschäft

Nach „E. Liebermann, Der Arme Heinrich"

Abb. 217. Die „liebe Frau" des Armen Heinrich.

des Mannes tätig ist, den entsprechenden Geschäftsanteil, für ihre häusliche Tätigkeit aber unter allen Umständen einen bestimmten Prozentsatz des ehemännlichen Einkommens gesetzlich zu sichern. Diese häusliche Tätigkeit der Frau ist bisher wohl viel besungen, aber selbst wo sie noch eine höchst wertvolle produktive Leistung darstellte, niemals — bezahlt worden. Darin, und weil es unter dem Ernährergesichtspunkt einfach als selbstverständlich gelten mußte, daß auch die Arbeitskraft der Gattin, wie ihre ganze Person, oft bis zur äußersten Anspannung und auch in Bezug auf die Arbeitszeit unbegrenzt, restlos im Hause verbraucht wurde — darin mag es hauptsächlich liegen, daß diese Arbeit offiziell so gering bewertet, das heißt meist überhaupt nicht in Anschlag gebracht wurde. Mit der gesetzlichen Anerkennung des Rechtes der Frau auf eine Entlohnung ihrer Arbeit wird aber auch erst ihre gesetzliche Hörigkeit in der Ehe ganz beseitigt werden, eine Hörigkeit, die heute in der Kulturmenschheit in keinem anderen Verhältnis mehr vorkommt.

Als festeste Säule der patriarchalischen Sitte ist nach wie vor die ziemlich in allen Gesetzgebungen aufrecht erhaltene ausschließlich väterliche Gewalt über die in der Ehe erzeugten Kinder zu betrachten. Da durch sie vor allem die gesetzliche Stellung der Frau als Mutter gekennzeichnet wird, soll erst im nächsten Kapitel näher darauf eingegangen werden. Hier sei nur auf den Umstand hingewiesen, daß selbst in der Eigenschaft, in der nach landläufigen Begriffen die Frau ihre eigentliche Bestimmung, ihren Daseinszweck erfüllt, ihr das Gesetz die Anerkennung als selbständige Persönlichkeit noch durchweg versagt.

Das frühere englische Zivilgesetz begründete diese Stellung der Gattin ausdrücklich damit, daß sie mit geschlossener Ehe ihre eigene Individualität verlöre und in der des Mannes aufzugehen habe. Andere Gesetzgeber haben es nicht für nötig erachtet, den Gedanken so genau festzusetzen — in der Tat liegt er aber allen einschlägigen Bestimmungen zu Grunde und prägt sich wohl am deutlichsten in der allgemeinen, durch den Gebrauch — verschiedentlich, wie zum Beispiel in Deutschland, auch durch das Gesetz — bestätigten Sitte aus, daß die Gattin ihren Familiennamen abzulegen und den des Gatten anzunehmen hat. Handelt es sich hierbei im allgemeinen mehr um einen symbolisch bedeutsamen als für das praktische Leben wichtigen Akt, so kann die vom Gesetz gezogene weitere Folge: daß die Gattin auch ihre Nationalität und Staatszugehörigkeit verliert und durch die Ehe mit einem Ausländer selbst Ausländerin wird — auch wenn sie ihren Wohnsitz im eigenen Vaterland behält — von folgenschwerster praktischer Bedeutung für sie werden.

Wie auch auf diesem Gebiete die Sitte noch häufig über das Gesetz hinausgeht, zeigen u. a. die in den „guten Familien" allgemein gebräuchlichen Verlobungsanzeigen, in denen Herr und Frau X einerseits, Herr Y anderseits der Welt die erfreuliche Mitteilung machen, daß sich ihre Tochter mit Herrn Y, beziehungsweise daß dieser sich mit besagter Tochter Fräulein X verlobt hat, die Betreffende selbst sich jedoch zu der Angelegenheit (zu dem nach bisheriger Anschauung wichtigsten Schritt ihres Lebens) mit keiner Silbe äußert. Noch

charakteristischer ist die vornehmlich in Deutschland herrschende Sitte, zu dem Namen des Gatten auch dessen Beruf und Amtstitel auf die Gattin zu übertragen — eine Sitte, die fast wie ein Spott auf die bessere Hälfte des Gatten klingt, die es aus eigener Machtvollkommenheit bekanntlich nicht zu diesen Ämtern und Würden bringen könnten.

Trotzdem wird diese Sitte — wie andere auf der gleichen Linie — bei der großen Menge bestehen bleiben, solange das ihr zu Grunde liegende Gattenverhältnis bestehen bleibt, das heißt solange die soziale Stellung der Ehefrau nicht von ihren persönlichen Eigenschaften und Leistungen, sondern von der sozialen Stellung ihres Gatten abhängt, sein Rang und Ansehen auch dem unbedeutendsten Gänschen Rang und Ansehen vor der Welt sichern (Abb. 218). Mit einer veränderten wirtschaftlichen und ethischen Grundlage der Ehe werden auch diese veralteten gesetzlichen oder durch den Gebrauch geheiligten Formen bis auf den letzten Rest verschwinden.

Photogravüre im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Abb. 218. Bildnis des Giovanni Arnolfini und seiner Gattin Jeanne de Chenany.
Nach einem Gemälde von Jan van Eyck.

Daß wir diesem veränderten Zustand mit Riesenschritten entgegengehen, und daß die wirtschaftliche, soziale und geistig-sittliche Emanzipation der Frau auch der Ehefrau — und ihr vor allem — zu gute kommen muß, ist gewiß. Ob das eheliche Verhältnis in einer fernen Zukunft einer gesetzlichen Bindung wird entraten können, oder ob eine freie Vereinigung der Geschlechter zu dauerndem Bunde immer nur für geistig besonders hochstehende Menschen wünschenswert und möglich sein wird — das zu entscheiden, ist heute noch nicht

an der Zeit. Man wird zugeben müssen, daß ein folgerichtiges Durchdenken des Eheproblems, und daß auch die bisherige Entwicklung zu dem Resultat einer völlig freien, weder durch Gesetzeszwang noch durch wirtschaftliche Verhältnisse beeinflußten Ehe wenigstens in der Theorie führt. Jedenfalls aber sind die lebhaften Meinungsäußerungen über diesen Gegenstand insoweit noch verfrüht, als die freie Ehe heute für die Gesamtheit der Frauen — von der Nachkommenschaft gar nicht zu reden — kein Gewinn, sondern eine Schädigung sein würde, weil die Gesamtheit der Männer nicht die sittliche Reife, das nötige Verantwortlichkeitsgefühl dafür besitzt. Als Niederschlag eines von allen religiösen und Geschlechtsvorurteilen befreiten, gereifteren Volksbewußtseins kann sich aber auch die gesetzliche Regelung des ehelichen Verhältnisses in Zukunft nur in der Richtung einer *größeren persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit der Ehegattin* bewegen.

* * *

In unausbleiblicher Folge des Kulturfortschritts im allgemeinen und der Frauenbewegung im besonderen wird die Stellung der Gattin dem Gatten, der Welt und ihrem eigenen Selbst gegenüber eine völlig andere werden, als sie bisher gewesen ist, und zwar wird nicht nur die äußere Gestaltung, sondern auch das Wesen der Ehe sich wandeln.

Die besonders von wohlmeinenden Freunden der Frauenbewegung oft vertretene Ansicht, daß durch die materielle und geistige Hebung und Befreiung des weiblichen Geschlechtes das Verhältnis der Frau zu Gatten und Kindern sich wohl veredeln und vertiefen, im ganzen aber in alle Zukunft auf den bisherigen Voraussetzungen aufbauen würde — diese Ansicht ist nicht weniger irrig, als die von weltfernen Ideologen hie und da verbreitete: daß eine Rückkehr zu mutterrechtlichen Zuständen auf einer höheren Kulturstufe wünschenswert oder auch nur möglich sein könnte. Die materiell und geistig unabhängige Gattin wird nicht nur die altmodischen Bilder vom „Efeu und der Eiche", vom „unbeschriebenen Blatt" und ähnliche aus der Welt schaffen — auch andere Begriffe und Vorstellungen, die wir heute noch an das eheliche Verhältnis knüpfen, werden nach und nach in die Rumpelkammer wandern. Vor allem wird die Auffassung, daß die Frau als Gattin einen *Beruf*, sogar ihren einzigen, angestammten Beruf erfüllt, in dem Maße schwinden, als auch die Verheiratete einen besonderen Beruf, entsprechend ihren persönlichen Fähigkeiten, ausüben und als sie demgemäß erst wirklich berufen sein wird, dem Mann im höchsten, besten Sinne Lebensgefährtin zu sein. Daß sie das heute im allgemeinen noch nicht ist, vielleicht weniger sein kann als in früheren Zeiten, weil inzwischen sein geistiges Niveau sich unendlich erhöht, das ihre nach Möglichkeit niedergehalten, sein sozialer Sinn entwickelt, ihre Interessen auf Haus und Familie beschränkt blieben — das kann, trotz aller wertvollen Errungenschaften auch für das Leben der Frau, kann bestritten werden.

Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes zur Ehe, von der gegenwärtig

so viel die Rede ist, war ehedem bei dem einfacheren Gefüge des Familienlebens, bei der in der Produktionsweise begründeten natürlichen Arbeitsteilung, bei der üblichen Vereinigung von Heim und Arbeitsstätte, sehr viel leichter als heute bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Menschen, trotzdem die Gattin heute viel weniger Positives zu leisten hat. Und diese Erziehung wird — ob sie im Hause selbst oder in besonderen Haushaltungs- und Mütterschulen erfolgt — umso unzulänglichere Ergebnisse liefern, je mehr sie dem bisherigen, innerlich bereits überlebten Verhältnis Rechnung trägt,

Abb. 219.
Herr und Frau Curie, die Erfinder des Radiums, bei gemeinsamer Arbeit.

je ängstlicher sie auf Formen zugeschnitten wird, die dem veränderten Inhalt nicht mehr entsprechen. Man möchte fast sagen — so befremdend es klingen mag —, daß der ärgste Mißgriff bei der Erziehung zur Ehe der ist, daß eine solche beabsichtigt wird, lediglich auf die Möglichkeit hin (von einer Wahrscheinlichkeit kann man heute kaum mehr sprechen), einen Gatten und Ernährer zu finden, an dem die erworbenen Koch- und Haushaltskünste verwertet werden können. Für den Gatten, der im Kampf um das tägliche Brot steht, wird die berufstüchtige, miterwerbende Gattin, für den geistig Schaffenden die verständnisvolle, gleichstrebende Mitarbeiterin die sehr viel wünschenswertere Lebensgefährtin sein als die „Ehefrau im Hauptberuf", deren häusliche Leistungen durch die moderne Technik und Industrie schon so gut wie entbehrlich geworden sind, die also im Grunde materiell und geistig immer nur Nehmende, nicht mehr Gebende sein kann, wenn sie auch in ge-

schäftigem Müssiggang den umständlichen Apparat des kostspieligen häuslichen Kleinbetriebes immer noch aufrecht erhält. Die beste Erziehung zur Ehe im modernen Sinn wird daher die sein, welche die Frau nicht mehr auf den Mann, sondern auf die eigene Kraft, wirtschaftlich und geistig auf eigene Füße stellt, einen möglichst tüchtigen, unabhängigen Menschen aus ihr macht. So nur wird sie den neuen Forderungen gerecht werden können, die eine neue Zeit an die verantwortliche Persönlichkeit der Gattin und Mutter stellt, so aber auch nur das, was ewig und unveränderlich im tiefsten Wesen des ehelichen Verhältnisses begründet ist, immer klarer und bewußter als bewegende Kraft zur Aufwärtsentwicklung der Menschheit erkennen und nützen lernen.

Der allmächtige Schöpfertrieb, der den Mann zum Weib und das Weib zum Manne zieht, damit aus ihnen ein Neues hervorgehe und sie in ihm weiterleben, er wird sich mit dem wachsenden Persönlichkeitsbewußtsein der Frau immer mehr individualisieren, nicht nur bei ihr, sondern auch bei dem Mann, ihrem Sohn. Mit immer feineren Fühlfäden begabt, werden sich die zueinander gehörenden Hälften, die nach Plato erst den ganzen Menschen bilden, und die bis jetzt im Labyrinth des Lebens meist vergeblich nach einander suchten, in Zukunft sehr viel häufiger finden, und einmal gefunden, werden sie aus innerstem, persönlichem Bedürfnis als Ganzes vereint bleiben, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen, vereint nicht nur zu gemeinsamen Freuden und Genüssen, wie es unsere Kunstbeilage „Selbstbildnis Rembrandt mit seiner Gattin" veranschaulicht, für die kurzen Stunden eines flüchtigen Liebesglückes, sondern vereint und innerlich eins auch in dem, was dem Dasein des einzelnen den eigentlichen Zweck und Inhalt gibt — in der Arbeit (Abb. 219).

Gewiß wird, wie von jeher, auch künftig die Macht der Stunde junge Herzen zueinander führen; zu dauernder Gemeinschaft aber werden sich mehr und mehr nur diejenigen entschließen, die gleiche Interessen, gleiches Streben, eine gleiche Weltanschauung verbindet. Die richtige Monogamie, der unlösliche Lebensbund des einen Mannes mit dem einen Weibe, ist nicht auf ein schwächeres, nur auf ein verfeinertes Liebesempfinden gegründet; sie wird aber als Regel — nicht nur als Ausnahme wie heute — erst auf einer Entwicklungsstufe möglich sein, wo Mann und Frau als völlig Gleichwertige und Gleichberechtigte nebeneinander stehen.

Nächst dem Fortpflanzungstrieb ist es der Trieb, das Geschaffene und einander mit Sorge und Liebe zu umgeben, zu schützen, zu behüten, auf dem das eheliche Verhältnis seinem innersten Wesen nach beruht. Dieser ursprünglich nur dem Weibe eigene Trieb ist durch sie auch auf den Mann übergegangen und wird als seine „Ritterlichkeit" jenem hilfreichen, schützenden mütterlichen Instinkt der Frau gerne gegenübergestellt. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand — ich liebte sie um ihres Mitleids willen", läßt der große Seelenkenner Shakespeare seinen Othello das menschlich schöne Gefühl charakterisieren, das neben der unmittelbaren geschlechtlichen Anziehung und

über sie hinaus den Beziehungen von Mann und Frau zu Grunde liegt. Ist dieser hilfreiche Sinn beim Mann im allgemeinen auf die Jahre eines jugendlichen und gereiften Kraftbewußtseins beschränkt, wie er sich auch naturgemäß in einer größeren Tatkraft und Kraftentfaltung äußert — so bleibt er in der Frau meist bis zum letzten Atemzug lebendig und tritt in einem Alter, wenn andere Stimmen schweigen, wenn der engere oder weitere Kreis der sonst von ihr Umsorgten und Behüteten sich lichtet, noch als ein richtig mütterliches Empfinden dem Gatten gegenüber zu Tage. Auch diese weiblich-zarteste Note in dem ehelichen Verhältnis wird umso voller und reiner erklingen, umso tiefere und innigere Empfindungen auslösen, je weniger dabei äußere, unwesentliche oder gar störende wirtschaftliche Beweggründe mitklingen, je weniger eine persönliche Abhängigkeit und Dienstbarkeit der Gattin vom Gatten mit im Spiele sein kann.

Als einer natürlichen rückschrittlichen Erscheinung gegenüber der auf der ganzen Linie unaufhaltsam vordringenden Frauenbewegung begegnet man in jüngster Zeit häufig der Anschauung, daß die Frau an sich nichts ist, daß sie ihre Bedeutung und ihren Wert erst durch den Mann empfängt und daß auch etwa in ihr schlummernde Kräfte und Fähigkeiten erst durch ihn freigemacht werden können. Diese Anschauung, die der Frau ein menschliches Persönlichkeitsrecht nicht zuerkennt, ihr ganzes Sein und Wesen und ihre Daseinsberechtigung lediglich aus den falsch aufgefaßten Vorgängen der Fortpflanzung begründet, zu widerlegen, erübrigt sich angesichts der wertvollen Leistungen der Frauen auf allen Gebieten des modernen Lebens umsomehr, als sie, unter demselben Gesichtspunkt auf den Mann angewandt, die logische Folge ergeben würde, daß dann sein Daseinszweck ja auch ausschließlich in dieser Auslösung der weiblichen Kräfte bestünde — eine Auffassung, deren Widersinn auf der Hand liegt.

In einer gewissen Begrenzung aber wird man dem Gedanken — und zwar selbstverständlich in seiner Anwendung auf beide Geschlechter — eine Berechtigung und tiefe Wahrheit doch zuerkennen müssen: erst durch die Ehe, durch die dauernde innigste Gemeinschaft mit dem Mann kann die Frau sich zum Vollmenschentum erheben, alle Seiten des eigenen Wesens natürlich entwickeln und zum richtigen Verständnis seines Wesens gelangen.

Durch den steten täglichen Vergleich ihrer weiblichen Anschauungsweise mit seiner männlichen Auffassung aller Lebenserscheinungen kann sie erst ein von aller Einseitigkeit freies, sicheres Urteil darüber gewinnen, ein umso freieres und sichereres, je weniger sie durch wirtschaftliche und geistige Abhängigkeit vom Gatten in Gefahr gerät, ihr Urteil — wie heute noch so oft — ausschließlich nach dem seinen zu bilden. Und erst in den Augenblicken des höchstgesteigerten Lebensdranges, wenn sie sich ganz eins fühlt mit dem Gatten, wird sich ihr auch der innige Zusammenhang des einzelnen Geschöpfes mit dem All offenbaren. Im Mann erst kann sich das Weib, wie im Weibe erst der Mann vollenden, zum ganzen Menschen werden.

Und darum sind Mann und Weib aufeinander angewiesen — nicht

bloß um des Fortpflanzungszweckes, auch um der Höherentwicklung des einzelnen Individuums willen. Einander ergänzende Gefährten im vielgestaltigen schaffenden Leben, Gefährten auch angesichts der rätselvollen Macht, der weder Mann noch Weib entrinnt — Bartholomé zeigt in seinem berühmten, hier wiedergegebenen Grabdenkmal (Abb. 220), wie sich auch im Zeichen des Todes das Weib hilfesuchend auf die kräftigen Schultern des Mannes stützt — je gleichwertiger sie nebeneinander im Kampfe stehen, desto leichter und fröhlicher werden sie beide, Leben wie Tod, überwinden.

Photographieverlag des Kunstsalons Keller & Reiner in Berlin W. 35

Abb. 220. Detail vom Grabdenkmal „Aux Morts“ im Pariser Friedhof Père-Lachaise.
Von A. Bartholomé.

Abb. 221. Hausaufgaben. Nach einem Gemälde von H. Jamet.

Elftes Kapitel.

Das Weib als Mutter.

Von Marie Stritt in Dresden.

Der Mensch, das höchstentwickelte aller Lebewesen, ist bei seiner Geburt das hilfloseste, er bedarf auch am längsten des mütterlichen Schutzes und der mütterlichen Pflege und würde, sich selbst überlassen, unfehlbar zu Grunde gehen, nicht nur während der Säuglingsperiode, wo er auf die mütterliche Nahrung angewiesen ist, sondern während der ganzen ersten Kindheit, jedenfalls in den ersten fünf bis sechs Lebensjahren. So ist die Menschenmutter schon durch die Natur in viel höherem Maße durch die Mutterschaft belastet und gebunden, als jedes andere weibliche Tier. In dieser natürlichen stärkeren mütterlichen Belastung haben wir aber die Hauptursache und die ursprünglich treibende Kraft der Zivilisation, sowohl in technisch-gewerblicher wie in sozial-sittlicher Beziehung zu erblicken. „Der mütterliche Trieb," sagt Charlotte Perkin-Stetston in ihrer von mir ins Deutsche übersetzten Schrift „Women and Economics": ‚Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung', „ist die Kraft, auf die in der Welt nicht nur die Liebe, sondern auch alle menschliche Tätigkeit zurückzuführen ist. Die unermüdliche Befriedigung dieses Triebes, des mütterlichen Verlangens, für die Jungen zu sorgen, hat zuerst alle jene Fertigkeiten und Betriebe entwickelt, auf denen sich unser Kulturleben aufbaut. Während der männliche Wilde noch als einfacher Jäger und Fischer die männlichen Angriffstriebe und zerstörenden Kräfte in ursprünglicher, primitiver Weise betätigte, bildete die weibliche Wilde in ebenso natürlicher Weise die erhaltenden Instinkte der weiblichen Natur aus. Sie sammelte und bewahrte die Nahrung für ihr Kind auf, wie schon die Keimzelle

die Nahrung an sich zieht und sie, dem dunklen Naturtriebe folgend, sammelt und aufbewahrt. Wie sie in unbewußter Erfüllung ihrer natürlichen mütterlichen Pflichten das Ungeborene in ihrem Schoß geliebt, eingehüllt, geborgen hatte, so hüllte sie später das Kind in Kleider und baute ihm ein schützendes Dach in unbewußter Betätigung des gleichen natürlichen Instinktes. Der mütterliche Trieb ..... ist die eigentliche Quelle aller produktiven Kraft, die stärkste Strömung in unserer sozialen Entwicklung." Ebenso haben wir in dem Verhältnis von Mutter und Kind den Ursprung jedes persönlichen Sympathiegefühls, das „den Menschen zum Menschen gesellt", zu suchen, die Wurzel auch des erweiterten Gemeinsamkeitsbewußtseins, aller Nächsten- und Fernstenliebe — die unversiegbare Kraft und Segensquelle für das einzelne Individuum wie für die Welt (Abb. 222).

Als unter den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen der patriarchalischen Gesellschaftsordnung der Mann zum eigentlichen Träger der Zivilisation, zum Führenden auch auf den bisherigen Arbeitsgebieten der Frau wurde und — seiner aktiveren, energischeren, beweglicheren Natur gemäß — diese Arbeit immer mehr spezialisierte und auch die ursprünglich weiblichen Betriebe zu einer ungeahnten Vollkommenheit entwickelte, wurde die freie, direkte Betätigung der mütterlichen Kräfte für die Welt immer mehr zurückgedrängt und auf den engen Kreis der Familie und des Hauses beschränkt. Durch diesen blieb sie aber doch immer indirekt auch für die Allgemeinheit wirksam. In ihrer Eigenschaft als Mutter ist der Frau unter allen Verhältnissen ein bestimmender Einfluß auf die Geschicke der Völker und der Menschheit gegeben. Und dieser Einfluß, die unermeßliche Bedeutung der Mutterschaft für den einzelnen wie für die Welt ist — ungeachtet der untergeordneten Stellung der Mütter in der menschlichen Gesellschaft — zu allen Zeiten erkannt worden, nicht immer vollbewußt, immer aber als eine Macht, der sich auch der Stärkste nicht entziehen kann. Wohl spielen dabei auch heute noch die an die Mutterschaft als ewige Lebensquelle geknüpften Vorstellungen von geheimnisvoll waltenden schöpferischen Kräften hinein, noch etwas von dem einfachen Ahnenkult unserer ältesten Vorfahren, aus dem ursprünglich alle religiösen Vorstellungen sich entwickelten; aber auch für die zu vollem, klarem Bewußtsein erwachte Menschheit, für den von allen geheimnisvollen Vorstellungen befreiten unabhängigen Geist bildet die Ehrfurcht vor der Mutterschaft, die Unerschöpflichkeit und Heiligkeit der Mutterliebe einen der festen Grundpfeiler, auf denen sich auch die moderne sittliche Weltanschauung aufbaut.

Im Hinblick darauf erscheinen die zum Teil schon im vorigen Kapitel erwähnten, von dem patriarchalischen Familienverhältnis untrennbaren Widersprüche und verhängnisvollen Zwiespalte im Leben der Frau nebensächlich und belanglos im Vergleich zu dem tiefgehenden Widerspruch, der zwischen dieser allgemeinen Verherrlichung der Mutterschaft und ihrer bisherigen geringen sozialen und gesetzlichen Anerkennung besteht, zwischen dem tausendfach besungenen und gepriesenen Idealbild der Mutter und dem unfreien, rechtlosen Hilfswesen zur Fortpflanzung der Gattung, das sie nach

Gesetz und Sitte in der menschlichen Gesellschaft repräsentierte. Am deutlichsten tritt dieser Widerspruch im christlichen Marienkultus zu Tage, der einerseits die Mutterschaft in Gestalt der Himmelskönigin (Abb. 223) mit der höchsten Glorie umkleidet, anderseits im Glaubenssatz von der jungfräulichen Empfängnis die Verachtung der menschlich natürlichen Vorgänge und Voraussetzungen dieser Mutterschaft zum Ausdruck bringt. Es erscheint darum auch durchaus verständlich, daß angesichts dieses so verschieden zu deutenden Symbols die Meinungen über die Stellung, die das Christentum im Vergleich zu der heidnischen Welt der Frau und Mutter anweist, so grundverschieden, ja einander direkt entgegengesetzt sind. Die einen berufen sich auf die Verherrlichung, die anderen auf die Verachtung — und beide Parteien haben recht. Aber wie die unvereinbaren Widersprüche in dem Symbol nur gelöst werden, wenn an Stelle der Gottesmutter die schlichte Gestalt der leidensvollen Menschenmutter tritt, so werden auch tausend Widersprüche, die bisher und heute noch an die Mutterschaft geknüpft werden, erst verschwinden, wenn die Frau in und außerhalb ihres mütterlichen Wirkungskreises als *vollberechtigte, selbständige menschliche* Persönlichkeit anerkannt ist.

Nach einer Photographie des Kunstverlags Keller & Reiner in Berlin.

Abb. 222. Mutterschaft. Von Constantin Meunier.

Es scheint, daß die Zeit für diese gewaltigste Umwandlung der Gesellschaft nicht mehr ferne ist. Mit ihr wird aber nicht nur eine neue Zeit für die Mütter der Welt anbrechen, sie wird auch ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten für die Kinder dieser Mütter, für die Rasse eröffnen. Im Gegensatz zu der kulturfördernden Wirkung, die sich aus der natürlichen Belastung der freien Mutter durch die Mutterschaft ergab, hat nämlich die Stellung der Frau und Mutter innerhalb der Zivilisation die Mut-

terschaft und dadurch auch die Entwicklung der Rasse sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung eher beeinträchtigt als gefördert; mit der steigenden Kultur mußten sich sogar auch ihre Leiden und Unzulänglichkeiten steigern, so daß man heute mit einem gewissen Recht von einer entarteten Mutterschaft sprechen kann. Dies ist eine in der Entwicklung selbst begründete Erscheinung und eine höchst bedeutsame Beleuchtung für die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage — weh' dir, daß du ein Enkel bist!"

Durch die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die anfangs zur Gewinnung des Mannes für die Kultur notwendig war, durch die dauernde und immer ausschließlichere Beschränkung auf ihre Gattinnen- und Mutterpflichten, das heißt auf ihre Geschlechtsaufgaben, wurde die Kulturfrau selbst übermäßig als Geschlechtswesen ausgebildet und übertrug naturgemäß diese übermäßige geschlechtliche Ausbildung und geschlechtliche Belastung auch auf die Nachkommenschaft. Außerhalb des Kampfes ums Dasein gestellt, mußten alle anderen, allgemein menschlichen Leistungen der Frau, körperliche, wie geistige, hinter den geschlechtlichen, beziehungsweise mit ihrer Geschlechtsaufgabe zusammenhängenden zurücktreten und — da Organe, die nicht geübt werden, mit der Zeit verkümmern — auch die körperliche und geistige Entwicklung der Frau sich dieser einseitigen Betätigung ihrer Fähigkeiten anpassen. Es beruht daher auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung, wenn man eine angebliche Unfähigkeit der Frau für allgemein menschliche Kulturarbeit mit dem Hinweis auf die Aufgaben der Mutterschaft zu erklären sucht. Nicht weil etwa die Mutterschaft alle körperlichen und geistigen Kräfte der Frau aufsaugte, ist sie unfähig für andere Leistungen, sondern weil ihr durch die patriarchalische Gesellschaftsordnung andere Leistungen verwehrt wurden, hat sie ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten auf die Mutterschaft und die damit zusammenhängenden Aufgaben konzentrieren müssen.

Diese einseitige Entwicklung hat in unseren Tagen ihren Höhepunkt erreicht, sogar schon überschritten. Bis zu welchem Grad ein Verhältnis entartete, dessen natürliche Voraussetzung Gesundheit, Kräfteüberschuß, höchste Lebensfülle ist, bis zu welchem Widersinn die Theorien führen konnten, die der geistreiche Franzose in das bekannte Wort zusammenfaßte: „La femme, c'est le sexe" (Das Weib ist das Geschlecht), erhellt aus dem ebenso bekannten Ausspruch eines berühmten deutschen Frauenarztes (Professor Runge), der in einer vielbesprochenen populärwissenschaftlichen Schrift in allem Ernst die Ansicht vertritt, „das Leben des Weibes ist Schwangerschaft und Wochenbett". Es war daher nicht nur im Interesse der Mütter, sondern auch im Interesse der Rasse höchste Zeit, daß die wirtschaftliche und geistige Entwicklung diesem unnatürlichen Zustand ein Ende bereitete, indem sie die Frau durch die veränderte Produktionsweise wieder in den Kampf ums Dasein mitten hineinstellte und sie ihre persönlichen Kräfte wieder brauchen lehrte. Das wird, ungeachtet aller, lediglich durch das Ungewohnte zu erklärenden gegenteiligen

Befürchtungen und Prophezeiungen, ihrer Mutterschaft und Mütterlichkeit nicht nur keinen Abbruch tun, sondern sie mehr als je zuvor dafür befähigen und tüchtig machen.

Zunächst in Bezug auf die körperlichen Leistungen. Es ist eine bekannte und vielbeklagte Tatsache, daß die physiologischen Erscheinungen, die der Geburt eines neuen Weltbürgers vorangehen, sie begleiten, ihr folgen, bei

Abb. 223. Madonna della Seggiola. Nach einem Gemälde von Raffael.

der Kulturfrau immer mehr als krankhafte Störungen auftreten, und zwar in umso höherem Grade, je mehr ihr die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Gatten eine alleinige Ausbildung auf den sogenannten Mutterberuf gestatten — während die hart arbeitende Landfrau, selbst die unter den ungünstigsten hygienischen Bedingungen lebende Industriearbeiterin die Beschwerden der Schwangerschaft und jungen Mutterschaft verhältnismäßig viel weniger empfindet, und während dieselben Vorgänge bei den Frauen der wilden Stämme kaum als vorübergehende Belästigung, geschweige denn als ernstliche Beschwerden oder gar Störungen angesehen werden können. Nach Berichten von Reisenden soll es durchaus nicht selten vorkommen, daß

die junge von den Wehen überraschte Wilde ihr Kleines auf freiem Felde zur Welt bringt und wohlgemut selbst nach Hause trägt. Die zunehmende Unfähigkeit der Kulturfrauen, die einfachste aller Mutterpflichten zu erfüllen, ihre Kinder selbst zu stillen, ist ein weiterer Beweis dafür, wie wenig die Beschränkung der Frau auf ihren Geschlechtszweck gerade diesem Zweck dienlich und förderlich gewesen ist. Als Kind von jeder gesunden Leibesübung, von den wilden Spielen der Brüder, ihrem fröhlichen Herumtollen, Springen, Klettern in frischer Lust ausgeschlossen, weil es als „unweiblich" galt und weil die künftige Hausfrau und Mutter vor allem „häuslich" sein mußte, als heranwachsendes Mädchen in die denkbar ungesundeste, auf die spätere geschlechtliche Anlockung des Mannes berechnete Kleidung gezwängt, als erwachsener Mensch auf den geschäftigen Müßiggang der wohlerzogenen Haustochter, auf ein dilettantisches Spielen mit geselligen Künsten angewiesen, in den Jahren der frischesten Kraft, wo alle Triebe des Leibes und der Seele nach Betätigung und Befriedigung drängen, wo der junge Mann sein Leben in frohem Streben, in der Vorbereitung für einen selbstgewählten individuellen Beruf, seinen individuellen Fähigkeiten gemäß, gestalten darf — in dieser Zeit zu dem passiven, nervenlähmenden „Warten auf den Mann" verurteilt, von dessen Belieben überhaupt erst die Möglichkeit der Erfüllung ihres „natürlichen Berufes" abhing, des einzigen, der für sie in Betracht kam, zu dessen Erlangung sie aber selbst keinen Schritt tun durfte, sogar ihr natürliches Verlangen danach ängstlich verbergen mußte — — auf diese Weise haben sich unzählige Geschlechter von „Töchtern aus guter Familie" auf die Mutterschaft vorbereitet.

Die Töchter des handarbeitenden Volkes konnten sich wohl in mancher Beziehung freier entwickeln, im allgemeinen auch geschlechtlich natürlicher ausleben, auch wurde ihr Körper in der schwereren häuslichen oder Erwerbsarbeit abgehärteter und leistungsfähiger; aber auch ihre Arbeits- und Lebensbedingungen waren und sind zum Teil noch die denkbar ungünstigsten. Zieht man außerdem noch in Betracht, daß die Mädchen und Frauen aller Stände weder eine allgemein hygienische noch eine geschlechtliche Belehrung und Aufklärung über die wichtigsten natürlichen Erscheinungen und Vorgänge empfingen, von denen Leben und Gedeihen der Rasse abhängt, daß sie in völliger Unwissenheit auch über ihre mütterlichen Aufgaben und ohne jede Vorbereitung in den angestammten Frauenberuf eintraten — so kann es kaum wundernehmen, daß die körperliche Eignung der Frau zur Mutterschaft nicht nur mit den übrigen Kulturerrungenschaften nicht Schritt gehalten hat, sondern sogar im Vergleich zu der körperlichen Leistung der Wilden, der Barbarenmutter, einen bedenklichen Niedergang zeigt.

Auf diesen früheren Entwicklungsstufen standen die Mütter des Menschengeschlechtes den Vätern weder an Körpergröße noch an Körperkraft nach. Wie sie die Nahrung für sich und für ihre Kinder herbeischafften und für sie auf Beute ausgingen, so verteidigten sie diese Kinder und ihre Höhle oder Hütte gegen die Angriffe wilder Tiere und feindlicher Stämme und nahmen wohl

auch an den Kriegs- und Raubzügen des eigenen Stammes teil (Abb. 224). Die „Schutzbedürftigkeit des Weibes", die sie dem Kinde gleichstellt, das sie zu schützen von der Natur bestimmt war, ist durchaus eine Errungenschaft der Zivilisation und der patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Gewiß waren die Aufgaben der Mutterschaft auf niedrigeren Entwicklungsstufen sehr viel einfachere — aber die Mütter waren ihnen kraft ihres Instinktes g e w a c h s e n, während sie sich ihnen, je mehr der Instinkt durch die Kultur verloren ging, immer weniger gewachsen zeigten. Die Erkenntnis aber, die auf allen anderen Gebieten an Stelle des Instinktes trat, mußte auf diesem, bei den wirtschaftlich abhängigen und geistig unmündigen Müttern, versagen.

Die Unzulänglichkeit der Mutterschaft tritt noch fühlbarer da hervor, wo der Instinkt überhaupt nicht in Frage, wo es einzig und allein auf die Erkenntnis ankommt — in der mütterlichen E r z i e h u n g. Wie schwierig, fast unmöglich es für die Durchschnittsmutter, das heißt für diejenige ist, die nicht durch außergewöhnliche Intelligenz und Charakter ersetzt, was die Erziehung an ihr selbst versäumte, ihren Kindern, besonders den Söhnen, die berufene Führerin durch das vielgestaltige moderne Leben mit seinen Irrungen, Kämpfen und Gefahren zu sein — das ist in den letzten Jahrzehnten so allgemein erkannt, so unbestritten von allen Seiten ausgesprochen worden, daß es sich erübrigt, die Tatsache mit den jedermann geläufigen Beispielen aus dem täglichen Leben zu illustrieren. Und zwar erübrigt es sich umsomehr, als es unter den bisherigen Verhältnissen durchaus selbstverständlich war. Von der Frau, die „ins Haus gehörte", die durch Erziehung und Sitte den Wirklichkeiten des Lebens außerhalb des Hauses nach Möglichkeit ferngehalten wurde, war gar nichts anderes zu erwarten. Die Welt draußen schritt unaufhaltsam vorwärts — i h r e Welt, das Haus, die Familie, wurde von diesem Fortschritt kaum berührt. So wurde die Kluft, die sie von dem geistigen Leben ihrer männlichen Zeitgenossen — auch der eigenen Söhne — trennte, immer größer. Den Töchtern konnte sie bestenfalls dieselbe mangelhafte Vorbereitung für ihre spätere Lebensstellung angedeihen lassen, die sie selbst empfangen hatte; die Söhne

Copyright 1902.

Nach einer Photographie des Kunstverlags Keller & Reiner in Berlin.

Abb. 224. Barbarenmutter.
Von Stephan Sinding.

kamen aber schon in sehr jungen Jahren in die Lage, mit der unwissenden, für ihren Bildungsgang verständnislosen Mutter die fatale Nachsicht üben zu müssen, die sicherlich öfter, als man anzunehmen pflegt, den Grund zu der späteren Mißachtung des Mannes für das weibliche Geschlecht im allgemeinen gelegt hat. Hinter dem kindlich grausamen „Mama, das verstehst du nicht" des jungen Gymnasiasten bergen sich manchmal die schwersten Zwiespalte für die wohlbehütete bürgerliche Mutterschaft, die auf einer tieferen gesellschaftlichen Stufe wohl rohere Formen annehmen, aber kaum schmerzlicher empfunden werden. Auch der Mann aus dem Volke wird von Jugend auf gewöhnt, in der Frau — auch in der Mutter — das untergeordnete Wesen, die Haussklavin zu sehen; aber sein geistiges Niveau ist von dem ihren nicht durch eine so weite Kluft getrennt, wie es in den Kreisen der sogenannten Intelligenz der Fall ist. Und welch ein Widerspruch auch hier zwischen Theorie und Praxis! Die Tochter gebildeter Stände lernte schon in der Elementarschule Cornelia, die Mutter der Gracchen, als Musterbild edler Mütterlichkeit verehren. Dieselbe Schule aber tat — im Einklang mit der übrigen Mädchenerziehung — alles, um sie dieser charaktervollen, selbständigen, stolzen Mutter so unähnlich wie möglich zu machen!

Die neue Zeit hat auch auf diesem, nicht nur einem gesunden Fortschritt, sondern auch der Kritik entzogenen Gebiet einen Wandel, vor allem die Erkenntnis gebracht, daß die alte, fadenscheinige Weisheit: „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" kaum irgendwo so wenig angebracht ist, so verhängnisvoll werden kann, wie hier. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung, die aus Abstammungslehre und Vererbungstheorie gezogenen rassenhygienischen Folgerungen einerseits, die moderne Frauenbewegung mit ihrer Lehre von der freien Persönlichkeit der Frau, mit ihrer Forderung einer gleichwertigen Bildung für das weibliche Geschlecht andererseits, brachten die Notwendigkeit einer körperlichen und geistigen Regeneration des Müttermaterials immer weiteren Kreisen und schließlich auch den Staatsgewalten zum Bewußtsein. Reformen in der weiblichen Erziehung, in der sozialen Gesetzgebung, in der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, an die man vor dreißig Jahren noch nicht oder doch nur in Gestalt von frommen Wünschen dachte, sind heute schon erfreuliche Tatsache geworden; weitergehende Forderungen können mit Sicherheit auf Unterstützung und Erfüllung rechnen. Die Bestrebungen für hygienische Aufklärung, für Reform der Frauenkleidung, die allgemeine Beteiligung der Frauen an allen Arten von Sport, der dadurch geförderte Selbständigkeitsdrang unserer jungen Mädchen, vor allem aber die außerordentlich zunehmende direkte Beteiligung der Frauen am Erwerbs- und öffentlichen Leben, wie am Geistesleben ihres Volkes in Kunst und Wissenschaft — alles läßt darauf schließen, daß schon die nächsten Frauengenerationen ihren mütterlichen Aufgaben nach allen Richtungen besser gewachsen sein werden als die bisherigen.

Eine Gefahr ist bei dieser Entwicklung allerdings nicht ganz ausgeschlossen: daß auf diese besser verstandenen und besser erfüllten mütterlichen Aufgaben des Weibes — im Gegensatz zu der naiven Vertrauensseligkeit, mit der man

dies Gebiet früher sich selbst überließ — in Erziehung und Leben ein allzu großes Gewicht gelegt wird, daß sie im Verhältnis zu ihren sonstigen menschlichen Aufgaben unverhältnismäßig stark betont werden. Wir haben im vorigen Kapitel darauf hingewiesen, daß eine öffentliche hauswirtschaftliche Erziehung der Frau, beziehungsweise dahingehende sozialpädagogische Bestrebungen erst einsetzten, als die Bedeutung der Einzelhauswirtschaft für die Produktion und für das Familienleben auf ein Geringes beschränkt worden war. Bei der Mutterschaft kann das niemals der Fall sein — ihre Aufgaben, Pflichten und Leistungen werden sich im Gegenteil mit den höher entwickelten Müttern ebenfalls erhöhen, erweitern, vervollkommnen; immerhin ist es aber eine bemerkenswerte, in gewissem Sinne ebenfalls rückschrittliche Erscheinung, daß das beliebte Schlagwort von der „Erziehung zur Mutterschaft" und die mehr oder weniger phantastischen Vorschläge und Pläne für „Mütterschulen" gerade in unserer Zeit auftauchen, wo sich auch der allgemein menschlichen Betätigung der Frau, ihrer individuellen Befähigung gemäß, auf allen technischen und geistigen Arbeitsgebieten ein Tor nach dem andern aufschließt. Es wird Sache der Frauenbewegung sein, dafür zu sorgen, daß mit diesen gutgemeinten und in einem gewissen Umfang auch wünschenswerten Bestrebungen die überwundene Auffassung der Frau als Geschlechtswesen ohne Selbstzweck, als Nur-Mutter, nicht in veränderter Gestalt zu einem der vielen Tore wieder hereinkommt — zum Schaden der Frau wie zum Schaden der Mutterschaft. Denn die beste und einzig richtige Erziehung zur Mutterschaft im modernen Sinne kann immer nur diejenige sein, die die Frau zu einem körperlich und geistig tüchtigen, unabhängigen Menschen macht, die beste Mutterschule das Leben, in dem sie heute genau wie der Mann sich ihren Platz an der Sonne selbst erkämpfen muß.

Das gilt in erster Linie für die materielle Grundlage dieses Lebens, die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau auch in der Ehe. Die Vereinigung eines Erwerbsberufes mit der Mutterschaft ist gegenwärtig das meistumstrittene, wenn auch in unzähligen Einzelfällen schon glücklich gelöste Problem der Frauenbewegung, dem gegenüber selbst die konsequentesten Köpfe oft nicht standhalten und sich zu verhängnisvollen Inkonsequenzen verleiten lassen, die nur dadurch verständlich sind, daß die bisherigen Methoden der Mutterschaft als die ein für allemal gültigen und unentbehrlichen, durch die Mutterschaft selbst bedingten angesehen werden. Nach diesen bisherigen — aber, wie wir gesehen haben, auch in der Vergangenheit keineswegs bewährten — Methoden würde sich selbstverständlich durch die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft eine Doppelbelastung der Frau ergeben, der in den Jahren der stärksten Inanspruchnahme durch die Mutterschaft nur die leistungsfähigsten Persönlichkeiten gewachsen sein würden. Diese alten Methoden sind aber — und das ist der springende Punkt in der ganzen Frage — auf die Mutterschaft der Zukunft, zum Teil schon der Gegenwart, gar nicht anwendbar. Soweit die mütterlichen Leistungen auf dem hauswirtschaftlichen Gebiet liegen, werden sie von der allmählichen, aber unaufhaltsamen Ablösung der

hauswirtschaftlichen Kleinbetriebe durch industrielle Großbetriebe mitgetroffen, und jedes Bemühen, die Welt etwa zu Gunsten des alten Mutterideals, nach welchem die ganze Persönlichkeit der Frau von der Mutterschaft restlos aufgesogen wurde, auf den alten Betriebsformen zurückzuhalten, würde schon an den steten technischen Fortschritten und Errungenschaften des Maschinenzeitalters scheitern. Was aber an mütterlichen Leistungen *nach* Fortfall des größten Teiles der praktisch-mechanischen Hausmuttertätigkeit bestehen bleibt, das eigentlich Wesentliche, Dauernde, Ewige der mütterlichen Aufgaben, das wird nicht nach der *Quantität*, sondern nach der *Qualität* bewertet. Nicht so sehr das, was sie tut, als das, was sie *ist*, die menschlich sittliche Persönlichkeit der Mutter, gibt nach beiden Richtungen für die beiden menschenbildenden Faktoren — Anlage und Erziehung — den Ausschlag. Nach beiden Richtungen, nicht nur in Bezug auf die Erziehung, kann daher die Mahnung von Rosa *Mayreder* in ihrem Buche „Zur Kritik der Weiblichkeit": „Lebet doch euer eigenes Leben, liebe Mütter" als das erste Gebot einer gesunden Mutterschaft auch im Interesse der Rasse gelten.

Grundsätzlich und praktisch wichtig ist aber vor allem, was bei den Auseinandersetzungen über die Mutterschaft meist außer acht gelassen wird, daß es mit der fortschreitenden wirtschaftlichen und geistigen Selbständigkeit der Frau auch immer mehr die Frau und Mutter selbst sein wird, die über den Umfang ihrer mütterlichen Pflichten und Leistungen zu bestimmen hat, das heißt die *Zahl* der Kinder, denen sie das Leben geben will, nach eigenem Ermessen feststellt. Daß dann — bei aller natürlichen gesunden Mutterssehnsucht — die Wünsche der meisten Frauen sich auf das ihrer Leistungsfähigkeit entsprechende und zuträgliche Mindestmaß beschränken werden, ist mit Sicherheit zu erwarten. Wenn man heute auch schon aus menschlichen und sittlichen Gesichtspunkten die durch ihre wirtschaftliche Abhängigkeit bedingte geschlechtliche Ausbeutung der Frau, die sie in ungezählten Fällen zum willenlosen Gebärapparat herabwürdigte, verwerflich findet, so pflegt man sich doch noch aus politischen Gründen — der Staat braucht Soldaten! — gegen diese selbstverständliche Folgeerscheinung der Frauen- und Kulturentwicklung zu verschließen, trotzdem sie im Sinne der selbstgewollten Beschränkung der Kinderzahl durch Anwendung empfängniswidriger Mittel in den höheren und mittleren Ständen längst Wurzel gefaßt hat und immer mehr Boden gewinnt. Aber schließlich wird es auch als eine unabweisbare sittliche Forderung erkannt werden, daß ungewollte, unerwünschte, mit Angst und Sorge erwartete Kinder gar nicht geboren werden dürften — eine sittliche Forderung, die auch der Mutterschaft ganz neue Aussichten eröffnet.

Noch schwerer als auf anderen Gebieten des Kulturlebens sind auf dem der Mutterschaft die wirtschaftlichen und sittlichen Fragen zu trennen und auseinander zu halten. Es würde daher auch zu weit führen, zu untersuchen, wie weit das eine und das andere — deutlicher ausgedrückt: wie weit die Ernährerstellung des Mannes, beziehungsweise die wirtschaftliche Unfreiheit der Frau, und wie weit die sittlich-religiösen Vorstellungen der bisherigen so grundverschiedenen *sozialen* Bewertung und Anerkennung der Mutter-

schaft zu Grunde liegen. Gewiß — und als logische Folge der patriarchalischen Gesellschaftsordnung nur selbstverständlich — ist, daß beide zusammenwirkten, um die von einem natürlich-menschlichen Standpunkt unhaltbaren Unterscheidungen und Gegensätze von ehelicher und außerehelicher, hoch geehrter und schmachbedeckter Mutterschaft zu schaffen, die heute noch unser soziales Denken und Empfinden beherrschen und in unseren sozialen und gesetzlichen Einrichtungen zum Ausdruck kommen. Wir sehen zu allen Zeiten die Frau, zumal die den herrschenden oder bevorrechteten Klassen angehörende, denen eine zahlreiche Nachkommenschaft zugleich Sicherung

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München

Abb. 225. Familienbild.

Nach einem Gemälde von Cornelis de Vos (früher Jan van Ravesteyn).

des Besitzes für die kommenden Geschlechter und Mehrung des Ansehens durch einflußreiche Verbindungen bedeutete (Abb. 225) — wir sehen die Frau durch die eheliche Mutterschaft, selbst durch die mangelhafteste, zu hohem Ansehen innerhalb und außerhalb der Familie gelangen, zu einem Ansehen, dem die Mißachtung der ihren einzigen Daseinszweck verfehlenden Unfruchtbaren, die sogar zu verstoßen der Mann auf einer niedrigeren Kulturstufe das Recht besaß, durchaus entsprach. Und wir sehen auf der anderen Seite die Frau durch die außereheliche Mutterschaft, auch durch die körperlich und geistig vollkommenste, der Schande und allgemeinen Ächtung anheimfallen und diese Schande, den unauslöschlichen „Makel der Geburt" zugleich auf ihr Kind, auch auf das geliebteste, wohlgeratenste übertragen (Abb. 226). Daraus geht aber unwiderleglich hervor, daß nicht das mütterliche Verhältnis als solches und nicht die Leistung der einzelnen Frau als Mutter, sondern einzig das Belieben

und die soziale Stellung des Mannes die soziale Wertung der Mutterschaft bestimmte, daß die Frau also auch auf ihrem durch das Geschlecht bedingten ureigensten Gebiet, dem Gebiet, auf welches sie nach Gesetz und Sitte mit allen menschlichen und persönlichen Kräften und Fähigkeiten angewiesen und beschränkt wurde, nicht als eigenberechtigte Persönlichkeit, sondern nur als ein vom Manne abgeleitetes Wesen galt und gilt.

Die allgemeine Verachtung der Frau, die ohne gesetzliche Anerkennung des Mannes und des Männerstaates ihren einzigen Daseinszweck zu erfüllen wagt, ist wohl die sittlich anfechtbarste aller Ungereimtheiten, die Ächtung der unehelichen Mutter und ihres Kindes die grausamste aller Ungerechtigkeiten, die die patriarchalische Gesellschaftsordnung gezeitigt hat, und — nächst der Prostitution — der häßlichste Schandfleck unserer Zivilisation. Sie hat das Glück der Mutterschaft in Millionen Fällen in eine furchtbare Tragödie, in einen Fluch verwandelt, eine Unsumme von wirtschaftlicher und seelischer Not, von Jammer und Verzweiflung und Verbrechen über die Menschheit heraufbeschworen. Und diese bisher unerschöpfliche, weil von dem allmächtigen Naturtrieb, der sich nicht durch menschliche Willkür vergewaltigen läßt, genährte Quelle menschlicher Leiden kann erst mit der patriarchalischen Ordnung versiegen, ja in eine Quelle des Glückes verwandelt werden.

Verheißungsvolle Ansätze zu einer Reform der unhaltbar gewordenen Zustände zeigen sich heute schon. Nachdem die wirtschaftliche Entwicklung die Heiratsmöglichkeit für immer weitere Kreise erschwerte, immer weiter hinaus rückte, immer größere Scharen von Frauen in den Kampf um das tägliche Brot für sich und für ihre Kinder drängte, wurde auch die Frage der unehelichen Mutterschaft zu einer immer brennenderen sozialen Frage, mußte die große Not endlich auch das soziale Gewissen wecken.

In den mannigfaltigen Bestrebungen für „Mutterschutz" gilt es daher nicht mehr wie ehedem der „Rettung der Gefallenen", sondern der wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Hebung der unehelichen Mutter und ihres Kindes und der allmählichen Beseitigung des Makels der unehelichen Geburt in der öffentlichen Meinung. Und wenn auch die letzte, erst in der Theorie gezogene Folgerung, die soziale Anerkennung und Gleichberechtigung der freien Ehe und Mutterschaft in der bürgerlichen Gesellschaft, heute erst von wenigen vertreten wird, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die künftige Entwicklung diese Richtung nehmen wird; ebenso freilich auch, daß die Theorie nur unter der Voraussetzung der vollen wirtschaftlichen Emanzipation der Frau ihre praktische Anwendung finden kann.

Grundsätzlich und praktisch abzulehnen ist aber unter allen Umständen diejenige Auffassung der freien Mutterschaft, die den Vater in der künftigen Familiengemeinschaft von Mutter und Kind nicht in Rechnung stellt, wie es hie und da ganz radikale Weltverbesserer träumen und damit das Kind mit dem Bade ausschütten.

Man kann im Gegenteil annehmen, daß unter der Voraussetzung einer wirtschaftlich und sittlich unabhängigen Mutterschaft nicht nur die dauernde

Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Abb. 226. Verstoßung der Hagar.
Nach einem Gemälde von Adriaen van der Werff.

Lebensgemeinschaft von Mann und Frau immer mehr die Regel sein, sondern daß auch das Recht des Kindes auf den richtigen, das heißt den geeigneteren, geistig und körperlich tüchtigeren Vater besser gewahrt sein wird als heute. Die wirtschaftlich und moralisch freiere Frau, die ihrem Kinde diesen richtigen Vater schuldig ist, wird auch sehr viel besser als die auf den Versorger angewiesene in der Lage sein, den oft so trügerischen „Zug des Herzens" bei der Wahl des Gatten durch Einsicht und vernünftige Erwägung im Interesse der Nachkommenschaft zu regeln. Durch das Ausscheiden der wirtschaftlichen Frage aus den Beziehungen der Geschlechter wird der Frau eine freie Wahl überhaupt erst wieder möglich und damit das ursprüngliche natürliche Verhältnis wieder hergestellt werden, das der Frau auch bei der menschlichen Zuchtwahl die entscheidende Rolle zuwies. Diese natürliche Zuchtwahl, auf Erkenntnis und Verantwortlichkeitsbewußtsein gegründet, innerhalb der menschlichen Rasse wieder zu Ehren zu bringen, nachdem ihr durch die Zivilisation der Instinkt dafür abhanden gekommen ist, wird sogar die vornehmste Aufgabe der befreiten Mutterschaft der Zukunft sein und eine Errungenschaft von unermeßlicher Bedeutung für die gedeihliche Entwicklung und Veredelung der Rasse.

Auch die gesetzliche Anerkennung der Mutterschaft steht mit ihrer sozialen Bewertung noch durchaus im Einklang. Es wurde bereits im vorigen Kapitel darauf hingewiesen, daß der ehelichen Mutter ihrem Kinde gegenüber in den meisten Kulturländern (wenigstens in denjenigen, die Frauen noch von der Gesetzgebung ausschließen) ein entscheidender gesetzlicher Einfluß bei Lebzeiten des Mannes nicht zusteht. Wenn auch das Familienrecht des deutschen

bürgerlichen Gesetzbuches formell einen gewissen Fortschritt bedeutet, indem es nicht mehr bloß von einer *väterlichen*, sondern von einer *elterlichen* Gewalt spricht, so handelt es sich dabei doch tatsächlich auch nur um verschiedene Bezeichnungen für dieselbe Sache; denn *nur der Vater* hat das Recht, diese elterliche Gewalt auszuüben. Wohl steht neben ihm auch der Mutter das Recht und die Pflicht zu, für die Person des Kindes zu sorgen, zu seiner gesetzlichen Vertretung ist sie jedoch nicht berechtigt; auch entscheidet bei Meinungsverschiedenheit über Erziehung, Berufswahl u. s. w. unter allen Umständen die Meinung des Vaters. Nach seinem Tode geht die elterliche Gewalt — und das ist ein tatsächlicher großer Fortschritt — allerdings ohne weiteres und ohne Vorbehalt auf die Mutter über, ebenso in Fällen, wo die Gewalt des Vaters wegen zeitweiliger Abwesenheit ruht — aber nicht kraft einer gesetzlichen Anerkennung der *mütterlichen* Autorität; die Mutter gilt dabei nur gewissermaßen als Stellvertreterin des Vaters. Daß der Gesetzgeber diesen Standpunkt vertrat, erhellt u. a. schon daraus, daß der Vater auch nach der Ehescheidung, bei der er als der schuldige Teil erklärt und bei der der Mutter die Kinder zugesprochen wurden, die elterliche Gewalt über diese in vollem Umfange behält; daß ferner, selbst wenn er durch verbrecherische Handlungen, wegen deren die Ehe geschieden wurde, die elterliche Gewalt verwirkt hat, diese nicht etwa auf die Mutter, sondern auf einen dritten, einen Pfleger übergeht, der für diesen besonderen Fall zu bestellen ist. So ist, trotz gewisser, nicht mehr zu umgehender praktischer Konzessionen, doch ängstlich darauf Bedacht genommen, das patriarchalische Prinzip um jeden Preis aufrecht zu erhalten. (Vgl. auch Bd. II, S. 291 ff.)

Das zeigt sich in noch höherem Maße in der gesetzlichen Stellung der unehelichen Mutter zu ihrem Kinde.

Hier ist — obgleich das Kind, abgesehen von der Unterhalts- beziehungsweise Unterstützungspflicht des unehelichen Vaters bis zum sechzehnten Jahre, ausschließlich auf die Mutter und die mütterlichen Verwandten angewiesen ist — von einer „mütterlichen Gewalt" erst recht nicht die Rede. Das uneheliche Kind erhält unter allen Umständen einen gesetzlichen Vormund, als welcher nur in besonderen Ausnahmefällen die Mutter selbst bestellt werden kann. Nun lassen ja, wie die Verhältnisse heute noch liegen, sowohl das geistig-sittliche Verhalten wie die wirtschaftliche Lage der meisten unehelichen Mütter eine derartige Fürsorge im Interesse der Kinder und der Gesellschaft häufig genug berechtigt erscheinen, und auch die moderne Einrichtung der gemeindlich organisierten Kollektiv- und Berufsvormundschaft, die sich in Deutschland immer mehr einzubürgern scheint, entspricht einem durchaus modernen sozialen Gedanken und einem sozialen Bedürfnis — soweit es sich dabei um Kinder handelt, die ohne richtige mütterliche Pflege in fremder Obhut eines wirksamen gesetzlichen Schutzes, vor allem den eigenen Vätern gegenüber, bedürfen. Sobald diese Einrichtung aber unterschiedslos in *jedem* unehelichen Kinde die uneheliche Mutter als solche trifft und ihr selbst die kärglichen Rechte der ehelichen Mutterschaft lediglich auf

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 227. Mutterpflichten. Nach einem Gemälde von Pieter de Hooch.

Grund des mangelnden Trauscheins vorenthält, muß sie als eine weitere soziale Schädigung und gesetzliche Entrechtung der unehelichen Mutter angesehen werden, die mit den erwähnten modernen Mutterschutzbestrebungen im Widerspruch steht.

Umso rückhaltloser wird man dagegen allen Bestrebungen und gesetzlichen Reformen zustimmen müssen, die auf eine stärkere Heranziehung und Belastung des unehelichen Vaters, nicht nur zu Gunsten des Kindes, sondern auch zu Gunsten der Mutter, und auf die rechtliche Gleichstellung des Kindes mit ehelichen Kindern auch im Verhältnis zum Vater gerichtet sind.

So begegnen wir auch auf diesem Gebiet einem unablässigen Suchen und Ringen nach neuen, besseren Formen, nachdem die alten sich als unzulänglich und unhaltbar, mit den veränderten Lebensbedingungen, mit dem neuen sozial-sittlichen Geist nicht mehr vereinbar erwiesen haben. Wenn dabei vielfach bloß neuer Wein in alte Schläuche gefüllt wird, wenn anderseits hier und da über das Ziel, wenigstens über das nächstliegende, hinausgeschossen wird, ungangbare Wege gewiesen werden, so sind das keineswegs beunruhigende Erscheinungen. Sie beweisen nur, daß die Gewohnheit nirgends so mächtig, ein Umdenken nirgends so schwierig ist, wie eben auf diesem

Gebiet, daß aber die Notwendigkeit doch von allen Seiten erkannt wird, den veränderten materiellen und geistigen Grundlagen der Gesellschaft entsprechend auch der Mutterschaft andere, neue Grundlagen zu schaffen, damit sie ihre Aufgaben, die höchste Kulturmission, die in die Hände der Mütter gelegt ist, auch an einer erhöhten Menschheit in der rechten Weise erfüllen könne.

Den Kern, das eigentliche Wesen des mütterlichen Verhältnisses werden diese notwendigen wirtschaftlichen, sozialen, gesetzlichen Reformen in der Stellung der Frau als Mutter niemals treffen, am innersten Wesen der Mutterschaft werden die veränderten äußeren Formen und Methoden nichts ändern können. Das ist unvergänglich und unveränderlich wie ein Naturgesetz, ist ein Naturgesetz. Die Furcht vor dem Tode, die bewußt oder unbewußt das menschliche Dasein beherrscht, die sich in den Vorstellungen einer Unsterblichkeit der Seele, eines Lebens nach dem Tode einen Trost und Halt zu schaffen suchte, der einer reiferen Erkenntnis immer mehr als der Strohhalm erscheinen muß, an den sich der Ertrinkende klammert — diese unser Denken beherrschende, allen unseren religiösen Vorstellungen zu Grunde liegende Furcht vor dem Tode findet ihr einziges *natürliches* Gegengewicht in der unerschöpflichen Lebens- und Liebesquelle der Mutterschaft. In dem Kind, das aus ihr, als ein Teil ihres Selbst, hervorgegangen, in der blühenden Fortsetzung ihres eigenen Wesens ist der Mutter die wahre Auferstehung des Fleisches, in der unendlichen Reihe immer neuer Geschlechter ihres Blutes ein ewiges Leben gesichert. Als Mutter bleibt die Frau Siegerin auch über den Tod.

Das war immer so und wird immer so bleiben. In der Mutterschaft werden die beiden mächtigsten Triebe, der Selbsterhaltungs- und der Arterhaltungstrieb, *eins*. Was die Mutter dem Kinde tut, tut sie sich selbst, seine Leiden und Freuden empfindet sie als die ihren, in seinem Leben lebt sie ihr eigenes wieder. In ihren einfachsten und schwierigsten Leistungen, im höchsten Glück und im tiefsten Leid umfaßt die Mutterschaft die Grenzen der Menschheit. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet gibt es keine Aufgabe und Pflicht, die für die Frau als Mutter zu groß und erhaben, keine, die zu klein und niedrig für sie wäre. Die mütterliche Verantwortlichkeit für das leibliche und geistige Wohl und Gedeihen des Kindes erhebt und verklärt auch die gewöhnlichsten Handreichungen, läßt selbst Widerwärtiges und Abstoßendes natürlich, ja lieblich erscheinen. Die gewissenhafte Mutter in dem mit köstlicher Realistik wiedergegebenen niederländischen Gemälde, die ihr Kind von Ungeziefer säubert (Abb. 227), mag dem in modernen hygienischen und Reinlichkeitsbegriffen aufgewachsenen Beschauer wohl ein Lächeln entlocken — als Mutter ist sie nicht minder ernst zu nehmen, nicht minder eine typische Gestalt, nicht minder ehrwürdig wie die Trägerin und Vermittlerin einer höheren Kultur, die moderne junge Frau und Mutter mit dem vergeistigten Ausdruck (Abb. 221), die in der persönlichen Überwachung ihres Unterrichts auch an dem geistigen Werden und Wachsen ihrer Kinder unmittelbaren lebendigen Anteil nehmen kann. Erfüllt doch die eine wie die

Nach einer Photographie der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz-Berlin.

Caritas.

andere nach den Bedürfnissen und dem Kulturmaß ihrer Zeit eine unabweisbare — die ewige Mutterpflicht an ihrem Kinde, dessen Zuflucht und höchste Instanz in allen Fährlichkeiten, in allen großen und kleinen Nöten sie ist und unter normalen Verhältnissen bleibt, auch wenn das Kind ihrer Pflege und Fürsorge längst entwachsen, auch wenn es *über sie selbst* längst hinausgewachsen ist.

Daß dies geschehe, daß das von ihr Geschaffene nach jeder Richtung „mehr werde als die es schufen", ist der brennende Wunsch und das geheime Sehnen aller Mütter, das — erfüllt — alle eigenen bitteren Enttäuschungen, selbst ein verfehltes persönliches Leben aufwiegen kann. Wo aber diese Erfüllung nicht bloß als ein Trost für eigene Entsagung, als eine späte Entschädigung für schwere mütterliche Opfer — wo sie als ein freies Geschenk der Götter einer freien mütterlichen Persönlichkeit in den Schoß fällt, da bedeutet sie den Gipfel mütterlichen, menschlichen Glückes für die Frau. In diesem Sinne will auch die ganze elementare, rein triebhafte junge Mutterseligkeit verstanden werden. „Nur eine Mutter weiß allein, was lieben heißt und glücklich sein" — weil sie in dem kleinen hilflosen Menschenwesen unbewußt die Fleisch und Blut gewordenen eigenen Zukunftshoffnungen an ihr Herz drückt, weil sie mit ihrem Blut zugleich die unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten der Menschheit nährt.

Abb. 228. Niobe.

Diesem Höhepunkt menschlichen Glückempfindens, den zu erreichen der Frau als Mutter beschieden ist, hält das tiefste Leid das Gegengewicht, das gleicherweise ihr vorbehalten bleibt, wenn dieses Sehnen über das eigene Leben hinaus sich nicht erfüllt, wenn die Zukunftshoffnungen an dem geliebten Kinde selbst zu Schanden werden. Volkspoesie und Mythenbildung liefern überall den Beweis dafür, wie tief diese Überzeugung, bewußt und unbewußt, von jeher in der Menschenseele wurzelte. Grauenvolle Vorstellungen von unsühnbarer Schuld, von Zorn und Fluch und Rache der Götter sind an den tiefsten Mutterschmerz um das ver-

Nach einem Kohledruck von Braun, Clement & Cie., Dornach i. E.

Abb. 229. Porträt der Künstlerin und ihrer Tochter.
Nach einem Gemälde von E. Vigée-Lebrun.

lorene Kind geknüpft. Niobe (Abb. 228), die vor ihren Augen die blühende Kinderschar hinmorden sehen muß, die schmerzenreiche Mutter Maria sind typische Beispiele für dies namenlose, über alle Vorstellungen hinausgehende ewige Mutterleid geworden, und zu allen Zeiten wird ihr Los das Herz der schlichtesten Frau aus dem Volke wie der Frau auf den Höhen des Lebens aufs tiefste erschüttern und auch die glücklichste Mutter mit schaudernder Angst vor einem ähnlichen Los erfüllen.

Auf und zwischen diesen einfachen, naturgegebenen Grundlinien wird sich mütterliches Wesen immer aufbauen und mütterliches Erleben in Freud und Leid immer bewegen. Doch schwingen — abgesehen von den bereits

besprochenen veränderten und sich immer mehr verändernden äußeren Formen und Bedingungen — auch in der mütterlichen Empfindungsskala heute schon neue Saiten mit, die für die Zukunft noch immer schöneren, volleren Klang verheißen und die eine unendliche Bereicherung der Mutterschaft und die Erlösung von einem Martyrium bedeuten, das nicht in ihrem Wesen, sondern eben in diesen äußeren Formen und Bedingungen begründet war. Unserer Zeit, die das Recht der Persönlichkeit für alle, auch für die Frauen, in Anspruch nimmt, war es vorbehalten, die Forderung „ein Kind und Arbeit!" aufzustellen und damit auch für die Mütter das Recht auf volle Entwicklung und Betätigung ihrer eigensten persönlichen Fähigkeiten *neben* ihren mütterlichen Aufgaben zu verlangen, das Recht, ein ganzer, eigener Mensch und zugleich Mutter sein zu dürfen, das bisher nur wenigen Auserwählten vergönnt war. Es wird noch großer wirtschaftlicher und sozialer Umwälzungen bedürfen, ehe diese Forderung, auch nur als Ideal, für die *Masse* der Frauen erfüllt werden kann — *daß* die Entwicklung aber nach dieser Richtung geht, steht außer Zweifel. Ja, man könnte die erfolgreich auf der ganzen Linie vordringende Frauenbewegung geradezu als einen siegreichen Kampf um diese neue Mütterlichkeit der Frau bezeichnen. Die neuen Glücksmöglichkeiten, die sich für Mutter und Kind ergeben müssen, wenn die Mutterschaft keinen Verzicht mehr auf irgend ein menschliches Persönlichkeitsrecht erheischt, wenn im Gegenteil das Vollmenschentum der Mutter ihr, der immer Gebenden, auch neue Kraft und Reichtumsquellen *für ihr Kind* erschließt — diese Möglichkeiten kann man heute nur ahnen. Wie eine liebliche Verheißung

Abb. 230. Die Regentinnen des Waisenhauses in Haarlem.
Nach einem Gemälde von C. E. Verspronck.

dieser künftigen erhöhten Mütterlichkeit und zugleich als ihre lebendige Verkörperung mutet das Bild der Malerin Vigée Lebrun mit ihrem Kinde an. (Abb. 229). Ein volles, reiches Menschenglück — ein Glück, „das ohne Reu" — spricht aus den schönen Zügen dieser jungen Mutter, die zugleich eine große Künstlerin ist, ein Gefühl wonnigsten Geborgenseins aus den Augen des Kindes, das mit seinen kleinen Armen in der Mutter so unermeßlichen Reichtum umschlingt.

Um eine neue Mütterlichkeit auch in einem anderen Sinne handelt es sich in der modernen Frauenbewegung, die eine berühmte englische Vorkämpferin mit Recht „die organisierte Mutterschaft" (organized motherhood) genannt hat. Es gilt dabei nichts mehr und nichts weniger, als die Mütterlichkeit der Frau, die bisher auf den allerkleinsten Kreis der eigenen Kinder beschränkt war, für die Allgemeinheit, für die Welt frei zu machen; es gilt, den durch die Familie wohl in einem gewissen Umfang indirekt, aber in durchaus ungenügender Weise, betätigten mütterlichen Einfluß der Frau auch direkt und in vollem Umfang auf allen Gebieten, wie innerhalb der Familie, so auch im öffentlichen Leben, in Staat und Gesellschaft zur Geltung zu bringen; und es gilt vor allem, die weiblich-mütterliche Eigenart auch derjenigen Frauen, denen persönliche Mutterschaft versagt ist — der Unverheirateten, deren Zahl zumal in den höheren Gesellschaftsschichten immer mehr zunimmt, und der Kinderlosen — für die in dem schweren Kampf ums Dasein mütterlicher Fürsorge am dringendsten bedürftigen Volkskreise nutzbar zu machen.

Wohl hat sich dieser mütterliche Sinn, die lebenerhaltende Kraft der Frau zu allen Zeiten, seit man von einem organisierten menschlichen Gemeinschaftsleben sprechen kann, auch außerhalb der eigenen Familie betätigen können, aber — entsprechend den Anschauungen und Zuständen einer überwundenen Zeit — lediglich in Werken der Wohltätigkeit und Barmherzigkeit (Abb. 230). Mit linder Hand die Wunden zu heilen, die dem Armen draußen im rauhen Daseinskampf geschlagen wurden, die Unglücklichen und Verlassenen zu trösten, die Kranken zu pflegen, die Hungernden zu speisen, ist sogar von jeher als die besondere Aufgabe der Frauen erkannt worden. Vor allem war es die Kirche, die diese mütterlichen Fähigkeiten der Alleinstehenden zum Wohl der Allgemeinheit in mustergültiger Weise zu organisieren und zu verwerten verstand. Die Kulturarbeit, die zum Beispiel auf dem Gebiet der Erziehung, der Kranken-, Armen- und Waisenpflege in den Frauenklöstern geleistet wurde, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Aber die sie leisteten, handelten dabei — entsprechend der duldenden Stellung der Frau auch als Familienmutter — meist nicht nach eigenem freiem Willen, sondern nur als Werkzeuge in der Hand einer höheren Macht, nach dem Gebot der Kirche, die ihnen dafür himmlischen Lohn verhieß. Wie aber die moderne Frau ihre leibliche Mutterschaft nach eigenem Ermessen und nach eigenen Wünschen zu regeln sich vorbehält, so will sie auch ihre mütterlichen Leistungen der Allgemeinheit gegenüber unter die Voraus-

Nach einer Photographie von J. Caswall Smith in London.

Abb. 231. Caritas. Nach einem Gemälde von G. Fr. Watts.

setzung der Selbstbestimmung und der Mitbestimmung für diese Allgemeinheit gestellt wissen. Und nicht im Sinne guter Werke, die ihr dereinst einen Ehrenplatz im Jenseits sichern, sondern im Sinne einer unabweisbaren sozialen Pflicht, aus einem neuen sozialen Verantwortlichkeitsbewußtsein heraus stellt sie diese mütterlichen Leistungen in den Dienst der Gesellschaft. Vor allem aber liegt der Unterschied von einst und jetzt darin, daß sie — wie in ihrer persönlichen, so auch in dieser allgemeinen Mutterschaft — ihre Hauptaufgabe nicht darin erblickt, die körperlichen und seelischen Leiden der ihrer mütterlichen Sorge Anvertrauten zu lindern und nach Möglichkeit zu heilen, sondern daß sie die Ursachen dieser Leiden zu beseitigen sucht. Im Sinne der neuen Weltmütterlichkeit der Frau bedeutet dies, daß sie danach trachtet, solche wirtschaftliche und soziale Verhältnisse und solche Rechtsordnungen zu schaffen, die jedem einzelnen Individuum die Möglichkeit einer gesunden, seiner Wesensart gemäßen Entwicklung und eines menschenwürdigen Daseins gewährleisten.

Daß diese erweiterte mütterliche Betätigung der modernen Frau zunächst vorzugsweise dem eigenen Geschlecht gilt und gelten muß, ist natürlich. Erscheint dieses doch in den heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen noch fast auf allen Gebieten gegen das männliche benachteiligt — ganz abgesehen von dem besonderen Zwiespalt, der sich gerade in unserer Übergangszeit zu neuen Produktionsformen aus den natürlichen Mutterpflichten und den neuen Kulturpflichten der Frau ergibt. Wenn es aber zunächst auch noch vielfach in der Geschlechtsgenossin die Schwächere, die weniger Widerstandsfähige zu schützen gilt, so geht doch alle soziale Arbeit der Frau für die Frau darauf hinaus, sie zur Selbsthilfe zu erziehen und sie wirtschaftlich und geistig in den Stand zu setzen, sich selbst zu schützen und ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen — auch hierin im Sinne der modernen Auffassung von den mütterlichen Erziehungspflichten der Frau den eigenen, leiblichen Kindern gegenüber.

In sozialen Wohlfahrtsbestrebungen aller Art, in Tausenden von lokalen, nationalen, internationalen Organisationen, die ineinander greifend sich wie

ein dichtes Netz über die Kulturwelt spannen, kommt diese geistige Mütterlichkeit der modernen Frau, die „Caritas" des zwanzigsten Jahrhunderts (siehe Abb. 231 und Kunstbeilage) heute schon zum Ausdruck. Auch die herrschenden Staatsgewalten neigen mehr und mehr der Anschauung zu, daß der mütterliche Einfluß auch im öffentlichen Leben nicht länger entbehrt werden kann. Die Zuziehung der Frauen zum Staats- und Gemeindedienst, im Erziehungs- und Schulwesen, in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege, zur Volksvertretung und Gesetzgebung bedeutet nichts anderes, als den siegreichen Einzug des mütterlichen Geistes und Wesens in das Leben der Gesamtheit, er wurde aus einem unbewußten, hellseherischen Instinkt der Volksseele heraus, als der in einer ernsten Frauengestalt verkörperte Schutzgeist der Gemeinwesen schon zu allen Zeiten — von Pallas Athene bis zu Genoveva, der Schutzpatronin von Paris (Abb. 232) — verehrt.

In den Ländern einer alten Kultur vollzieht sich diese Umwandlung langsamer, in solchen einer jungen Kultur und ohne herkömmliche Fesseln naturgemäß schneller — überall aber sicher und unaufhaltsam.

Nach einer Photographie von A. Giraudon in Paris.

Abb. 232. Geneviève.

Nach einem Wandgemälde von Puvis de Chavannes im Pantheon zu Paris.

Dieser Sieg des mütterlichen Geistes im Leben der Gesamtheit wird nicht nur die Welt, die so lange ausschließlich eine Welt des Mannes gewesen ist, in das rechte, natürliche Gleichgewicht setzen — er wird auch die Mutterschaft der einzelnen Frau von ihren wirtschaftlichen und geistigen Fesseln befreien, sie auf eine höhere Stufe heben und ihr die Achtung und Würde auch im wirklichen Leben sichern, die sie bisher nur in der Poesie, in der Welt der Ideale besaß. Für die Gesamtheit, für die Mütter selbst und für das einzelne Individuum wird in der erhöhten Mutterschaft der Zukunft das prophetische Wort von Charlotte Perkins Stetson zur Wahrheit werden: „Wenn die Mütter der Menschheit freie Menschen sind, werden wir in einer besseren Welt leben!"

Zwölftes Kapitel.

Das Weib als Witwe.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Hat der Mann als Witwer die Sorgen und Lasten des Haushalts und der Kinderpflege zu tragen, so treffen das Weib als Witwe die noch viel schwereren Sorgen um den Lebensunterhalt. Der Tod des Mannes, ihres Erhalters und Ernährers, trifft das Weib schwer und hart; sie, die Stütze gewöhnt, sieht sich nun plötzlich einsam und verlassen. Trauer umfaßt ihre ganze Persönlichkeit, wie uns dies die Skulptur von Wandschneider (Abb. 233) mehr als alle Worte zur Erkenntnis bringt. Auch in unserer fortgeschrittenen Zeit, wo eine Reihe von Frauen selbständige Berufe ausüben, sind die Fälle selten, in denen die Frau nach dem Tode ihres Mannes in der Lage ist, durch Betreibung eines selbständigen Geschäftes oder durch Fortsetzung schon früher geleisteter Berufspflichten sich und ihre etwaigen Kinder sorgenfrei zu unterhalten. Verhältnismäßig leicht ist dies, wenn es sich um den Betrieb eines kaufmännischen Geschäftes handelt. Meist hat die Frau schon zu Lebzeiten des Mannes einen gewissen Einblick in das Geschäft bekommen, ja meist auch direkt mitgearbeitet. Sie wird daher als Witwe in der Lage sein, mit Hilfe entsprechenden Personals (Geschäftsführer, Kommis u. s. w.) das Geschäft weiterzuführen. Ja es kommt tatsächlich häufig vor, daß Frauen große Fabrikbetriebe mit seltener Energie zu leiten im stande sind. Schlimm ist's nur in jenen Fällen, in denen die Frau sich zu Lebzeiten des Mannes nie um das Geschäft gekümmert, nur ihre Hausfrauen- und Mutterpflicht erfüllt oder gar das Leben einer Modedame gespielt hat. Dann ist sie, wenn nicht irgend ein hilfsbereiter männlicher Verwandter ihr an die Seite gestellt werden kann, einzig und allein auf die Mitarbeit fremder Leute angewiesen, die sie anstellen und besolden muß, und die natürlich mehr ihren eigenen Vorteil zu wahren suchen als den ihrer Herrin.

Die Witwen von Landes-, städtischen und Staatsbeamten sind vor der ärgsten Not durch eine Pension geschützt. Freilich ist diese, namentlich in den niederen Rangstufen, ziemlich kärglich bemessen und reicht notdürftig hin, um die dringendsten Lebensbedürfnisse zu decken. In der Regel können solche Witwen, wenn der Mann in jungen Jahren gestorben ist, ihre kleinen, minderjährigen Kinder keinem kostspieligen Studium zuwenden, sie müssen meist danach trachten, recht bald und recht frühzeitig diese Kinder selbst verdienen zu lassen. Alltäglich kommt es vor, daß eine solche Witwe genötigt ist, Kinder, die bereits Mittel- oder gar Hochschulstudien begonnen haben, diesen zu entziehen und einem zwar kärglichen, aber immerhin ausreichenden Broterwerb zuzuführen.

Am traurigsten ist die Lage jener Witwen, deren verstorbener Mann ausschließlich durch seine persönliche Arbeit, sei es nun geistiger oder körperlicher Natur, den Lebensunterhalt der Familie erwarb. Die Hände, die geschafft und gearbeitet haben, können sich nicht mehr rühren, das Gehirn, welches unablässig neue Schöpfungen hervorgebracht, hat seine Tätigkeit vollendet, und so ist gleichzeitig die Geldquelle versiegt, welche das Leben der Frau und der Kinder unterhalten hat. Sinnend blickt die junge Witwe gebeugten Hauptes in die dunkle Zukunft, wie auf dem Gemälde von R. Büchtger (Abb. 234), auf ihren Lippen ist die stumme Frage zu lesen: Was nun?

Kleine Ersparnisse, wenn sie überhaupt vorhanden, sind bald aufgezehrt oder reichen oft kaum dazu aus, um die Kosten des Begräbnisses zu decken. Solche armen Frauen sind dann meist auf die Hilfe mildtätiger Menschen angewiesen oder sie müssen sich aufraffen, selbst einen Erwerb zu finden, wenn er auch nur kärglich Lohn bietet und mit Schwierigkeiten zu erreichen ist. Elend und Armut befällt die Witwe eines Arbeiters, eines kleinen Handwerkers, eines Privatbeamten, aber ebenso manchmal auch die Witwe eines Arztes, eines Rechtsanwaltes, eines Künstlers u. s. w.

Abb. 233. Trauer.
Von W. Wandschneider.

Diesen Vorkommnissen vorzubeugen ist die Pflicht jeden Mannes, der eine Ehe eingeht. Zunächst ist es sträflicher Leichtsinn, eine Familie zu begründen, wenn nicht die nötigen Existenzmittel vorhanden sind, und zwar nicht nur jene Mittel, um den augenblicklichen Lebensunterhalt zu decken, sondern auch jene, um diesen trüben Zeiten vorzubeugen. Auch der junge, kraftstrotzende, lebenslustige Mann muß die Möglichkeit einer todbringenden Krankheit oder eines unvorhergesehenen Unfalles im Auge behalten. Leider gibt es auch Fälle, in denen Männer reiche Einnahmen haben, ein angenehmes, ja sogar luxuriöses Leben führen, alles, was sie verdienen, verbrauchen und niemals an die Möglichkeit denken, daß sie selbst, die Ernährer und Erhalter einer Familie, plötzlich vom Tode ereilt werden könnten.

Lebensversicherungen aller Art bieten auch dem kleinsten Mann die Möglichkeit, seiner Frau und den Kindern im Falle eines unvorhergesehenen Todes mindestens die Mittel zum Lebensunterhalt zu sichern.

Trauernde Frau.

Nach einem Gemälde von A. V. Dorph.

Abb. 234. Die Witwe. Nach einem Gemälde von Rob. Büchtger.

So kann man sich beispielsweise beim preußischen Beamtenverein eine Witwenrente von 600 Mark lebenslänglich sichern, wenn man je nach dem Alter eine Vierteljahrsprämie von 73.50, 85.50, 99, 117, 139.50, 171 Mark einzahlt.

Die Form der Lebensversicherung ist eine sehr verschiedene. Bei der Versicherung auf den Todesfall unterscheidet man eine Todesversicherung schlechtweg, das heißt die versicherte Summe wird nur beim Eintritt des Todes bezahlt, oder die gemischte Lebensversicherung, das heißt die versicherte Summe wird entweder im Falle des Erlebens eines gewissen Alters oder beim Tode vor diesem Alter gezahlt. Die Gegenleistung, welche die Versicherungsnehmer an die Versicherungsgesellschaft zu entrichten haben, heißt Prämie. Die Prämienzahlung kann eine einmalige, eine lebenslängliche oder eine auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkte sein. Hat der Versicherungswerber diese Jahre durchlebt,

dann entfällt jede weitere Prämienzahlung. Jeder, der eine Versicherung eingehen will, soll sich vorher eingehend über die Versicherungsbedingungen unterrichten. Es gibt Versicherungsgesellschaften, die die Auszahlung der Versicherungssumme von gewissen Bedingungen abhängig machen. So darf die Lebenskürzung weder absichtlich, noch leichtfertig herbeigeführt werden (Trunksucht, mutwilliges Wagnis, Selbstmord, Duell u. s. w.), noch darf der Versicherungswerber bei der Aufnahme irgend eine einmal überstandene Krankheit verschwiegen haben. Die meisten Versicherungsgesellschaften pflegen nach Ablauf einer bestimmten Versicherungsdauer auf diese einschränkenden Bedingungen zu verzichten. Es wird also dann auch zum Beispiel die Versicherungssumme im Falle eines Selbstmordes ausbezahlt.

In Deutschland gibt es eine große Anzahl von Versicherungsgesellschaften. Die ältesten sind die Gothaer und die Lübecker Gesellschaft. Am meisten Personen sind versichert bei der Stettiner „Germania", bei der „Victoria" zu Berlin, bei der „Teutonia" zu Leipzig, bei der „Alten Leipziger", bei der „Alten Stuttgarter" und bei der schon erwähnten Gothaer Gesellschaft. Den größten Versicherungsbestand weist nach der „Gothaer" und „Victoria" die „Alte Stuttgarter" auf. In Österreich sind die größten Versicherungsgesellschaften: die „Assecurazioni Generali", die „Erste Ungarische allgemeine Assekuranzgesellschaft", der Wiener „Erste allgemeine Beamtenverein", die „Unione Adriatica di sicurta" und der „Anker".

Die vor einigen Jahren noch recht bedeutende Geschäftstätigkeit der amerikanischen Gesellschaften hat sehr stark abgenommen, seitdem gewisse Nachrichten über die Vermögensverwaltung dieser Gesellschaften in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Die bekanntesten Neuyorker Gesellschaften „Equitable", „Mutual" und der Londoner „Gresham" sind in Deutschland nicht mehr konzessionsberechtigt.

Für die minderbemittelten Volksklassen, denen größere viertel- und halbjährliche Prämienzahlungen unmöglich sind, haben die sogenannten Leichenvereine und die Sterbekassen besondere Bedeutung. Bei diesen wird allwöchentlich ein geringfügiger Betrag eingezahlt, wodurch sich der Einzahler im Falle seines Todes auf eine gewisse Summe, die seinen Hinterbliebenen ausbezahlt wird, versichert.

Im Gegensatz zu der armen, in kümmerlicher Not ihr Leben fristenden Witwe, zeigt uns das Bild von N. V. Dorph (siehe Kunstbeilage „Trauernde Frau") die Witwe aus besserem Stand, deren Leben durch den Besuch der Kinder und Enkel, deren Spielzeug auf dem Kieswege des Gartens zurückgelassen sichtbar ist, in angenehmer Weise erheitert wird. — Die mit Glücksgütern gesegnete, reiche Witwe spielt eine angesehene Rolle in der Gesellschaft. Sie wird, je nach ihrem Alter, meist viel umworben und umschwärmt und ihre Hand oft mehr begehrt als die junger Mädchen. Den schalkhaft-sinnlichen Zug im Gesicht der schönen jungen Witwe hat Leslie in seinem berühmten Gemälde „Onkel Tom und die Witwe Wadman" treffend gekennzeichnet (Abb. 235). Ein eigentümlicher Reiz ist es, der die Männerwelt anlockt, den schönen Witwen den Hof zu machen, wenngleich auch die zu erwartende Mitgift vielleicht eine gewisse Rolle hierbei spielt.

In der Geschichte gibt es eine Reihe berühmter Witwen. Aus dem Nibelungenlied kennen wir die Witwe Kriemhilde, die nach dem Tode ihres durch Hagen meuchlings getöteten Gatten dreizehn Jahre in tiefster Trauer zu Worms lebt und dem König Etzel (Attila) von Ungarn nach langjähriger Witwenschaft nur deshalb ihre Hand schenkt, um dadurch Gelegenheit zu haben, sich an den Mördern ihres ersten Mannes Siegfried zu rächen. Tatsächlich gelingt es ihr auch auf diese Weise, ihren Rachedurst zu befriedigen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 235.
Onkel Tom und die Witwe Wadman im Schilderhaus.
Nach einem Gemälde von Charles Robert Leslie.

Aus der römischen Geschichte ragt die Witwe Cornelia als Muster einer edlen Römerin am meisten hervor. Sie widmete sich nach dem Tode ihres Gemahls, dem sie zwölf Kinder geboren hatte, ganz deren Erziehung und schlug sogar die Hand des Königs Ptolemäus von Ägypten aus, um nur ihren Kindern leben zu können. Als man sie einst nach ihrem Geschmeide fragte, antwortete sie, indem sie auf ihre Kinder hinwies: „Das ist mein Schmuck.“ Standhaft ertrug sie den Tod ihrer beiden berühmtesten Söhne, der Volkstribunen Tiberius und Gajus.

Ein Beispiel von besonderem Edelmut bot die Römerin Aria, die, um nicht selbst Witwe zu werden, ihren Gatten zum Witwer machte. Dem zum Tode Verurteilten rief sie zu: „Non dolet!“ (Es schmerzt nicht!) und stieß sich selbst das Schwert in die Brust. In der römischen Kaiserzeit spielte die Witwe Livia, die Tochter Julius Cäsars, eine große Rolle, indem sie alles daran setzte, ihren Sohn Tiberius zum Kaiser zu machen, jenen Kaiser Tiberius, von dem der römische Geschichtschreiber Gregorovius sagt: „Er war ein

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 236. Maria von Medici, Regentin von Frankreich.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck.

fürchterliches Urteil, welches die Weltgeschichte vollzogen. Er erbte eine niederträchtig gewordene Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zu Grunde." Eine Feindin der Livia war eine andere Witwe, die vortreffliche Agrippina d. Ä. Deren Sohn Kaligula wurde später der Nachfolger des Tiberius. Eine geschichtlich bedeutende Rolle spielte Julia Mäsa, die zuerst ihren vierzehnjährigen Enkel Heliogabalus 218 n. Chr. auf den römischen Kaiserthron brachte, der aber, als er sich dem Regimente seiner Großmutter nicht fügen wollte, auf ihr Betreiben ermordet wurde, um einem anderen ihrer Enkel, dem Alexander Severus, Platz zu machen.

Zu Byzanz herrschte Theodora, die Witwe des oströmischen Kaisers Theophilos, als Regentin für ihren unmündigen Sohn Michael III. Sie stellte nach ihrer Thronbesteigung im Gegensatz zu ihrem bilderfeindlichen Gemahl den Bilderdienst wieder her und war die Begründerin des Festes der Rechtgläubigkeit, welches noch heute am 19. Februar von der griechisch-katholischen Kirche begangen wird. Eine zweite Witwe Theodora wurde um das Jahr 1042 auf den Kaiserthron erhoben und regierte bis zum Jahre 1056. Mit ihr erlosch die mazedonische Dynastie.

Nicht zu verwechseln sind diese beiden Theodoras mit der Gemahlin gleichen Namens des oströmischen Kaisers Justinian I. Sie war die Tochter eines Zirkusbeamten, zuerst Schauspielerin, Tänzerin und Hetäre, dann die Geliebte und endlich die Gemahlin Justinians. Sie wußte ihn derart zu beherrschen, daß er sie zur Mitkaiserin und Mitregentin erhob, sie starb aber, noch verhältnismäßig jung, schon in ihrem vierzigsten Lebensjahre.

Im Frankenreiche spielte um das Jahr 575 Brunhilde eine einflußreiche Rolle, indem sie nach dem Tod ihres Gatten die Herrschaft erlangte, die sie zuerst im Namen ihres Sohnes, nach dessen Tod für ihre Enkel und endlich auch für ihre Urenkel bis zum Jahre 613 führte, fortwährend im Kampf mit den gewalttätigen Großen des Reiches. Alle Adelshäupter vereinigten sich schließlich im Kampfe gegen Brunhilde, die dem gemeinsamen Ansturme unterlag und eines grausamen Todes starb. Man band die über Sechzigjährige an ein wildes Pferd und ließ sie von diesem zu Tode schleifen.

Abb. 237.
Anna von Österreich, Königin von Frankreich.
Nach einem Gemälde von P. Mignard.

Unter Frankreichs Königen fiel in die Zeit der Ludwige die Regentschaft der Witwe

Blanka von Kastilien, der Mutter Ludwigs IX. Ihre Herrschaft zeichnete sich durch eine Reihe wohltätiger Maßnahmen aus. Auch als ihr Sohn den Thron bestieg, blieb sie seine weise Ratgeberin, und so kam es, daß man Ludwig als den „hervorragendsten Begründer der erblichen französischen Monarchie" bezeichnete.

Das Schicksal der Witwe Karls VIII. von Frankreich, Anna von Bretagne, welche von letzterem nur geheiratet wurde, um ihr Land Frankreich zu sichern, zeigt sehr deutlich, wie Heiraten fürstlicher Persönlichkeiten häufig durch politische Rücksichten bestimmt werden. Als nämlich Karl VIII. starb, ging seine Witwe wie ein Inventarstück an seinen Nachfolger Ludwig VII. über, um dadurch für Frankreich neuerlich den Besitz der Bretagne zu festigen.

Abb. 238.
Anna II., Königin von England.
Schwarzkunstblatt von J. Smith nach einem Gemälde von Kneller.

Geschichtlich berühmt wurde das Weibentum Johannas von Neapel, der Enkelin Roberts von Anjou. Dieselbe ließ den aus politischen Gründen an sie verheirateten Andreas von Ungarn — er wurde mit Johanna vermählt, um Ungarn mit Neapel zu einigen — erdrosseln, um selbst die Herrschaft an sich zu reißen. Als Regentin heiratete sie dann noch dreimal und wurde im Jahre 1382 auf den Befehl ihres Vetters Karl von Durazzo hin, der ihre Herrschaft gefangennehmen ließ, stürzte und sie selbst erdrosselt. — Lukrezia Borgia, die Tochter des Papstes Alexander VI., wurde durch ihren Vater dreimal verheiratet.

In Frankreichs Geschichte spielten zwei Frauen aus dem berühmten Geschlechte der Medici eine große Rolle. Katharina von Medici (Abb. 203 in Band II) war die Witwe Heinrichs II. von Frankreich. Sie ergriff nach dem Tode ihres Gemahls (1559) und ihres ältesten Sohnes Franz II. (1560) selbst die Regierung. Von Natur aus äußerst ehrgeizig, suchte sie durch eine schlaue, listige, den Umständen angepaßte Politik ihre Herrschaft zu sichern. Ursprünglich den Hugenotten geneigt, wandte sie sich später von denselben wieder ab, da sie einsah, daß die große Mehrheit des französischen Volkes dem Katholizismus treu bleiben werde. Sie erlangte denkwürdige Berühmtheit als Anstifterin der Pariser Bluthochzeit. Sonst war Katharina von Medici eine große Freundin der Künste und Wissenschaften. Sie legte den Grundstein zu dem königlichen Schloß in Paris, den Tuilerien, und erbaute auch viele Schlösser in der Provinz.

Eine zweite Medici, Maria (Abb. 236) wurde Königin von Frankreich durch ihre Vermählung mit Heinrich IV. Als dieser im Jahre 1610 ermordet wurde, übernahm die Witwe die Regentschaft. Sie warf sich ganz der klerikalen

Partei in die Arme. Ihr Ratgeber war ein Italiener namens Concini, der Mann ihrer Kammerfrau. Trotz der Mündigkeitserklärung ihres Sohnes behielt sie die Leitung der Staatsgeschäfte. Erst als Concini niedergeschossen wurde, floh sie, um dem gleichen Schicksale zu entgehen. Zwei Jahre später kehrte sie nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsrates. Sie war es, die dem später berühmten Richelieu die Wege in das Ministerium bahnte, sah sich aber bald durch diesen in der Leitung des Staates verdrängt. Mit allen Mitteln suchte sie den verhaßten Mann zu stürzen, doch ihre Pläne mißlangen, und sie wurde schließlich zur Flucht aus Frankreich genötigt, um in Köln in Dürftigkeit ihr Leben zu beschließen. Ebenso wie Katharina hinterließ sie ein gutes Andenken als eifrige Gönnerin der Künste und Wissenschaften.

Abb. 239. Königin Viktoria von England.

Auch die Regierung Ludwigs XIV. wurde durch die Regentschaft seiner Mutter Anna von Österreich (Abb. 237) eingeleitet. Die Königin-Witwe wählte sich den Italiener Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, zum Günstling und Minister. Er war der würdige Nachfolger Richelieus, gleich ihm ein Mann von hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften. Von politischer Klugheit beseelt, wußte er die Königin-Witwe vollständig zu beherrschen und war der eigentliche Regent. Als Mazarin (1661) starb, zog sich Anna in ein Kloster zurück, und Ludwig XIV. trat die Herrschaft an.

Maria Theresia von Österreich (Abb. 133) regierte nach dem Tode ihres Gatten (1765) als Witwe noch fünfzehn volle Jahre; doch hatte ihr Gemahl auch bei Lebzeiten sich um die Regierungsgeschäfte nicht kümmern dürfen und genoß nur die Ehrenstellung eines königlichen Gemahls.

Ihre große Zeitgenossin Katharina II. von Rußland (Abb. 118) war durch einen revolutionären Akt auf den Thron gelangt; ihr Gatte Peter III. mußte abdanken und wurde im selben Jahre auf Betreiben ihres Günstlings Orlow ermordet (angeblich ohne ihr Wissen). Dreiunddreißig Jahre alt erhielt die Kaiserin-Witwe in der Fülle ihrer Schönheit die Herrschaft über das unermeßliche Russenreich. Was Rußland gegenwärtig an kulturellen Schöpfungen

besitzt, verdankt es Katharina. Sie gründete Armen-, Findel-, Krankenhäuser, führte die Kuhpockenimpfung ein und war eine eifrige Beschützerin der Wissenschaften und Künste. Unter ihre Herrschaft fiel die Erwerbung und Teilung Polens, die Eroberung umfangreicher Ländergebiete bis über die Krim hinaus und anderseits bis an den Dujestr.

In Englands neuerer Geschichte spielt Anna II. (1702 bis 1714 — Abb. 238) eine unrühmliche Rolle. Ihr Gatte, Prinz Georg von Dänemark, starb frühzeitig, und sie blieb als Witwe auf dem Thron. Die Geschichtschreiber bezeichnen sie als unfähig, beschränkt, von kleinlichen Einflüssen beherrscht. Ein Glück, daß sie in Marlborough einen hervorragenden Minister fand. In kleinlicher Weise entsetzte sie ihn seines Amtes, als seine Frau etwas anmaßend ihr gegenüber auftrat.

Bis in unsere Zeit reicht der Lebenslauf zweier geschichtlich berühmten Witwen, der glücklichen Königin Viktoria von England (Abb. 239) und der unglücklichen, vom Schicksal schwer verfolgten Kaiserin Eugenie (Abb. 240), der noch lebenden Witwe Napoleons III. Viktoria erlebte den größten Ruhm des vereinigten Großbritanniens, das unter ihrer Herrschaft eine Weltmacht wurde; mehr als sechs Dezennien währte ihre Regierungszeit. Sie nahm als Witwe an allen Regierungsakten lebhaften Anteil und überließ ihrem Sohne nur die Pflichten äußerer Repräsentation.

Eugenie, die Tochter eines spanischen Granden, wurde die Braut und Gemahlin Napoleons III., als alle seine Bewerbungen an europäischen Fürstenhöfen gescheitert waren. Ihre Schönheit und Anmut, ihr scharfblickender Geist und ihr glühender Ehrgeiz machte sie freilich des edlen Zieles wert, Kaiserin von Frankreich zu werden. Nach ihrer Hochzeit wurde Eugenie tatsächlich Regentin, sie beherrschte den Kaiser völlig; sie war es auch, die ihn zum Kriege mit Preußen trieb. Nach der Katastrophe von Metz mußte sie aus Frankreich flüchten. In ihrer Witwenzeit nahm sie an allen wichtigen Ereignissen in Frankreich Anteil. Sie stellte sich an die Spitze der bonapartistischen Partei und erst als sie mit dem Tode ihres Sohnes alle Hoffnungen ins Grab sinken sah, zog sie sich vom öffentlichen Leben ganz zurück.

Abb. 240. Die frühere Kaiserin Eugenie.

Dreizehntes Kapitel.

Das Weib als alte Jungfer.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Die alte Jungfer ist die komische Figur der Familienwitzblätter, der alten deutschen Lustspiele, der satirisch-humoristischen Dichtung (vgl. Abb. 241), und schon das weist darauf hin, daß diese Gestalt etwas Komisches an sich tragen muß.

Worin liegt die Komik? Ein junges Mädchen wird alt und immer älter, der ersehnte Erlöser der Jungfrauenschaft stellt sich nicht ein. Die jugendliche Frische verliert sich, die roten Backen erblassen, die Haut bekommt Fältchen und Runzeln, das früher volle, üppige Haar, das ein herzig nettes Gesichtchen umrahmte, wird dünn — fast wie eine Perücke (manchmal ist's auch eine wirkliche) sieht der Schopf aus, der auf dem eckige Formen erhaltenden Gesicht mit den eingefallenen Augenbrauen, der spitzen Nase, dem gelblichen Teint, den getrockneten Lippen, einem bald schmalen langen, bald kropfig-dicken Halse aufsitzt. So wirkt oft schon das Äußere der alten Jungfer komisch, namentlich wenn sie sich selbst ihr Altwerden nicht zugestehen will, wenn sie krampfhaft bemüht ist, kokette Hütchen, lichte Kleidchen mit Bändern und Spitzen, Schleifen im Haar und dergleichen, die für einen Backfisch passen, zu tragen und sich zu putzen wie ein Mägdlein mit sechzehn bis siebzehn Jahren. Bleibt nun auch ihr Benehmen naiv, errötet sie und schlägt schamhaft die Augen nieder, wenn ein junger Mann sie anspricht oder irgend ein mehr oder minder natürliches Thema in einer Gesellschaft angeschlagen wird, will sie den Schein erwecken, als glaube sie noch an das „Märchen vom Storch", lacht sie laut, wo dies gar nicht am Platze ist, spielt sie die Kindische, treibt Allotria wie eine junge Gymnasiastin, bildet sie sich endlich ein, alle Männer machten ihr den

Aus „Tobias Knopp" von Wilh. Busch.

Abb. 241. „Adele".

Hof und seien in sie verliebt, dann ist die komische Figur fertig und das arme närrische Ding wird allerseits ausgelacht.

Nicht alle alten Jungfern sind von der eben geschilderten Art, es gibt solche, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden haben; sie tragen meist ein gewisses resigniertes Wesen zur Schau, sind manchmal traurig, jedenfalls auch bedauernswert, aber niemals komisch. Die Vestalinnen, deren Bildnisse wir in den römischen Museen finden, üben auf den Beschauer einen geradezu erschütternden Eindruck aus: Ernst, Traurigkeit und Herbheit bilden ein wunderbares Gemenge auf ihren Gesichtszügen, das uns wie ein tiefes, unerforschliches Rätsel anblickt (Abb. 242).

Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz.

Abb. 242. Vestalin.
Statue im Thermenmuseum zu Rom.

Unleugbar ist die Tatsache, daß das unverheiratete Mädchen, welches zeitlebens des Geschlechtsverkehrs entbehrt, früher altert als die Frau, welche ein-, zwei-, dreimal verheiratet war, eine Anzahl Kinder geboren, sie auferzogen und viel Plag' und Müh' als Mutter und Gattin überstanden hat. Das Geschlechtsleben hat in gewisser Hinsicht, wenn es nicht zu erschöpfende Anforderungen stellt, einen verjüngenden Einfluß auf das Weib.

In den niederen Volksklassen sind alte Jungfern eine Seltenheit. Die Möglichkeit des Geschlechtsverkehrs ist eine leichtere, Liebesverhältnisse werden rascher geknüpft und wieder gelöst, die sittliche Entwertung durch den Geschlechtsverkehr und die Mutterschaft ist eine viel geringere als in höher stehenden Gesellschaftskreisen. Es kommt häufig vor, daß eine Dienstmagd oder ein Bauernmädchen ein paar Kinder mit verschiedenen Liebhabern gehabt hat und schließlich doch einen Mann findet, der sie heiratet und dem sie eine brave Ehefrau wird.

Viel höher steht die Jungfrauenschaft in bürgerlichen Kreisen, sowie in denen der Intelligenz, des Adels, „der besseren Gesellschaft". Ein eigen-

tümlicher Zauber geht von der keuschen Jungfrau aus, ein Etwas, das die Männer in geziemender Entfernung hält; eine klassische Statue im Vatikanischen Museum zu Rom: „La Pudicizia“ (Abb. 243) versinnbildlicht uns die jungfräuliche Züchtigkeit.

Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz.

Abb. 243. La Pudicizia.
Statue im Vatikanischen Museum zu Rom.

Zola hat zwar lebenswahr geschildert, daß die Moral oft nur heimlich übertüncht ist und daß „um den häuslichen Herd“ oft gar sonderbare Gestalten sich gruppieren. Marcel Prévost hat uns die Halbjungfrauen gezeigt, deren Leben sich oft nicht viel von dem einer Dirne unterscheidet. Die Jungfrau, die dem Manne entgegenlechzt, die mit sinnlicher Lust die Berührung des Mannes erwartet, prägt sich auch in jenen herrlichen Meisterwerken man möchte sagen unbewußt aus, in denen der Mann nichts Menschlich-Körperliches darstellt, wie zum Beispiel auf dem Gemälde, das die Begegnung Ledas mit dem Schwan darstellt (Abb. 244). Trotz alledem gibt es Tausende von Mädchen, die zeitlebens der ewigen Lockung des Geschlechtsverkehrs widerstehen, die wirklich alte Jungfern werden.

Über das „Wie sie es geworden“ schwebt oft ein dunkles Geheimnis. Mit achtzehn Jahren in heißer Liebe zu einem jungen Mann entbrannt ... kurze Zeit währt der schöne Traum, der Geliebte stirbt, oft nachdem das Verhältnis jahrelang gedauert und Hindernisse der ehelichen Verbindung entgegen gestanden, nun ist die Rose inzwischen verblüht und kein anderer will sie brechen. Oder der Verlobte wird untreu, er verläßt die Vermögenslose, um ein reiches Mädchen zu ehelichen, er entpuppt sich als ein Schwadroneur, der eines Tages spurlos verschwindet. Das sind die Typen des Lebens, wie wir sie auch in unseren Romanen wiederfinden.

Ab und zu begegnet man auch beim weiblichen Geschlecht einer angeborenen Abneigung gegen die Männerwelt. Der körperliche Trieb bleibt merkwürdigerweise unentwickelt. Die Ursache liegt zuweilen in einer krankhaften Entwicklungsschwäche der weiblichen Geschlechtsteile. Solche Mädchen haben keine monatliche Regel, sie sind daher auch zum Fortpflanzungsgeschäft unfähig.

Zuweilen beruht diese Abneigung auf seelischen Ursachen. Das kluge,

denkende Mädchen sieht in ihrer Umgebung oder in der Verwandtschaft einige Beispiele unglücklicher Ehen, verlassener Bräute, krank gewordener Frauen, und so pflanzt sich eine Art Haß gegen die Männerwelt in das jugendliche Gemüt ein, das sie vollständig beherrscht.

Ich habe wiederholt als ärztlicher Berater — und der Arzt sieht so tief in das Familienleben und seine intimsten Angelegenheiten — Aufschluß geben sollen, warum die Tochter des Hauses alle Freier zurückweist, obwohl sich deren zahlreiche einstellen und die Hand der jungen Dame aus vielfachen Gründen begehrenswert erscheint.

Manches junge Mädchen hat eine große Abneigung „gegen das Verkuppeln", wie es in so manchen Kreisen alltäglich ist. Sie will, daß der Rechte von selbst komme, sie wartet auf den Moment der wahren, großen, einzigen Liebe — aber sie wartet zuweilen vergebens, sie wartet so lange, bis sie eine alte Jungfer geworden ist.

Eigentümlich ist das Motiv der Vera, der Heldin jener Novelle in Briefen („Vera, Eine für Viele"), die vor ein paar Jahren Aufsehen erregte, große Verbreitung fand und eine Flut von Gegenschriften hervorrief. Vera geht in den Tod, als sie von dem Vorleben ihres Bräutigams erfährt. ... „Und weil ich nicht mit ihm leben kann und nicht ohne ihn leben kann ... darum wähle ich den letzten Weg."

Photographieverlag von J. Löwy in Wien.

Abb. 244. Leda mit dem Schwan.
Nach einem Gemälde von J. Schrotzberg.

Was ist der Beweggrund, der die lebensfrohe Heldin veranlaßte, als Jungfrau in die Ewigkeit zu wandeln? ... „Ich habe ihn für einen Gott gehalten. Und er ist eben nur ein Mensch wie alle anderen. ... Er führte das Geschlechtsleben der meisten Männer. Leicht gelöste Verhältnisse ohne Gefühlsketten, bezahlte Liebe in wahllosem Sinnenbedürfnis, ein Leben, das das Edelste verschwendete, ohne dessen

Wert zu kennen. Er warf seine Reinheit fort wie einen schmutzigen Papierfetzen. Ja, er hatte nie das Bewußtsein dieser Reinheit." ... „Der Mann", heißt es an einer späteren Stelle, „verlangt von dem Mädchen seiner Wahl nicht Keuschheit allein, sondern auch einen unbefleckten Ruf. Mit Recht! Und das Weib soll ihren Gatten mit Straßendirnen teilen? Sie soll die Schmerzen der Mutterschaft tragen mit dem furchtbaren Bewußtsein, daß der Vater ihrer Kinder in gekauften Umarmungen seine Jugendkraft vergeudete ...?"

Trotz der Popularität dieses Tagebuchs eines Mädchens, das eigentlich, wie die letztangeführten Worte zeigen, mehr aus Furcht, daß ihr der Ehemann in der Ehe zu wenig Zeugungskraft bieten werde, daß der zu erwartende sinnliche Genuß zu wenig häufig und zu wenig intensiv ihr zu teil werde, gewaltsam das Verlöbnis trennt, indem sie, in eine fixe Idee verrannt, in den Tod geht, dürften wohl nur wenige Mädchen, denen die Schrift Veras in die Hände kam, daraus ein Beispiel gezogen haben. Vorkommen mag es wohl, daß hier und da eine Braut zurücktritt, weil sie üble Dinge von dem Bräutigam gehört hat, mit Recht oft, wenn diese Vorkommnisse des geschlechtlichen Vorlebens das traurige Bild eines verlassenen armen Mädchens, eine schwere Geschlechtskrankheit oder sonst irgendwelche Ungehörigkeiten enthalten, die auf den Charakter des Mannes ein schlechtes Licht werfen. An einen charakterlosen Mann soll sich kein junges Mädchen binden, riskiert sie dabei doch selbst eine unglückliche Ehe.

Alte Jungfer — der Begriff muß eigentlich etwas schärfer umschrieben werden. Alt ist nicht greisenhaft. Die Jungfer ist alt, wenn sie in das dreißigste Lebensjahr eintritt, und sie hat das Recht auf die Bezeichnung „alte Jungfer", solange ihre Geschlechtsreife währt, solange sich allmonatlich reife Eichen vom Eierstocke loslösen und in die Gebärmutter wandeln, solange die monatliche Regel vorhanden ist. Haben diese Vorgänge aufgehört, dann unterscheidet sich die alte Jungfer nicht mehr von der Matrone, ihre Geschlechtstätigkeit ist erloschen und kann auch durch den Mann nicht mehr erweckt werden.

Umso greller ist der Gegensatz zwischen der alten Jungfer aus der Lebenszeit zwischen dreißig und vierzig bis fünfundvierzig und dem Manne gleichen Alters. Der Mann steht in der höchsten Geschlechtsreife, er kann ungestört seinem Triebe folgen. Sieht man von jenen seltsamen Verteidigern einer absoluten dauernden Enthaltsamkeit, wie Tolstoi, Weininger, Kurnig u. a. ab, so wird gegenwärtig auch der strengste Sittenlehrer, der die Enthaltsamkeit für das Alter bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre beim Manne fordert, die gleiche Forderung absoluter, vollständiger Geschlechtsenthaltsamkeit für den kräftigen Mann in der Zeit der Dreißiger-, Vierziger- und selbst Fünfzigerjahre nicht verlangen. Und doch wird für das unverehelichte Weib jedes Alters diese Forderung aufgestellt. Hierin liegt ein Widerspruch, der noch schroffer wird, seitdem man weiß, daß die angebliche geschlechtliche Gefühllosigkeit des Weibes ein Ammenmärchen ist, daß das Weib ebenso vom Triebe erfaßt wird, wie der Mann,

vielleicht nur etwas seltener und periodischer. Die Begründung für die Notwendigkeit dieses Widerspruches liegt in der Wesensverschiedenheit zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtsakt. Der Akt des Mannes ist eine einmalige Handlung, der des Weibes führt naturgemäß zur Mutterschaft, er zieht gewichtige Folgen nach sich. Und diese Folgen muß das Kulturwesen „Mensch" bedenken, muß begreifen, daß das freie ungezügelte Nachgeben gegen geschlechtliche Lockung von seiten des unverehelichten Weibes eine schrankenlose Kindererzeugung zur Folge hätte, die geradezu eine Bedrohung unseres Gesellschaftszustandes und unserer Kultur bedeuten würde.

Freilich bleibt es immerhin eine dankenswerte Aufgabe, die Zahl der alten Jungfern möglichst zu verringern. Eine vernünftige Sozialpolitik muß die Möglichkeiten der Eheschließungen erleichtern, muß Mittel und Wege weisen, um die Begründung eines Hausstandes auch den Minderbemittelten zu ermöglichen. Denn was ist vor allem die Hauptursache, daß viele junge Mädchen zu alten Jungfern werden? Vermögenslosigkeit, Mangel an Existenzmitteln, die den Bestand einer einzugehenden Ehe sichern. Unmerkbar haben die Emanzipationsbestrebungen der Frau, ihr Eindringen in die Berufe des Mannes die Heiratsmöglichkeiten vergrößert. Verdient Gatte und Gattin, dann kann dieser gemeinsame Verdienst die Kosten des Haushaltes bestreiten. Mädchen mit Berufen, wie Lehrerinnen, Künstlerinnen, Beamtinnen finden meist leichter Bewerber als solche, die nur Klavierspielen, Französisch plappern, Handarbeiten machen und allenfalls Kochen gelernt haben. Der Beruf des Weibes ist ein Kapital, ebenso wie die Mitgift, und findet fast gleiche Bewertung.

Aber der Beruf hat für das alternde Mädchen noch einen anderen Wert. Er schützt es vor Griesgram, Trübsinn, Nervenerkrankungen. Der Beruf erfüllt ihren Geist und läßt keinen Platz für Hirngespinste aller Art, welche die alten Jungfern krank, hysterisch machen. Die Angst vor der Zukunft fehlt, sie weiß sich versorgt, sie verspürt den hohen Wert ihrer Persönlichkeit und das verleiht ihr Kraft und Stärke.

Selten kommt es vor, daß die alte Jungfer an den Beschwerden geschlechtlicher Enthaltsamkeit krankt. Das Weib ist durch tausendjährige Vererbung nicht so sinnlich veranlagt wie der Mann — eine gewisse Entleerung findet in den monatlichen Blutabgängen statt —, es kann leichter dauernd keusch bleiben als der Mann. Ausnahmen mögen aber immerhin als sicher vorhanden angenommen werden. Es gibt auch sehr sinnlich veranlagte Weiber, ihnen wird die Keuschheit zur Qual, und meist werfen sie sie auch bei der ersten besten Gelegenheit von sich wie ein lästiges Kleidungsstück. Nach ärztlicher Erfahrung ist es aber sicherlich nicht die Mehrzahl.

Die Mittel, sinnliche Triebe zu bekämpfen, sind dieselben wie beim Manne: körperliche Abhärtung, kühle Waschungen und Bäder, Betreiben eines körperlichen Sportes, Spazierengehen bis zur körperlichen Ermüdung und vor allem geistige Ablenkung: Arbeit und Beschäftigung.

* * *

In unserem gegenwärtigen Gesellschaftszustande strebt das Weib wesentlich nach einem Ziel: den rechten Mann zu erhalten. Auf diesen Endpunkt sind alle ihre Kräfte gerichtet, ihn zu erreichen, verwendet sie ihre körperlichen Reize und ihre geistigen Fähigkeiten. Die Jungfrau hüllt sich in kriegerische Rüstung, schärft ihre Waffen, macht sich angriffsbereit, um den Mann zu erobern. Die alte Jungfer sieht allmählich ein, daß sie ihren Lebenszweck nicht erreichen wird, sie erschlafft, ihre geistigen Fähigkeiten nehmen ab, ebenso wie ihre körperlichen Reize. Zuweilen wendet sie anderen Zwecken ihr Streben zu (Beruf — Wohltätigkeitssorgen — Pflege Angehöriger), dies erhält noch eine Zeitlang jugendlich. Insgeheim hegt sie noch immer Hoffnung, daß „der Rechte" erscheine und sie als Herrin in ein eigenes Heim führe — vergebliches Harren. Jahre vergehen, die geschlechtliche Tätigkeit hört auf, die Regel bleibt dauernd aus. Mit dem „Erkalten der Geschlechtsorgane" beginnen langsam aber stetig auch alle übrigen Organe in ihrer Tätigkeit nachzulassen. Unleugbar ist der Zusammenhang zwischen Geschlechtsorganen und Gehirn — die geistigen Leistungen nehmen ab, wenn die Geschlechtsorgane ihre Tätigkeit dauernd eingestellt haben. Ausnahmen bestätigen die Regel. Die alte Jungfer wird zur Matrone und alle schlechten Eigenschaften des Greisenalters des Weibes verzehnfachen sich, wenn die Jungfer in die hohen Jahre kommt. Es wäre *überflüssig*, ins Einzelne einzugehen, es genügt auf das nächste Kapitel „Das Weib im Matronenalter" hinzuweisen.

Was soll die Gesellschaft für die alten Jungfern tun? Zunächst verhüten, daß deren zu viele werden, Heiraten nach Möglichkeit begünstigen: *Eheerleichterung*. Es ist ein merkwürdig verschrobener Gedanke, daß *Möbius* den alten Jungfern das „Geh ins Kloster!" zuruft und meint, daß man Klöster als Aufenthaltsstätten für weibliche Individuen, „zu gemeinsamen Lebensverbänden, ohne Sorge um die eigene Person", begünstigen solle. Die Gelübde der Nonnenklöster würden für diese neuzeitlichen Schöpfungen in Wirksamkeit treten, da diese Vereinigungen von selbst den notwendigen Zwang des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut mit sich bringen. Doch wo wird die Grenze für das Eintrittsalter liegen? Solange die Möglichkeit einer Heirat vorliegt, wäre der Eintritt in diese weltlichen Klöster ebenso zu widerraten, wie in die geistlichen — es müßte denn sein, daß *religiöse* Beweggründe hierzu veranlassen. Nicht immer erscheint ein Filippo Lippi und holt sich seine Zukünftige, wie dieser die Nonne Buti (Abb. 245). Heimstätten und Zufluchtsorte für alte Jungfern sind nur in jenen Fällen nötig, in denen die Betreffende völlige Waise, ohne Eltern und Verwandte, ohne Freundinnen und Altersgenossinnen ist. Wo irgend möglich, ist die *Familie* der sicherste Hort für die alte Jungfer, wo sie fehlt, da begegnet man freilich oft einem merkwürdigen Einsiedlerleben mit Katzen und Hunden — eine absonderliche Art von Menschenkindern, die ihr Leben in Einsamkeit verbringen.

Diese Liebe der alten Jungfern zu Tieren entspringt in manchen

Nach einer Photographie von Giac. Brogi in Florenz.

Abb. 245. Filippo Lippi und die Nonne Buti.
Nach einem Gemälde von Gabriele Castagnola.

Fällen — keineswegs in allen — geschlechtlichen Trieben. Aus Frankreich werden uns solche Weiber mit „Leidenschaft für Tiere" geschildert. So erzählen die Brüder Edmond und Jules de Goncourt in ihren „Tagebuchblättern": „Jedesmal, wenn ich den zoologischen Garten besuche, bin ich betroffen, wie vielen bizarren, merkwürdigen, exzentrischen, exotischen, undefinierbaren Weibern man hier begegnet, die die Berührung mit der Tierheit an diesem Orte für die Abenteuer der physischen Liebe zu befähigen scheint." Im Altertum waren die Schlangen die „Lieblinge" der Frauen und heute sollen dieselbe Rolle Katzen und Schoßhündchen spielen.

Vierzehntes Kapitel.

Das Weib im Matronenalter.

Von Privatdozent Dr. Jul. Weiß in Wien.

Das Weib altert viel früher als der Mann. Von dem Zeitpunkt an, in dem die regelmäßige Tätigkeit der Fortpflanzungsorgane aufhört, ist das Weib zur Matrone geworden. Meist hat die körperliche Schönheit schon vordem gelitten. Es tritt ein allmähliches Verwelken ein, in verschiedenem Grade bei verschiedenen Personen und in verschiedenen Ständen. Frauen der schwer arbeitenden Bevölkerungsklassen, welche zeitlebens wenig Sorgfalt auf Körperpflege verwenden konnten, und für die auch die Körperschonung ein Ding der Unmöglichkeit ist, pflegen meist schon in den Dreißigerjahren stark zu altern. Das gleiche gilt für Frauen von Handwerkern, kleinen Beamten und Bürgern, wenn reicher Kindersegen vorhanden ist und die Frauen ihre besten Kräfte in der aufreibenden Pflege und Erziehung der Kinder verbraucht haben. Die feinen Damen der besseren Gesellschaft, welche viele Stunden des Tages in süßem Nichtstun verbringen oder sich nur auf Anordnungen und Befehle beschränken, die den rauhen Winter an der Riviera zubringen und in den heißen Sommermonaten sich in Bädern und Kurorten pflegen, bewahren ihre körperliche Schönheit meist viel länger und sehen oft zuweilen mit fünfzig noch ganz jugendfrisch aus. Nur in jenen Fällen, in denen diese Damen allzu genußsüchtig Vergnügungen aller Art nachjagen, die Nacht gern zum Tage werden lassen, dem Genuß von Leckerbissen aller Art und schweren Weinen frönen, pflegt sich frühzeitig das Alter einzustellen. Der Körper ist wie eine Maschine; wenn zu viele Anforderungen an sie gestellt werden, dann gehen langsam einzelne Teile und schließlich der ganze Apparat zu Grunde. Aber auch wenn die Maschine zu wenig arbeitet, rostet sie ein und verdirbt. Ein gewisses Maß von körperlicher Arbeit ist für jeden Körper unbedingt notwendig und erhält frisch und jung.

Vergleichen wir das Ergebnis der Statistik über die Sterblichkeit im Greisenalter, so finden wir, daß mehr Weiber als Männer ein hohes Alter erreichen. Zum Beispiel waren unter 744 Personen 254 Weiber, die über achtzig Jahre alt wurden. Darunter befanden sich:

27 Jungfrauen,	wovon	9	vornehmen Standes
29 Frauen,	„	6	„ „
198 Witwen,	„	41	„ „

In einer großen Stadt starben innerhalb eines Jahres von nahezu 200 000 Menschen:

Bildnis einer alten Frau.

Nach einem Gemälde von Heinr. Aug. Mansfeld.

(Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G. in München.

Im Alter von 80 Jahren	5 Männer	22 Weiber
" " " 81 "	8 "	8 "
" " " 82 "	11 "	11 "
" " " 83 "	7 "	11 "
" " " 84 "	4 "	11 "
" " " 85 "	3 "	6 "
" " " 86 "	6 "	8 "
" " " 87 "	6 "	5 "
" " " 88 "	2 "	5 "
" " " 89 "	2 "	3 "
" " " 90 "	3 "	7 "
" " " 91 "	— "	1 "
" " " 92 "	— "	5 "
" " " 93 "	— "	1 "
" " " 96 "	1 "	— "
" " " 97 "	— "	1 "
" " " 99 "	— "	1 "
" " " 100 "	— "	2 "
	58 Männer	108 Weiber

Diese Zahlen zeigen sehr deutlich die größere Anzahl von Weibern in den höheren Altersklassen.

Unter den Frauen des Altertums werden uns einige Beispiele sehr hohen Alters berichtet. Terenzia, die Frau des Cicero, wurde 103 Jahre alt. Eine gewisse Luceja soll noch im 112. Jahre als Schauspielerin aufgetreten sein. Für das Alter der Sarah, des Weibes des Stammvaters Abraham, die 127 Jahre alt geworden sein soll, gilt dasselbe, was wir schon bei den gleich hohen Zahlenangaben der Männer in dem Kapitel „Der Mann im Greisenalter" bemerkt haben, daß nämlich das Jahr nicht mit zwölf, sondern mit acht oder gar mit drei Monaten zu zählen sei. Die Frau des Georg Wunder, von dem im Kapitel „Der Mann als Greis" (S. 256 des 1. Teils dieses Bandes) berichtet wurde, soll ein Alter von 110 Jahren erreicht haben. Hufeland berichtet uns von einer russischen Bäuerin, die ein Alter von 115 Jahren, 9 Monaten und 4 Tagen erreichte, folgende interessante Lebensgeschichte:

„In dem zum Krongute Krassnoje-Sselo gehörigen finnischen Dorfe Tokatille, am Fuße der Duderhoffschen Berge (einige Meilen von Petersburg) lebte bis zum Jahre 1807 eine alte Bäuerin, Maria Willamo. Sie wurde im Jahre 1692 unweit Ropscha (gleichfalls ein Krongut) geboren, und erinnerte sich noch des ersten Eintritts der Russen ins Ingermanland. Im dreißigsten Jahre wurde sie an den Bauer Willamo verheiratet und gebar nach sieben Jahren den ersten Sohn, zwei Jahre nachher den zweiten und im siebenundvierzigsten Jahre eine Tochter. Ihr ganzes Leben hindurch nährte sie sich von Brot und Quas (ein säuerliches russisches Getränk von Mehl), und fand letzteres für den Magen sehr stärkend; starke Getränke hatte sie nie genossen, liebte aber das Tabakrauchen. Im Alter von hundert Jahren verlor sie den ersten Zahn, dem aber bald ein neuer folgte. Im hundertunddritten Jahre verlor sie den zweiten, der gleichfalls bald durch einen neuen ersetzt wurde, so daß sie bis zu ihrem Tode immer gute weiße Zähne behielt. Sie hatte große klare Augen und bis zum spätesten Alter ihr sehr scharfes Gesicht, vollen Verstand und gutes Gedächtnis. Noch drei Jahre vor ihrem Tode stieg sie in Begleitung ihrer Kinder, Enkel und Urenkel, deren Anzahl sich auf siebzig belief, auf den Duderhoffschen Berg, um in der dortigen Kirche zu beten; nach dieser Zeit aber wurde sie dahin gefahren. Sie starb den 10. September 1807 ohne alle Krankheit, in vollkommener Ruhe."

In Thorn starb am 7. August 1823 eine gewisse Heyda Josef im 120. Lebensjahre.

Ich selbst behandelte eine Frau, die im 105. Lebensjahre an einer Lungenentzündung starb. Bis zu dieser Erkrankung war sie vollständig gesund und lief mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die drei Treppen — so hoch befand sich ihre Wohnung — hinauf und hinab.

In den letzten Jahren wurde eine Reihe von hundertjährigen Frauen zu Grabe getragen. Zunächst die 113jährige Maria Magalhaens in Oporto, dann Elise Averdieck (Abb. 246), die im 100. Lebensjahre in Hamburg am 9. November 1907 starb, endlich Sophie Betthmann (Abb. 247), die am 11. Dezember 1907 in Göttingen im Alter von 100 Jahren verschied.

„Elise Averdieck wurde als zweite Tochter unter den zwölf Kindern einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie am 26. Februar 1808 zu Hamburg geboren und mußte früh in das Leben hinaus, da die Franzosenjahre den Eltern den Verlust ihres Vermögens gebracht hatten. Zuerst Gesellschafterin, dann Hausdame in einem orthopädischen Institut ihrer Vaterstadt, wußte sie ihrem pädagogischen Talent bald einen fruchtbaren Wirkungskreis durch Gründung einer Knabenschule zu schaffen, die sie vom Jahre 1837 bis zum Jahre 1856 mit selbstloser Hingabe und tiefem Verständnis für die kindliche Seele leitete. In dieser Tätigkeit fand sie die erste Anregung zur Abfassung ihrer Schriften, die sich fast ausschließlich an die Jugend wenden. Nach nahezu zwanzigjähriger erfolgreicher Wirk- die achtundvierzigjährige Da- Kranken zu, denen ihre erste zwei Gehilfinnen errichtete kenheilanstalt, aus der sie unter das Diakonissen- und Kran- burg entwickelte, dem heute chenheim, eine Kinderschule elf auswärtige Stationen an- Mutterhause aus versorgt siebzigsten Jahre legte Elise zigjähriger Tätigkeit die Lei- galt ihre Fürsorge bis an ihr lingsschöpfung. —

Abb. 246. Elise Averdieck.

war die Tochter des Wirts Christian Voigt, eines aus- nen Mannes, bei dem Karl kehrten. Bei dieser Gelegen- die Bekanntschaft beider Per- gern erzählte. Goethe ist ihr Gemessene im Gedächtnis ge- mehr als der typische be- erschienen sei. Später heira- nenwirt Betthmann in Göt- Betthmann bildete bis in die

samkeit als Lehrerin wandte me ihre Sorge wieder den Tätigkeit gegolten hatte. Mit sie im Jahre 1856 eine Kran- vielen Mühen und Sorgen kenhaus Bethesda in Ham- ein Kinderhospital, ein Sie- und ein Kinderheim, sowie geschlossen sind, die von dem werden. In ihrem dreiund- Averdieck nach fünfundzwan- tung der Anstalt nieder; doch Lebensende dieser ihrer Lieb-

Sophie Betthmann zum ‚Weißen Roß' in Er urt, gezeichneten, hochangesehe- August und Goethe gern ver- heit machte Sophie Voigt sönlichkeiten, von denen sie immer als der Würdevolle, blieben, während sein Freund häbige, humorvolle Thüringer tete Sophie Voigt den Kro- tingen. Das Haus von Sophie letzten Jahre hinein den Mittelpunkt eines geselligen, höchst anregenden Kreises."

Interessant ist der Vergleich der Todesursachen bei männlichen und weiblichen Todesfällen.

In nachfolgender Tabelle sind je 100 männliche und weibliche Todesfälle nach den Krankheiten, welche den Tod veranlaßten, zusammengestellt.

Krankheit	Männer	Weiber
Infektionskrankheiten	17,8	13,8
Konstitutionskrankheiten	23,1	25,1
Krankheiten der Nerven	14,5	9,0
Krankheiten des Herzens und der Gefäße	5,6	4,6
Krankheiten der Brustorgane	13,4	13,3
Krankheiten der Verdauungsorgane	9,5	12,5
Geburts- und Kindbettkrankheiten	—	9,1
Krankheiten der Brustdrüsen und weiblichen Organe	—	5,0
Andere Krankheiten	16,1	7,6
	100	100

Am auffallendsten ist die Differenz in der Gruppe der Nervenkrankheiten, zu welchen in dieser Zusammenstellung insbesondere auch Gehirnschlag und Gehirnerweichung gezählt wird, während doch sonst im allgemeinen die Frauen

als viel mehr nervenschwach veranlagt gelten, als die Männer. Erklärbar ist das Überwiegen des Prozentverhältnisses bei den Infektionskrankheiten, weil eben die Männer infolge ihres Berufes viel mehr infektiösen Einflüssen ausgesetzt sind, als die Frauen. Fast zehn Prozent aller Todesfälle bei Weibern sind auf Rechnung ihres Berufes als Mutter zu setzen, immerhin eine ganz bemerkenswerte Zahl. Man hat nicht so unrecht, wenn man behauptet, daß die Gefahren des Soldatenberufes beim Manne den Gefahren der Gebärtätigkeit des Weibes entsprechen. Auffällig ist das Überwiegen der Todesfälle bei Krankheiten der Verdauungsorgane zu Ungunsten des Weibes, diese Zahlen stehen mit den Erfahrungen ärztlicher Praktiker nicht recht in Einklang. Dieser Umstand ist vielleicht dadurch zu erklären, daß Krankheiten des Bauchfells, die in dieser Statistik unter die Krankheiten der Verdauungsorgane gezählt wurden, bei Frauen häufiger sind als bei Männern, obwohl der Ausgangspunkt und die Ursache solcher Bauchfellentzündungen in Erkrankungen der weiblichen Organe ihren Ursprung haben. Die genannten Zahlen beziehen sich auf alle Altersklassen.

Abb. 247. Sophie Betthmann.

Umfangreiche Zahlenzusammenstellungen, die sich auf je 10 000 kranke Männer und Frauen beziehen, haben ergeben, daß die Männer in allen Lebensperioden mehr Kranke und Erkrankungen aufweisen, als die Frauen, daß dagegen die mittlere Krankheitsdauer beim weiblichen Geschlecht eine größere ist als beim männlichen.

Bemerkenswert ist der Vergleich der Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Ländern. So kommen auf je 100 weibliche Todesfälle die nachfolgend genannten durchaus höheren Zahlen männlicher Todesfälle:

Italien	106	England	107
Frankreich	107	Deutsches Reich	109

Österreich	108	Rußland	104
Ungarn	108	Spanien	106
Belgien	107	Griechenland	110
Holland	104	Rumänien	117
Schweden, Norwegen, Dänemark	104	Serbien	116

Die Sterblichkeit der Männer ist also in allen Ländern eine durchaus größere als die der Frauen.

Unter den nicht durch Krankheit veranlaßten Todesursachen überwiegen in den Statistiken verschiedener Länder Selbstmord, Mord, Unglücksfälle und angeborene Lebensschwäche beim männlichen, Altersschwäche beim weiblichen Geschlecht. Die Männer sind ferner zu hitzigen (akuten) Krankheiten mehr veranlagt als die Weiber. Anderseits überwiegen die schleichenden (chronischen) Krankheiten beim weiblichen Geschlecht. Die Sterblichkeit an Tuberkulose ist beim männlichen Geschlecht größer als beim weiblichen. Hingegen ist das weibliche Geschlecht erheblich mehr zur Krebserkrankung veranlagt als das männliche.

Die Charaktereigentümlichkeiten des Weibes verändern sich im Greisenalter insofern, als das Weib gewisse Eigenschaften, die sich auf ihre körperliche Schönheit beziehen, verliert. Eitelkeit, Putzsucht, Gefallsucht, Koketterie hören meist mit dem Augenblick auf, wo sich die körperlichen Reize verlieren. Überdauern sie aber diesen Zeitpunkt, wie es zuweilen vorkommt, dann erhält das ganze Gehaben und Gebaren des Weibes einen lächerlich-komischen Anstrich. Es findet sich dies weniger bei verheirateten Frauen und Müttern, als bei alten Jungfern (vgl. das vorhergehende Kapitel). Den gleichen Eindruck erhält man von Damen aus den höheren Gesellschaftskreisen, die zeitlebens gewohnt waren, daß man ihnen mit mehr oder minder Berechtigung den Hof macht, und wenn sie älter geworden sind, dies sehr schwer vermissen.

Zuweilen stellt sich auch ein verspäteter Liebesfrühling ein, und wir beobachten sehr oft die merkwürdige Tatsache, daß alternde Frauen junge Männer anzulocken suchen, um mit ihnen mehr oder minder intime Verhältnisse anzuknüpfen. Man begegnet dieser Erscheinung merkwürdigerweise nicht nur bei den höheren Ständen, sondern auch in den niedersten Volksklassen. Fünfzigjährige Frauen haben zwanzig- und dreißigjährige Männer zu Liebhabern. Für den Mann spielt in solchen Fällen begreiflicherweise nicht die geschlechtliche Anziehung eine Rolle, sondern die Versorgung und der Unterhalt, den die Geliebte ihm bietet, selbstverständlich eine der ekelhaftesten Erscheinungen männlicher Entartung, die man füglich als Prostitution bezeichnen kann. Spielt das Geld eine besondere Rolle und ist sein Besitz nur durch eine Heirat zu erreichen, dann pflegen solche Männer auch vor dieser nicht zurückzuschrecken.

In ein anderes Kapitel gehört die Erscheinung, daß geistig sehr hochstehende Frauen mit männlichem Einschlag, auch wenn sie schon das Matronenalter erreicht haben, jüngere willensschwache und geistig unbedeutende Männer am Gängelbande führen und unter das Joch ihrer Herrschaft zwingen. Man

sieht dies namentlich dann, wenn die Frauen selbständige Geschäfte führen und der Mann gleichsam nur der Gehilfe der Frau ist. Man beobachtet da oft eine eigentümliche Umkehrung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, man sieht, wie die Frau ängstlich bemüht ist, den Mann zu pflegen und zu hätscheln und ihn wie eine Art Spielzeug zu betrachten.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 248. Bildnis einer alten Frau.
Nach einem Gemälde von Juseppe di Ribera.

Die Matrone zieht sich meist in ihr Heim zurück, sie findet Gefallen an Blumenpflege, an der Zucht von Hühnern (Abbild. 248) und hält gerne Hunde, noch lieber Katzen (vgl. das Kapitel „Das Weib als alte Jungfer"). Sonntags besucht sie gern die Kirche und auch zu Hause hält sie viele Stunden aufrichtiger Andacht. Wie inbrünstig betet die Alte auf dem Gemälde von Nic. Maes (Abb. 249) und wie andächtig liest die alte Frau in ihrem Gebetbuch auf dem Bilde von L. v. Löfftz (Abb. 250). Darum werden Greisinnen häufig mit dem Gebetbuch in der Hand (siehe Kunstbeilage „Bildnis einer alten Frau") dargestellt.

Die Klatschsucht, die dem Weibe überhaupt eigentümlich ist, — „das Schwatzen", sagt Möbius, „gewährt dem Weibe unendliches Vergnügen, ist der eigentliche weibliche Sport" — pflegt sich im Matronenalter noch bis in das Ungemessene zu steigern. Aber während sie in jüngeren Jahren einen mehr harmlosen Charakter hatte, nimmt sie jetzt einen giftigen, boshaften an, der geradezu gefährlich genannt werden kann. Mißgunst und Scheelsucht mischen sich mit diesen Eigenschaften; nicht nur jede jüngere, mit körperlichen Reizen begabte, sondern auch jede materiell bessergestellte Geschlechtsgenossin wird als Rivalin angefeindet und heimlich und offen mit giftigen Pfeilen des Wortes und der Tat überschüttet. So wird es für das alternde Weib eine Lust, Unfrieden zu stiften, glücklichen Ehefrieden zu stören, mit Zuträgereien aufzuwarten und recht fein und listig zu intrigieren. „Es ist möglich, daß die

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 249. Alte betende Frau. Nach einem Gemälde von Nic. Maes.

Bosheit den alten Weibern deshalb so schwer angerechnet wird," meint Möbius, „weil sie häßlich geworden sind. Häßlich heißt hassenswert und das Volk haßt alles Häßliche. Alte Weiber, die boshaft sind, waren es wahrlich auch schon in der Jugend, nur hatte man ihnen die Bosheit nicht angekreidet, solange sie körperliche Reize hatten."

Die Habsucht und der Geiz, die wir schon als eine Eigenschaft des männlichen Greisenalters kennen gelernt haben, finden sich in gleicher Stärke auch bei dem Weibe, zumal die Möglichkeit, neues Vermögen zu erwerben, nur eine geringere ist.

Der Hang zum Glauben an übernatürliche, mystische Ereignisse, der jedem Weibe innewohnt, erhöht sich im Greisenalter und nimmt ganz eigentümliche,

wunderliche Formen an. So entstehen die Kartenschlägerin, die Wahrsagerin, die Traumdeuterin, die mit ihrem Glauben und Aberglauben auch die Jugend zu bestricken suchen.

Jedes Weib ist eine geborene Schauspielerin; ihm ist die wunderbare Gabe der Verstellungskunst angeboren. Dem jungen, schönen Weibe verargt man das „Lügen" nicht, wenn es sich auf geschlechtliche Dinge bezieht, es wird aber unerträglich und verdammenswert, wenn es auch von der Matrone ohne besonderen Grund stetig angewendet wird.

Die geistigen Fähigkeiten des Weibes werden im Matronen- und Greisenalter allmählich mehr und mehr vermindert. Mit dem Aufhören der Monatsregel treten zunächst gewisse krankhafte Störungen ein, die sich in Aufregungszuständen, Blutwallungen, Herzkrämpfen und vorübergehenden Geistesstörungen äußern. Solche Zustände dauern oft zwei bis drei Jahre, dann legt sich der Sturm, das Geschlechtsleben hat aufgehört, und bei den innigen Beziehungen zwischen Geschlechtsorganen und Gehirn ist es erklärlich, daß auch die Gehirntätigkeit nachläßt. „Es stört dies im gewöhnlichen Leben", meint Möbius, „nicht weiter, weil in diesem keine außerordentlichen geistigen Anforderungen an die Frau gestellt werden."

Ausnahmen muß übrigens auch er zugeben und er spricht von der „erstaunlichen Frische bis ins hohe Alter hinein" bei manchen alten Frauen.

Die Schwäche der Urteilskraft, die Versteifung des Geistes, die Herrschaft des Eigensinnes, die Neigung, kleinliche Dinge mit großer Wichtigkeit zu behandeln, wird im Alter der Frau immer vortretender und deutlicher. Das zeigt sich nicht nur im Disput zwischen Mann und Weib, sondern

Nach einer Photographie der Photographischen Union in München.

Abb. 250. Alte Frau. Nach einem Gemälde von L. v. Löfftz.

auch in Rede und Gegenrede zwischen Weibern untereinander. „Wer nicht das Glück gehabt hat," spottet Möbius, der schon mehrfach erwähnte Arzt-Philosoph, „die Besprechungen älterer Damen mit anzuhören, kann sich kaum eine Vorstellung von der Länge und Leere der Gespräche machen. Das schlechteste Thema wird zu unzähligen Variationen verarbeitet, und die scharfen Tempi wiegen vor. Das Bild vom Fluß der Rede hat mannigfache Abwandlungen erfahren: Dachtraufe, plätschernde Wellen u. s. w., am besten ist vielleicht die Vergleichung mit einer leergehenden Mühle."

Abb. 251. Vorwärts, Großmutter!
Nach einem Gemälde von J. Bouquet.

Von den guten Eigenschaften des Weibes verbleiben zunächst alle, die sich auf den mütterlichen Beruf beziehen. Die Liebe und Fürsorge für ihre Kinder verstärken sich sogar in dem Maße, als die geschlechtlichen Lockungen wegfallen, wenn das Weib aufhört Weib zu sein und nur Mutter bleibt. Die Matrone verfolgt mit ängstlichen Blicken den Sohn, den sein Schicksal weit hinaus in ferne Länder und in unbekannte Gefahren treibt, sie sieht der Tochter als Braut, als Ehegattin, als Gebärende und Wöchnerin bei und verteilt und verbreitet ihre fürsorgende Liebe auf die Schar der Enkel. Noch bis ins höchste Alter betreut sie, obwohl manchmal den Anstrengungen der Kinderpflege nicht mehr gewachsen, die Jugend. Großmütterchen auf dem Bilde von J. Bouquet (Abb. 251) ist eingeschlummert, während sie dem kleinen Enkel die Suppe geben soll. Er erweckt sie, mit dem Händchen tätschelnd, aus dem Halbschlaf.

Einen üblen Ruf erhält die Frau als Schwiegermutter, weil sie in ihrer Sucht, das geliebte Töchterchen zu schützen und zu hätscheln, gegen deren Fehler und Untugenden blind ist und dem Schwiegersohn die Schuld an manchem Mißgeschick zuzuschieben trachtet. Sie sieht im Eidam den Räuber, der ihr das Liebste geraubt. Die in Posse und Lustspiel vielverspottete Figur der

Schwiegermutter findet sich im Leben nicht immer wieder, und man begegnet oft einer rührenden Harmonie zwischen diesen „lieben Verwandten". An manchem Zwiespalt mag übrigens oft der Umstand schuld sein, daß jeder Haushalt nicht zwei weibliche Wesen nebeneinander verträgt und daß namentlich in der jungen Ehe auch die Mutter als unwillkommener Störenfried empfunden wird. Dies gilt insbesondere für die Mutter des Ehemanns, die in der Schwiegertochter nicht immer alle jene guten Eigenschaften wieder findet, die sie selbst zu besitzen glaubt. Auch der Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen altväterischen und modernen Anschauungen in Lebensführung und Lebensunterhalt spielt für solche „friedliche Gegensätze" eine gewichtige Rolle.

Abb. 252. Erinnerung an vergangene Zeiten.
Von Bertrand Boutée.

Auch im Eheleben vertieft und verstärkt sich die Gattenliebe im Alter. Die anderen Männer haben bei der Frau an Interesse verloren, weil sie ihr auch kein Interesse entgegenbringen. Das Alter vereint, die gemeinsame Erinnerung an süße Zeiten der jungen Liebe, an mannigfache Wechselfälle gemeinsam verbrachten Lebens, Glück und Unglück zieht in heiteren und ernsten Bildern vor den geistigen Augen der beiden Alten vorüber, die müde ausruhen nach des Tages und des Lebens mühevoller Arbeit, wie uns dies Bertrand Boutée in seiner Skulptur „Erinnerung an vergangene Zeiten" (Abb. 252) zeigt.

Traurig wird der eheliche Zustand nur dann, wenn der Gatte kein Zeichen von Gegenliebe äußert, wenn er die ihm angetraute Gattin zu dem Zeitpunkt zu lieben aufhört, wo deren körperliche Reize schwinden. Am ehesten ist dies noch der Fall, wenn der Mann jünger als die Frau und dem inneren Triebe folgend geschlechtliche Reize sucht und meist auch bei anderen Frauen findet. Solch ein trauriges Ende ist Heiraten zwischen alten Frauen und jungen Männern immer vorauszusagen, ja meist schon dann, wenn Mann und Weib im gleichen Alter eine Ehe eingehen. Der Mann ist eben durchschnittlich zehn Jahre jünger als die gleichaltrige Frau — ein Gesetz der Natur, dem zuwiderzuhandeln verboten ist.

Irrt der Ehemann von dem ehelichen Pfade ab und merkt die Gattin, daß sie vernachlässigt wird, ahnt sie die Rivalin, ohne sie zu sehen, dann ist es meist mit dem ehe-

lichen Frieden zu Ende. Nur wenige Frauen können entsagen, nur vereinzelte verzönnen den Geliebten einer anderen. Darum hat der Dichter — es ist der böhmische Volksdichter Jaroslaw Vrchlicky — recht, der da singt:

— — — ein Weib verzeiht
Untreue nie, wär' noch so weich ihr Herz.
Sie kann verzeihen, daß ihrer du vergessen,
Daß du vertan, was ihre Mitgift war,
Daß du mißachtet sie, ja selbst geschlagen —
Doch daß du eine andere dir erwählt,
Verzeiht sie nie.

Im Gegensatz zu den klatsch- und zanksüchtigen alten Weibern gibt es auch Matronen im Sinne der alten Römer. Die Matrone war die ehrbare, verheiratete Frau, der man die größte Achtung schuldig war und die nur zu berühren schon als Verbrechen galt. Diese Ehrerbietung genießt die Frau, welche Gattentreue und Mutterliebe verkörpert, welche Trost dem Elend bringt und Tränen der Armut trocknet. Als gütige Feen wandeln diese Frauen auf der Erde, sie üben Wohltaten aus als Pflegerinnen, als Mitglieder im stillen wirkender Wohltätigkeitsvereine, als Waisenmütter; sie beteiligen sich an der Tätigkeit der Volksküchen, Säuglingsheime, Krippen, der örtlich umgrenzten Tuberkulosefürsorge u. s. w. Sie werden Mütter des Volkes und an ihnen bewahrheitet sich das Wort des Philosophen Sainte-Foy: „Das Frauenherz ist ein Abgrund von Liebe." — Die Frau denkt und spricht mit dem Herzen; kann sie nicht mehr als Weib lieben, hat sie nie Liebe zu Kindern fassen können, oder sind die Kinder selbst als Erwachsene ihrer Fürsorge entrückt, dann sucht das Herz ein neues Feld für seine Tätigkeit. Jokai nennt das weibliche Herz ein unendliches Meer: „Weißt du, was seine Wogen bewegt? Weißt du, was die dunkelgrüne Tiefe birgt? Weißt du, was die fallenden Sterne dem grenzenlosen Wasser zuflüstern? Weißt du, was heiß von einem Ende der Welt zu dem anderen fließt? Weißt du, was darin aufleuchtet in dunkler Nacht? Wenn du all das weißt, dann ahnst du noch nicht, was in einem weiblichen Herzen wohnt ..."

Wel[illegible]ary

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Gesundheit.

Ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung.

Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann.

Unter Mitwirkung von 55 hervorragenden Ärzten, Professoren und Privatdozenten des Deutschen Reiches, Österreichs, Ungarns und der Schweiz herausgegeben von

Prof. Dr. R. Koßmann und Privatdozent Dr. Jul. Weiß.

Zweite, neubearbeitete, von Privatdozent Dr. **Jul. Weiß** herausgegebene Auflage.
1656 Seiten Text mit 280 Abbildungen, 10 bunten und 8 einfarbigen Einschalttafeln.

2 Bände. :: Gebunden Preis 85 Mark.

Zu diesem Preise, der unverbindlich ist und bei weiterem Ansteigen der Kosten erhöht werden muß, tritt der allgemeine Teuerungszuschlag.

= Das hygienische Hausbuch der Gebildeten. =

„**Die Gesundheit**" ist ein Werk, wie es in solcher Eigenart bisher noch von keiner Seite geboten worden ist, das überall dort willkommen sein wird, wo man den Auswüchsen der neueren Zeit auf gesundheitlichem Gebiet abhold ist, wo man Wert darauf legt, seine Belehrung über gesundheitliche Dinge aus einem wissenschaftlich einwandfreien und in allen Stücken auf der Höhe der Forschung stehenden Buch zu schöpfen. Das Werk steht auf der Höhe der ärztlichen Wissenschaft, es umfaßt das gesamte Gebiet der Heilkunde, einschließlich des sexuellen, enthält alle Errungenschaften der neuesten Forschung und legt Wert darauf, über die richtige Einwirkung von Bewegung, Luft, Licht, Wasser und Diät aufzuklären und zu deren Nutzbarmachung anzuleiten.

. . . Ein reiches und inhaltschweres Buch ist hier geschaffen. Die Namen erster Autoritäten finden sich als Verfasser der einzelnen Kapitel und geben eine Gewähr dafür, daß nur das Beste gegeben wird. . . Es wäre wirklich dringend zu wünschen, daß in jedem Hause ein solches Werk existierte und auch gelesen würde, und sicherlich ist es nützlicher, dieses Buch zu schenken, als die Zahl der Blumenvasen, Sofakissen und anderer beliebter Gaben zu vermehren.

Der Tag, Berlin.

Verzeichnis der Mitarbeiter: Dr. **Arnd**, Privatdozent, Berlin. Dr. **Ritter v. Basch**, Prof., Wien. Dr. **v. Brandt**, Prof., Klausenburg. Dr. **Brieger**, Prof., Berlin. Dr. **Büdinger**, Prof., Wien. Dr. **Buschke**, Prof., Berlin. Dr. **H. Cohn**, Prof., Breslau. Dr. **v. Criegern**, Prof., Kiel. Dr. **Czerny**, Erz., Prof., Heidelberg Dr. **Dannemann**, Prof., Gießen. Dr. **Eichhorst**, Prof., Zürich. Dr. **v. Elischer**, Prof., Budapest. Dr. **Erben**, Prof., Wien. Dr. **Fick**, Privatdozent, Zürich. Dr. **Finger**, Prof., Wien. Dr. **Freud**, Prof., Wien. Dr. **G. Fritsch**, Prof., Berlin. Dr. **Gusserow**, Prof., Berlin. Dr. **Haug**, Prof., München. Dr. **Herz**, Privatdoz., Wien. Dr. **Herzfeld**, Prof., Wien. Dr. **Heymann**, Privatdoz., Leipzig. Dr. **Hilbert**, Prof., Königsberg. Dr. **Jessen**, Prof., Straßburg. Dr. **Johannessen**, Prof., Christiania. Dr. **Jurasz**, Prof., Heidelberg. Dr. **Kisch**, Prof., Wien. Dr. **Kleinwächter**, Prof., Czernowitz. Dr. **Krebs**, Chefarzt, Aachen. Dr. **Kromayer**, Prof., Berlin. Dr. **Leo**, Prof., Bonn. Dr. **Lesser**, Prof., Berlin. Dr. **v. Leyden**, Prof., Berlin. Dr. **Loos**, Professor, Innsbruck. Dr **Lubarsch**, Prof., Kiel. Dr. **Mann**, Prof., Breslau Dr. **v. Mosetig-Moorhof**, Prof., Wien. Dr. **Joh. Müller**, Prof., Würzburg. Dr. **Nékám**, Prof., Budapest. Dr. **Niedner**, Oberstabsarzt, Berlin. Dr. **Frhr. v. Notthafft**, Prof., München. Dr. **Pfister**, Prof., Freiburg i. B. Dr. **Pistor**, Geh. O.Med.Rat, Berlin. Dr. **Rählmann**, Erz., Prof., Weimar. Dr. **Ruge**, Prof., Kiel. Dr. **Schreiber**, Prof., Magdeburg. Dr. **Schütz**, Prof., Wien. Dr. **Seeligmüller** †, Prof., Halle a. S. Dr. **Seeligmüller**, Nervenarzt, Halle. Dr. **Senator**, Prof., Berlin. Dr. **Sommer**, Prof., Gießen. Dr. **Stadelmann**, Prof., Berlin. Dr. **Vulpius**, Prof., Heidelberg. Dr. **Wachholz**, Prof., Krakau. Dr. **Br. Wolff**, Frauenarzt, Berlin

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Max Klinger

von

Willy Pastor.

Zweite, vermehrte Auflage.

Mit 199 Seiten Text und 90 Bildertafeln in feinstem Lichtdruck.

Gebunden Mark 35.—

zuzüglich des buchhändl. Teuerungszuschlags.

An die Schönheit.

Kupferätzung nach der berühmten Radierung des Meisters.

Bildgröße 35 × 26 cm.

Preis Mark 35.—

Epithalamia.

Umrahmungen in Federzeichnung

von

Max Klinger,

mit Text von Elsa Asenijeff.

Titel und 16 Gravüren in der Größe der Originale.

In Mappe Mark 500.—

Amsler & Ruthardt, Berlin W. 8.